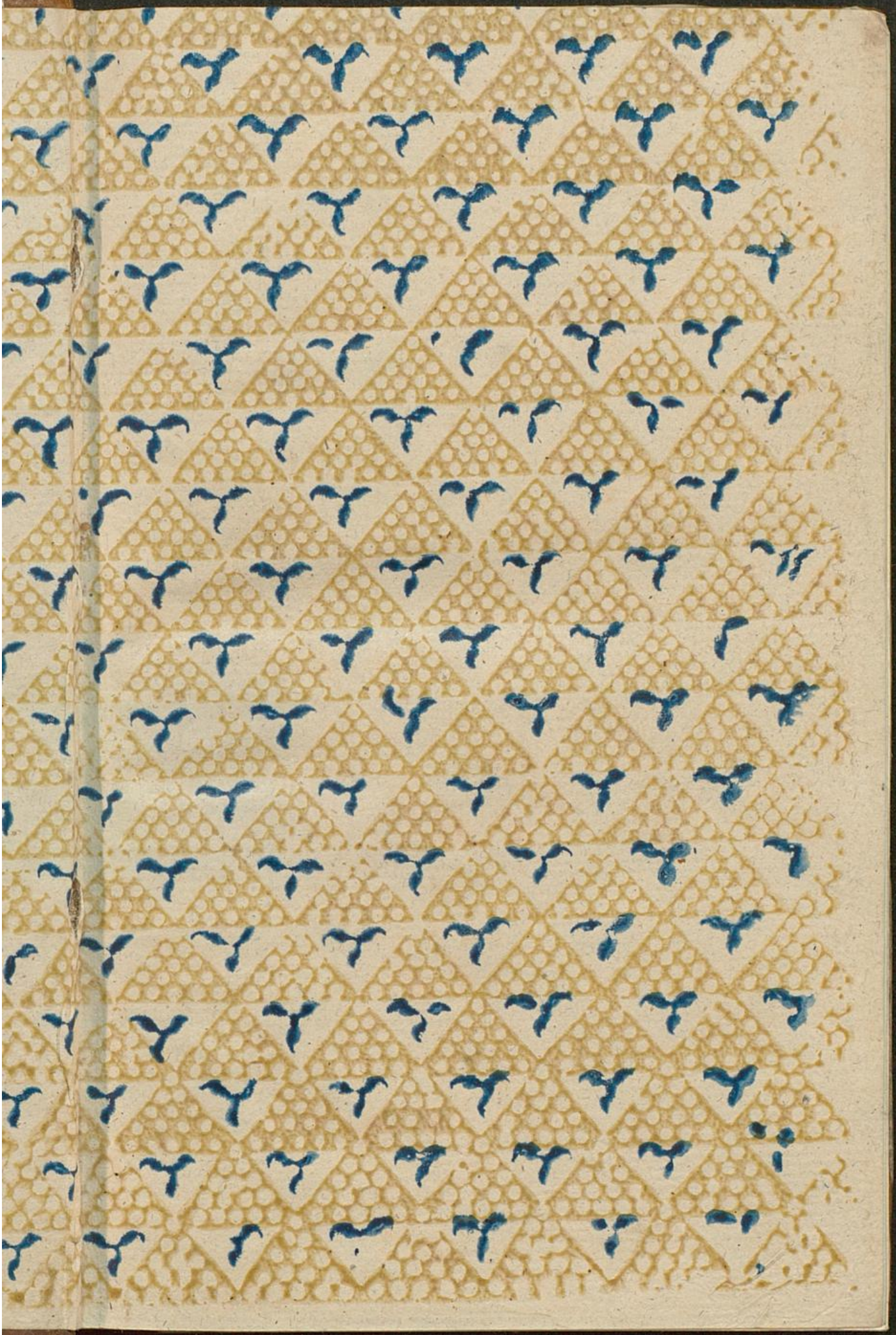


Mit 13 Modelkupfern,
2 Kupfertafeln u.
1 Blatt Noten

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
1821.

Drittes Quartal des sechsten Jahrgangs.

Auf Kosten des Herausgebers
Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

C. B.

Rara
Za
8582.

Universitätsbibliothek
Düsseldorf

Inhaltsverzeichniß

des dritten Quartals des sechsten Jahrgangs

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Beurtheilungen und Rezensionen theatralischer Vorstellungen.

Reue und Ersatz. 686.
Die unterbrochene Whistparthie. 687.
Die eifersüchtige Frau. 687.
Bayard. 687.
Der Barbier von Sevilla. 696.
Die Waise aus Genf. 698. 864.
Über die Leistung des großherzogl. weimarschen Kammersängers Hrn. Moltke. 727.
Das unterbrochene Opferfest. 751.
Die Reise durch die Luft. 751.
Die seltsame Lotterie. 760.
Lodoiska. 766.
Heinrich IV. vor Paris. 783.
Der Korsar aus Liebe. 791.
Über einige Gastrollen der Mlle. Herbst und des Hrn. Wohlbrück. 815.
Das Vergißmeinnicht. 816.
Die Räuber. 823.
Zriny. 832.
Der Amerikaner. 839.
Der Geitzige. 854.
Der Spieler. 856.
Das Bild. 872.
Torwaldo und Dorliska. 891.

Partheywuth. 900.
Raoul Blaubart. 924.
Der leichtsinnige Lügner. 966.
Der Mann von vierzig Jahren. 966.
Das Konsilium. 967.
Die beyden Billets. 967.
Fridolin. 976.
Der alte Geist in der modernen Welt. 985.

Mitgetheilte Proben aus dramatischen Werken.

Expositionsscenen aus dem Trauerspiele: Johanne Gray, von Dr. Eduard Sommer. 661. 668. 678.

Literarische und Kunst-Nachrichten.

Aus Pesth über des Hrn. von Igaz ungrisches Taschenbuch und Hrn. von Döbrenteys ausländisches Theater. 696.
Stammbuch in der gräflich Dietrichstein'schen Wiener Handschrift des Titurel. 737. 745. 753.
Das Bild. Trauerspiel von Ernst von Houwald. 776.
Über die neuentdeckte Venusstatue von Melos, von G. L. P. Sievers. 901. 909.
Notizen über das spanische Theater in Madrid, von N. Fürst. 954.
Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821. 962. 974. 982.
Literarische Anzeige, die Geschichte von Madeira betreffend. 984.

Musikalische Notizen und Beurtheilungen.

Über das von Hrn. Gebauer geleitete concert spirituel. 667.
Über ein Konzert der Mad. Marianne Sessi. 782.
Scenen aus der Oper: Die Horatier und Curiatier, von Mad. M. Sessi. 908.
Über eine Leistung des Sohns des verewigten Mozart. 840.

Kosmologische und naturwissenschaftliche Gegenstände.

Notizen für Liebhaber der Botanik. 668. 688. 728. 752. 760. 792. 816. 856. 940.
Brasilianische Haselnüsse, von L. Trattinnick. 703.
Nachrichten von einem in Wien gebornen Affen, von Jos. Held. 717.
Über Wetterpropheten, von J. J. Littrow. 793. 801. 809. 817.
Einiges über den unlängst aus Hayti lebend erhaltenen Krokodil, von Fitzinger. 825.
Über den krebsartigen Kiefenfuß, von V. Kollar. 833.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin. 692. 705. 714. 750. 758. 938. 964.
» Grätz. 707. 898.
» London. 713. 871. 883. 889. 895. 906. 914. 921.
München. 742. 847. 923.
» Augsburg. 743. 848. 932.

Aus Dresden. 744. 890. 953.
» Hamburg. 773.
» Venedig. 781.
» Pesth. 830. 839. 946.
» Breslau. 861. 869.
» Rom. 930.

Mannigfaltiges.

Pariser Charakteristiken von G. L. P. Sievers. 665. 672.
Skizzen aus Paris von G. L. P. Sievers. 724. 735. 798. 806. 813. 822. 828. 836. 852.
Die Krönung der Könige von England und die dabey Statt findenden Feyerlichkeiten. 683. 689.
Anzeige der vollzogenen Bestimmung der Preise und der Accessit von den am 10. Decemb. 1819 bekannt gemachten Preisaufgaben. 785. und 817.
Briefe aus Sizilien. 841. 849. 857. 865. 877. 885. 893.

Romantische Dichtungen, Erzählungen, Mährchen und Novellen.

Der Wohlthat Lohn, eine Novelle aus dem Magyarischen des Freyherrn von Podmaniczky übers. von Georg von Gaal. 709. 717. 719. 729.
Ideal und Wirklichkeit. 761. 768. 777. 787.
Minnefriede, Novelle von Helmine Chezy. 917. 925. 933. 941. 949. 957. 969.
Eine arabische Erzählung aus dem Englischen von Georg von Gaal. 977.

Gedichte, Lieder, Romanzen, Balladen, Legenden.

Nacht und Tag, von Franz Gräffer. 686.
Maylied, von Helmine. 692.
Die Mähr von Lachsenburg, von Jul. Max Schottky. 701.
Die hohe Maid, von demselben. 734.
Glaube, von Friederike Susan. 719.
Von einem frommen Ordensmann, welcher einem unvernünftigen Vöglein lehrte singen: Ave Maria, von Jul. Max Schottky. 741.
Erprobter Liebeszauber, von demselben. 749.
Freundes Warnung, von Louise Brachmann. 773.
Die Locke, von derselben. 773.
Was ist die Thräne? von Craigher. 786.
Des Armen Leichenzug und Grab, von Joh. Grafen Mailath. 797.
Einst und Jetzt, von Kupelwiser. 835.
Hoffnung, von Jos. Moshammer. 852.
Des Heilands Gestalt, von Jul. Max Schottky. 860.
Gebeth, von Friederike Susan. 868.
Die Mähr vom Riesen, von Jul. Max Schottky. 881.
Sturm und Klarheit, von Carl Lindau. 895.
Lord Ullins Tochter, Ballade aus dem Englischen von Georg von Gaal. 929.
Erdberg im Jahr 1734, aus dem Lateinischen von Gottl. Leon. 945.
Die Einsiedeley, von J. von Hammer. 981.

Sinngedichte. Charaden.

Zweysylbige Charade. 704.

Gelegenheitsgedichte.

Als ein Freund nach Italien ging, von Helmine. 781.
Mein Asyl, von Johann Langer. 827.
Die Götter des häuslichen Glücks, bey der Vermählung einer Freundinn, von Louise Brachmann. 936.
Beym Anblick Prags, von A. von Maltitz. 961.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 3. July 1821.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. WW. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. WW. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Expositionsscenen aus dem Trauerspiele;
Johanne Gray,
von
Dr. Eduard Sommer.

Erster Akt. Erste Scene.

Königlicher Pallast.

Harford, Bürger von London
Longwy, » » »
Linston, » » Norwich
} Mitglieder des Unterhauses.

Longwy.

Hier im Pallaste! — was mag das bedeuten?

Harford.

Glaubt mir das, Sir, das ist kein gutes Zeichen.

Linston.

Ihr habt den Spleen.

Harford.

Denkt der vergang'nen Zeit,
Wie oft hab' ich's euch grad' voraus verkündet!
Als er noch Varvic hieß, ich sagt's euch gleich,
Der steigt einst hoch und wär's auch über Gräber.

Longwy.

Wahr ist's, ihr seyd ein wackerer Prophet.

Harford.

Echt britt'scher Sinn geht forschend in die Tiefe,
Dringt in den Kern, das Mark des Lebens ein,
Und läßt sich nicht von äußrer Schale blenden.

Wer den Baum stürzt, der ihm den Schatten gab,
Der ihn erquickt, genährt mit seinen Früchten,
Der stürzt auch mehr, — den hält nichts weiter auf —

Longwy.

Wohl rath ich es, wohin ihr deutet, Sir,
Auf des Protektors Fall, des Sommerset,
Das war ein Volksfreund noch, ein edler Mann,
Von echt altenglisch treuem Biedersinn,
Der ehrte Freyheitsbrief und alte Sitte.
Wie anders war's, als der am Ruder stand!
Da war das Wort noch frey, jetzt späht der Argwohn
Uns den Gedanken aus der finstern Stirne,
Und spinnt uns draus die Schlingen des Verderbens.

Linston.

Ihr bürdet Seymours Fall Northumberland
Mit Unrecht auf, war's Palmens Zeugniß nicht?

Longwy.

Das falsche, das Northumberland erkauft?
Hat's Palmen auf dem Todbett doch gestanden.

Linston.

Und warum hätt' er Sommerset gehaßt?
Legt dieser doch den Grundstein seiner Größe.

Harford.

Dafür erbaut' er ihm das Blutgerüst,
Und sein Schaffot ward ihm zur Herzogsstufe.

Longwy.

Schwer über seinem Haupte hängt der Fluch
So vieler Opfer seines blut'gen Hasses;
Noch hör' ich Ritter Vanés letztes Wort,
Das rachemahnend er zum Himmel sandte.
Wie lang' auch der Vergeltung Stunde schläft,
Einst trifft sie doch zerschmetternd auf den Sünder.

Linston.

Ihr richtet auch gar streng und wunderlich,
In der Partheyen schonungslosem Kampf
Muß man vernichten, oder selber stürzen.
Was ihr auch Schlimmes von dem Herzog sagt,
Ein tapfrer Feldherr, — das müßt ihr ihm lassen.

Harford.

Er ist des Mordens Meister, wenn zumahl
Den Feind er sich vom Hinterhalt erzielet.

Linston.

Ein feiner Staatsmann, listig, schlau gewandt.

Harford.

Ja, darin buhlt er mit dem Teufel selber.
Aus nicht'gem Dunkel kroch er schlau hervor,
Und Mord und Trug ward ihm zur Ehrenstaffel;

Am Throne steht er, faßt das Zepter an,
Was gilt's, er öffnet sich die letzte Schranke,
Sein ist die Krone selbst.

Linston.

Ihr geht zu weit,
Dem König war der Herzog stets ergeben,
Und unauflösbar ward der Treue Band
Durch's Testament —

Harford.

Da irrt ihr, wie der König,
Der fesselte durch solche Wohlthat nicht
Den Günstling an sich selbst, nur an den Preis,
Den er an's Ziel der eignen Laufbahn setzte.
Und weil dem treuen Herzog nun bedünkt,
Als sey die Krone für des Königs Haupt
Zu schwer, so löst er sanft ihn von ihr ab,
Ja selbst zum Dank von jeder Last des Lebens.

Linston.

Welch schmählicher Verdacht!

Longwy.

So saht ihr's nicht,
Wie schnell nach jenes Testamentes Schluß
Des Königs frische Jugendkraft zerfiel,
Sein Aug' erlosch, die Wange ihm verblühte?

Linston.

Ein traur'ger Zufall.

Harford.

Freylich weiter nichts,
Northumberland ist ja kein Kräuterkenner,
Er brachte nur ein Zeichen seiner Liebe;
Wie mocht' er wissen, daß sich der Verrath,
Die Natter unter Blumen auch verberge?

Linston.

Ich faß' Euch nicht.

Zweyte Scene.

Vorige, Berkey.

Berkey.

Ihr Herrn, seyd mir willkommen.

Harford.

Ihr ließt heut, Berkey, lange eurer harren,
Es scheint, als lerntet ihr das Vornehmthun; —
Uns rechnet nicht zu eurem Hofgesinde.

Berkey.

Vergebt mir Sir, nur dringende Geschäfte,
Der Dienst Northumberlands. —

Harford.

Da habt ihr Recht,
Man muß die Gunst des Augenblicks ergreifen;
Wer sich an eines Geyers Kralle hängt,
Der fliegt auch hoch. Meint ihr?

Berkey.

Wie deut' ich das?

Harford.

Erklärt's euch nur nach eigenem Belieben.

Berkey.

Ihr seyd zu munterm Wortspiel heut geneigt,
Doch unglückdrohend mahnt uns das Geschick
Zu tief erwognem, ernstem Rath und Werke.
Der König, sagt man, liege im Verscheiden,
Sey jetzt vielleicht nicht mehr; zwar, wie ihr wißt,
Steht diese Trauerbothschaft uns bevor,
Doch ich verbürg' sie nicht —

Longwy.

So furchtbar schnell?

Linston.

Ward doch von seiner Krankheit kaum uns Kunde.

Harford.

Vielleicht? sagt man? solch Schwanken ziemt euch nicht,
Mit Zuversicht muß ein Geweihter sprechen.
Des Lebens Pulsschlag darf nicht weiter geh'n,
Als ihm sein Ziel gesetzt.

Berkey.

Ihr sprecht in Räthseln.

Harford.

Ihr seyd zu schlau dieß aufzulösen, das
Müßt ihr mir aber, Berkey, doch gesteh'n,
Es gibt Verlust, der Lust und Vortheil bringt,
Der Tag der Trauer kommt euch wohl gelegen.

Berkey.

Ihr thut mir Unrecht Sir, des Königs Tod
Betrübte tief mich, war er doch ein Herr
Von reifer Einsicht in so frühen Jahren.

Longwy.

Von mildem Herzen und so hellem Geist.

Harford.

Von hellem Geist, jedoch von blödem Auge,
Die Taube für den Habicht anzusehn,
Und jene zu erlegen, um den Habicht
Der Taube gleich zu füttern. —

Linston.

That er das?

Longwy.

Die Hoffnung Englands sinkt mit ihm zu Grabe.

Berkey.

Doch schimmernd wird sie dem verwaisten Land
Im Morgenroth des schönern Glücks erscheinen.

Linston.

Wer ist nun Herr, wer Erbe unsrer Krone?

Berkey.

Des Königs Testament bestimmt's ja klar.

Harford.

Sagt's frey, warum habt ihr uns herbeschieden?

Berkey.

Die Freude euch zu sehn. —

Harford.

Ist uns entbehrlich.

Berkey.

Wenn nebenbey ein guter Zweck befördert —

Longwy.

Den suchen wir, Sir, wahrlich nicht bey euch.

Berkey.

Ich weiß, ihr Herrn seyd Männer von Gewicht —

Harford.

Das möchtet ihr in eure Wagschal' legen.

Berkey.

Ihr geltet viel im Hause der Gemeinen,
Vereinet Rednerkraft, Talent und Geist. —

Harford.

Spart euren Köder, wir sind nicht zu angeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Charakteristiken.

Die Festlichkeiten des Monaths May.

Von G. L. P. Sievers.

Man hat schon längst uneigentlich gesagt, Frankreich sey in Paris vorhanden; während der Tauffeyer des Herzogs von Bordeaux zu Anfange des Monaths May, hätte sich diese Behauptung im buchstäblichen Verstande wagen lassen. In keinem Hôtel garni war mehr Unterkommen zu finden; ja, die Zimmervermietherinnen haben sogar den Fremden die Hälfte ihrer Gemächer überlassen. Solche Rechnungen, wie in diesem Monathe, sind seit der Anwesenheit der Alliirten in Paris nicht gemacht worden. Die armen Wirthe hatten bereits das Addiren ganz verlernt. Was Wunder also, daß sie statt dessen multiplicirt haben, eine Species, welche ihnen von jeher geläufiger gewesen ist! Geld hat es die guten Provinciaux freylich gekostet, dafür haben sie sich aber auch amüsirt und sich's bequem gemacht, als wären sie zu Hause.

Auf den Kaffehhäusern redeten sie überlaut, wie in ihrer Heimath, wo alle mit allen sprechen, weil alle alle kennen; auch der entfernteste Gast ward über die wichtigsten Vorfälle des Tages, z. B. über die Wiege des Herzogs von Bordeaux, oder über die Anzahl der Wagen, welche den königlichen Zug ausmachen würden, oder über die Möglichkeit, daß schlechtes Wetter eintreten könnte, von ihnen in ein Gespräch verwickelt, welches nicht früher endigte, als bis der Gast auf und davon ging. Einen besonders schweren Stand hatten die Garçons mit den Leuten; es gab keinen Umstand, in ganz Paris, über welchen diese nicht Rechenschaft ablegen sollten. In den Galerien des Palais Royal standen sie sechs Mann hoch und wiesen mit langausgestreckten Zeigefingern auf die Herrlichkeiten in den Boutiquen hin. Das eine fanden sie schön, das andere noch schöner, u. s. w. Vor Véry kam ihnen das Wasser in den Mund, und bey Chevet *) hätten sie beynahe mit den Händen zugegriffen. Mit den Frauen aber machten sie es wie der Fuchs mit den Weintrauben, an diesen war kein Theil, über welchen sie nicht ihr Gespött getrieben hätten. Die schöne Modeste, welche ihren Witzeleyen ausgesetzt war, wußte sich jedoch bald Ruhe vor ihnen zu verschaffen. Als nähmlich eines Abends die Sarcasmen der Herren gar kein Ende nehmen wollten, machte sie plötzlich Fronte gegen sie, und sagte: Voyons, Messieurs, continuez votre farce. Elle m'amuse assez. Comment l'intitulez-vous? N'est-ce pas? Ce sont les Provinciaux au Palais Royal? Die übrigen Damen jauchzten laut jubelnd Beyfall und alles schrie, wie aus einer Kehle: Ah, c'est charmant! Les Provinciaux au Palais Royal!

Die Feyerlichkeiten begannen am 30. April (als am Vortage des Festes) mit freyem Schauspiele auf allen hiesigen Theatern. Dergleichen Vorstellungen mögen dem Volke sehr angenehm seyn; die Schauspieler aber fürchten sich vor ihnen, wie vor dem Fegefeuer. An solchen Tagen muß die Klatscherlegion auf Urlaub geschickt werden, und „Ältern, Freunde und Bekannte" dürfen eben so wenig den Balkon, als die Mägde und Ammen die Logen des Centre, besetzen. So betreten dann die ingenue (das naive Mädchen), der jeune premier (der erstere Liebhaber) und die première chanteuse die gefahrvollen Breter mit nicht geringerer Beklemmung, als vor dreyßig Jahren, bey ihrem ersten Debüt in denselben Rollen. Wirklich pflegt es sich nicht selten zu ereignen, daß gerade diejenigen Stellen oder Scenen, welche das Entzücken des bezahlten und bezahlenden Publikums machen, den freyen Zuschauern zu Hohn und Spott gereichen. Wer den gesunden Menschenverstand, ja, ich möchte sagen, den vortrefflichen Geschmack des hiesigen großen Haufens kennen lernen, wer sich von der tiefen Wahrheit des Sprichwortes: Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, überzeugen will, der muß einem Freyschauspiele zu Paris beywohnen. Eine solche Vorstellung hat mich einst einen Rockschooß gekostet; aber ich bereue diesen Verlust keinesweges, da er mir den Gewinn der Erfahrung verschafft hat, was der Geschmack eines großen Publikums, welches ein wirkliches Publikum ist, in seinem gänzlich

*) Der vornehmste marchand de comestibles (Viktualien-Händler) nicht allein im Palais Royal, sondern in ganz Paris. Bey Chevet sind nicht allein alle seltenen Fleischwaaren, sondern auch die kostbarsten Früchte und Gemüsearten jeder Jahrszeit, nebst den vorzüglichsten Likören, zu haben.

freyen, unparteyischen Zustande, zu bedeuten hat. Wie da vor dem Richterstuhle des unverbildeten, natürlichen Verstandes jedem Bombaste, jeder faden Sentimentalität, jedem falschen Gedanken, jedem süßlichen Wortgeklimper, jeder pedantischen Salbaderey, mit einem Worte, jeder Phrase, welche nicht unmittelbar zur Sache gehört, auf der Stelle ihr Recht widerfährt; wie da ein Verstoß gegen die Deklamation, oder gegen die geistige Auffassung dieser oder jener Situation, oder gegen die ganze Haltung einer Rolle aus hundert Kehlen auf einmahl gerückt wird, und wie man da einer berühmten tragischen Schauspielerinn: Si vous voulez chanter, allez à l'Opéra, und einem berühmten tragischen Helden: Ne grognez donc pas comme-çà, zuruft! Mich dünkt, solche Freyvorstellungen, besonders in Städten, wo, wie in Paris, eben so viele Hunderttausende von Einwohnern sind, als anderswo Hunderte, würden die vortrefflichsten dramatischen Schauspielerschulen bilden, welche sich irgend erdenken ließen.

Am 1. May hielt der König auf dem Marsfelde Heerschau über alle zu und um Paris herum befindliche Truppen. Der Himmel, welcher seit mehrern Tagen trübe und regnerisch gewesen war, fing plötzlich an, seine heiteren, freundlichen Strahlen über die Erde zu verbreiten. Möchte der König in diesem Lächeln des glänzenden Tagsgestirns einen Ersatz gefunden haben für den trüben Blick, mit welchem das Schicksal auf ihn herabsieht. Was sich Merkwürdiges bey dieser Heerschau zugetragen hat, ist mir unbekannt geblieben, da ich derselben nicht beygewohnt habe.

Am 2. May fand die Tauffeyer des jungen Prinzen in der Kirche Notre-Dame Statt. Dem Publikum stand, um daran Theil zu nehmen, eine doppelte Wahl frey, es konnte entweder längst dem Ufer der Seine und unter freyem Himmel den königlichen Zug sich nach der Kirche und wieder zurück begeben sehen, welches sich ohne besondere Schwierigkeiten bewerkstelligen ließ, oder der Taufhandlung in der Kirche selbst beywohnen. Dieser Begünstigung konnte nur derjenige theilhaftig werden, der sich vier Wochen vorher durch einen Freund, oder durch einen Freundes-Freund, eine Einlaßkarte verschafft hatte, auch sich im Stande befand, von Morgens um neun bis Nachmittags um vier Uhr, wie angenagelt auf einem und eben demselben Flecke zu sitzen oder gar zu stehen. Ich beschloß daher, dem Feste an den Quais mit beyzuwohnen.

(Der Schluß folgt.)

Tonkunst.

(Wegen Menge der Materialien verspätet.)

Mit vielem Vergnügen beendigen wir den in Nr. 32 dieser Blätter abgebrochenen Bericht über die Fortsetzung und den Schluß der dießjährigen von Hrn. F. X. Gebauer sehr dankwürdig geleiteten Concerts spirituels. Wir hörten noch im:

13. Konzerte, was am 9. März Statt fand: 1. Symphonie von Haydn in G-dur mit dem bekannten und beliebten Andante; 2. Cherubini's Requiem, eine herrliche Arbeit des genialen Tonsetzers; im

14. Konzerte am 23. März: 1. Mozart's Symphonie in D-dur, die bloß aus drey Sätzen bestehend, unsterblich ist; 2. Pater noster von Cherubini; 3. das Credo

und die folgenden Stücke der Messe von Sechter, deren Anfang wir schon verdienter Maßen gelobt haben; die zweyte Abtheilung war etwas schwächer. 4. Chor von J. Haydn; im

15. Konzerte am 30. März: 1. Beethoven's achte Symphonie in F-dur, deren Vorzüge wir nicht zu rühmen brauchen, 2. drey Hymnen aus dem Trauerspiele: Butes, von M. von Collin, in Musik gesetzt von J. F. v. Mosel, eine klassische Arbeit; die zwey letzten Hymnen sprachen uns ganz besonders an. Im

16. Konzerte am 6. April: Der Tod Jesu, Oratorium von Ramler, in Musik gesetzt von Graun. Das herrliche Werk mit dem meisterhaften Recitative wird ein ewiges Denkmahl der Kunst bleiben, es erhebt den Geist und entzückt; hier hat die Musik glücklich mit der erhabensten Empfindung gleichen Schritt gehalten und ihre Laute dringen zur tiefsten Seele. Im

17. Konzerte am 13. April: 1. Neue Symphonie von Krammer in C-moll; wir haben dieses kräftige und brav gearbeitete Tonstück schon voriges Jahr im Redoutensaale gehört; es wurde nun hier, nachdem es in Offenbach im Stiche herausgekommen, zum ersten Mahle gemacht und errang lebhaften Beyfall. Diesem folgte: 2. Beethoven's Oratorium: Christus am Öhlberge.

Das achtzehnte und letzte Konzert fand am 6. May im landständischen Saale und zwar um die Mittagsstunde Statt, es beschloß würdig die Reihe seiner Vorgänger, indem es uns ein neues, gehaltvolles und brav gearbeitetes Werk, was unserm Deutschland Ehre macht, nähmlich: das Weltgericht, Oratorium von Apel, in Musik gesetzt von Friedrich Schneider, brachte, und durch gute Besetzung des Chores und Orchesters die Aufführung eine der gelungensten genannt werden kann.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgened Gewächse:

Apicra margaritifera. Großperlige Apicre. Vom Kap.

Crinum latifolium. Breitblättrige Hakenlilie. Vom wärmeren Amerika.

Celastrus pyracanthus. Birnenblättriger Celaster. Vom Kap.

Ehretia laxa. Schlaffe Ehretie. Von Bourbon.

Eugenia elyptica. Aus Neuholland.

Pitcairnia bromeliaefolia. Ananasblättrige Pitcairnie. Aus Jamaica.

Passiflora serratifolia. Sägeblättrige Passionsblume. Von Surinam.

- - - holosericea. Sammetartige Passionsblume. Von Vera-Crux.

Stachys rugosa. Runzliger Ziest. Vom Kap.

Styphelia Gnidium. Gnidienartige Styphelie. Von Australien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 5. July 1821.

80

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Expositionsscenen aus dem Trauerspiele:
Johanne Gray,
von
Dr. Eduard Sommer.
(Fortsetzung.)

Linston.

Ihr seyd auch, Harford, allzufinstrer Laune,
Stoßt von euch hart des Freundes Wort zurück,
Sagt, Berkey, mir, ich weiß, ihr seyd ein Mann,
Der die Geschichte kennt, und viel gelesen
In alter Urkund, der Gesetze hat,
Auf welcher Seite steht das größ're Recht,
Das unbestreitbar nächste zu dem Throne?
Es fragen viele zweifelnd noch im Volk,
Ob Eduards Testament auch gültig sey,
Ob nicht Marie ält're Rechte habe?

Berkey.

Ihr kommt, Sir, meinem Wunsche nur zuvor,
Ich will euch vollste Überzeugung geben.
Ihr wißt, des achten Heinrichs Majestät,
Der Anfangs, zwar dem Priesterstand geweiht,
Nach Arthurs Tode Englands Krone erbte,
Vermählte sich mit seines Bruders Witwe,
Der span'schen Katharine, aber tief
Bereute bald er diesen Ehebund,
Weil der Verwandtschaft allzunaher Grad
Die kirchlichen Gesetze schwer verletzte.
Er löst die unglückselig'ge Kette auf.

Longwy.

Nicht unglückselig nennt sie — lebt' er doch
Durch achtzehn Jahre friedlich fromm mit ihr,

Nur als er eine andre liebgewann,
Erfand den Vorwand seine Wechsellaune.

Berkey.

Drauf hatt' er Annen Bouleyn sich erwählt,
Doch diese ward der Untreu' angeklagt,
Und mußte auf dem Blutgerüste sterben.

Longwy.

Auch der Verdacht war nimmer zu erweisen.

Berkey.

Weil nun Marie aus gesetzlos nicht'gem,
Dem ersten nähmlich, den ich euch genannt,
Elisabeth aus dem entweihten Bund
Entsprossen war, erklärt' sie Heinrich beyde
Als Bastardkinder, unwerth seiner Liebe,
Des Throns und jedes Erbrechts für verlustig.

Longwy.

Doch als der König seinen Irrthum sah,
So widerruft er selbst die herbe Schmach,
Die einst auf seine Töchter er geworfen,
Setzt sie zu Erben seines Thrones ein,
Und daß sein Wille unumstößlich werde,
Weiht' ihn das Parlament zum Reichsgesetz.

Berkey.

Das war ein Machtspruch, ein Gewaltstreich nur,
Das Parlament war seines Willens Sclave.
Die Ehre ist kein Spielwerk, das man nimmt
Und wiedergibt; wer einmahl sie verlor,
Dem kann kein Reichsgesetz sie wieder geben.

Linston.

Darin kann Berkey doch nicht Unrecht haben.

Harford (zu Berkey).

Wie fein ihr seyd! nur Schade, die Sentenz
Kehrt treulos wider euch die eigne Spitze.
Denn ist die Ehre nicht der Willkühr Spiel,
Wie konnte rechtlos die Gewalt sie rauben?
Darum gab Heinrich seinen Töchtern nicht
Die Ehre, die er nicht verletzt, sich selbst
Gab er sie wieder, und das Reichsgesetz
Bestätigte die nie verlornen Rechte.

Berkey.

Gesetzlos war, das könnt ihr nicht bestreiten,
Die erste Ehe, und der zweyten Recht
Brach der Verdacht schon und das blut'ge Ende.
Drum wandte von uns Eduard die Schmach,
Daß Englands alte Herrschermacht so tief
Bis zu der Knechtschaft der Entehrten sinke.
Beglückend gab er uns zur Königinn
Die erste, schönste, würdigste der Frauen,

Die Anmuth, Geist, die Frömmigkeit und Güte,
Die jeden Reitz, und jede Tugend schmückt,
Die die Verehrung aller Herzen sich
Und die Bewund'rung Englands hat gewonnen.

Longwy.

Ja, sie ist Englands Stolz, wer rühmt das nicht!

Harford.

Doch, wenn das lebenblühend zarte Reis
Ihr pfropfet ein auf einem gift'gen Stamme,
So trinkt der edle Zweig das gift'ge Blut,
Und trägt, wie dieser, tödtliches Verderben.

Berkey.

Ihr seyd sehr kühn.

Harford.

Das ist des Britten Recht.

Berkey.

Seht, Harford, Longwy, ihr verkennt mich schwer,
Wenn ihr mit mir einmüthig euch verbändet,
Wir schirmten gegen jeden Zweifler dann,
Mit festem Sinn im treuvereinten Bund,
Die Rechte unsrer Königinn Johanne.
Ein kluges Wort, vom starken Mann gesprochen,
Zieht Tausende mit sich magnetisch fort;
Ich gelte bey dem Herzog viel, noch heute
Stell' ich, beliebt es euch, ihm vor und lenke
Dann seinen Blick auf euren Eifer hin,
Und ihr empfanget dann durch Freundeshand
Den Dank, den Ruf zu höhrer Macht und Ehre.

Harford.

Seit wann theilt England durch euch Würden aus?

Berkey.

Wir nehmen unsern Platz im Oberhaus,
Denn nimmer kann die Lordschaft uns entgehen,
Wenn fest beharrlich wir als Männer stehen;
Des Glückes wunderschneller Kugellauf
Rollt was tief unten war, hoch oben auf.

Harford.

Ey seht doch, seht, wie schlau ihr das bemeßt,
Nur daß in eurer Rechnung ihr vergeßt,
Wir zählen nicht zu feiler Hoffart Knechten,
Und sind nicht feig genug zum Dienst des Schlechten.

(Harford, Longwy, Linston ab.)

Dritte Scene.

Berkey (allein).

Welch' ein unsinnig unbiegsamer Trutz!
Ihr wollt nicht beugen, wohl, ihr sollt zerbrechen.

Vierte Scene.

Linston zurückkehrend, Berkey.

Linston.

Sie schmähten stolz auf eurer Freundschaft Schutz.

Berkey.

Schwer wird der Herzog ihren Frevel rächen.

Linston.

Doch ich denk' anders, bin euch zugethan,
Was sie gesprochen, rechnet mir's nicht an.

Berkey.

Ich dacht' es wohl, daß ihr vernünft'ger seyd.
Gekommen ist uns eine goldne Zeit
Und goldne Früchte werden in ihr reifen.
Wie ihr die Gunst des Glückes müßt ergreifen,
Will ich, der Herzog wird zurück nun kehren,
Euch näher jetzt und insgeheim erklären.

Linston.

Gern laß ich mich durch euren Rath belehren.
Noch eins, ich muß es offen euch gestehn,
So oft ich nur Johannen Gray gesehn,
War mir's, als könnt' ich nicht von dannen gehn,
Sie ist gar hold und lieblich anzuschauen;
Drum wollt ihr mir ein Ehrenamt vertrauen,
Möcht' ich dann Kammerherr, geheimer Rath
Bey Hof seyn —

Berkey

Nun, erprobt euch durch die That,
Dann könnt ihr sicher auf mein Vorwort bauen.

(Der Schluß folgt.)

Pariser Charakteristiken.

Die Festlichkeiten des Monaths May.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Auf einem unübersehbaren Raume eine Volkmasse von mehreren hunderttausend Menschen versammelt zu sehen, und, im Augenblicke, wo ein jeder von ihnen das Anschauen des Erhabensten, was auf Erden für ihn vorhanden ist, nähmlich seines rechtmäßigen, von glänzender Majestät umgebenen Monarchen genießt, oder zu genießen hofft; die unwillkührlichen, also nicht erheuchelten Ausbrüche seiner Gefühle, Wünsche und Hoffnungen wahrzunehmen, das ist ein Schauspiel, welches sich dem Menschenfreunde und dem Beobachter nicht alle Tage darbiethet. Ich machte mich gegen zwölf Uhr auf den Weg, um unter dem linken Flügel des Louvre einen Platz zu wählen. Aber die Zugänge zu den Quais vom Palais Royal her waren dergestalt mit Menschen angefüllt, daß, ohne Gefahr, erdrückt zu werden, an kein Durchkommen durch das Gewoge zu denken war. Ich mußte also Verzicht

darauf leisten, den königlichen Taufzug in die Kirche fahren zu sehen, glaubte aber, bey der Rückkehr desselben, glücklicher zu seyn, da sich mit Recht voraussehen ließ, daß sich ein großer Theil der Menge bis dahin verlaufen haben würde. Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht; um zwey Uhr gelang es mir endlich, bis zum Quai du Louvre vorzudringen und für zwanzig Sous auf einer sehr hohen Bank einen bequemen Platz zu finden. Obgleich der Anblick, den ich jetzt genoß, nicht mehr den ersten, noch ungenossenen Reiz der Neuheit für mich haben konnte, da ich von hier aus schon zu vielen Mahlen auf einen großen Theil der Pariser Bevölkerung herabgesehen hatte; so machte die Haltung des ganzen, vor mir fast unübersehbar ausgebreiteten lebendigen, panoramatischen Gemähldes, dennoch einen magischern Eindruck auf mich, als es wohl ehemahls der Fall gewesen war. Man denke sich auf einer Fläche von beynahe einer halben Quadratmeile, Himmel, Erde und Wasser (die Menschen auf den Dächern und Schornsteinen schienen in den Wolken, und die in den Kähnen auf der Seine zu schweben) mit lebendigen, in den buntesten Farben schillernden Figuren übersäet und wohin auch das Auge blickt, keinen leeren Raum, als etwa die Wolken, die in den Lüften hinziehen! Die meisten Balkons der Häuser waren in den ersten und zweyten Etagen durch glänzende Stoffe oder durch weiße, mit goldenen Lilien übersäete Draperien zu Thronen umgeschaffen worden, auf welchen die schönsten Frauen strahlend in den Reizen der reichsten und ausgesuchtesten Toilette, das Auge des Zuschauers entzückten.

Es ist unmöglich, von diesem Anblicke, der sich an den endlosen Quais zu einer Weite von beynahe einer Viertelmeile ausspann, eine versinnlichende Beschreibung zu geben. Auf der Erde wandelte indessen die mittlere und unterste Volksklasse von Paris, sämmtlich mit den besten Sonntagskleidern angethan. Ihr Ausländer, besonders ihr Deutschen, die ihr die Tugenden des Parisers nur nach seinen Schneider-, Putz- und Theatermoden abmeßt; die ihr die hiesigen Privathäuser, welche euch unbekannt geblieben sind, nach den öffentlichen Häusern, wo ihr die Pariser Sitten habt kennen lernen wollen, beurtheilt, warum bringt ihr so selten Zeit, Kenntniß der Konversationssprache und (frey herausgesagt) Beobachtungsgeist genug mit, um den Charakter der Pariser, d. h. mehr oder weniger, der Franzosen, unter dem hiesigen Volke zu studieren? Ihr würdet dann finden, daß, wenn es schlechte Franzosen gibt, sie sicher nicht vorzugsweise unter dem großen Haufen zu suchen sind; euch würde im Gegentheile bekannt werden, daß die unterste Volksklasse in Frankreich sich noch immer vor allen andern Bewohnern Europa's durch Geistesgewandtheit, Harmlosigkeit, Gleichmuth, Dienstfertigkeit und Höflichkeit auszeichnet, und daß ihr Herz eben so unverschleyert ist, als ihr Himmel, und ihre Laune eben so heiter, als ihr Klima. Freylich läßt sich der Charakter dieses Volks nicht frey von einem gewissen Eigennutze sprechen; aber dieser Zug zeigt sich nicht in der Gestalt jener schmutzigen Habsucht, noch weniger jener unverschämten Betriegerey, welcher man wohl unter dem Pöbel anderer Länder ausgesetzt ist. Von der Wahrheit aller dieser Bemerkungen hatte ich an dem heutigen Tage, von neuem Gelegenheit, auf das lebhafteste überzeugt zu werden.

Das Volk harrte mit Ungeduld der Rückkehr des Königs aus der Kirche; diejenigen Zuschauer, welche seiner Hinfahrt mit beygewohnt hatten, spannten, durch ihre enthusiastischen Erzählungen von dem majestätischen Glanze des Zuges, die Neugierde derjenigen, welche später gekommen, immer höher. Endlich schien der Auflauf und die Bewegung auf dem Pont-Neuf die Annäherung des Königs anzudeuten; ein Trupp Gendarmen von einer Kompagnie Lanciers gefolgt, ritten vorauf. Dann erschienen mehrere Wagen und endlich eine Staatskarrosse: es war der junge Prinz, auf dem Schooße seiner Amme, nebst Mademoiselle, seiner Schwester; beyde von ihren Gouvernantinnen begleitet. Da niemand erwartet hatte, daß der Herzog von Bordeaux, als Hauptperson des Festes, von der königlichen Familie getrennt werden, und isolirt von dem Pompe, der allein seinetwegen Statt fand, in's Schloß zurückfahren würde; so erregte seine Erscheinung nur eine sehr ge-

ringe Aufmerksamkeit, ja der Wagen fuhr vorüber, ohne daß sich ein großer Theil der Zuschauer von der Anwesenheit des königlichen Prinzen in demselben überreden lassen wollte. In der That war diese Trennung des erlauchten Täuflings von seiner königlichen Familie fast unbegreiflich. Vergebens würde man einwenden, die körperlichen Bedürfnisse des Prinzen und der Prinzessinn hätten einen längeren Aufenthalt in der Kirche unmöglich gemacht. War es freylich, um alle Störung zu vermeiden, nicht wohl möglich, beyde dem auf die Taufe folgenden Hochamte beywohnen zu lassen, konnten sie nicht während dieser Zeit in einem in der Kirche eingerichteten Gemach verweilen und hier bis zu dem Augenblicke, wo der königliche Zug seine Rückfahrt antreten würde, die nothwendige Pflege empfangen? Scheint es doch das Schicksal aller großen öffentlichen Feyerlichkeiten zu seyn, daß immer eine oder die andere Anordnung in derselben verfehlt werden und den Effekt des Ganzen stören muß!

Eine volle Stunde nach der Heimfahrt des Herzogs von Bordeaux erschien endlich der König, zu seiner Linken saß die Herzoginn von Angouleme, gegen ihm über die Herzoginn von Berry und zu deren Rechten der Graf von Artois. Wie bedauerte ich's in diesem Augenblicke, nicht Ceremonienmeister zu seyn! Ich hätte den jungen Prinzen auf dem Schooße des Königs, oder (würde dessen körperliche Schwäche eine solche Anstrengung unmöglich gemacht haben) auf dem Schooße der erlauchten Mutter gesetzt und ihn von dort herab dem Volke zeigen lassen. Ich wette, der Erfolg hätte die Zweckmäßigkeit meiner Anordnung über allen Zweifel erhoben. Was soll ich von dem Blinken und Blitzen der unzähligen Heereshaufen von allen Waffen, was von der sammt- und seidnen Herrlichkeit des Wappenkönigs, des ersten Wappenheroldes und der vier und zwanzig übrigen wirklichen und Titularwappenherolde; was von den à la Henri IV. gekleideten hundert Schweizern, welche jetzt den Nahmen königliche Leibgarde zu Fuß erhalten haben, was von den zwölf funkelnden Staatskarrossen und von zwey und siebenzig davorgespannten prächtigen Gäulen sagen? Nichts, denn ich sowohl, wie alle übrigen Zuschauer, haben alle diese Gegenstände nur sehr flüchtig bemerkt, weil unsere Augen dem königlichen Wagen entgegen flogen. Was soll ich von diesem Wagen und von seinem gold- und silbernen Reichthume, was von seiner Eleganz, was von den acht arabischen Hengsten, die ihn zogen, sagen? Abermahls nichts, denn ich, so wie alle übrigen Zuschauer, haben auch diese Gegenstände ebenfalls nur sehr oberflächlich betrachtet. Unsere Augen suchten den König und die Herzoginn von Berry. Da saß der erlauchte Fürst, dem Anscheine in der blühendsten Gesundheit, seinen freundlichen, milden Blick auf das frohlockende Volk heftend! Wer ihn in dieser scheinbar genußreichen Gemüthlichkeit erblickte, konnte schwerlich den Umfang aller körperlichen und moralischen Leiden ahnen, welche den königlichen Dulder drücken und ihn schon längst erdrückt hätten, würde er nicht von der bewunderungswürdigen Stärke seines Geistes aufrecht erhalten. Die Herzoginn von Berry, immer schon ein Ebenbild jugendlicher Frische und holder Lieblichkeit, strahlte heute in ungewöhnlicher Schönheit, und konnte mit der reizendsten ihres Geschechts einen Vergleich aushalten.

Der königlichen Karrosse schlossen sich drey ganz vorzüglich prächtige und geschmackvolle Wagen an, in welchen zwölf Hofdamen saßen. Ich gestehe, in meinem Leben keinen angenehmern Anblick genossen zu haben, als den diese Frauen gewährten, von denen die häßlichste der Venus den Apfel hätte streitig machen können, und über deren natürliche Reize der Glanz der auserwähltesten, reichsten und geschmackvollsten Toilette einen wahrhaft magischen Zauber verbreitet. Wie sehr der Franzose immerfort der Liebe zu seinem Könige hingegeben ist, davon legten die Zuschauer in diesem Augenblicke einen recht auffallenden Beweis ab: sogar die Galanterie gegen das schöne Geschlecht, welche einen Hauptzug des französischen Volks ausmacht, mußte dieser Liebe weichen. Denn kaum war der königliche Wagen vorüber, als jedermann den Rücken wandte und sich auf den Heimweg begab, ohne die Hofdamen eines Blicks zu würdigen. Ich kann nicht bergen, daß diese Gleichgültigkeit des

Volks gegen das weibliche Geschlecht, von der hin und wieder schon mehrere Spuren angetroffen werden, und welche eine Frucht seiner nach und nach sich verändernden Geistesbildung ist, einen höchst unangenehmen Eindruck auf mich machte.

Am 3. May gab die Stadt der königlichen Familie ein feyerliches Mittagsmahl auf dem Rathhause. Die Fahrt der Prinzen und Prinzessinnen dahin erregte von neuem das Interesse des Volks. Da aber außer der Magie des Glanzes, welcher den gestrigen Zug bezeichnet hatte, diesem Tage auch die Gegenwart des Königs abging; so fand der Enthusiasmus der Menge nur selten Gelegenheit, in den gewöhnten lauten Jubel auszubrechen. Hatte schon ein Einlaßbillet zur Tauffeyer in die Kirche Notre-Dame, wo für viele Tausende von Zuschauern Platz war, ein vierwöchentliches Suppliciren in den Büreaux des königlichen Oberhofmarschallamts nöthig gemacht, und der Supplikant allen dortigen Employirten, vom garçon de bureau bis zum ersten Sekretäre, in aufsteigendem Verhältnisse hofiren müssen; so kostete eine Karte, um zum Feste auf dem Rathhause, wo der Raum ausnehmend beschränkt war, zugelassen zu werden, gar eben so viele Sollicitationen, als etwa die Aufnahme in die Akademie oder in die Deputirtenkammer. Ich leistete also Verzicht darauf, dem prinzlichen Mittagsmahle zuzusehen. Nach der Tafel ist Schauspiel und Ball gegeben worden. Für das Volk ward auf dem Pont Louis XVI. ein großes Feuerwerk abgebrannt; auch fand eine allgemeine Erleuchtung aller öffentlichen Gebäude, ja selbst der meisten Privathäuser, Statt. Das Feuerwerk verunglückte fast gänzlich, weil gerade bey'm Beginnen desselben ein Regen eintrat, welcher bis tief in die Nacht anhielt. Desto vortrefflicher nahm sich aber die Erleuchtung des Tuilerien-Gartens aus, welche dieses Mahl mit besonderem Aufwande und nach einer ganz neuen Zeichnung veranstaltet worden war.

Auf den 4. May hatte man das eigentliche Volksfest, das heißt, die öffentliche unentgeldliche Brod-, Geflügel- und Weinvertheilung in den Champs Elysées, angesetzt. Diese Belustigung war durchaus die nähmliche, welche alle Jahre am St. Ludwigstage (am 25. August) Statt findet. Die heutige Austheilung zeichnete sich durch die Menge der Victualien aus; die Anzahl der gebratenen Hühner, welche den Leuten in den Mund flogen, war beträchtlicher, die Beulen, welche ihnen die vierpfündigen Bröte an die Köpfe schlugen, häufiger, Wein und Blut flossen in größern Strömen, und die allgemeine Freude war also vollkommener. Ein zweytes Feuerwerk, welches abermahls auf dem Pont Louis XVI. abgebrannt ward, und dießmahl einen bessern Erfolg hatte, beschloß den Tag.

Am fünften May ward den Kohlenträgern (Markthelfern) Forts de la halle) und den Marktfrauen in verschiedenen Stadtvierteln Gastmahl und nachher Ball gegeben. Man hatte jedes einzelne Individuum besonders und nahmentlich durch einen gedruckten Brief dazu eingeladen, welcher folgender Maßen abgefaßt war: Monsieur (Madame), vous êtes prié (priée) de vouloir bien assister au dîner et au bal qui seront donnés à l'occasion du baptême de S. A. R. le Duc de Bordeaux etc. In dem gedruckten Programme hieß es überdem: Messieurs les Charbonniers, Messieurs les Forts de la halle und Mesdames de la halle. Wenn sich der gemeine Pariser höflich behandelt sieht und überdem Essen und Trinken bekömmt; so fühlt sich niemand glücklicher als er (welche Eigenschaft er übrigens mit allen andern Sterblichen auf der Erde gemein hat); ja, er läßt sich sogar mit der Höflichkeit allein abspeisen (diesen Zug theilt er aber mit niemanden, als mit sich selbst). Ich gestehe gern, daß ich ein großes Verlangen in mir trug, einem dieser Mittagsmähler beyzuwohnen. Die Marktdamen erhielten natürlich den Vorzug. Durch ein dreystündiges Harren und mit einigen Bouteillen Wein, welche letztere ich einem der wachthabenden Gendarmen zum Besten gab, hatte ich die Erlaubniß erkauft, gleich mit den ersten Zuschauern in den Eßsaal gelassen zu werden. Ich möchte von diesem Mittagsessen eine recht ausführliche Beschreibung liefern, ließe es sich nur thun, ohne eine Satyre zu schreiben. O ihr Recamier's und Tallien's von Klein-, Mittel- und Groß-

krähwinkel, die ihr im Besitze des feinsten Tons zu seyn glaubt, weil ihr „mich fliehen alle Freuden" singen könnt, ohne eben mehr als einen Viertelton herunterzuziehen; weil ihr wißt, daß man den Theelöffel nicht in allen fünf, sondern nur in den drey Vorderfingern halten und „ich bitte um Verzeihung" sagen muß, wenn man eine verneinende Frage bejahend beantworten will; ihr, die ihr euch auf die Zunge beißen müßt, um nicht vom Wetter oder von der letzten großen Wäsche zu reden, hättet ihr doch diesem Gastmahle der Pariser Fischweiber zusehen und zuhören können! Was würde euch von der Grazie, von der freyen, ungezwungenen Beweglichkeit, von der sichern Haltung, insbesondere aber von der reitzenden Conversation, in welcher die gesellschaftliche Convenienz auch nicht um ein Haar breit überschritten ward, von Frauen gedacht haben, welche durch keinen Unterricht (denn sie haben nie eine Schule besucht), durch kein Buch, (denn lesen können sie nicht) und durch keinen Umgang, als durch ihren eigentlichen Umgang mit Fischen, oder dergleichen, und durch den Charakter des Volks, dem sie angehören, gebildet worden sind? Es war ein bloßer Zufall, der mich hinter den Stuhl einer der schönsten dieser Frauen hatte gerathen lassen; aber absichtlich suchte ich diese Stelle zu behaupten. Die Aufwärter hatten gerade hier, wo das Zuströmen, der schönen Marktfrau wegen, am stärksten war, besondere Mühe, sich mit den Schüsseln bis zur Tafel durchzudrängen. Was konnte ich Bessers thun, als ihnen dann und wann hülfreiche Hand leisten, und der Frau die Speisen überreichen? Das gab zu der obligeanten Phrase: Monsieur, vous êtes bien honnête, und dann zu einer Unterhaltung Veranlassung, in deren Folge mir die schöne Frau mit allerliebster Ironie sagte: Mais, Monsieur, savez-vous à qui vous parlez? Je suis une poissarde. Ihre geistige und leibliche Annehmlichkeit hatten mich ihren Stand vergessen lassen: ich glaubte in einem Salon der Chaussée d'Antin zu seyn; wenigstens hatte ich mich da nie angenehmer unterhalten.

Mit der Einweihung des Canals von St. Denis auf dem Bassin de la Villette (hart vor der Barriere gleiches Nahmens) am 12. May, ward die Tauffeyer beschlossen. Dieses Wasserfest, welches seiner Natur nach das angenehmste von allen zu werden versprach, ward im eigentlichen Verstande zu Wasser: es regnete den ganzen Tag in geringen Zwischenräumen wie mit Mulden. Dieser Übelstand ward durch die Umänderung des Anfangs des Festes, welcher um zwölf Uhr angesetzt war, aber erst um vier Uhr Statt fand, um so empfindlicher. Tausende von Menschen standen von acht Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends auf einer und eben derselben Stelle, und wurden ein halbdutzend Mahle bis auf die Haut durchnäßt und eben so oft von der Sonne wieder trocken geschienen. Das eigentliche Fest bestand in Fischerstechen, in Wettrudern mit Kähnen u. s. w. Dann fuhr die königliche Familie, welche bis dahin in einem prächtigen, am Ufer des Bassins erbauten Zelte den Spielen zugesehen hatte, unter Kanonendonner und Janitscharen-Musik, mit unzähligen Jagdschiffen begleitet, aus dem Bassin durch den Canal von St. Denis nach dieser Stadt, wo die eigentliche religiöse Einweihung des Canals Statt fand. Außer dem prinzlichen Zelte waren an beyden Seiten des Bassins noch vier andere Zelte errichtet, zu welchen die vornehmsten Kronbeamten, die Pairs, Deputirten u. s. w. Einlaßkarten erhalten hatten. Das große Publikum stand theils sechs bis acht Mann hoch auf gemietheten Tischen, Stühlen, Bänken und Weinfässern um das Bassin, welches einen Umfang von fast einer Stunde hat, herum, oder hatten sich auf beyden Seiten des Canals bis nach St. Denis hin in eine einzige unabsehbare Reihe aufgestellt.

Modenbild XXVII.

Kleid von gedrucktem Dünntuch, die Garnirung von demselben Stoffe mit Atlas eingefaßt in hohlen Falten. Die Brustgarnirung von gesticktem Dünntuch. Der Hut von Gros-de-Naples ist mit Gaze und Bändern geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XXVII. Wiener Moden. 80. / 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 7. July 1821.

81

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Expositionsscenen aus dem Trauerspiele,

Johanne Gray,

von

Dr. Eduard Sommer.

(Schluß.)

Fünfte Scene.

Johanne Gray, Lord Guilford Dudley, ihr Gemahl.

Guilford Dudley.

Nein, Lady, nein, ich kann's und kann's nicht glauben,
Nicht Kleinmuth darf den höchsten Preis euch rauben;
Zwar ist sich stets Verborgenes das Große,
In seines Himmelsursprungs Glanz und Macht,
Gleichwie der Demant ruht im Erdenschooße,
Sich dichtverhüllend in der Tiefe Nacht.
Drum nahet schüchtern ihr dem Herrscherthrone,
Euch selbst verkennend in Bescheidenheit,
Und flechtet so in eure Königskrone
Die schönste Perle der Vollkommenheit.
Doch dürft ihr länger nicht dem Eigenthume
Euch eures Geistes, eures Rechts entziehn,
Nicht länger noch von eurer Ahnen Ruhme
Im dunkeln Zweifel zur Verschattung fliehn.
Das höchste Ziel des thatenkühnen Strebens,
Ist's auf der reichsten Höhe nicht des Lebens,
Die an die Markung sel'ger Götter grenzt!
Wo aller Freuden Silberströme fließen,

Wo nimmerwelkend alle Blumen sprießen,
Wo die Erfüllung jeden Wunsch bekränzt;
Wo jede Bürde sinkt und jede Schranke,
Wo siegend schon der werdende Gedanke
In Jugendschönheit zur Vollendung blüht. —
Wie herrlich ist's mit kühnem Fittig walten
Dort, hoch vom Thal der bangen Endlichkeit,
Herabzudonnern in den Strom der Zeit,
Ein stolzes Volk am festen Zügel halten,
Und über jeder höchsten Kraft zu schalten; —
Den Nahmen dem Jahrhundert zu verleihen,
Und seine Thaten in die Flur zu streuen,
Wo sonnenleuchtend sie der Nachwelt blühn!
Und dieses Glück wollt danklos ihr verstoßen,
Das lächelnd euch sein reichstes Kleinod beut,
Das euch umwebt mit seinen schönsten Rosen,
Am Tempeleingang der Unsterblichkeit?
Unwürd'ger Zweifel an dem Hochgefühle,
Das meiner Lady dunkeln Traum erhellt,
Ihr Stern flammt siegend und der Nebel fällt,
Sie wird sich würdig nah'n dem großen Ziele.

Johanne.

Nicht wohnt in mir, o theurer Freund, der Geist
Der Ehrsucht und der Herrschaft mächt'ges Sehnen,
Und was im Bild ihr mir so lockend preist,
Es könnte nie das bange Herz versöhnen.
Wohl mag er selig seyn, dem sie gegeben,
Die schöne, heil'ge Macht in diesem Leben,
Der erste, größte, herrlichste zu seyn.
Die Liebe tritt im Brautschmuck ihm entgegen,
Und Frühlingskinder zieh'n auf seinen Wegen
Der süßen Hoffnung Palmen auszustreu'n.
Denn alle duftend schönsten Himmelsblüthen,
Den Segen und die Freude und den Frieden,
Er trägt sie all' in seiner reichen Hand; —
Aus seinem Pfad, aus seines Blickes Strahle,
Trinkt jede Kraft den hellern Lebensglanz;
Und sanft geführt zur goldnen Nektarschale
Tritt selbst der Schmerz im blüh'nden Freudenkranz
Doch nimmer wird der frevelnd schuld'ge Sinn
Die Himmelsrosen dieser Freuden brechen,
Ein Flammencherub mit der Rache Schwert
Scheucht strafend ihn zurück vom Paradiese.
Denkt an des achten Heinrichs letzten Willen,
Als Reichsgesetz vom Parlament erkannt,
Das über den der's zu verletzen wagt,
Des Hochverrathes schweren Fluch verhängte.

Nach ihm gebührt Marien jetzt der Thron,
Als Erbinn soll Elisabeth ihr folgen,
Nach beyder Tod erst tritt zu mir das Recht,
Ihr seht wie fern, — wie fern mir selbst das Hoffen.

Guilford.

Nah ist es, Lady, euch, es steht euch offen.
So wolltet das Vermächtniß Eduards,
Des frommen Königs, ihr so wenig ehren,
Hat er euch nicht zur Erbinn eingesetzt,
Und jeden falschen Anspruch seiner Schwester
Durch seines Herrscherwortes Macht getilgt?

Johanne.

Das konnt' er nicht, hatt' er doch selbst den Eid
Der Treue den Gesetzen einst geschworen;
Nicht läßt sich Englands freyes Volk so tief,
Als seys der Willkühr Preis und Gabe, kränken.
Ungültig ist, was Eduard verblendet
Im Irrthum that, nur zu Marien wendet
Sich England jetzt als seiner Herrscherinn.

Guilford.

Das wird es nicht, beym Himmel nicht, eh falle
Mein Haupt im blut'gen Kampf um euer Recht,
Eh stürze mit mir zu der Grabeshalle
Im Heldentode nieder mein Geschlecht:
Eh' ich so tief erniedrigt es erlebe,
Daß unsre Macht vor ihrem Stolz erbebe,
Daß unsre Feindinn triumphirend sich
Auf unserm Fall, auf unsrer Schmach erhebe.
Wohin führt mich der Zorn? bald ist sie hier,
Der Herzog hat zum Bruder sie beschieden,
Der längst schon ruht in seines Grabes Frieden.
Noch bargen wir die Nachricht sorgsam ihr,
Sie zieht noch heut' durch Londons Thore ein,
Doch wird sie nicht als Königinn die Stadt,
Den Tower als Gefang'ne nur begrüßen.

Johanne.

In welche finstere Verworrenheit
Zieht euch ein irrer, unglückselig'er Wahn!
Noch stehet unser Haus auf goldner Höh'
Des Ruhms, geschmückt mit königlichen Ehren,
Noch windet des Verdienstes frischer Zweig
Um eure Stirne sich; — o stürzet nicht,
Was hoch und hehr Jahrhunderte erbaut,
Daß wir's wie sie auch rein und hell bewahren;
Zur Schmach hernieder, streuet nicht entlaubt
Den schönen Zweig zerbrochen in die Lüfte,
Eilt, eilet Theurer, noch ist nichts geschehn,

Noch ist der schwere Frevel unvollendet.
Schickt zu Marien eine Bothschaft hin,
Erkennet sie als Englands Königinn,
Sie wird den Schutz, den ihr in dunkler Zeit
Dem Thron gewährt, hochehrend euch vergelten.
Und wollt ihr ihrem Danke euch entziehn,
Drängt's euch zurück von ihres Hofes Glanz,
So laßt uns dort, wo uns ein rein'rer Himmel,
Mit seinem mildern Freudenlicht begrüßt,
Der Mutterarm uns der Natur umschließt,
In süßer, stiller, frommer Einsamkeit,
Wo höher streben alle Geistesblüthen,
Uns selbst genug im sel'gen Herzensfrieden,
Vom schroffen Abhang, wo die Schritte gleiten,
Des Glückes Bahn durch Blumengründe leiten.
Ja dahin, Theurer, dahin laßt uns ziehen,
Wohin der Ehrsucht böser Traum nicht dringt,
Der Leidenschaft die Herrschermacht entsinkt,
Und ihrer Täuschung Wahngebilde fliehen.

Guilford.

So muß ich Lady heut euch ganz verkennen,
Ich sehe traurend jenen hohen Geist,
Der, reich mit der Erkenntniß hellsten Gaben
Im zarten Frühlingsalter schon geschmückt,
Einst jede Bahn zur Größe siegend fand,
Den England stets mit freud'gem Stolz genannt,
Jetzt sinkend sich verläugnen und vergessen.
Nicht ziemet's euch, so schönes, reiches Leben,
In dunkle Träume thatlos einzuweben,
Ja achtet ihr selbst eures Ruhmes nicht,
Gedenket, Lady, dann, daß euch die Pflicht,
Die heiligste von allen, jetzt gebiethet.
Denn ist Marie nicht der Eh' entstammt,
Die Gottes und der Menschen Spruch verdammt,
Die Mutter nicht Elisabeths entehrt,
Hat Heinrich beyde unecht nicht erklärt?
Stand Heinrich zu es, sein Gesetz zu wenden,
Seyd ihr nicht seiner Schwester Enkelinn,
Der einz'ge, letzte Zweig vom Tudorstamme,
Und tragt allein die reine Oriflamme
Vom alten Herrscherhaus und seinem Ruhm?

Johanne.

Wie künstlich webt ihr eure Rednergründe,
Daß ich im tiefen, bangen Labyrinthe
Des Zweifels nicht den dunkeln Ausgang finde.
Wohin ich sehnend meine Blicke wandte,

Wohin ich forschend meine Fragen sandte,
Sah ich Sie selbst vom trüben Wahn umgeben,
Die tröstend mir die Klarheit sollten geben.
So muß ich denn in eig'nen Herzenstiefen
Des düstern Räthsels Lösung mir erprüfen,
An seinem Opferaltar Kraft erflehen,
Wo heil'ge Flammen leuchtend niederwehen.

Sechste Scene.

Guilford Dudley.

O traurig wär's am Ziel noch untergehen.

Siebente Scene.

Guilford. Northumberland.

Northumberland.

Ist endlich nun ihr Starrsinn überwunden,
Und der Verblendung Fieberwahn entfloh'n?
Drey Tage schon sind thatlos uns dahin,
Weil sie des Reich's Insignien verweigert.
Jetzt kann ich's länger schweigend nicht mehr bergen,
Schon spricht die City von des Königs Tod,
Leicht dränge das Gerücht mit schnellem Flügel
Bis zu dem Ohr Mariens, die sich dann
Nach Rache dürstend unsrer Macht entzöge.
Ja säumten wir, rasch würden wider uns
Sich unsre Feinde sammeln und Marien
Ausrufen, und im offnen Aufruhr schützen.
Drum muß sich schnell, muß in der nächsten Stunde
Im königlichen Glanz Johanne zeigen,
Schon nah'n des Reichsraths Abgesandte sich
Um huldigend — —

Guilford.

Noch fern sind wir vom Ziel,
Der Überredung Kunst, der Bitten Macht
Both ich vereinigt allbestürmend auf,
Vergebens auf. — Als ich frohlockend schon
Ermuthigt mich des nahen Sieg's erfreute,
Schied unmuthsvoll sie und betrübt von mir
Und ging sich mit dem Himmel zu berathen.
Nicht dieser fromme Eifer ist's, der uns
Gewähren wird, was er mit Strenge tadelt,
Der Muth entsinkt mir, ungern sag ich's euch,
Ich fürchte, selbst die Hoffnung ist verloren.

Northumberland.

Nicht länger reitze tiefer noch den Grimm,
Der donnernd schon durch meine Adern toset,

Du weißt, was widerstrebt, kann ich zerstören,
Auf eignem Haupt kann ich die Krone tragen.
Doch nein, mein Sohn, dich führt die Furcht zu weit,
Du trafst die Töne nicht, die sie bewegen,
Die sanftern Stimmen ihres Herzens nicht;
Laß mich das zarte Saitenspiel berühren,
Und sey gewiß, ich spiel' ein Siegeslied.
Jetzt rufe sie zurück vom Bethaltare,
Nicht säumen dürfen wir, die Stunde drängt.

Achte Scene.

Northumberland.

Ha, an dem blöden, eiteln Tugenddünkel
Von diesem Weib zerscheiterte mein Leben! —
Nun mühsam ich die stolzen Lords gewonnen,
Der Feinde übermächtig große Zahl
Dem größern Herzog tief die Huld'gung bringen,
Nun ich den höchsten, kühnsten Wunsch erreicht,
Ich wagt' ihn vor drey Monden kaum zu denken,
Die Krone schon, das Zepter in den Händen,
Müßt' ich sie flehend, sklavisch niederlegen,
Mich der Todfeindinn Urtheil unterwerfen?
Wie, dahin wäre es mit mir gedieh'n,
Deßwegen klomm ich auf der glatten Leiter
Mit nahmenlosen Qualen rastlos auf,
Deßwegen opfert' ich der Nächte Ruh,
Deßhalb zertrat ich meines Herzens Frieden?
Deßhalb — ihr blut'gen Rachegeister weicht,
Noch bin ich euer nicht — zurück von mir —
Deßhalb hätt' an des Jahres erstem Morgen
Ich dir, der einst vertrauend seine Macht
Mit reicher Huld in meine Arme legte,
Mein Haus zu seinem Erben eingesetzt,
Die falsche Judasgabe dargebracht,
Die dir geweiht war mit dem Kuß der Hölle?
Du nahmst sie arglos, kindlich von mir an,
Nicht ahnend, daß in ihren Blumenkelchen
Der Tod gesät fur deinen eignen sey.
Ich sät' ihn dir, noch lebend wollt' ich ja
Vollendet sehen, was so hoch ich baute,
Verfluchenswerth, that ich's um solchen Preis! —
Was beb' ich denn, als könnte sich der Schlaf
Empor schon richten, der doch ewig ruht! —
Was schleicht mit geisterbleichem Antlitz sich
Die Furcht in diese Brust — noch ist ja nichts

Verloren noch gefährdet — wird der Wahn
Der Schwärmerey doch zu berücken seyn,
Durch list'ges Wort, durch schlaugewandten Schein,
Auf, rüste nur die Kunst der Rednerwaffen!
Und du, aus deinem Abgrund, steh mir bey,
Herauf zu mir, du schwarze Heucheley,
Die mit der Wahrheit buhlen läßt die Lüge,
Die Lilienkränze für den Frevel flicht,
Die den Verrath in frommer Treue Züge,
Die Sünde birgt in's Engelsangesicht;
Die lockend mit Sirenenstimmen trügt,
Bis sie zum Schlaf die blöde Tugend wiegt,
Herauf zu mir, mir deinen Schmuck zu leih'n,
In deiner Larven schönste hüll' mich ein;
Denn eines Heil'gen Schein muß heute glänzen,
Soll sich mit Sieg Northumberland bekränzen.

Die Krönung der Könige von England
und die dabey Statt findenden Feyerlichkeiten.

Nach dem Englischen des Joseph Strutt,
dem Gentleman's Magazine und andern Quellen.

Die bevorstehende Krönung des Prinz Regentens als König von England, Schottland und Irland ist ein viel zu interessantes, durch die lange Lebensdauer des letzten Königs selten gewordenes, mithin für unsere Zeitgenossen allzu bemerkenswerthes Ereigniß, als daß wir unterlassen sollten, die Leser unserer Zeitschrift hierauf aufmerksam und mit dem Detail der hierbey nach dem bestehenden alterthümlichen Herkommen zu beobachtenden Feyerlichkeiten bekannt zu machen.

Die Grundzüge dieser Feyerlichkeit gründen sich auf althergebrachte Gewohnheiten und spezielle Beschlüsse, und wenn auch der Geschmack der Zeit in den Nebenumständen einige Veränderungen bewirken sollte, so wird doch in der Hauptsache das alte Ritual, welches eigentlich das wesentlich Interessante enthält, unabänderlich beybehalten werden müssen.

Die Vorbereitungen zu jeder Königskrönung in England beginnen mit einer feyerlichen Sitzung, in welcher über die Ansprüche einiger Würdenträger, welche bey der Krönung selbst gewisse Verrichtungen haben, entschieden, und die Anordnung alles dessen, was zum Krönungszeremoniel erforderlich ist, eingeleitet wird. Unter die ersterwähnten Ansprüche besonderer Berechtigungen beym Krönungsfeste gehören vorzüglich folgende:

Der Erbherr auf Bardorls in der Grafschaft Surry spricht das Recht an, am Krönungstag ausschließend für den König eine Schüssel Grütze (Groats) selbst zuzurichten und auf die Tafel Seiner Majestät zu setzen. Dafür ist es gewöhnlich, daß ihn der König als Beweis seiner Erkenntlichkeit für seine Dienstleistung zum Ritter schlägt.

Der Erbherr von Scoulton ist am Krönungstag Ober-Speckmeister der königlichen Küche, und aller übrig bleibende Speck gehört ihm.

Der Erbherr auf Wirshap in der Grafschaft Nottingham hat das Recht, dem König den Handschuh für die rechte Hand zu überreichen.

Der Erbherr von Lyston in der Grafschaft Essex ist allein berechtiget, Waffelkuchen für die königliche Tafel am Krönungstage zu backen und aufzutragen.

Ähnliche Ansprüche und Rechte gibt es noch viele, aber es wäre eben so mühsam, als unnütz, alle anzuführen, sie beziehen sich sämmtlich auf die Krönungsfeyerlichkeit, auf Dienstleistung beym Ankleiden des Königs, bey der Krönung selbst und bey dem festlichen Mahle. Sie werden mit dem größten Eifer behauptet und gehandhabt, und bey Gelegenheit der Krönung Seiner Majestät Georg des Dritten wurden die Listen dieser Ansprüche in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, um die Untersuchung von derley Rechten mit aller Präcision vorzunehmen. Jeder dieser Funktionäre hat das Recht, jene Gegenstände, mit welchen er beym Krönungsfeste unmittelbar zu thun hat, mit sich zu nehmen, oder es müssen ihm solche nach herkömmlichen oder arbiträren Bestimmungen abgelöset werden.

Der Ober-Kammerherr allein bekömmt dafür, daß er dem Könige, der die Nacht vor dem Krönungstage im Tower zubringt, beym Schlafengehen das Hemd überreicht hat, vierzig Ellen hochrothen Sammt, das Bett des Königs und alle Meubeln des Zimmers, worin der Monarch geschlafen hat, und eben so dessen Nachtkleider, jedoch ist der Gebrauch eingeführt, daß alles dieses noch am nähmlichen Tage mit einer ansehnlichen Summe wieder eingelöset wird.

Der Kämpfer (Champion) des Königs erhält jenes Pferd, auf welchem derselbe am Krönungstag geritten ist, aus dem königlichen Stalle, außer diesem aber noch einen Trinkbecher und ein Besteck von Gold.

Eben solch einen goldenen Becher und Besteck erhält der Lordmayor von London dafür, daß er Seiner Majestät nach der Mittagstafel Wein einschenkt und kredenzet.

Das sämmtliche Silbergeschirr gehört dem Ober-Stallmeister, weil er am Krönungstage Aufseher über das Silberwerk ist.

Die Teppiche, über welche der König an demselben Tage zur Krönung schreitet, werden zu Gunsten der Armen veräußert.

Der Dechant und das Capitel von Westminster sprechen eine Menge kostbare Dinge an, die zur Feyerlichkeit dienten, außerdem erhalten sie herkömmlich vom König die Summe von hundert Pfund Sterling.

Alle diese Artikel sind bey der Krönung König Jacob des Zweyten eingeführt worden, und werden die Listen hierüber in den Registern des Gerichtshofes aufbewahrt.

Die Krönungsfeyerlichkeit geht in der Westminsterabtey vor; sie ist vor Alters im Benediktinerkloster gewesen, um welches herum nach und nach eine Stadt entstanden ist, die nunmehr einen Theil der Hauptstadt des Landes ausmacht. Eduard, mit dem Beynahmen der Bekenner, ließ hier im eilften Jahrhundert den ersten Pallast für Englands Könige erbauen. Wilhelm der Rothe erweiterte diesen Pallast und bauete darin den großen Saal, welcher,

nachmahls von Richard dem Zweyten reparirt, noch heutigen Tages der nähmliche ist. Er besteht aus einem länglichen Viereck von bedeutendem Umfang, die Decke desselben ist mit einer besondern Gattung irländischen Holzes ausgetäfelt. Eine der ersten Bestimmungen dieses Saales war, daß Heinrich der Dritte die Gerichtshöfe, welche bis in das dreyzehnte Jahrhundert sich immer im Gefolge des regierenden Herrn befunden haben, und mit ihm den Aufenthaltsort wechselten, sitzend machte und ihnen diesen Saal anwies. Aber auch zu andern Absichten wurde dieser Saal verwendet. Könige wurden hier gekrönt und abgesetzt, königliche Gastmahle gegeben und die größten Potentaten Europens auf das Glänzendste bewirthet. Heinrich der Dritte speiste hier 6000 Arme, und einst wurde eine Parlamentssitzung von einer solchen Wasserfluth überrascht, daß man in diesem Saale mit Kähnen herum fuhr. Am Krönungstage kömmt ein Kämpfer vom Kopf bis zu den Füßen ganz geharnischt in diesen Saal geritten, wirft seinen rechten Handschuh zur Erde, und fordert jeden, der dem König das Recht des Thrones streitig machen will, zum Kampfe auf, der aber bisher noch nie angenommen wurde.

Am Tage der Krönung, welche sonst gewöhnlich an einem Sonntage vorgenommen zu werden pflegte, kömmt der König einfach gekleidet zu Pferd vom Tower her durch die Mitte der Stadt nach dem Westminster, welcher zur Feyer der Krönung bestimmt ist, und wo auch die königlichen Insignien aufbewahrt sind. Der Erzbischof von Canterbury ist von jeher dazu fürgesehen, die Salbung und Krönung des Königs zu verrichten, und nur im Falle einer Krankheit, oder bey andern wesentlichen Ursachen kann er von einem andern, hierzu würdig befundenen Bischof vertreten werden.

Wenn der König am Tage der Krönung im besagten Westmünster-Saale erscheint und auf dem für ihn errichteten Throne Platz genommen hat, werden drey Degen gebracht und auf eine vor dem König stehende Tafel gelegt; der erste dieser Degen, welchen man Curlana nennt, gehörte ehedem Eduard dem Heiligen, er ist stumpf und wird als das Sinnbild der Gnade betrachtet; der zweyte Degen mit Spitze und Schärfe stellt das Schwert der Gerechtigkeit vor, der dritte aber ist zur Opfergabe bestimmt und wird auf der Stelle mittelst einer gewissen Anzahl Goldstücke wieder ausgelöset und nachher als Zeichen der Macht während der ganzen Feyerlichkeit vor dem König hergetragen. Diese Schwerter, wie die Krone, die ebenfalls jene des heiligen Eduard ist, sein königlicher Kommandostab, der Ring, die beyden Zepter und der Reichs-Apfel sind gleichfalls Zierathen und Kleinodien zu dieser Feyerlichkeit.

Der Ring deutet an, daß der König sich mit der Nation gleichsam vermähle und innigst verbinde. Der Reichsapfel bezeichnet die Regierung, in deren Besitz er tritt, und die Beherrschung der Meere der Erde; die beyden Zepter stellen seine Macht im Weltlichen und Geistlichen vor. An der Spitze des einen befindet sich ein Kreuz zum Zeichen, daß der König der Schutzherr und das Oberhaupt der englischen Kirche sey, an der Spitze des andern sieht man eine Taube, als das Sinnbild einer gelinden Regierung. Ein Kelch mit der Patene ist das priesterliche Zeichen, welches bedeutet, daß der Herr, der über Großbritannien regiert, zugleich der oberste Bischof des Reiches sey. Noch gehören zum Krönungs-Apparat zwey Flaschen zur Aufbewahrung des heiligen Chrisams und des Öhles, mit welchem der König gesalbet wird. Die

erste, von Silber und vergoldet, rührt noch vom heiligen Thomas, Erzbischof von Kanterbury, her, die zweyte ist bloß von Silber und eine neuere Arbeit.

(Der Schluß folgt.)

Nacht und Tag.

Die Nacht geht unter, die Sonne geht auf,
Es erblühet der glänzende Morgen;
Daß in Tages zögerndem Stundenlauf
Der Mensch sich verzehre in Sorgen.

Er sinnt und müht sich, und ringet und strebt,
Um das kärgliche Daseyn zu fristen;
Wie er Minuten und Stunden durchlebt,
Er muß sich sie alle erlisten.

Und Eines nur ist ihm bleibend gewährt,
Es ist der seelinnigste Glaube;
Nur was von diesem allein er begehrt,
Das mag er erzielen im Staube.

Die Hoffnung nicht ist es, die Liebe nicht,
Die labend sein Innerstes füllet:
Verlockend und falsch ist der Hoffnung Licht,
Der Liebe die Täuschung entquillet.

So sehnet der Mensch, der arme, sich ab
In des Tages vielfarbigen Stunden,
Und drängt sich und eilt nach dem süßen Grab
Des Schlafes, dem Balsam der Wunden.

Und die Sonne geht unter, die Nacht geht auf,
Es winket der tröstliche Nachen —
Ruh' aus von dem peinlichen Tageslauf!
O möchtest du nimmer erwachen! —

Franz Gräffer.

Schauspiel.

Hoftheater nächst der k. k. Burg, den 23. d. Neue und Ersatz. Hr. Vespermann, Regisseur des k. baierischen Hoftheaters, trat hier zum ersten Mahl in der Rolle des Buchhalters Fest auf.

Mit derjenigen Mäßigung und taktfesten Entwicklung, die wir an dem Gastspieler, der hiermit eine neue Reihe von Darstellungen begann, in jeder früheren bemerkten, wurde auch dieser Charakter durchgeführt, in den Anfangs-Scenen einfach und ruhig, mit der gehörigen Andeutung des untergeordneten Verhältnisses, aber auch zugleich des Ernstes und der Umsicht; seine Theilnahme an der Handlung erkaltete nie, ohne sich der Aufmerksamkeit entgegen drängen zu wollen, und ohne das Gepräge des leeren Bühnenspiels zu tragen; in der Folge mit immer wachsender Lebhaftigkeit und verhältnißmäßig stärkerer Schattirung einzelner Stellen, bis in der Scene des dritten Akts, mit der Witwe Wiesen, die Charakter-Schilderung in allen ihren Zügen unter den Händen des Darstellenden sich entfaltete, und der komische Anstrich nicht wie eine bloße mühsam erworbene Zugabe erschien, sondern aus der innern Eigenthümlichkeit und der eingreifenden Situation anspruchlos hervorging; auch jetzt noch wurde die Bewegung immer frischer und eilte mit dem Stück zum Schlusse, oder zog vielmehr

den trägen Gang der Handlung mit sich fort. Der Gastspieler wurde gerufen und dankte mit einer gelungenen Beziehung auf die Rolle.

Hr. Lembert gab den Karl mit einem angemeßnen Ton von sanfter Treuherzigkeit, den Vorwürfen des Vaters gegenüber, und munter in der schalkhaften Erklärungs-Scene mit Julie.

Den 25. Juny. Die unterbrochne Whistparthie. Hr. Vespermann den Skarabäus.

Glücklich wußte der Gast die Geschwätzigkeit des Alten mit so vieler Gutmüthigkeit zu vereinigen, daß kein Verdacht irgend einer schadenfrohen Absicht Statt haben konnte, und die geschäftige Eile des rüstigen Schmetterlings-Jägers setzte jene gleichsam in Bewegung, indem sie ihr das Ansehen zerstreuter Übereilung gab. Diese Beweglichkeit blieb sich durchaus immer gleich, und wenn die schwatzhafte Beschleunigung der Rede einige Mahl zu sehr gesteigert wurde, wie am Schlusse der ersten Scene mit der Gräfinn, so gewann der wortreiche, breite Dialog an Kürze und die Charakteristik verlor nichts durch diesen stärkeren Schattenstrich. Ein ganz eignes komisches Gepräge erhielt die Scene mit Hrn. von Bern, worin diesem über die früheren Verhältnisse der Gräfinn die Augen geöffnet werden. Der Darsteller wurde verdienter Weise hervorgerufen.

Hierauf folgte: Die eifersüchtige Frau. Nach dem Englischen von Kotzebue, worin Hr. Vespermann als Hr. von Uhlen auftrat.

Selbst in der scheinbar vernachlässigten Haltung zeigte sich gleich Anfangs derjenige Zug von Weichherzigkeit und Schwäche, der den untergeordneten Ehemann bezeichnet; wenn daher von vorn herein die Charakteristik noch in einem nicht ganz deutlichen Umriß sich bewegte, so glauben wir den Grund davon in dem nicht zu bezweifelnden richtigen Gefühl zu finden, daß dieser schwankende Charakter durch den Zusatz des erzwungenen herrischen Benehmens, im Streite mit dem innern Hang zur Unterwürfigkeit seine bestimmte Richtung erst erhält. Mit sicher fortschreitender Entwicklung wurde dieser Kampf geführt. In den verschlungensten Bewegungen alles doch so klar und jeder kleine Zug in diesem regen Spiel mit Leichtigkeit hervorgehoben, ohne den innigen Zusammenhang nur einen Augenblick zu trennen! Am kräftigsten zeigte sich dieses reichhaltige Gemählde, als es zum letzten entscheidenden Angriff kommt, und in dieser Scene wirkte vorzüglich erheiternd jener Ausdruck selbstgefälliger Erhebung mit Hinblick auf den ermunternden Freund, während die eigene ängstliche Besorgniß eines Rückfalls merklich den Triumph beschränkte. Nach wiederhohltem, und im Tone der unverkennbar richtigen Würdigung gezollten Beyfall, wurde der Gast abermahls gerufen, und drückte jedes Mahl in ungesuchten, gut gewählten Worten seinen Dank aus.

Den 24. v. M. sahen wir das Schauspiel Bayard, von Kotzebue, wieder in die Scene gesetzt, nachdem es mehrere Jahre hindurch vom Repertoire verschwunden war. Die Darstellung zeichnete sich im Allgemeinen durch sorgfältige Besetzung und zusammengreifende Durchführung aus. Zum Belege des ersten Punctes darf nur angeführt werden, daß Hr. Korn die Rolle des jungen Mahlers übernommen hatte, wodurch die Scene der Zusammenkunft mit Bayard sehr gewinnen mußte. Und so führt uns die Ausnahme von der Regel, indem wir mit Erwähnung einer untergeordneten Rolle den Anfang machten, auf dem leichtesten Wege zu dem Helden des Schauspiels, der vom Hrn. Anschütz dargestellt wurde. Der Ton der Conversationssprache und der sanfte Ausdruck männlicher Gefühle vereinigten sich auf sehr entsprechende Weise durch alle Auf- und Abstufungen mit der kraftvollern Verwendung des Organs in höheren Stimmungen des Gemüths und den Augenblicken aufwallender Entrüstung. In der edlen Haltung sprach sich immerfort der Ritter ohne Furcht und Tadel aus; in den gefälligen Bezeichnungen ritterlicher Galanterie erkannte man den Beschützer der Unschuld und den Vertheidiger der Frauenehre. Einfach und rührend wurde die Beschreibung der ersten schwärmerischen Liebe vorgetragen, nur noch einen Anklang dichterischer Begeisterung und der tiefern Gemüthlichkeit vermißten wir, der wie ein Echo aus dem Liederspiel der Troubadours wiedertönt, und mit den letzten Worten der Erzählung: „Ich liebe, — liebte — werde ewig lieben!" in der Seele still

und wehmuthsvoll verhallt. Zarte Andeutungen des innern Kampfes und männlicher Selbstbeherrschung charakterisirten die erste Unterredung mit Blanka. Sehr natürlich ging aus diesem letztern Zuge und dem leicht wieder hergestellten Gleichgewicht eines großartigen Gemüths die humoristische Stimmung in der Scene mit Tardieu hervor. Doch schien der Übergang zu rasch und der Ton Anfangs etwas fremdartig, was aber durch Wahrheit und kunstvolles Spiel in der Folge wieder reichlich aufgewogen wurde. Der letzte Aufenthalt im Hause der Witwe und der Abschied von dem traulichen Familienzirkel fordert ein vielfach wechselndes Gemählde von Gemüthsbewegungen, und der Darsteller schwebte auf dieser Tonleiter der Empfindungen leicht und sicher hin und her. Wenn wir nun weiter die verschiedenen Situationen durchgehen, so finden überall nur noch einzelne Anforderungen Statt, und auch diese nur an den bedeutenderen Künstler, der vom Anfang bis zur Schlußscene, wo der Ausdruck frommer Hingebung und der zunehmenden Erschöpfung bey immer fortdauernder Deutlichkeit des Vortrags, besondere Erwähnung verdient, seiner Seits durch eine Reihe von schönen Leistungen gerechte Ansprüche auf den ihm zu Theil gewordenen Beyfall sich erwarb.

Hr. Lembert befriedigte als Tardieu sehr. In der Schilderung der alten Stammveste mischte sich, wie durchgehends, doch stets mit gehörig abwechselndem Übergewicht des einen oder andern, ein leicht gehaltner Ton altritterlicher Derbheit mit Laune und Gemüthlichkeit.

Blanka gehört zu den glücklichsten Darstellungen der Mad. Löwe. Die Strenge weiblicher Tugend durch das Licht der Anmuth verschönert, die den Zweifler an sie glauben macht und die Leidenschaft mit ihr versöhnt! In der Scene mit Paolo Manfrone herrschte das rechte Maß der tragischen Erhebung. — Mlle. Hruschka verdiente Beyfall als Miranda. Leicht und im Einklang mit dem schüchternen Gefühl der ersten Liebe, zeigten sich die Regungen der Eifersucht. Den Charakter des Edelknaben eignete sich Miranda glücklich an, und wenn hier im Anfang auch der Ton noch nicht gelingen wollte, so fehlte in der Folge doch kein Hauptzug, und treue Ergebenheit, jugendlicher Heldensinn, endlich der Entschluß grosherziger Aufopferung brachten ein täuschendes Ebenbild hervor. — Schade, daß die Geliebte des jungen Mahlers (Mlle. Weissenthurn) zu glühende Farben deklamatorischer Beredsamkeit verwendete, um zu ihrem Schutz den edlen Bayard zu bewegen. Der Preis des Beyfalls konnte zwar nicht fehlen; durch schmucklose Unbefangenheit und einfach rührenden Ausdruck würde sie um so sichrer auch das Herz gewonnen haben.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Crassula coccinea. Scharlachrothes Dickblatt. Vom Kap.
Cactus foliosus. Beblätterte Fackeldistel.
Cliffortia ilicifolia. Hülsenblättrige Cliffortie. Vom Kap.
Diosma ericoides. Heidenartiger Buccosstrauch. Aus Äthiopien.
Haemanthus puniceus. Dunkelrothe Blattblume. Vom Kap.
Malpighia coccifera. Stachelblättrige Malpighie. Vom wärmeren Amerika.
Leptospermum grandiflorum. Aus Neuholland.
Piper aduncum. Krummer Pfeffer. Aus Jamaica.
Serissa foetida. Stinkende Serisse. Aus Japan.
Nymphaea coerulea. Blaublühende Seerose. In Wässern von Ägypten.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 10. July 1821.

82

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k.k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Krönung der Könige von England
und die dabey Statt findenden Feyerlichkeiten.

Nach dem Englischen des Joseph Strutt,
dem Gentleman's Magazine und andern Quellen.

(Schluß.)

Wenn nun Seine Majestät aus dem großen Saale nach der Westminster-Kirche gehen, wo die Krönung erfolgt, so geschieht dieses unter einem Thronhimmel, der von den Baronen der Häfen getragen wird; dieß ist die Benennung, mit welcher man die Abgeordneten jener Seestädte bezeichnet, die den Unternehmungen von Seiten Frankreichs gegen England am meisten ausgesetzt sind, und die aus diesem Grunde vom Hofe vorzüglich begünstigt werden. Diese Städte rüsteten vor Alters auf eigene Kosten Schiffe zur Vertheidigung des Königreichs aus; und dieses hat ihnen zu verschiedenen großen Vorrechten verholfen, so daß unter andern diese Abgeordneten auch die Ehre haben, am Krönungstage mit Seiner Majestät zu einerley Stunde und auf demselben Saale die Mittagstafel zu halten.

Sobald der König im Mittelgange der Kirche angelangt ist, setzt er sich auf einen sammtenen Armstuhl. Der Erzbischof von Canterbury kömmt und nähert sich dem Platze, wo die Pairs sitzen, und frägt zu drey wiederhohlten Mahlen mit lauter Stimme alle Anwesenden, ob es ihr Wille sey, den zu Krönenden, dessen Nahme genannt wird, zu ihrem Beherrscher anzunehmen. Die Frage wird mit Zuruf und Freudengeschrey der Anwesenden beantwortet. Hiernach steht der Prinz auf, tritt zum Altar und leistet stehend den Eid im Allgemeinen.

Sodann frägt ihn der Erzbischof: „Versprechen und schwören Sie, das Volk dieser Königreiche und die Staaten, die davon abhängen, in Gemäßheit der eingeführten Gesetze und der vom Parlament beschlossenen Verordnungen zu regieren?"

Der Monarch antwortet: „Ich verspreche und beschwöre es."

Der Erzbischof fragt weiter: „Wollen Sie sich auch bestreben, das Evan-

gelium und die Religion, wie solche nach den Lehren des Christenthums dermahlen eingeführt ist, aufrecht zu erhalten? Wollen Sie die Bischöfe und die Geistlichkeit dieses Königreichs, ingleichen die Kirchen, die Ihrer Sorge anvertraut sind, bey allen den Rechten und Privilegien schützen, die ihnen gegenwärtig zukommen und künftig zukommen können?"

Seine Majestät antwortet abermahls: „Ich verspreche es." Hierauf legt der König die Hand auf das Evangelienbuch und thut kniend den Eidschwur: „Ich schwöre, daß ich halten und erfüllen will, was ich gegenwärtig versprochen habe."

Sodann tritt der König zurück und setzt sich auf den mit Sammt und Gold verzierten steinernen Thron Eduard des Ersten, Königs von Schottland, wo hernach unter vielen Gebethen und Einsegnungen die Krönung vor den Augen der Pairs, der Abgeordneten der Kammern der Gemeinen und einer unzählbaren Menge anderer Zuseher folgender Maßen vor sich geht.

Der Erzbischof nimmt mit Hülfe einiger Bischöfe dem Könige seine Mütze, seinen Mantel und sein Kleid ab, gießt in einen goldenen Löffel einiges Öhl und den Chrisam aus den heiligen Flaschen, und verrichtet die gewöhnlichen Salbungen an den Händen, den Armen, den Achseln, der Brust und an dem Haupte des Monarchen. Sodann bekleidet man ihn mit Halbstiefeln, leinenen Handschuhen, einem Chorhemde, einer Stola, einem Gürtel und einer Art von Priesterkleide (Dalmatica). Zugleich hohlt der Erzbischpf von dem Altare denjenigen Zepter, der oben mit einem Kreutze versehen ist, und übergibt ihn dem König mit den Worten: „Empfangen Sie dieses Zeichen der oberherrlichen Gewalt, und brauchen Sie diesen Stab der Tugend, Ihr Volk mit Gerechtigkeit und Milde zu regieren; strafen Sie die Bösen und schützen Sie die Redlichen."

Der Prinz nimmt den Zepter mit dem Kreutze in die rechte und zugleich überreicht man ihm jenen mit der Taube in die linke Hand.

Hierauf geht der Prälat wieder zum Altar, hohlt die alte, reich mit Edelsteinen und Perlen geschmückte Krone des heil. Eduard, und nach Verrichtung einiger Gebethe setzt er solche dem König auf das Haupt mit den Worten: „Gott der Ewige kröne Sie mit der Krone der Gerechtigkeit und der Herrlichkeit." In diesem Augenblicke hört man allgemeine Töne der Freude, einen wiederhohlten Ruf: „Es lebe der König!"

Dieser wiederhohlte Zuruf wird vom Geräusche mehrerer Musik-Chöre, dem Geläute der Glocken und dem Donner des Geschützes begleitet, die Freude und die Rührung des Volkes ersteigt den höchsten Gipfel und löset sich auf in ein frommes Gebeth für das Wohl des Herrschers und des Reiches. Indessen geschieht die Überreichung des Reichsapfels und des Ringes, welchen der Erzbischof selbst dem Monarchen an den Finger steckt.

Seine Majestät setzen sich sodann auf einen erhabneren Thron, welchem sich die geistlichen und weltlichen Pairs nahen, Ihnen die Huldigung leisten, Sie auf den linken Backen küssen und mit der Hand die Krone berühren, um damit zu bezeugen, daß sie bereit seyen, dieselbe auch mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen. Während dieser Handlung wirft der Groß-Schatzmeister allenthalben Krönungsmünzen aus, auf welchen des neuen Königs Bildniß gepräget ist.

Nach Vollendung dieser Feyerlichkeit führt man den Monarchen in die Kapelle des heiligen Eduard, wo er andere Kleider findet, mit denen er sodann wieder in den großen Saal kömmt und dem königlichen Gastmahle beywohnt. Während dieser Tafel zwischen dem ersten und zweyten Gange geschieht von dem geharnischten Kämpfer zu Pferd die Ausforderung, deren am Eingang Erwähnung geschah, und wenn auch diese vorbey ist, so ruft ein Wappen-Herold den gekrönten Prinzen auf's Neue als König von Großbritannien aus.

Noch sind die Großwürdenträger zu bemerken, die jedes Mahl bey den Krönungen Ämter zu versehen, oder beym Zeremoniel mitzuwirken haben.

Der Herzog von Bedford ist jedes Mahl Groß-Almosenier der Krönung.

Die Bischöfe von Bath und Durham assistiren dem Könige während der ganzen Zeremonie in pontificalibus.

In sofern der Lord Groß-Kanzler von England Bischof ist, trägt er den Kelch des heiligen Eduard vor dem König in pontificalibus, und eben so der Lord Groß-Schatzmeister, in sofern er Bischof ist, die Patene, sonst würden diese beyden Insignien von andern Bischöfen getragen.

Der damahls Älteste von Adel trägt vor dem König zur Rechten den Zepter mit dem Kreutze, der nächste nach ihm zieht eben so links mit dem Zepter mit der Taube.

Der Graf von Chester trägt dem König das kurze, stumpfe Schwert vor, zur Rechten dieses Grafen trägt der Graf von Huntington das eine und links der Graf von Warwick das andere Schwert.

Einer vom höchsten Adel trägt die goldenen Sporne, und eben ein solcher hält während der Krönungsfeyerlichkeit des Königs Schwert an seiner Seite.

Dem Graf von Leicester ist für diesen Tag die Oberaufsicht zugewiesen.

Der Herzog von York ist Krönungsmarschall.

Der Graf von Arundel Oberst-Mundschenk.

Der Graf von Heerford ist Groß-Konnetable,

und der Graf von Oxford Oberst-Kämmerling.

Was übrigens den Pracht-Aufwand bey dieser Feyerlichkeit betrifft, so hängt solcher jedes Mahl von der Disposition des Königs ab, und es sind daher die geschichtlichen Erzählungen von derley Krönungsaufzügen wesentlich von einander verschieden. Am Auffallendsten ist jene der Königinn Elisabeth. Diese Frau fand ein vorzügliches Vergnügen darin, sich in eminenter Pracht zu zeigen. Sie brachte die ganze Nacht vor dem Krönungstag damit zu, sich mit Putz und Anstand zu dieser Zeremonie vorzubereiten. Sie ließ selbst aus dem Auslande zusammen kommen, was nur immer an Geschmeide aufgebracht werden konnte. Der Zug begann mit einer brillanten Kavalkade, bey welcher vier hundert der ausgesuchtesten Pferde und hundert der prächtigsten Wägen zu sehen waren. Die Königinn selbst fuhr in einem auserlesen schönen Wagen, dessen Pferde die Geschirre reich mit Edelsteinen besetzt hatten; diesen Wagen umgaben vierzig junge Adeliche in Kleidern von Scharlach reich mit Gold gestickt; dreyßig herrlich geschmückte Damen zu Zweyen in schönen offenen Wagen schlossen den Zug.

Maylied.

Waldblumen lieblich düften,
Sie grüßen süß vom May,
Aus dunkeln Felsgeklüften
Kommt hell der Quell herbey.

Was nur die Blumen wollen
Zu jeder Frühlingszeit?
Was nur die Bächlein wollen
Suchen im Thal so weit?

Die zarten Düfte dringen
Und suchen Liebe nur,
Die hellen Quellen springen
Nur auf der Liebe Spur.

Sie alle wollen innig
Tief in dein Herz hinein,
Sie sprechen hold und sinnig:
Dein Herz soll fröhlich seyn.

Ihr mildes Rieseln, Düften
Ist wortlos, reich im Sinn,
Es weht und strömt in Lüften
Die Gottesliebe hin.

Gegrüßt denn, Blümlein holde,
Ihr Quellen kühl im Thal,
Gebirg im Abendgolde,
Geklüft im Mondenstrahl.

Mit deinen tausend Wonnen
Gegrüßt du Mayenzeit,
Herzluft'ger Blüthenbronnen,
Holdseligs Flurenkleid.

Aus deinen Quellen labe
Die ganze Seele mein,
Und deine süße Gabe
Laß tiefes Sehnen seyn!

Helmine.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, den 3. Juny.

** Wenn es sich wohl traf, daß ich je zuweilen in Monathen nicht an Sie schrieb, so denke ich dießmahl durch die rasche Aufeinanderfolge meiner Briefe zu beweisen, daß Ihr Korrespondent nicht faul ist, wenn er wahrhaft interessante Dinge zu berichten findet. Und dieß ist heute der Fall, wo ich von höchst merkwürdigen Kunst-Erscheinungen zu reden habe, die an uns vorüber gegangen sind.

Die erste ist unser neues Schauspielhaus, das denn nun endlich eröffnet worden ist. Der Drang am ersten Tage war, wie Sie denken können, ungeheuer, doch muß man der Behörde nachrühmen, daß sie bestmöglichst Ordnung zu erhalten wußte. Auch verhinderte manches Unglück die neue und gut gedachte Einrichtung am Gebäude, daß die Wagen und die Fußgänger von einander gesonderte Eingänge haben. Man gab den neuen, von Goethe eigends zu dieser Feyer gedichteten Prolog, seine unsterbliche Iphigenie und ein neues ———Ballet: die Rosenfee, das, wenn auch sonst keine, doch die Merkwürdigkeiten darbiethet, von einer Person ersonnen zu seyn, die man wohl gewohnt ist, an die Spitze eines Regimentes, nicht aber als Erfinder eines — Ballets auftreten zu sehen.

Das neue Schauspielhaus macht beym ersten Hereintreten (und nach einer genaueren Untersuchung des Gebäudes kann ich natürlich jetzt noch nicht urtheilen) einen sehr freundlichen, überraschenden Eindruck. Man hat, wie im Konzertsaale, zu dem es ein Pendant liefern mag, auch im Theater die höchste Einfachheit mit Geschmack und Luxus verbinden wollen, daher z. B. sehen Sie, außer den wenigen Mahlereyen an der Decke, von Farben nichts als den Grundton der Wände, die mit weißem Stuck, wie der Konzertsaal, belegt sind, die wenigen goldenen Verzierungen darauf, und die rothen Decken an den königlichen Logen. Diese Einfachheit thut dem Auge wohl; aber dafür wird es fast unangenehm überrascht durch die zu große Beschränktheit des Raumes; man kann, wenn man nota bene berücksichtigt, daß man nicht etwa in einem Vorstadttheater oder in einem unter mehreren Theatern der Hauptstadt, sondern eben in dem allereinzigen Schauspielhause des großen Berlins steht (denn das Opernhaus ist in so fern nicht zu rechnen, als immer nur in einem der beyden Theater gespielt wird), man könnte, sage ich, unter diesen Bedingungen das neue Haus eine Taschen-Duodez-Ausgabe von einem Theater nennen, so gedrängt, so kompendiös sieht das Innere aus. Es war natürlich, daß, wenn man einmahl einen so kleinen Raum bilden, und doch wenigstens 15 — 1600 Menschen darin placiren wollte, man dann mit der Vertheilung der einzelnen Plätze geitzen mußte, und dieß soll in den Logen auf eine so unanständige Weise geschehen seyn, daß viele dicke Männer und Frauen bereits einem Pakt geschlossen und unterzeichnet haben, das neue Haus nicht zu besuchen. Die Sperrsitze, 246 an der Zahl, sind die besten Plätze im Hause, denn sie liegen ungewöhnlich hoch, und es entgehen dem Zuschauer selbst die Füße der Tänzerinnen nicht, was zwar bey unsern Tänzerinnen eben kein sonderlicher Vortheil ist, doch aber von den Meisten als conditio sine qua non, um überhaupt in's Theater zu gehen, verlangt wird. Auf den ersten Bänken des Parterres soll man gleichfalls gut seyn; über die Stehplätze aber habe ich klagen hören. Mit den Logen hat man die Einrichtung getroffen, daß man Balkons vor dieselben gebaut hat, wie z. B. in Paris, Leipzig, Karlsruhe u. s. w. Das ist recht zweckmäßig und schön, aber daß man dafür die Logen so tief in den Hintergrund geschoben hat, daß das Licht des Kronenleuchters so wenig hineinfällt, als das Sonnenlicht in einen unterirdischen Kerker, und daß man daher in den Logen eben so wenig das Publikum sehen, als von ihm gesehen werden kann, ist ein zweyter Übelstand, der viele murren macht, und die Logen künftighin nicht zu den Lieblingsplätzen erheben wird. Auf den Balkons ist man sehr gut in jeder Hinsicht. Lachen hat es gemacht, wie man die Logenreihen so sonderbar getauft hat. Den ersten Rang nähmlich, d. h. auf gutes Deutsch den Rang, der eine Treppe hoch liegt, vom Parterre abgerechnet, taufte man den königlichen Rang; den zweyten, also zwey Treppen hoch, nannte man den ersten, und den dritten den zweyten Rang! Da die Benennungen dieser Plätze im Opernhause dem gesunden Menschenverstande mehr entsprechen, als diese neuen, so läßt sich eine unendliche Reihe von Verwirrungen von Seiten des Publikums vorhersehen. Heute wird ein Fremder das Seinige zu thun glauben, wenn er Billets zum ersten Range fordert, und man wird ihn zwey anständig hohe Treppen hinauf schicken, und morgen wird ein bescheidener Bürger mit seiner Frau sich in den zweyten Rang versetzen wollen, und man schickt ihn drey Stock hinauf in's Amphitheater unter seine Lehrjungen und Gesellen! — Die königliche Loge tritt weit hervor, sie ist sehr geräumig und hübsch dekorirt; eine rothe Sammtdecke mit

dem Wappen des preußischen Hauses hängt in's Parterre hinab, und eine andere Drapperie, die den Vorsprung der Loge von oben schließt, wird von zwey vergoldeten preußischen Adlern gehalten. Sonst sind für die Allerhöchsten und Höchsten Personen noch vier andere größere und kleinere Logen im Hause bestimmt.

Den Plafond schmücken neun Musen in eben so vielen Feldern, die sich in den Halbzirkel theilen, den der Zuschauerraum um die Bühne als Diameter bildet. Diese Musen sind von Wach in gut gewählten Gruppen und effektreich gemahlt. Sie werden durch den schönen Lüstre beleuchtet, der seinen vier eleganten Brüdern im Konzertsaale ganz gleich ist. Wenn ich Ihnen nun noch sage, daß am Proscenio ein Bacchanal von Schadow gemahlt ist, und daß der Vorhang sehr einfach eine grüne Decke bezeichnet, so glaube ich Ihnen genug erzählt zu haben, um Ihren Lesern eine ungefähre Idee vom Ganzen zu geben.

Der erste Abend ward in Freudentaumel verlebt. Man brachte dem Könige, dem erhabenen Gründer dieses neuen Gebäudes, wie so vieler Verschönerungen unserer Residenz, ein stürmisches Lebehoch! man sang das Lied: Heil dir im Siegerkranz, und zuletzt rief man noch lebhaft den Architekten, den Meister Schinkel hervor, der sich aber bescheiden dieser Ehre entzogen hatte, dafür noch später eine Nachtmusik bekam u. s. w. Am zweyten Abend aber, wo man die Iffland'schen Jäger gab, verstehen Sie mich ja recht, am zweyten Abend nach der Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses, waren und blieben 400 Plätze leer, obgleich es Sonntag war! Das scheint mir eine Begebenheit, werth in den Annalen der Kunstgeschichte verzeichnet zu werden. So aber ist das Publikum heut zu Tage! Hätte man ihm statt des alten, guten Stücks: die Jäger, ein neues Ballet oder eine andere, wenn auch noch so miserable Neuigkeit vorgesetzt, das Haus wäre wieder zum Erdrücken angefüllt gewesen, aber um des neuen Hauses willen wollte man sich Zeit nehmen! Zum Theil lag aber wohl dieß Leerbleiben an den fehlerhaften Annoncen in den öffentlichen Blättern, nach denen jeder denken mußte, daß wenigstens in den ersten zehn Vorstellungen es vergebene Mühe seyn werde, sich um ein Billet zu bewerben.

Und nun gehe ich zu der zweyten Kunsterscheinung über, die, wo möglich, noch merkwürdiger ist, als die erste, ich meine den neuen Prolog unsers zwey und siebenzigjährigen Goethe. Meine Leser mögen mit freudigem Staunen erfahren, daß die Bessern hier dieses Gedicht mit zu dem Allerbesten zählen, was der wunderbare Dichter je geschaffen hat! Solche Feinheit und Tiefe der Gedanken, solche Kernsprüche, solche geglättete, süße Verse hat nur Goethe! Ja man möchte sagen, es ist werth gewesen, ein solches Haus zu bauen, damit es Goethe veranlaßte, einen Prolog dafür zu dichten! — Die Muse tritt freudig, rasch hervor, entzückt über den neuen Kunsttempel, der sich zu ihrem Dienst erhoben hat; sie geht über zur Betrachtung dessen, was in ihm vorgezaubert werden wird, und führt die einzelnen Gattungen dramatischer Poesie charakteristisch an. Der Prolog ist noch nicht gedruckt, und es scheint nicht, als ob man Anstalt dazu machte, und daß vielleicht Goethe sich das Druckrecht vorbehalten hat: um so mehr freue ich mich, zwey der köstlichsten Stellen aus diesem Meisterwerke abgelauscht zu haben, womit ich meinen Bericht und Ihre Blätter schmücken will.

Nachdem sie über griechisches und romantisches Trauerspiel gesprochen, und den miserablen Uno-Fatalisten einen kurzen, aber derben Streich versetzt hat, denn

Schicksal und Glauben finden keinen Theil:
Nur aus der reinen Brust stammt alles Heil —

läßt sich die Muse, wie folgt, über unser neu-bürgerliches Schauspiel und über die Posse vernehmen:

Ein Bürger kommt; auch der ist gern geseh'n:
Mit Weib und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual und Gläubigern gedrängt;
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freyheit lechzend, der Gewohnheit Knecht!

Die Tochter liebt, sie liebt nicht, den sie soll:
Ein munt'rer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was an Oheim, Tanten, dienstbar'n Alten
Sich Charaktere seltsamlich entfalten.
Das Alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ungefähr geht es zu Hause so:
Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durch einander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmäh'n,
Das Possenhafte, gleichfalls gern geseh'n.
Doch Niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus.
Von Markt und Straßen selbst hinweggebannt,
Hat sich's zuletzt der Bühne zugewandt:
Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,
Daß der Gebildete zuletzt erschrickt,
Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt!

Nun, wenn das nicht Goethe ist, wie er leibt und lebt, dann ist es auch Goethe nicht, der den Faust geschrieben hat. — Nachdem nun die Muse so die verschiedenen Gattungen vorgeführt hat, gedenkt sie zart des Gründers des neuen Baues. Wem verdanken wir dieß Alles:

Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen?
„Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen!"

Zarter und schöner ist wohl nie ein Lob und passender ausgesprochen worden. Sie erinnert die Zuschauer, daß auch sie das Ihrige thun, daß sie anerkennen sollen, was des Beyfalls werth ist, da ja selbst der Dichter —

Und wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beyfalls hohen Werth erkennt!

So schließt sie denn echt Goethisch:

Zwar hätt' ich wohl noch mancherley zu sagen,
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.

Ich bedaure, daß ich nicht mehr von dieser köstlichen Poesie habe auffassen können. Leider! spricht Mad. Stich den Prolog so, daß man wohl fühlt, sie verstehe ihn nicht, wie sie auch selbst gesagt haben soll. So sind nun einmahl unsere Schauspieler in Deutschland, und man wird auch wohl in den ersten hundert Jahren trotz allen Schreibens wenig an ihnen ändern! Um so sehnlicher muß man dem Drucke des schönen Gedichtes entgegen sehen, um sich selbst in stiller Klause den Genuß recht tief und ernst zu wiederhohlen.

(Der Schluß folgt.)

Zsebkönyv kiadta Igaz Sámuel. Bécsben Pichler Antalnál (Taschenbuch herausgegeben von Samuel Igaz, Wien bey Anton Pichler) im Preise 6 fl. 30 kr. W. W.

*.) Dieß Büchlein ist eine merkwürdige Erscheinung am Horizont der magyarischen Literatur *). Es ist, einige unbedeutende Versuche abgerechnet, das erste Taschenbuch in magyarischer Sprache, und als solches ein neuer Beweis des Fortschreitens unserer magyarischen Literatur, und der aufgeregten Theilnahme bey jenen, für die Taschenbücher eigentlich bestimmt sind: dem schönen Geschlechte. Das Äußere des Taschenbuches ist gefällig, Druck und Papier gut, unter den Kupfern zeichnet sich Matthias Corvinus, nach dem Original in der Ambraser Sammlung, aus; auch die Vignette, eine Ansicht des Tokayer Weingebirgs ist gut gewählt. Die zwey andern Kupfer, Scenen aus Alexander Kisfaludi's Hunyadi, sind minder gelungen.

Über den Inhalt läßt sich sagen, was Martial von seinen Epigrammen:

„Sunt bona, sunt mediocria etc."

Das Vorzüglichste unter dem Guten ist Tóth Laßlós (des leider zu früh verstorbenen) „Vergötterungsglanz" eine pindarische Ode voll Kraft und Leben und Gluth. Alles, was der alte Meister Kazinczy Ferenz zur Ausschmückung des Taschenbuches beygetragen, ist vortrefflich. Unter den prosaischen Aufsätzen, oder besser den Aufsatzen in Prosa, ist Rose und Kálmán von Klauzál sowohl in Rücksicht der Sprache, als der Haltung des Ganzen das Beste. Außer dem Angeführten biethet das Taschenbuch noch manches Schöne, wovon sich jeder Leser leicht überzeugen kann. Daß mehrere Übersetzungen aus der deutschen Sprache im Taschenbuch enthalten sind, ist eine erfreuliche Erscheinung, — den magyarischen Dichtern ist das Studium der Dichter des deutschen Parnasses nicht genug zu empfehlen. Unangenehm ist es hingegen Ref. aufgefallen, daß viele Gedichte ohne Sylbenmaß geschrieben sind. Da die Magyaren das vollendetste Sylbenmaß haben unter allen lebenden Sprachen, so wäre es an der Zeit, sich auch dessen ausschließlich zu bedienen. Die Musik zu Kazinczy's Minni, und Kölesey's harrende Maid von B. Ludwig Podmanitzky ist gut.

Da ich nun schon im Zuge des Recensirens bin, will ich noch eines Buches erwähnen; es ist Döbrentey's ausländisches Theater. Der erste Band enthält Müllners Schuld in Prosa übersetzt. Der verdienstvolle Übersetzer sagt in der Vorrede, er habe es nicht in Versen übersetzt, weil die Siebenbürger ungrischen Schauspieler, für die es ursprünglich ungrisch bearbeitet wurde, sich nicht getrauten, Verse vorzutragen. — Wie er das Ganze in Versen hätte geben können, zeigt die als Probe beygefügte metrische Übersetzung des ersten Akts. Die nächstfolgenden Bände sollen, je nachdem es das Original erheischt, in Versen übertragen werden. Der Anhang ist interessant. Der Verfasser gibt Müllners Leben nach dem Conversations-Lexicon, frühere Auflage, und berührt zuletzt die Streitigkeiten Müllners und seiner Gegner nur flüchtig. Über den Charakter der Elvira, der dem Übersetzer viel Schwierigkeiten both, hat Döbrentey bey Müllner selbst angefragt, es scheint aber aus dem, was Döbrentey über Elvira in einem eigenen Abschnitt sagt, Müllner habe ihn nicht überzeugt, daß Elvira so verdachtlos ist, als sie nach Müllners Ansicht erscheinen soll. Die gedrängte Geschichte des deutschen Bühnenwesens, und das Leben einiger berühmten deutschen Schauspieler ist verdienstlich geschrieben. — Wir wünschen dem Werke viele Leser, damit das Unternehmen nicht stocke.

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater, den 19. Juny: Der Barbier von Sevilla. Musik von Rossini. Mad. Metzger-Vespermann gab auf dieser Bühne als erste Gastrolle die Rosine.

Wir hatten die Sängerinn bereits in diesem Part gehört, und glaubten auch zugleich das Trefflichste von ihr gehört zu haben; dennoch übertraf sie das vorher von ihr

*) Unser Interesse an der Erscheinung dieses, allgemeinen Beyfall findenden und in Nr. 76 d. Z. bereits angezeigten Taschenbuchs wird die Aufnahme der zweyten Beurtheilung rechtfertigen. D. Red.

Geleistete, nicht anders, als ob sie sich hier in einem neuen Element bewegte, auf einem Strom von Harmonien, der sie empor zu tragen schien, und ihrem liebenswürdigen Talent Gelegenheit verschaffte, sich noch freyer zu entwickeln, wozu die Leistungen der Mitwirkenden und die Präzision des Orchesters in gleichem Maße beytrugen. Die Töne flossen in der reinsten Klarheit, der Reichthum des Schmuckes bildete neue Schönheiten und jedes Gesangstück wirkte mit dem Zauber des ersten Eindrucks, wovon die oft mitten im Flusse des Gesanges und im schwebenden Tanze reizender Figuren unwillkührlich hervorbrechenden Zeichen des Beyfalls, so wie häufige Wiederhohlungen redende Beweise waren. Der Mangel an freyer Bewegung in dem gedrängt vollen Kreise der Zuhörer konnte die fortdauernde Theilnahme nicht vermindern, die mit der Annäherung des Schlusses vielmehr immer höher stieg, so daß im letzten Rundgesang das liebliche Duettchen zwischen Almaviva und Rosine, dessen Verfasser Hr. Riotte ist, zwey Mahl auf Verlangen repetirt wurde. Auch die Darstellung sprach durch ihren ungezwungenen, gefälligen Charakter freundlich an.

Eine zweyte neue Erscheinung an diesem Abend war der k. k. Hofsänger Hr. Goetz, der als engagirtes Mitglied der Oper in der Rolle des Doktor Bartolo zum ersten Mahle auftrat. Den Freunden der Tonkunst früher schon bekannt durch seine verdienstlichen Mitwirkungen in Akademien und Oratorien, war der freundliche Empfang eben sowohl eine Folge günstiger Erwartungen, als der Bereitwilligkeit, den Sänger aufzumuntern, der in der scenischen Umgebung zweyfachen Anforderungen zu genügen hat. Umfang und Biegsamkeit der Stimme gewinnen durch die reife musikalische Bildung, und wenn auch bey diesem ersten Versuch in dem ungewohnten Bühnenraum an Kraft und Klang etwas verloren ging, so kann leicht durch fortgesetzte Übung und genauere Kenntniß des Lokals in der Folge das Verhältniß wieder hergestellt werden. Als Schauspieler zeigte Hr. Goetz ein seltenes Geschick für einen Anfänger, das von vorhergegangenen öfteren Versuchen auf Liebhaberbühnen zeugte, und zugleich jenes anständige Benehmen, das nur in solchen Privatvereinen sich erwirbt, wo der feinere Ton des geselligen Lebens herrscht, der oft genug den rutinirten Künstlern, mehr als zu wünschen wäre, fremd ist.

Hr. Rosner sang den Part des Almaviva ungemein lieblich. In der ersten Arie war die Höhe etwas schwach, wozu vielleicht das verzögerte Zeitmaß einiges beytrug, in der Folge nahm die Kraft des Tones zu, und auch die Darstellung gab neue erfreuliche Beweise seines Fortschreitens. — Figaro ist von Seite des Gesanges wie des Spiels eine beyfallswürdige Leistung des Hrn. Forti, der oft wiederhohlten Beyfall erntete. Die Oper wurde einige Tage später wieder aufgeführt und die Gastspielerinn gab zum zweyten Mahl vor einer zahlreichen Versammlung auf dieser Bühne die Rosine.

Ein noch größerer Genuß wurde uns am 29. d. verfl. M. durch Mozart's Figaro bereitet. Selten werden die zwey weiblichen Hauptrollen dieses in seiner Art ganz einzig dastehenden Meisterwerks in solcher Vollkommenheit des Gesanges besetzt, wie hier, durch die kunstreiche Sängerinn Mad. Grünbaum, als Gräfinn, und die des Ranges neben ihr so würdige Gastspielerinn als Susanne, beyde in der Kunstschöpfung des mit den größten Geistern aller Zeiten wetteifernden Tondichters, der dem langen Vorurtheil zum Trotze auch Intriquenspiel und Witz der Macht der Harmonien unterwarf, freudig mit einander um die Palme ringend. Hier zeigt sich wohl der Unterschied zwischen vergänglichem Ohrenkitzel und dem tiefen Eindruck auf Verstand und Herz recht klar und deutlich, indem jener zum betäubenden Beyfallklatschen immerwährend anregt, dieser zur innigen Bewunderung reizt, die mit jedem neuen Tonstück, aus dem das geist- und einheitsvolle Ganze sich zum Meisterwerk gestaltet, fortdauernd wächst, den Sieg der wahren Kunst und Schönheit zu verkünden. Dem hohen Genius vertrauend und auf die Unterstützung ausgezeichneter Kunstgenossen sicher rechnend, schien Mad. Vespermann hier von dem Wunsche nur beseelt, mit ihnen in Vereinigung zu wirken, und sie wirkte um so sicherer auch für sich, indem sie ihren Kunstsinn und gebildeten Geschmack bewährte. Die einfache Kraft der Stimme, der sinnvolle Ausdruck und die zartesten Schattirungen des Tones brachten den nähmlichen Erfolg her-

vor, den die glänzende Verwendung seltner Kunstfertigkeit erreichte, und wie sehr das Publikum dieses würdigte, zeigte sich in dem Terzett des ersten Finales ganz besonders, wo einzelne Stellen durch die glückliche Bezeichnung lauten Beyfall erregten. Wiederhohlt mußte das Duett mit dem Grafen im zweyten Akt werden, und die Mitleistungen des Hrn. Vogl in diesem und den übrigen Gesangstücken der Oper können auch wohl so leicht nicht überbothen werden. Eben das war der Fall mit dem reizenden Duett zwischen der Gräfinn und Susanne, während des Diktierens, und das durch einstimmigen Jubel ausgedrückte Zeichen zum da Capo konnte sowohl dem Wunsche zugeschrieben werden, endlich zur Entscheidung zu gelangen, welcher von beyden Sängerinnen doch der Preis gebühre, als dem Verlangen nach erneuertem Genuß. Vor dem letzten Final sang Mad. Vespermann das sonst weggelassene Adagio von Mozart, mit großer Einfachheit und verdientem Beyfall. Als die Gastspielerinn am Schlusse der Oper hervor gerufen wurde, äußerte sie angenehme Hoffnungen des Wiedersehens.

Das Publikum ergriff jede Gelegenheit, die treffliche Sängerinn, Mad. Grünbaum, an diesem Abend auszuzeichnen. Nach der zweyten Arie begleitete sie glänzender Beyfall, der nicht eher aufhörte, bis sie wieder auf der Scene erschien. Die erste wurde ebenfalls mit tiefem Ausdruck vorgetragen. Das Tempo war etwas langsam, was ohne Zweifel von der Vorliebe der Sängerinn für diese ihrem Vortrag angemessene Bewegung herrührte. Wenn in einigen von beyden Sängerinnen zugleich ausgeführten Stellen leise Schwankungen entstanden, so geschah es, weil die Stimmen hier und da umgesetzt und gewechselt waren.

Um das Ganze noch mit wenigen Worten zu erwähnen, möge nur die Ausführung des ersten Finals und des Sextetts im zweyten Akt berührt werden, die allen Forderungen, wozu ein solches Personal berechtigen kann, genügte.

Theater an der Wien, den 28. Juny zum ersten Mahl: Die Waise aus Genf. Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Victor, von J. F. Castelli.

Unter dem Nahmen Henriette befindet sich seit acht Monathen ein aufgenommenes Mädchen im Hause der Frau von Rollstein, unweit Lausanne. In Abwesenheit dieser Dame kommt ein verdächtiger Mensch in die Gegend, und forscht nach der Entflohenen bey dem Verwalter, durch dessen Gesprächigkeit wir für's erste so viel erfahren, daß Henriette eines Abends, erschöpft von ihrer Wanderung, einen Zufluchtsort bey seiner Herrschaft fand, sich in der Folge Liebe und Vertrauen zu erwerben wußte, und in wenig Stunden mit dem Sohne der gnädigen Frau verlobt werden soll. Strömborst, der Unbekannte, entfernt sich mit dieser Nachricht. Nun langt der würdige Freund des Hauses, Egerton, an; Henriette hat nach ihm verlangt, vor ihm schüttet sie ihr Herz aus, und gesteht, daß sie nimmermehr die Schwiegertochter ihrer Wohlthäterinn werden könne, da sie der Familie den Schimpf ersparen wolle, sich mit einer zwar als unschuldig Angeklagten, doch zur entehrenden Strafe Verurtheilten, die deßwegen aus Genf entfliehen mußte, zu verbinden. Der Vertraute gelobt ihr seinen Schutz, sie soll die Zeremonie der Verlobung vor sich gehen lassen, dann will er sie des Nachts zu seiner Schwester führen, und ihre Sache selbst vor dem Gericht in Genf vertheidigen. Nachdem er sie verlassen hat, tritt Strömborst wieder auf. Diese Erscheinung ist entsetzlich für Henriette, in der ihr furchtbarer Verfolger die entflohene Therese erkennt. Noch immer von glühender Leidenschaft entbrannt, fordert er sie auf, mit ihm zurück zu kehren, und die Seinige zu werden. Er hat alle Mittel in den Händen, sie zu verderben, aber auch die Beweise ihrer Unschuld. Wir erfahren weiter nun, daß Henriette von einer gewissen Marquise an Kindes statt aufgenommen und durch ein Vermächtniß unvermuthet Erbinn ihres beträchtlichen Vermögens wurde, weßhalb die Familie alle Kunstgriffe der Chikane aufboth, um sie als Betriegerinn darzustellen, die durch falsche Unterschrift das fremde Eigenthum erschleichen wolle, und sie der Gerechtigkeit zu überliefern. Strömborst gab zu allen diesen Ränken

seine Hand, um als Herr des Schicksals dieser Unglücklichen das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Auch entdeckt er ihr, sie sey die Tochter der Verstorbenen, aus einer heimlichen Verbindung entsprossen. Nach dringendem Flehen von Henriettens Seite, ihrem Besitz gegen den Genuß des Erbtheils zu entsagen, und Drohungen von der andern, sie unablässig zu verfolgen, zieht er sich bey Annäherung der Gutsbesitzerinn und ihres Sohnes auf kurze Zeit zurück, erscheint aber in dem Augenblicke, da man zur Verlobung schreiten will, plötzlich wieder im Kreise der Versammelten, um seine Rechte auf das Mädchen geltend zu machen, und die Strafbare den Gerichten zu überliefern. Egerton entreißt sie seinen Klauen und führt sie als Vertheidiger hinweg. So schließt der erste Akt, mit einem Melodrama.

Im zweyten Akt kommt Henriette auf einem der Fr. v. Rollstein gehörigen Pachthof an, und bittet um ein Nachtlager; ihr Beschützer, der selbst abgehalten wurde, sie zu begleiten, gab ihr einen Knecht mit, das Gewitter überfiel sie, vor Angst und Müdigkeit vermag sie den bestimmten Zufluchtsort nicht zu erreichen. Nach einigem Bedenken räumt ihr die Pächterinn den Pavillon ein, wo sonst die gnädige Frau zu ruhen pflegt. Hier sieht man sie durch's Fenster, und bemerkt, daß sie zu schreiben anfängt, wenn die Scene leer geworden ist. Jetzt in Nacht und Ungewitter erscheint der Furchtbar wieder, lockt sie durch verstellte Sprache aus dem Zimmer, und beschwört sie mit gezücktem Messer, ihm zu folgen, doch mit der Gefahr wächst auch ihr Muth, sie ist entschlossen, eher dem Tod, als ihm sich zu ergeben. Auf den Lärm eilen die Wirthsleute herbey, und Strömborst entfernt sich schnell, nachdem er ihr den Schwur abgedrungen, das Geschehene zu verschweigen. Unvermuthet trifft auch Frau v. Rollstein ein und Karl begleitet sie, der armen Flüchtigen wird ein Obdach auf der andern Seite angewiesen, Mutter und Sohn aber unterreden sich vor Schlafengehen noch, während Henriette lauscht, und ihre Wohlthäterinn mit Nachdruck sagen hört: „So lang ich lebe, soll die Verworfne nie mein Haus betreten." Karl wird endlich den angefangenen Brief gewahr; überzeugt, daß die Geliebte hier gewesen, oder in der Nähe ist, schleicht er sich, sobald die Mutter schläft, hinaus, um weiter nachzuforschen. Der Verwalter meldet ihm, er habe einen verdächtigen Menschen gesehen, der um den Wagen spionirte, worauf Karl mit ihm dorthin eilt, um sich der Pistolen zu bemächtigen, und mit ihm den Laurer, zu verfolgen. Sogleich kommt Strömborst wieder aus seinem Hinterhalt hervor. Er befürchtet eine Versöhnung, seinem Leben droht Gefahr, wenn eine Verbindung zu Stande kommt, Verzweiflung ergreift ihn bey diesem Gedanken, reißt ihn hin, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu opfern, um sich selbst zu retten. So vollzieht er die entsetzliche That, und in demselben Augenblicke schlägt der Blitz in den Pavillon ein, der Mörder entflieht, Henriette, vom Mordgeschrey herbey gerufen, stürzt heraus, in's brennende Gemach, und bald wieder zurücktaumelnd, ein blutiges Messer in der Hand, fällt sie mit dem abgebrochnen Ausruf: „Ich — ich!" — mitten im andrängenden Gewühl entseelt zur Erde.

Den Inhalt des dritten Akts können wir kürzer fassen, da die Leser nun das Nöthige schon wissen; so geht es auch den Zuschauern. Alle Anzeigen gegen die Waise sind vorhanden, wenigstens der Theilnahme am verübten Morde. Egerton, der sich auch nun eingefunden hat, entschuldigt sie vergebens. Unter solchen Umständen bringen die Gensd'armen den wirklichen Verbrecher ein. Er entschuldigt sich auf's beste, verfängt sich aber in seinen Antworten, besonders fällt es dem Vertheidiger des unglücklichen Mädchens auf, daß er von dem Morde Kenntniß hat, und doch nicht in der Nähe des Pachthofes will gewesen seyn; noch mehr, daß er die Getödtete für Henriette hält. Ein Gedanke blitzt in Egertons Gehirn auf, ein schneller Vorsatz folgt, zu dessen Ausführung er sich mit dem Oberrichter schnell entfernt. Der Verbrecher bleibt allein, mit Wachen wird der Platz umzingelt. Während eines Selbstgesprächs faßt er neuen Müth, und hofft durch hartnäckiges Läugnen seine Rettung zu erwirken. Richter und Zeugen kehren zurück, umsonst sind alle Bemühungen, ihm das Geständniß abzulocken, endlich beschwört der würdige Vertheidiger ihn feyerlich, mit seiner Hand den blutbefleckten Leichnam zu berühren, und sich durch einen Eid zu reinigen. Mit verzweif-

lungsvoller Kühnheit eilt der Angeklagte dem bestimmten Orte zu, da tritt ihm Henriettens bleiche Gestalt, wie aus dem Sarg erstanden, in den Weg, schaudernd stürzt er aus dem Hintergrunde hervor, und mit dem Ausruf: „Ich bin der Schuldige!" entfährt ihm das Bekenntniß.

Auf diesen ergreifenden Theaterkoup hat es Hr. Victor angelegt, und die Verhandlung mit großer Förmlichkeit, aber nichts destoweniger mit fortdauerndem theatralischen Interesse ausgeführt. Unstreitig liegt hier eine Kriminal-Geschichte zum Grunde, wenn nicht etwa, wie dieß so oft der Fall ist, zwey Anekdoten in eins verschmolzen sind. Eine Lücke bemerkt man in dieser Hinsicht keineswegs, denn der Zusammenhang des Ganzen ist eben nicht so fest und unauflöslich, obgleich eine umsichtige und sorgfältige Behandlung sich in den Außendingen nicht verkennen läßt. Wenn man so die Oberfläche nur in's Auge faßt, so glaubt man, Alles sey rechtl wohl verschlungen und vor jeder Anfechtung gesichert, aber darauf kömmt es hier nicht an; dem Verfasser des Drama's war es nicht um Furcht und Mitleid zu thun; er wollte ängstliche Beklemmung und Entsetzen wirken. Diese Absicht hat er allerdings erreicht, und selbst die Anfangs rege Theilnahme für die Unglückliche geht nach und nach verloren, ob sie gleich im zweyten Akt durch den glücklichen Zug der Entschlossenheit, dem Bösewicht zu widerstehen, auf einmahl einen Augenblick recht kräftig angefrischt wird. Es braucht kaum einmahl erwähnt zu werden, daß der Bewegungsgrund zum Mord gerade der schwächste Theil der Charakteristik ist, und die Vollziehung unter Blitz und Donner, Wetterschlag und Feuersbrunst als eine dramatische Phantasmagorie erscheint. Doch solche Züge lassen sich zu Gunsten des Vorurtheils und mit einer vornehm thuenden Kunstrichtermiene leichter tadeln, als es den Befangenen und selbst den Unbefangenen, wenn sie einmahl auf den Grund gesehen haben, gelingen will, die lobenswerthen Stellen, mit einem Wort die bessere Seite, aufzufassen und hervorzuziehen. Diese zeigen sich besonders in der ersten Hälfte des Schauspiels. Der ganze erste Akt hat einen leichten und natürlichen Gang; die Handlung im Anfang des zweyten bewegt sich auf einem angemessenen Hintergrund, und die idyllischen Gestalten spielen mit recht angenehmen Farben in das schauerliche Dunkel. Die Theilnahme wächst von vorn herein, und bis zum Ende, wenn auch nicht für die Personen, doch für die Handlung; der Schluß indessen, so kräftig er auch wirkt, befriedigt nicht. Es wird eigentlich nichts gut gemacht, und die Bestrafung, oder vielmehr Überführung des Bösewichts, auf die es nun noch abgesehen ist, war ohnehin gewiß; man konnte von ihm versichert seyn, daß er dem Richtschwert nicht entgehen würde. Die Charaktere haben bis zum kleinsten wenigstens einen Umriß, wenn sie auch nicht mit allzu großer Genauigkeit ausgeführt sind. Das Stück gefiel und wird auf keiner Bühne seinen Zweck verfehlen. Was sich streng genommen immerhin dagegen sagen läßt, die gute Seite hält der schwächern hier das Gleichgewicht, und dieß Verhältniß ist nicht sehr gewöhnlich.

Die Darstellung griff gut zusammen, und die Hauptrollen waren zweckmäßig besetzt. Mlle. Botta, als Henriette, befriedigte ungemein, im Anfang auch den strengern Forderungen; im letzten Theile fehlte die Berechnung, um dem sinkenden Charakter wieder aufzuhelfen. Egerton (Hr. Rüger) gab diese Rolle, hinter welcher im Original vermuthlich etwas Bedeutenderes steckt, mit Würde; nur zuweilen war der Ton zu schmelzend. Der Dämon des Verderbens, Strömborst, wurde vom Hrn. Küstner stark genug gehalten, doch ganz der Stellung zu dem Übrigen gemäß. Im dritten Akt zeichnete sich die Entwicklung besonders aus.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 12. July 1821.

83

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k.k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Mähr von Lachsenburg *).

Herr Albrecht mit dem Zopf, Herzog in Österreich,
Ein Held biderb und treu, gekannt von männigleich —
Das alte Schloß vor Zeit kunstlich erbauet hat,
Wie's in der Chronika gar fein beschrieben stat.

Enmitten Wiener Wald's da stand die Burg so hehr,
Da gab's viel grimmig Vieh, sogar den wilden Bär;
Vor allem aber war die Reigerbaiz allhier,
Der Hase und derFuchs und wohl noch ander Thier.

Der Herre starb im Schloß — er hab' die ew'ge Ruh'!
Das Schloß blieb länger da, die Reigerbaiz dazu;
So ging's noch manche Zeit, bis dann Theresia
Anhero bringen that mehr Pracht und Gloria.

Josephus auserwählt, er wollt's nicht lassen stan,
Er mocht' die Reigerbaiz nicht länger um sich han;
Es gab wol and're Jagd als Baiz und Falknerey —
Für solch 'ne alte Sach war längst die Zeit vorbey.

Doch was Theresia und Joseph fingen an,
Das hat Franciscus erst vollführet und gethan;
Wo früher noch im Sumpf der Fuß gar balde stak,
Da fluthet silberhell jetzt gar ein lustig Wag **).

*) Diese flüchtigen Andeutungen über der erhabenen Beherrscher Österreichs ältestes Lustschloß, schrieb ich vor einigen Jahren in das neuste Denkbuch der Franzensburg, bevor ich die mehr umfassende Schilderung Lachsenburg's in dem ersten Jahrgange des von den Freyherrn von Hormayr und Mednyansky herausgegebenen historischen Taschenbuches einrücken ließ. Wien im July 1821.

D. Verf.

**) Ein fließendes Wasser, Teich, See.

Was noch vor zwanzig Jahr ganz flach und eben war,
Das steiget jetzt hinauf, wie im Gebirg fürwahr;
Gewachsen ist das nicht, das that der Menschen Hand,
Die Vieles schön gestellt, was sonst in Wildniß stand.

Vor Zeiten gab's im Wald viel Disteln, Dorn und Kraut,
Drob jedem Menschenkind gewaltig wol gegraut;
Anjetzo blüht's und grünt's, man hat dran seine Lust,
Und keine Spur ist da vom alten, tollen Wust.

Beym blauen Haus da steht ein Rosengarten fein,
Noch schöner als am Rhein zu Worms der mochte seyn *).
Hier sieht nicht selten man, wenn kaum die Sonn' aufgeht,
Auch erlustieren sich des Kaisers Majestät.

Und weiter 'nein in's Holz, da läßt sich freundlich schaun
Im neuen Wamse nun — das alte Haus der Laun';
'S war, traun! ein holder Scherz der sel'gen Kaiserinn! —
Jetzt ist es umgewandt, steht auch nur wenig drinn.

Was lugt dort vor? mir däucht, ich hab's gesehen schon?
Ja, sam mir Gott! **) das ist vom Prater gar ein Sohn;
Der neue Prater ist's und treulich konterfeit.
Man schaue, wo man schau', 's gibt weithin neue Freud'!

Am hellen Teiche dort, da seh'n die Thürme raus,
Da steht aus Ritterzeit noch gar ein stattlich Haus,
Da wohnt ein Burgherr da, wie's keinen gibt im Land,
Mit seinem Eh'gemahl, Frau Carolin' genannt!

Hey ***), hoher Wirth und frommer, du bist ein Degen †) gut,
Und deine Diener lassen für dich des Herzens Blut;
Du hältst den Gottesfried, und schirmst den Pilgersmann,
Den durch die Gauen führt sein Amt und seine Bahn.

Die Mauern sind gar fest, die deine Burg umzieh'n,
Der ganze Bau ist stark und schaut herab recht kühn;
Doch mehr ist fest und kühn der Bürger treuer Sinn,
Auf diesen Grund baust du auch tausend Burgen hin!

Julius Max Schottky.

---

*) Das war der schöne Rosengarten, in dem die Ritter später bis über die Sporen im Blute gingen, und von dem unser Heldenbuch erzählt.

**) So mir Gott! ein alter Ausruf, der Österreichs babenbergischem Herzog Heinrich, welcher 1177 starb, den Zunahmen gab.

***) Alter Ausruf des freudigen Staunens und der Bewunderung.

†) Held.

Brasilianische Haselnüsse.

Seit einiger Zeit findet man diesen für uns neuen Handelsartikel in den meisten Kaufläden unserer Material- und Gewürzhändler. Man kann sie roh verspeisen, oder auch wie Mandeln zu allerley Bäckereyen verwenden. Diese Frucht ist sehr angenehm, und der eßbare Kern etwa dreymahl so groß als eine gutgewachsene Mandel. Man muß jedoch mäßig in ihrem Genusse seyn, denn da sie sehr öhlig ist, so könnte sie gewissen Individuen leicht Magenbeschwerden erwecken. Öhl könnte man davon in größerer Quantität als von den Mandeln durch Pressen erhalten.

Die Pflanze, von welcher diese Frucht kömmt, heißt Bertholletia excelsa. Humboldt nannte sie so zu Ehren des berühmten Berthollet, dem die botanische Physiologie mehrere interessante Entdeckungen zu verdanken hat. Eine Abbildung von Blatt und Frucht befindet sich in Humboldts Plantes équinoctiales I. t. 36. Da aber die Blüthe noch gänzlich unbekannt ist; so wissen wir weder die Klasse im Sexualsystem, noch die natürliche Verwandtschaft anzugeben, in die sie gehört. Nach meiner Vermuthung dürfte dieses Gewächs aus der Sapoten Familie eine Anverwandte von Achras, Chrysophyllum, Imbricaria u. dgl. seyn. Das Vaterland ist Brasilien, auch die spanischen Provinzen von Amerika; und an den Ufern des Orinoko gibt es davon ganze Wälder. Es ist nähmlich ein sehr schöner Baum von 100 Fuß Höhe mit einem Stamm, der zwey Fuß im Durchmesser hat. Seine Äste stehen wechselweise, sind ausgebreitet, und an den Extremitäten zur Erde herabhängend. Die wechselweis stehenden, kurzgestielten, lederartigen Blätter sind zwey Fuß lang, 5 bis 6 Zoll breit, am Rande vollkommen ganz, und von einem vorzüglich schönen Grün. Die Steinfrucht ist von der Größe eines Menschenkopfes, kugelrund, innerlich sind vier Fächer, und in jedem derselben 6 bis 8 Nüsse. Die rauhe, gefurchte und runzliche Schale ist in ein glattes, grünes und glänzendes, nußschalenartiges Gehäuse eingeschlossen. Die Nüsse selbst sind ungleich dreyseitig; unten sind sie mit ihrer Extremität an der Scheidewand befestigt. Die Kerne sind länglich, etwas gekrümmt und fast stumpf dreyeckig. Man hat darin noch keine Plumula beobachtet.

Die Portugiesen von Para treiben seit geraumer Zeit einen großen Handel mit diesen Früchten, welche von den dortigen Einwohnern Juvia, von den Spaniern aber Almandrons genannt werden. Sie führen davon ganze Schiffsladungen nach der französischen Guiana, und versenden sie nach England und nach Portugal.

„Es waren schon drey Monathe vergangen (erzählt Humboldt), in denen wir bloß von schlechter Chocolade und in Wasser gekochtem Reis lebten, wobey uns alles Fett und oft auch das Salz mangelte, als wir endlich an den Ufern des Orinoko das Glück hatten, diese großen Mandeln zu finden, wovon wir uns mit einer bedeutenden Quantität reichlich versorgten. Es war eben im Monath Juny und die Indianer kamen angezogen, um sie zu ernten. Sie sind von einem ausgesucht guten Geschmack, besonders so lange sie noch ganz frisch sind."

Es ist eine von den Hauptursachen der großen Verbreitung des menschlichen Geschlechts, daß wir nicht, wie die Thiere, auf eine gewisse Nahrung beschränkt sind, und daß wir unter den Eispolen, wie unter dem Äquator, Materiale antref-

sen, die uns zur Nahrung dienen. Unter den physischen Vorzügen des Menschen ist also wohl dieseGeschmeidigkeit der Verdauungswerkzeuge einer der wichtigsten. Nächst der Vernunft hat sie ihm die Herrschaft über die ganze Erde errungen. Es fehlt nur noch, daß wir auch im Wasser leben, und wie die Vögel uns in die Luft emporschwingen könnten. Doch es fehlt uns, leider! auf der andern Seite auch nur allzusehr an gutem Willen und an Menschlichkeit. Bey allen ersinnlichen Vorzügen würden wir, selbst in ein Paradies versetzt, arm und elend seyn. Denn, anstatt uns zu unserm Besten zu vereinigen, würden wir alle Reichthümer der Natur nur dazu anwenden, uns wechselseitig zu peinigen und zu vertilgen. Die Egoisterey würde mit Hyänenwuth beym Genuß Anderer die Zähne fletschen, und der Neid würde lieber alles vertilgen, als Jemanden vergönnen, was er selbst nicht mehr genießen kann. Das höchste Gut auf Erden ist Klugheit und Genügsamkeit. Wer dieses besitzt, der ist unter jedem Himmelsstrich glücklich, und, wenn einst die Mehrzahl der Menschen sich dieses errungen haben wird, dann mögen die Erfindungen, die Entdeckungen, die Reichthümer der Erde, die Gesetze, die Verpflichtungen seltener werden! Aber, o! wann läßt sich der Zeitpunct dieser Veredlung erwarten? — Mögen wir uns dann immerhin mit Palliativmitteln begnügen! Ein neues Nahrungsmittel, ein neuer Handelsartikel erleichtert wieder auf eine kurze Zeit unsern Mangel, und, wer weiß, wie viele derselben wir und unsere Nachkommen in der Folge noch entdecken werden? Die Bertholletienwälder am Orinoko und in Brasilien ernähren wieder um einige tausend Menschen mehr, in Europa werden wir nie solche Wälder haben; aber, Dank sey Amerika für seine Erdäpfel, für seinen Mais, für seinen Tabak, für seine zahlreichen Arzneymittel und Farbenstoffe! Amerika hat seine Kultur von Europa erhalten, aber auch reichlich vergolten!

L. Trattinnick.

Zweysylbige Charade.

Wollt Ihr, o Herrinn, zum Geschenk mir geben,
Was euch das erste sagt, so möcht' hienieden
Wohl keine Brust so selig sich erheben.
Doch wär' es einem glücklichern beschieden,
So hättet Ihr's verschuldet, wenn durch's Leben
Ich stets das Zweyte seufzte, sonder Frieden;
Denn meine Thränen würden euch verkünden,
Wie schmerzlich ich das Ganze müßt' empfinden.

Pi****ng.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) Berlin.

Daß die Intendantur mit einem Goethischen Prolog und dessen Iphigenia die Einweihung des neuen Hauses feyerte, zeigt von ihrem reinen Kunstgeschmack und von ihrem Sinne für das Rechte und Anständige; dießmahl, kann man sagen, hat sie es darin Allen recht gemacht. Daß sie ein klein Schwänzchen von Ballet anhängte, wird ihr vergeben, wer die Lokalitäten kennt. Eine Menge Ritter verirren sich in diesem Ballet in einen Zauberwald, es fällt Einem ein, zur Zeitverkürzung sich eine weiße Rose zu pflücken, und im Nu verwandeln sich sämmtliche weiße Rosen des Strauches in blutrothe und aus dem Busche schwebt eine Rosen-Dryade hervor; die andern Ritter wünschen sich gleichfalls, wie Papageno, solch' Weibchen, solch' Täubchen, machen dasselbe Kunststück, wie ihr Kamerad, und es gelingt ihnen, wie ihrem Kamerad. Ritter und Feen machen sich durch Tänze lustig, so gut es gehen will, da erscheint die Rosenfee zürnend über den Skandal, den ihre leichtgeschürzten Nymphen angerichtet haben, und verjagt so Ritter als Nymphen, welche erstere, von den Strapazen müde, sich hinstrecken, und wie man glauben muß, ein Schläfchen machen. Aber sieh! die Rosenfee selber ist doch auch nicht von Eisen und Marmor, und der Oberste der Ritter gefällt ihr nicht übel;

Tanz mit mir, tanz' mit mir,
Ich hab' 'ne grüne Schürze für —

Dieß Berliner Gassenhauer-Verschen ist das Thema aller, und so auch dieses Ballets von gewöhnlichem Schlage.

Jetzt wird „der Freyschütz," neue Oper von Kind in Dresden, nach einer Apelschen Erzählung, Musik von Maria von Weber, einstudiert, um in dem neuen Hause gegeben zu werden. Man ist sehr gespannt, da von dem originellen, geist- und phantasiereichen Weber nur Ausgezeichnetes zu erwarten ist. Theatereffekte sind auch hier nicht vergessen, denn man spricht schon von dem wilden Jäger, der über die Bühne zieht, von Bäumen, die aus ihrer Wurzel gerissen werden, und was der Wunderdinge mehr sind.

Ehe ich mich für heute ganz vom Theater trenne, nur noch zwey Worte über den Gast, Mad. Neumann aus Karlsruhe, von der ich Ihnen zwar neulich schon schrieb, die aber seitdem fortgefahren hat, den merkwürdigsten Furore zu erregen, der seit langer Zeit auf unserer Bühne gesehen worden ist. Sie hat gestern mit derselben Rolle, in welcher sie bey uns zuerst auftrat, mit der Isabelle in den „Quälgeistern" den Kreis ihrer Gastrollen geschlossen. Wieder wurde sie, wie gewöhnlich, hervorgerufen, und Kränze und Gedichte flogen zahllos auf sie zu, stürmisch ward sie wiederhohlt aufgefordert, bey uns zu bleiben, und lehnte gerührt den ehrenvollen Wunsch „für jetzt" ab, so daß es schien, als machte sie uns für die Zukunft Hoffnung dazu. Unsrer Bühne thut Mad. Neumann sehr Noth, denn sie ist für das Lustspiel höchst bedeutend, und von deutschen Schauspielerinnen, die wir sehen, die Einzige, die Hoffnung gibt, die Bethmann zu ersetzen. Die Gebrüder Henschel, die bekannt sind, ein ungemeines Talent im Auffassen der Physiognomien zu besitzen, haben das Bild der Mad. Neumann in Pastell in einem berühmten Kunstgewölbe ausgehängt, und da sich so viele Bewunderer einfanden, so haben sich die Künstler entschlossen, eine Miniatur-Ausgabe auf Elfenbein zu veranstalten (Preis ein Friedrichsd'or), worauf bereits zahlreiche Subscriptionen eingegangen sind. Mad. Neumann hat endlich den gescheiden Einfall gehabt, heute (Sonntags) vor ihrer Abreise noch ein — Concert im neuen Concertsaale zu veranstalten, und da sie obendrein eine gute Auswahl zu treffen gewußt hat, so wird sie noch einmahl wüthenden Beyfall und einen gefüllten Beutel in Berlin einernten. Möge sie bald einmahl wieder zu Uns zurückkehren.

Hr. Akermann hat beynahe zur Herausgabe fertig: Eine Beschreibung von dem westlichen Theile von Afrika, mit Inbegriff der großen Wüste und den Ländern zwischen den Flüssen Senegal und Gambia, als Fortsetzung des von ihm unter dem Titel: „Die Welt im Kleinen," (the World in miniature) angefangenen und aus dem französischen übersetzten Werkes. Es wird aus 4 Theilen bestehn, mit beynahe 50 Kupferstichen über die Sitten, Gebräuche und Kleidungen der Einwohner, auch Gegenden und Plane sind damit verbunden.

Ferner ist Hr. Akermann im Begriffe die empfindsamen Reisen (sentimental travels) im Süden von Frankreich „in einer besondern Form mit vielen Kupfern (illuminirt) nach Rowlandron in einem Theile (in 8.) herauszugeben.

Hr. Friedrich Webbe hat seit einiger Zeit in seinem prächtigen und großen Hause in Langham-Place wöchentliche Abendunterhaltungen gegeben, welche der wissenschaftlich gebildeten Welt eine Gelegenheit darbiethen, die unzähligen und kostbaren Produkte des Geschmacks ꝛc. zu durchsehn, die er während seines Aufenthaltes in Italien gesammelt hat. Etwas dieser Art wurde seit langer Zeit in dieser Hauptstadt gewünscht, besonders um einen Ort der Zusammenkunft und Verbindung mit solchen ausgezeichneten Ausländern zu haben, die etwa dieses Land bereisen wollen, und wirklich scheint unser großes Publikum die Gelegenheit dankbar ergriffen zu haben.

In meinem letzten Briefe sagte ich nichts über das Drama, erlauben Sie mir also, dieses jetzt nachzuhohlen.

Viel Glück machte in diesen Tagen das aus dem Französischen übersetzte Stück: „Therese." Miß Kelly war in der Hauptrolle, ich möchte sagen, über alles Lob erhaben, so wie sie denn überhaupt eine unserer vorzüglichsten Aktricen ist. Viel Weihrauch wurde auch Hr. Wallack mit Recht gestreut, denn in diesem Stücke ist er ganz in seiner Sphäre. Von den Übrigen kann man aber keine Erhebung machen. Cooper hat besonders etwas Winselndes in seiner Stimme (vorzüglich wenn er sich bemüht, tiefe Gefühle zu zeigen), das sehr beleidigend fürs Ohr ist. Seine ganze Haltung wird oft abgeschmackt! — Als dieses Stück zum dritten Mahle gegeben wurde, ward es in folgenden bescheidenen Worten angekündigt (auf dem Zettel): „Das neue Melodrama ist das glücklichste, welches jemahls hervorgebracht wurde!!!

Das Bewußtsenn, ein Drama von Haynes, von dem Montalto vermuthlich schon war. Doch ist dieses Stück etwas gelungener, ob es gleich keinen Platz unter den vorzüglichern behaupten wird, oder dem Verfasser viel Ruhm erwerben kann. Alles, was man Schönes darüber sagen kann, ist etwa: daß es nicht gerade handgreifliche Abgeschmacktheiten enthalte, weder im Zusammenhang, noch in der Sprache. Mit solchen negativen Verdiensten ausgerüstet, wird es schwerlich ein anhaltendes Glück machen.

Der Hauptmangel dieser Tragödie scheint mir besonders zuerst darin zu bestehn, daß der Zuschauer nur geringes Interesse für die darin handelnden Personen fühlen kann. Im Charakter der Elmira liegt etwas Gemeines; ihr Mißgeschick erregt wenig Theilnahme und ihr Tod nicht viel Bedauern. Mad. West spielte diese Rolle auch höchst mittelmäßig, und Hr. Wallack den Helden nicht viel besser. Wäre aber auch selbst ein Garrick von den Todten erstanden und hätte die Rolle übernommen, so hätte er nicht viel damit anfangen können. Arsinio ist ein eisgrauer Wüstling, welcher Jemanden einen tödtlichen Haß nachträgt, ohne zu wissen warum, und bringt sein einziges Kind zum Wahnsinne, bloß um seine Rache zu befriedigen. Aus dem von Cooper vorgetragenen Prologe erhellte, daß dieses Trauerspiel der erste Versuch des Autors war, und daß er deren mehrere zu liefern gedächte, wenn er Aufmunterung dazu erhielt. Die Sprache zeigt einen Autor von Bildung und Geschmack. Einige Gedanken sind originell.

Als neulich der König zum ersten Mahle (seitdem er König ist) Covent-Garden besuchte, wurden in denselben nicht weniger als 3474 Personen für Geld aufgenommen; die Einnahme an jenem Abende betrug 768 Pfund Sterling.

Die besten dramatischen Werke, aus der in dieser Hinsicht bekannten Bibliothek des verstorbenen M. Kemble's, hat kürzlich der Herzog von Devonshire für 2000 Guineas gekauft.

Unter dem Titel: Select Antiquities, Curiosities, Beauties and Varieties of Nature et Art by C. Hulbert. (Auserwählte Alterthümer, Merkwürdigkeiten, Schönheiten und Mannigfaltigkeiten der Natur und Kunst von C. Hulbert) ist ein Werk angekündigt, welches viel Gönner zu erhalten scheint. Es soll sich zwar auf alle Welttheile erstrecken, aber doch besonders auf die brittischen Herrschaften in Europa. Die Vertheilung des Inhalts ist folgende:

1. Alterthümer: Glaubwürdige und interessante Beschreibungen von alten Städten, Tempeln, Schlössern und Monumenten ꝛc.

2. Merkwürdigkeiten: Berge, Flüsse, Seen, Quellen, Höhlen, Felsen, Thiere, Gewächse u. dgl.

3. Schönheiten: Interessante Aussichten, Gegenden, Schlösser, erhabene Gebäude, Brücken ꝛc.

4. Mannigfaltigkeit: Schilderung von Männern und Frauen, merkwürdig wegen ihrer besonderen Naturgaben, Geisteskräfte, Stärke, Weisheit, besondere Körpergröße oder Kleinheit. Nationelle oder provinzionelle Eigenthümlichkeiten: Trachten, Gewohnheiten, mechanische Erfindungen.

Die Sammlung, sagt der Herausgeber, (in Shrewsbury) ist vorzüglich von neuern Reisenden gemacht, und zwar von solchen, deren Verdienst in mannigfacher Hinsicht anerkannt ist, und die sich durch einen warmen Styl und angenehme Sprache auszeichnen.

(Der Schluß folgt.)

Grätz, Anfangs July 1821.

Die Bauart unserer Alten unterstützte die Mahlerey und Bildnerey. Sie hatten die Gewohnheit, an der Außenseite der Gebäude, oder im Innern der Gänge Gemählde al fresco anzubringen, oder in Nischen Bilder heiliger Gegenstände aufzustellen. Diese Gewohnheit hat aufgehört. Unsere Stadt, wo der kirchliche Sinn seit Ferdinand II. mit besonderer Stärke sich auszeichnete, hat noch manche Denkmahle dieser Art. Das merkwürdigste ist das sogenannte „Gemahlte Haus," wo vordem der Lehenshof war. Da befinden sich an der ganzen Vorderseite vom Boden bis zum Giebel Reiter und Ritter in allen Stellungen; Roß und Mann sind vorzüglich, und der Skurz ist meisterhaft.

Eine reiche Quelle der Beschäftigung für Künstler ist das Porträt oder Abbild. Die hiesigen Mahler, welche sich damit beschäftigen, sind zur weiteren Ausbildung auf Reisen gegangen. Wachtel befindet sich unter den Meistern zu Wien; Tunner hat die Wanderung nach Rom angetreten; die Fremde bildet den Menschen und Künstler. Dafür lassen sich von Zeit zu Zeit Ausländer bey uns nieder. Neugaß, ein geborner Berliner, aber Zögling der Wiener-Akademie, blieb bey der Rückreise von Rom mehr als ein halbes Jahr vielbeschäftigt bey uns; er mahlte in Öhl, und wußte überraschende Ähnlichkeit zu geben. Nun ist angekommen die Künstlerinn Pienczykowska, eine geborne Straßburgerinn, auch ein Zögling der Wiener-Akademie; sie mahlt in Miniatur, sie weiß sprechende Ähnlichkeit aufzufassen, und im lieblichen Spiele der Farben den feinen Bildchen geheimnißvoller Liebe ein zartes Gewand zu geben.

Der Lythograph Kunike besuchte uns auch bey der Rückkehr aus Venedig. Diese Stadt, immer noch groß im Andenken ihrer Herrlichkeit, machte auf ihn, wie auf jeden höheren Menschen, einen seelenerhebenden Eindruck. Bey der Hinreise war in seinem eifrigen Wesen der besonnene Kaufmann, bey der Rückkehr der begeisterte Künstler sichtbar. Er hat gute Geldgeschäfte gemacht, doch dieß ist wenig gegen die schönen Kunstanregungen. Jene verbessern das Physische, diese veredlen das Psychische. Möge er seinem kräftigen Wasserfalle zu Lasing bey Maria Zell bald einen großen Felsen des Meeres in der stürmenden Adria entgegenstellen. Möge er bald liefern sein Werk

über die Kunst, welches eigentlich Sennefelder's Ankunft nach Wien, und die Gründung der Lythographie daselbst bewirkte!

Der Komiker Ignaz Schuster ist hier in einer Reihe von Vorstellungen aufgetreten: Staberl, Springerl, Schöberl müssen ihm die Hand küssen, erst durch ihn lernte man sie und ihre Blutsverwandten völlig kennen. Die Art, wie er durch Tracht, Haltung, Sprache, Miene, Geste jedem der Charaktere eine eigene Nüancirung gibt, ist bewundernswerth, und löblich, wie er in dieser von Niederm trächtigen und nach Niederm trachtenden Gattung die Grenze hält. Die falsche Prima Donna und Tankredi sind weniger Parodien einer Sache, als Persiflagen einer Person; — ein Schritt weiter, und es wäre Pasquill. Aber er hält Maß.

Wir Recensenten haben uns erschöpft. Einer sagte: Das Publicum war entzückt; aber Entzückung ist gewiß jene Gemüthsstimmung, welche Hr. Schuster niemahls hervorbringt; auch hat das Publikum durch überfüllte Häuser oder unausgesetzten Besuch nicht gezeigt, daß derley Spiele ganz nach seinem Geschmacke seyen. — Ein anderer Recensent sprach von einem Hochgenuß; allein dieß Wort ist so zu nehmen, wie der Franzose sagt: haut goût du boeuf à la mode. — Ein dritter hat die Possenspiele der Leopoldstadt mit den Gemählden der Niederländischen Schule verglichen. Nicht ganz mit Recht! Denn erstens sind Rubens und Rembrand aus dieser Schule. Zweytens geben die Teniers allerdings eine gemeine, aber wohlgemerkt! auch eine reine und ländliche Natur. In diesen Lokalstücken erscheint wohl eine gemeine, aber oft unsittliche und städtische Unnatur.

Die Gedichte Fellinger's, des steyermärkischen Körner, sind durch die Bemühungen seines wackeren Freundes, Doktor Kumpf in Kärnthen, an's Licht getreten. Einige einheimische Blätter haben ihrer kaum erwähnt; einige haben sich nicht entblödet, mit fader Kriteley den edlen Todten zu meistern, und seinen edelmüthigen Sachwalter anzutasten. Indeß wählt das gerechtere Ausland aus Fellinger'n wie aus einem Klassiker sinnvolle Motto's. Das Morgenblatt that dieß schon mehr als einmahl. So gab es am 6. Juny die schönen Verse:

Durch Zeiten und Alter wird weben und wehen
Des höheren Wesens verklärendes Wort.
Uns dämmert es drüben — der Zauber der Wahrheit
Erhellet das Dunkel mit siegender Klarheit,
Und glimmt von Seelen zu Seelen stets fort.

Modenbild XXVIII.

Kleid von gefärbtem Perkal mit Schafwolle in fremden Farben gestickt. Der Strohhut ist mit Bändern und Blumen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber sc.

XXVIII. Wiener Moden. 83. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 14. July 1821.

84

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k.k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Wohlthat Lohn.

Eine Novelle.

Aus dem Magyarischen des Freyherrn Ludwig von Podmaniczky.

Der alte Malnay lag auf dem Sterbebette. — Nur mit gebrochner Stimme vermochte er seinen Bruder, der weinend an seinem Lager stand, zu bedeuten, daß er Heinrich zu ihm berufe. Es geschah. Langsamen Schrittes und mit traurigem Gemüthe nahte der Jüngling dem Bette seines Vaters. Da sammelte der Greis, der den tiefen Schmerz desselben bald bemerkte, seine letzten schwachen Kräfte, und redete ihn also an: „Ich scheide, mein guter Heinrich! Gott ruft mich zu sich; nun kann ich nimmer für dich sorgen. Treulich erzog ich dich durch volle sechszehn Jahre, gewöhnte dich an Arbeit, die dem Körper Kraft, dem Geiste Heiterkeit verleiht, flößte dir Menschenliebe ein, unterwies dich im Rechte der Natur, dessen Erkennung und Befolgung uns beglückt. Jetzt — jetzt ist es meine Pflicht, dich über dein künftiges Schicksal aufzuklären. Siehe!" sprach er, indem er aus einem nahen Schranke einen ledernen Beutel herauslangte, „dieß ist die Hinterlassenschaft, die dich zu deinem Ziele führen soll. Öffne diesen Beutel nach meinem Tode, und bediene dich seines Inhalts, wie es die Gelegenheit erheischen wird. Vor allem frage nach dem Beherrscher von *** — ihn erkunde — suche deinen Vater auf — ihn — ich war nur dein Pflegevater —" Mehr sprach er nicht, das Wort erstarb ihm auf den kalten Lippen. — „Mein Gott!" rief nun der Jüngling mit Bestürzung aus: „er stirbt! er stirbt!" Da eilte dessen Bruder herein, und ruhig hauchte der Greis in seinen Armen die fromme Seele aus. Thränen tiefer Trauer quollen auf seinen Grabeshügel. Diesen aber schmückte, anstatt eines künstlich gehauenen Marmordenkmahls, zu Haupte ein schöner, junger Nußbaum, zu Füßen ein Fliederstrauch.

Des Greises letzte Worte schienen dem Jünglinge unerfaßlich. Einsam, verlassen und von schmerzlicher Betrübniß befangen, glich er einem hülflosen Wanderer, der von nächtigen Gewittern wild umlagert, von deren schauerlichen Blitzen bald vorwärts zu eilen, bald zu Boden zu sinken gezwungen

wird. Nach langem Nachsinnen trat ihm seines Vaters oft wiederhohlte Mahnung vor die Seele: die Natur behaupte ihre Rechte, und Weisheit gebiethe es, denselben nachzugeben, wenn man ihrem Walten durch Klugheit auszuweichen nicht vermöge. — „Suche deinen Vater auf!" Dieß waren des Edlen letzte Worte. „Deinen Vater? — Dieser ist ja nicht mehr!" seufzte Heinrich. „Oder wollte er, daß ich ihn in seinem Grabe besuche, um dort meinen Schmerz auszuweinen? — oder war es die Nähe des Todes, die ihm jene Worte aus dem Busen preßte? — Doch nein! ich will hingehen, seine Ruhestätte zu besuchen, will mein bitteres Leid ihm klagen, — vielleicht sendet sein Geist von des Himmels Höhen, wo er huldvoll auf mich herniedersieht, mir Trost und Rath."

Er ging. Sein Jammer ließ ihn kaum zur Besinnung kommen; als er aber dem Hügel nahte, sah er die erst vor kurzem gepflanzten Bäume lebendig grünen, und ein banger Schauer durchzuckte seine Glieder in der Nähe desjenigen, dem sein Herz sonst nur mit Freuden entgegengeschlagen hatte. „Heilig ist diese Stätte," rief er, „er selbst ist hier; seine Nähe will ich durch Verzweiflung nicht entweihen, vielmehr, sein Vermächtniß ehrend, nun die Gabe betrachten, womit er mich betheilt, und deren Inhalt mein künftiges Loos bestimmen soll. Er entfaltete den Beutel und fand darin einen großen goldenen, rings mit leuchtenden Edelsteinen umgebenen Siegelring, eine mit köstlichen Juwelen besetzte Armspange, ein mit 50 Goldstücken beschwertes Beutelchen, und einen versiegelten dicken Brief mit der Aufschrift: An deinen Vater. — „Wie?" rief er schmerzlich, beym Anblick dieser Worte: „so war Malnay nicht mein Vater?! Grausames Schicksal! warum raubtest du mir meinen seligen, süßen Wahn! — O er war es doch, und verdient, daß ich ihn ewig als meinen Vater ehre, da er des Guten so viel an mir gethan. — Ich Unglückseliger! o daß ich nun doch von meinem wahren Vater wüßte! Auch er mag nicht glücklich gewesen seyn, denn nur mit stummen Thränen beantwortete der Sterbende meine Frage nach seinem Schicksal." Unter diesen Trauergedanken erinnerte sich der Jüngling, daß Malnay ihm bedeutet habe, er sollte sich nach einem gewissen Fürsten erkundigen. Da ihm des Greises Worte heilig waren, entschloß er sich sogleich dieselben zu befolgen. Innig gerührt nahm er Abschied von Malnay's Asche, schnürte sein Bündel, schickte sich zur Reise nach jenes Fürsten Lande an, und machte sich gleich mit dem nächsten Morgen auf den Weg.

Dieser führte ihn über eine lange ermüdende Strecke zu einem weit ausgedehnten Walde hin, aus welchem ihm, noch mehrere hundert Schritte fern, ein furchtbares Hundegeheul entgegen hallte. Wacker eilte er vorwärts und ersah bald einen schönen großen Hund, der sich in einem Fuchseisen gefangen, und kläglich heulte. Das arme Thier dauerte ihn; sogleich befreyte er es aus den schmerzlichen Banden, und gab ihm auch einige Nahrung von seinem geringen Vorrathe. Bald hatte der Hund sich von seinem Leiden erhohlt; er schmiegte sich zutraulich an den Jüngling an, und ging ihm von nun nicht mehr von der Seite, sondern begleitete ihn treulich auf allen Wegen.

Heinrich setzte nun mit seinem Freunde (dieß war der Nahme, den er dem Hunde gegeben), die Reise weiter fort, und fand in einigen Tagen auf der Heerstraße eine Brieftasche. In dieser befanden sich theils in Wechseln

theils in englischen Banknoten gegen 50000 Gulden, nebst einigen Schuld- und Bürgebriefen, aus welchen er ersah, daß Graf M — e jenes Fürsten erster Minister sey. Schnell beschloß Heinrich bey sich, das verlorne Gut seinem Eigenthümer baldigst zurückzustellen; kaum war er aber ein Stündchen weiter gegangen, so rollte raschen Laufes eine vierspännige Kutsche heran, aus welcher ein ansehnlicher Mann sich herausneigte, und sorgfältig nach allen Seiten längs der Straße umherblickte. Diesem folgte ein Leibjäger zu Pferde, der mit gleicher Aufmerksamkeit vor sich hinzuspähen und Verlornes zu suchen schien. Als dieser Heinrichen ersah, rief er ihn sogleich mit den Worten an: „Hast du keine Brieftasche gefunden?" Ihm erwiederte aber der Jüngling: „Stehe du mir zuerst Rede und sage, wer dein Herr sey." „Graf M — e," antwortete der Leibjäger, „welcher vor zwey Stunden hier vorüber fuhr, aus der Kutsche stieg und seine Brieftasche verlor, die wir nun suchen." — „Wenn dem also ist," versetzte Heinrich, „so melde deinem Herrn, er wolle sich die Mühe des Suchens ersparen, da jene Brieftasche in meinen Händen ist" — Kaum hatte Heinrich diese Worte ausgesprochen, so flog der Jäger mit Windesschnelle dem Wagen nach, welcher ihm indessen schon eine bedeutende Strecke vorangeeilt war, und brachte seinem Gebiether die frohe Bothschaft. Dieser befahl seinem Kutscher sogleich umzukehren, und stieg, als ihm der Jüngling entgegenkam, aus der Kutsche, um sein Eigenthum in Empfang zu nehmen.

Dem Grafen gefiel Heinrichs edle Gestalt ungemein, noch mehr aber dessen verständige Rede und Benehmen, deren Reize sein Edelmuth, den er eben bewiesen hatte, nur um so bedeutsamer erhöhte. „Sie sind ein wackerer Jüngling," rief der Graf ihn an, „dem ich vieles zu verdanken schuldig bin. Folgen Sie mir in mein Haus; was Ihnen noch ferner an Bildung fehlen mag, dafür will ich eben so gern, so wie auch für Ihr künftiges Schicksal überhaupt, redlich besorgt seyn." — Heinrich wußte vor Freuden kaum zu antworten. Stumm senkte er seinen bethränten Blick zu Boden und sann auf eine schickliche Dankesformel, als der Graf ihn am Arme faßte und ihn nöthigte, in seiner Kutsche Platz zu nehmen. Beyde stiegen ein, der Wagen rollte fort, und funkensprühend trabte der stattliche Zug in die Ferne, wo er sich gleich einer Staubwolke vor der Wanderer Augen am Horizonte zu verlieren schien.

Ihre Reise währte noch einige Zeit, während welcher der Graf Gelegenheit hatte, Heinrichs Gemüth, Gesinnungen, Verstandesgaben und Neigungen nach Wunsche auszuforschen. Endlich erreichten sie ein prächtiges Schloß; es war der Aufenthalt des Grafen. Dieser wies dem Jünglinge sogleich eine anständige Wohnung an, und bestellte ihm Lehrer, die dessen fernere Bildung bestens besorgen sollten. So verlebte Heinrich beynahe zwey Jahre, und wurde der Liebling des Grafen sowohl, wie auch aller Jener, die demselben angehörten, bis er endlich seinen Wohlthäter noch überdieß durch ein sonderbares Ereigniß sich auf immer verpflichtete.

Der Graf hatte eine Tochter, das einzige Pfand beglückter Ehe, das seine geliebte Gattinn, die ein hitziges Fieber vor 14 Jahren dahingerafft, ihm hinterlassen hatte. So innig des Grafen Liebe war, womit er einst an seiner theuern Gattinn hing, und so heftig der Schmerz um die Verblichene

in seinem Busen wüthete, so mächtig war auch die Neigung, Zärtlichkeit und Sorgfalt, womit er sein geliebtes Kind umfing. In ihr erkannte er das Bild ihrer edlen Mutter, sein zweytes Selbst, zugleich den Gegenstand all seiner Sorgen und Mühen, den Inhalt all seiner Wünsche und Freuden. Amalie war dieser Gesinnungen auch in vollem Maße werth. Gleich einer würzereichen Nelke, welche, gleichwohl noch nicht ganz entfaltet, doch weit um sich her süße Wohlgerüche verbreitet und den ganzen Garten, den sie ziert, mit ihrem Zauberduft erfüllt, so beseligte auch Amalie alle ihre Umgebung nicht minder durch ihr edles Gemüth und ihre Geistesvorzüge, als durch ihre Schönheit. Ehe sie noch ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, versammelten sich schon eine Menge vornehmer Jünglinge, und umschwärmten sie wie Schmetterlinge die Königinn der Blumen. Jeder hatte nur ihr Herz und ihre Hand im Auge, aber bald fühlte Amalie, daß sie nicht in ihrer gewöhnlichen Umgebung ihren Gatten finden werde, und fertigte die schmachtenden Freyer der Reihe nach mit gar niedlichen Körbchen ab. Einer derselben, der Freyherr von F—, der zwar sehr reich, aber übel gesittet war, dessen ganzes Sinnen und Denken auf Lockungen und eitle Ränke zielte, besuchte lange Zeit mit heißer Minnegluth des Grafen Haus, und versäumte keine Gelegenheit, mit Hülfe der Erzieher und Zofen Amaliens, ihr Schlingen zu legen, oder sie mit seinen Liebespfeilen zu erreichen, und war eitel genug sich schon im Voraus seines Sieges gewiß zu dünken. Aber vergebens, auch ihm ward eines Tages, so, wie jedem seiner Mitwerber, verneinender Bescheid. Da schwoll ihm das Herz voll finstern, bittern Grolls. Schnell warf er sich in seine Kutsche, und jagte rastlos seinem Landsitze zu, der nur zwey Stunden von des Grafen Schlosse entfernt war. Dort angelangt, vertraute er sich alsogleich einem seiner Spießgesellen und beschwor denselben bey Himmel und Hölle, ihm zu Amaliens Besitz zu verhelfen, koste es auch all seine Habe und Ehre. Beyde berathschlagten Tag und Nacht, und heckten auch bald schreckliche Ränke aus, die arglose Unschuld zu verderben.

Hinter dem Schlosse des Grafen dehnte sich ein schöner, im englischen Geschmacke angelegter Garten, einen Hügel hinab, welchen ein ungeheurer Wald begrenzte. Zur Linken erhob sich mitten zwischen schattigen Platanen, welche ein murmelndes Bächlein umfloß, rings mit bemoostem, von einem leise rieselnden Wässerchen bethauten Gestein umgeben, ein ruinähnliches Denkmahl, das der Graf dem Andenken seiner geliebten Gattinn hatte errichten lassen. Dieß war Amaliens Lieblingsplätzchen. Kein Tag verging, ohne daß sie dasselbe besuchte, und entweder in einem Buche lesend, oder das liebliche Gemurmel des Baches mit Tönen ihrer Laute begleitend, ein Stündchen dort verweilte.

Auch Heinrich fand sich gerne in dem Garten, am liebsten an einer Stelle ein, wo am Ende eines Rasenplatzes ein kleiner Hügel sich erhob, auf welchem Scipio's Statue von weißem Marmor prangte, und von wo aus, sowohl nach dem Schlosse, als auch nach dem größten Theile des Gartens hin, sich eine herrliche Aussicht öffnete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) London.

In Wales wurden in voriger Woche zehn römische Begräbniß-Urnen gefunden. Sie wurden nur einen Fuß tief in der Erde, und zwar alle in einer geraden Reihe angetroffen. Die Stellen, worin sie lagen, hatten etwa 5 Yards (Ellen) im Durchmesser und waren zirkelförmig, so daß sie von einer steinernen Mauer eingeschlossen gewesen schienen. Sie waren mit Knochen und Asche angefüllt.

Man glaubte sich beynahe hier auf einmahl in den Süden von Italien versetzt zu sehen, indem der Thermometer in nicht weniger als dreyen Tagen von 45 zu 70 Grade gestiegen ist. Auf einmahl aber veränderte sich alles wieder; ein rauher Nordost bedeckte die Sonne mit kalten Wolken, und unsere Altstädter Eleganten mußten die beliebten weißen Beinkleider und ihre Schönen die Musselinkleider wieder auf die Seite legen, und zu den Winterkleidern greifen, ja man sieht sogar wieder Muffen und Pelzoberröcke. Welch ein Klima!

Unter dem Titel: „Don John" erschien kürzlich eine neue Oper von Reynold, der sie aus einem ältern Stücke (den Ereignissen, von Fletcher) gezimmert oder zusammengesetzt zu haben scheint. Über den Werth und Inhalt enthalte ich mich jetzt aller Urtheile. Die Darstellung dieses Stücks in Covent-Garden war sehr mittelmäßig.

„Henriette" ist bloß eine andere Übersetzung des Stücks, welches in Drury-Lane unter dem Titel: „Therese" erschien, und worüber ich neulich schon gesprochen habe. In der That scheint die Ausarbeitung der Henriette gelungener zu seyn, aber die Darstellung dieses Dramas in Covent-Garden kam bey weitem nicht jener der Therese in Drury-Lane bey. Da sich übrigens beyde Schwestern so sehr gleichen, so bedarf es, nach Schilderung der Einen, keiner weitern Zergliederung der Andern.

Im Olympic-Theater unterhält jetzt der berühmte Bauchredner Alexander das Publikum. Bis jetzt hat er indessen wenig Zuspruch und Beyfall hier erhalten.

Das Theater Royal, Haymarket, wird jetzt ganz neu und bey weitem geräumiger als das alte gebaut. Übrigens wird es, wie fast alle hiesigen Gebäude (mit wenig Ausnahme) so einfach und prunklos aufgeführt, daß es kaum einer besondern Beschreibung verlohnen würde.

Ich liefere hier noch, wie in der Folge mehr geschehen wird, eine Mittheilung über unsern Gesellschafts-Ton, und werde vorzüglich dasjenige heraus heben, worin sich derselbe von dem Ihrigen unterscheidet. Der Hauptcharakter des hiesigen ist wohl, daß eine ziemliche Portion Kälte und daher oft Trockenheit darin herrscht, was nun wohl dem Engländer überhaupt eigen ist, ein Fremder aber hier am wenigsten gern finden möchte, weil es ihm mit Recht scheint, daß der eigentliche Zweck der Zusammenkunft ganz dadurch verloren geht. Indessen sind wir nun einmahl daran gewöhnt und nach unserer Art ganz vergnügt, so steif es auch herzugehen scheint. Kommen Sie z. B. in eine hiesige Gesellschaft, so dürfen Sie nicht etwa erwarten, daß der Wirth vom Hause Ihre Verbeugung auch nur mit dem allergeringsten Zeichen erwiedern wird, und es ist eine besondere Gunst, wenn seine liebe Ehehälfte etwas mit dem Kopfe nickt. Befinden Sie sich aber schon etwa sitzend im Zirkel und erheben sich vom Stuhl beym Eintritt eines Andern, so würde man diese Artigkeit nicht nur für eine Unanständigkeit ansehen, sondern auch sogleich inne werden, daß Sie wenig in den hiesigen galanten Ton eingeweiht wären, und nur als Fremder dürfte man es Ihnen verzeihen. Nachher mögen Sie Ihre Bekannten einzeln grüßen und sich im Stillen mit ihnen unterhalten, aber viel Geräusch würde auffallend seyn; denn ich will wetten, daß in einer brittischen Assemblee von 80 Personen eine tiefere Stille herrscht, als es in einer französischen oder auch deutschen, die nur aus acht besteht, der Fall seyn möchte. Auch die Unterhaltung selbst wird der Fremde im Ganzen etwas langweilig finden. Politik, Theater, Jagd und andere Erscheinungen des Tages biethen den gewöhnlichen Stoff dar. Selten ist aber die Konversation sehr unterhaltend, am wenigsten für einen Fremden, erstens weil nur Einzelne daran Theil nehmen und dann auch, weil sie im Ganzen zu einförmig ist. Das Mahl wird nicht durch muntere Gespräche gewürzt; wie es

scheint, will man den Mund nicht mit einer doppelten Arbeit zu gleicher Zeit beschweren. Ohne für jetzt etwas über die Zubereitung der Speisen u. dgl. zu sagen, kann ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß man unter andern beym Nachtische rohen Zellery mit Käse zu verzehren pflegt. Nur die Engländer, welche auf dem Kontinente verweilt haben, wollen eben keine grosie Delikatesse daran finden. Nach Tische entfernen sich die Frauenzimmer, während die Herren sitzen bleiben und 4 bis 6 Stunden lang trinken. Dabey lösen sich denn wohl die Sprachorgane und oft auch gar die Lachmuskeln um ein Weniges. Von eigentlicher Literatur kommt hier dann selten etwas vor, es sey denn, die Gesellschaft bestehe aus Gelehrten, weil man dieses als Pedanterey zu betrachten pflegt. Nach und nach zieht sich einer um den andern zurück, ohne weitern Abschied, selbst von der Wirthinn nur zu nehmen, denn diese, wie die übrigen Damen, haben gewöhnlich schon ausgeschlafen, wenn die Herren an's Weggehen denken. — Das Trinken nimmt indessen, besonders bey den jungen Männern, täglich mehr ab, und gerne folgen sie den Frauen an den Theetisch, wo in kleineren und vertraulicheren Zirkeln, bey welchen sich überhaupt die obigen Bemerkungen nur selten anwenden lassen, die Unterhaltung mitunter, obgleich nicht immer lebhaft, doch recht angenehm wird.

Berlin.

** Von früherer Zeit habe ich noch folgende Anzeigen nachzutragen und zwar: Von unserm Leben: erstes Kapitel! Aber dieß erste Kapitel dürfte auch das kürzeste seyn in meinem heutigen Berichte, denn gerade die jetzige Jahreszeit ist die unbedeutendste in und für Berlin. Die Winterfreuden sind dahin und die Sommerfreuden, wenn es deren gibt, werden erst vorbereitet. Alles aus den höheren und begüterten Klassen beschäftigt sich damit, die Sommerwohnungen einzurichten und zu beziehen. Sie müssen sich die meisten dieser kleinen Sommerresidenzen in unserm Thiergarten gelegen denken, und die Strecke Landes, besonders vom Potsdamer Thore bis zum Gasthause des sg. Hofjägers, ist wie eine Perlenschnur mit solchen Villen besetzt. Die meisten sind kleine unansehnliche Häuserchen, in denen sich dann obendrein noch drey, vier und mehrere Familien einschachteln, und für theures Geld sich in zwey Stübchen den Sommer über mitten unter Staub und Tabaksrauch, den die Vorübergehenden zu erzeugen wissen, abquälen, während sie in der Stadt ihr schönes Logis leer und unbenutzt stehen haben. Aber was thut nicht die Sitte, die Mode? Gewisse Leute würden sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht auch ein „Sommerlogis" hätten! Andere Parthien um Berlin herum, die einen weit größeren, natürlichen Reiz biethen, sind aber wahrscheinlich gerade deßwegen ganz verödet, denn man will nun einmahl im Thiergarten wohnen. Andere Familien reisen in die Bäder, und so schläft auch unsere Residenz, wie alle größeren Städte im späteren Sommer, im stillen Zustande einer Raupenpuppe, um sich gegen den Winter hin als bunter Schmetterling glänzend wieder zu entfalten. Um den Berlinern das Geld und die Zeit zu weitern Badereisen zu ersparen, hat man in der letzten Zeit ihnen erzählt, daß sie ganz in ihrer Nähe drey vorzügliche Mineralbäder hätten, und das neue Bad zu Charlottenburg, jenes in Gleissen in der Neumark, und das ältere in Freyenwalde, drängen und stoßen sich in den öffentlichen Blättern, einander den Rang abzulaufen. Aber so sind die Menschen! Sie wollen im Thiergarten wohnen, und wollen nicht in der Nähe von Berlin, sondern wenigstens sechzig Meilen entfernt baden!

Die Kunst gibt uns ein zweytes Kapitel. In dieß Gebieth darf ich das neue, schöne Monument rechnen, das der König zum Angedenken an die ehrenvollen Siege vor einem Thore auf dem Kreuzberge hat errichten lassen. Es ist eine kolossale gothisch, aber geschmackvoll verzierte Pyramide, und unsere Eisengießerey, die sich täglich mehr einer seltenen Meisterschaft nähert, hat daran wieder ein wunderbar herrliches Stück geliefert, das nun mit zu den Kuriositäten der Residenz gehört, und fortan von den Fremden nicht wird übersehen werden dürfen. Hierher gehört ferner ein höchst merkwürdiges Prachtwerk, von dem noch nirgends Erwähnung geschehen ist, weil es bey aller seiner Pracht nicht auf Ostentation, sondern auf wahren Nutzen abgesehen ist. Unser Ministerium nähmlich hat aus den seltensten Kupferwerken des In- und Aus-

landes die geschmackvollsten Vasen, Utensilien, Gefäße aller Art u. dgl. m. abzeichnen, die Platten dazu in England, Frankreich, Italien und Deutschland stechen lassen, und gibt nun das Ganze unter dem Titel: „Vorbilder für Künstler und Handwerker," heraus. Hr. Prof. Gubitz hat diesen Titel mit dem königl. preuß. Adler in Holz geschnitten, und allein diese Platte ist ein seltenes Meisterwerk. Das Ganze hat einige Hunderttausend gekostet, und ist bestimmt von der hohen Behörde den dreyhundert wichtigsten Städten (denn nur 300 Exemplare werden abgezogen, und das Ganze wird nie in den Handel kommen) zum Geschenk übergeben zu werden, um den Kunstgeschmack zu verbreiten. Gewiß ein Unternehmen von der höchsten Wichtigkeit für die Empfänger, von der höchsten Ehre für die Geber! Bey Gelegenheit der berühmten Holzschnittarbeiten unsers Gubitz erwähne ich noch „Zwölf Vignetten in Holzschnitt" die der Künstler für den seligen oder unseligen Tyrannen von Hayti verfertigt hatte, die die Wapen, Insignien, Embleme jenes merkwürdigen Reiches darstellen, und die jetzt auch als historische Blätter Interesse erregen. Sie sind in der Maurerische Buchhandlung hierselbst (für 3 Thlr.) zu haben. Endlich hat H. Gubitz eine für Buchdrucker und Buchhändler besonders wichtige „Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse herausgegeben," die die geschmacklosen, nichtssagenden sogenannten Buchdruckerstöcke verdrängen sollen, und bey der günstigen Aufnahme, die, wie es zu erwarten war, das Unternehmen findet, zur Ehre des guten Geschmackes in der That täglich mehr und mehr verdrängen. Sie finden hierin Verzierungen der verschiedensten Art, für jede Gattung von literarischen Unternehmungen brauchbar, und die Sauberkeit, mit der die einzelnen Matrizen gearbeitet sind, geben der Sammlung auch außer dem materiellen ein künstlerisches Interesse. (Preis 1 Thlr. 12 Gr.)

Wenden wir uns von den Künsten in Eisen und Holz zu weicheren Künsten, so treten mir für meinen heutigen Bericht zwey merkwürdige Erscheinungen entgegen, die trotz der heißen Jahreszeit, die den Konzerten nichts weniger als günstig ist, mehrere volle Konzerte gemacht, und die Kunstfreunde in der Stadt in Bewegung gesetzt haben. Wir haben nach fünf Jahren wieder einmahl den seltenen Genuß gehabt, den großen Pianisten Hummel zu hören. Wenn ich Ihnen erzähle, daß er statt eines intendirten, zwey volle Konzerte gab, daß ihn nachher noch die Thecterintendantur selbst unter höchst vortheilhaften Bedingungen zu einem dritten veranlaßte, das, obgleich in einem größeren Lokale (dem neuen Konzertsaale) auch wieder überfüllt war — so können Sie schon im Allgemeinen aus diesem glänzenden Erfolge schließen, wie sehr willkommen uns Allen dieser liebe Gast war. Wie vor fünf Jahren bewunderte man auch dießmahl allgemein die Weiche, Sauberkeit, Elasticität des Anschlages, die unendliche Rundung bey der seltensten Präzision, vor allen die Seele, die der Meister in sein Spiel zu hauchen weiß, und seine reiche harmonische Imagination, die sich besonders glänzend in den freyen Phantasien aussprach, in denen Hummel bekanntlich excellirt. Er gab im ersten Konzert eine schöne Ouverture aus seiner neuesten, in Weimar mit Beyfall gegebenen Oper, dann ein schwieriges Konzert und eine freye Phantasie. Im zweyten entzückte er die Kenner im berühmten Sextett, spielte dann noch ein Trio und eine freye Phantasie. Im letzten endlich, das Ref. nicht hören konnte, gab er ein neues Pianoforte-Konzert in H-moll und gelungene Variationen auf la sentinelle für Pianoforte, eine Singstimme und einige Saiteninstrumente. Hr. Hummel nimmt den lebhaftesten Dank aller Musikfreunde und den Wunsch mit sich, bald einmahl wieder in unserer Mitte zu erscheinen. Nach ihm ist Hr. Maria v. Weber so eben eingetroffen, den wir nächstens zu hören denken. Eine andere Kunstmerkwürdigkeit wird gerade in diesem Augenblicke sehr lebhaft besprochen: es ist der Violinist Hr. Alexander Boucher, Direktor der Musik des ehemahligen Königs von Spanien, Mitglied des schweizerischen musikalischen Vereins, wie mehrerer Akademien ꝛc. ꝛc. wie er sich selbst ankündigt, und seine Gattinn Celeste Boucher. Hr. Boucher, berühmt wegen seiner höchst auffallenden und treffenden Ähnlichkeit mit Buonaparte, ist der originellste Künstler, den man je hören kann. Er zerreißt Ihnen, um es kurz zu fassen, mit demselben Bogenstrich die Ohren, mit welchem er Sie in den Himmel erhebt. Nie habe ich unter der großen Anzahl der ersten Meister auf der Violine, die ich gehört

habe, eine solche Fertigkeit gefunden, für die durchaus keine technische Schwierigkeit mehr da ist; ich bin überzeugt, es kostet nur ein Wort, und der Mann spielt uns ein ganzes Konzert vor mit auf dem Rücken gehaltener Violine!! Aber er macht nicht bloß Seiltänzerkünste, er trug ein Adagio vor, das mich sehr lebhaft an Rhode erinnerte, und allgemeines Entzücken erregte; dabey aber geberdet er sich so wunderlich, stößt den Steg gleich beym ersten Solo ein, stimmt laut mitten im Konzert, daß er in jedem Augenblicke das lauteste Gelächter der Versammlung, zuletzt aber bisher doch immer den rauschendsten Beyfall weckte. Seine Gattinn ist die vollendetste Harfenistinn, die man seit lange hier hörte; unter andern gab die Künstlerinn im ersten Konzerte ein Duo auf dem Piano und der Harfe ganz allein, das meinen Lesern eben sowohl als allen denen, die vorher in Berlin diese Ankündigung lasen, als Charlatanerie vorkommen wird: aber mit nichten! Dieß Duett war ein eben so seltenes, als gelungenes und bewundernswerthes Kunstwerk. Beyde Instrumente, und Mad. Boucher spielte mit der linken Hand das Piano, mit der rechten die Harfe, verschwammen und verschmolzen durch die gelungenste Exekution, die nirgends die kleinste Lücke ließ, so in ein Einziges, gleichsam neugeschaffenes, das Ganze war so gerundet und trefflich, daß man zuletzt in stürmischen Applaus ausbrach, der Gattinn ohne Parentheſen und Einschränkungen die Krone zutheilend, die manche dem bizarren und wunderlichen Gatten noch streitig machten. Solche Gäste mußten die Kritik reizen, die sich denn auch in den Zeitungen ziemlich pikant aussprach, so daß Hr. Boucher sich veranlaßt fühlte, einen langen französischen Brief als Antikritik einrücken zu lassen, der abermahls viel Gerede gab.

Ein anderer Gast bahnt mir den Übergang zum Theater. Mad. Neumann aus Karlsruhe hat sich als Margarethe in den Hagestolzen, als Eboli im Karlos, als Luise in Kabale und Liebe, als Baroninn Holmbach in stille Wasser sind tief, als — Benjamin in Joseph ꝛc. gezeigt, also, wie Sie sehen, so ziemlich den möglichen Rollencyclus durchlaufen, und im strengsten Sinne, die ganze Stadt in Alarm gesetzt durch die Vielseitigkeit ihres Talentes und durch ihre reizende, physische Erscheinung; ja man fängt an ihr das Prognostikon einer zukünftigen Bethmann zu stellen, um so mehr, da sie erst 4 Jahr beym Theater ist. Die „engelhübsche" Frau hat auch am Vorabende ihres Geburtstages, der glücklicher Weise in die Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes fiel, eine Serenade bekommen, und am Feste selber soll es von der Legion ihrer Anbether Geschenke geregnet haben! — Sonst hat man zwey ennüyante, sogenannte neue Lustspiele von hiesigen Verfassern „die Freuden des Landlebens" und „neues Mittel, alte Schulden zu bezahlen" ohne allen Erfolg gegeben. Mehr gefiel eine Kleinigkeit in einem Akt „der Flüchtling," der durch raschen Dialog und eine kurze, gedrängte, anziehende Handlung allgemein ansprach Das meiste Aufsehen unter den Theaterneuigkeiten erregte aber „Preciosa" Schau-, Trauer-, Lust-, Tanz-, Singspiel von unserm wackern Regisseur Wolf. Die elegante Zeitung hat bereits einen langen Aufsatz geliefert, der gewiß auch in Wien gelesen ist, Sie kennen daher den Inhalt und die Bearbeitung, und erlassen mir bey meinem ohnedieß langen Berichte nähere Details darüber. Mad. Stich brillirt als Preciosa durch Spiel, Gesang und Tanz, und das Ganze „muß man einmahl sehen" wie hier bey Neuigkeiten dieser Art die Menge sagt.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Herzweh.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 17. July 1821.

85

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Nachrichten von einem in Wien gebornen Affen.

In dem neuen k.k. Hofgarten nächst der Burg, wo auch einige ausländische Thiere unterhalten werden, hat dieses Jahr eine Äffinn ein Junges zur Welt gebracht. Es dürfte den Freunden der Naturkunde die Mittheilung einiger näheren Umstände dieses, in Europa und im domestizirten Zustande seltenen Ereignisses, nicht unwillkommen seyn.

Die Mutter, ein sogenannter Patas-Affe, Simia Rhesus aus Afrika, (le Rhesus, Audebert histoire naturelle des singes fam. 2, Sect. 1, fig. 1. Simia erythraea Schrebers Säugethiere Suppl. fig. 8. Inuus Rhesus Geoffroy, eine kurzschwänzige Affenart aus der von den neuern Systematikern aufgestellten Familie der Hundskopfaffen (Cynocephali), befand sich bereits über drey Jahre in dieser Menagerie und möchte etwa fünf Jahre alt seyn. Während der Sommermonathe war sie Tags über mit andern Affen auf die Entfernung von einigen Schritten, jedoch so, daß sie sich einander nähern und vereinigen konnten, im Freyen angekettet.

Die vorhergehenden Sommer hatte sie bloß weibliche Affen oder Männchen von sehr verschiedener Art zu Nachbarn.

Anfangs Juny vorigen Jahrs wurde ihr ein erst kurz zuvor erhaltenes Männchen, von Simia Sabaea, Linné grüner Affe, (Callitriche, Audebert hist. nat. des singes fam. 4, Sect. 2, fig. 4. Schrebers Säugethiere fig. 18. Cercocebus Sabaeus, Geoffroy, ebenfalls aus Afrika, aber eine langschwänzige Affenart, die nach den neuern Systematikern in eine ganz andere Familie (Cercopitheci) zu stehen kommt und in gewissen Beziehungen sich selbst generisch von obiger unterscheidet) zunächst gebracht, weil dasselbe dem Alter und der Größe nach jener Äffinn am meisten glich. Während der ersten Wochen schienen sie eben nicht sehr zu harmoniren, und balgten sich mehrmahls ziemlich ernst mit einander herum, bald aber wurden sie vertraulicher, und nach ungefähr zwey Monathen bemerkte man zuerst, daß sie sich begatteten. Als Anfangs Herbst die Affen wieder getrennt und in ihre Käfige gebracht wurden, bemerkte man an jenem Weibchen eine ungewöhnliche Korpulenz und

eine Anschwellung der Brustwärzchen. Diese Umstände ließen vermuthen, daß es trächtig sey. Als man späterhin hieran nicht mehr zweifeln konnte, wurde dasselbe in ein wärmeres Zimmer von 24 Gr. Reaum. gebracht. Zu eben dieser Zeit fing das Männchen zu kränkeln an, wurde kreuzlahm, wenige Tage darauf auch an beyden Hinterfüßen gelähmt, und starb nach wenigen Wochen an der Auszehrung. Dagegen blieb die Äffinn sehr gesund, ihr Appetit nahm während ihrer Trächtigkeit sehr zu, so, daß sie fast die doppelte Portion ihrer gewöhnlichen Nahrung erhielt, und brachte endlich, ungefähr sieben Monathe nach der Vereinigungsperiode, den 6. März dieses Jahrs Nachts ein weibliches Junges zur Welt, welches der Wärter am 7. Morgens an der Brust der Mutter säugend fand. Der Wärmegrad wurde nun durch Heitzung noch um 3 Gr. Reaum. erhöhet. Der Leib des Jungen war gleich nach der Geburt, die Füße nicht mitgerechnet, zwischen 6 und 7 Zoll lang, der Schwanz aber hatte ungefähr die Länge des Leibes, und zeigte sich demnach verhältnißmäßig viel länger, als jener der Mutter, und bewährte damit schon gleich Anfangs den Charakter eines Bastarden. Das genaue Maß und Gewicht desselben konnte wegen Gefahr einer nachtheiligen Trennung von der Mutter nicht bestimmt werden. Scheitel und Rücken ausgenommen, war dasselbe von Haaren fast ganz entblößt, und hatte ein greisähnliches, runzlichtes, ganz nacktes Gesicht, blauschwarze, große, runde, sehr frische Augen, mit welchen es munter um sich blickte; der Hintertheil des Kopfes war verhältnißmäßig sehr groß. Ende März, demnach in der vierten Woche nach der Geburt, ward das Junge sammt der Mutter, in einer der merkwürdigsten und possierlichsten Stellungen (das Junge nähmlich von der aufrechtsitzenden besorgten und den zudringlichen Beobachter drohend anblickenden Mutter, mit beyden Vorderhänden sorgfältig unterstützt an die Brust gehalten, an dem einen Zitze säugend und seitwärts spielend) von einem geschickten jungen Künstler, Hrn. Leopold Stoll, nach dem Leben und in natürlicher Größe, dann in ähnlicher Stellung, aber verkleinert, in Miniature von einem ebenfalls sehr geschickten Künstler, Hr. Karl v. Saar, gemahlt. Die Äußerungen von Liebe und Sorgfalt der Mutter für ihr Junges sind eben so auffallend, als possierlich; fast eine Woche lang trug sie es in ihren Armen an der Brust, bis das Kleine hinreichende Kräfte hatte, die Mutter mit allen Vieren von vorne zu umspannen, ohne mehrere Wochen lang von ihr loszulassen, und zwar so fest, daß jene ungehindert im Käfige herumspringen konnte. Bey dem geringsten Geräusche, welches im Zimmer vorfiel, drückte die Mutter das Junge an sich, und beyde stießen immer ein Angstgeschrey aus.

Nach beyläufig acht Wochen fing das Kleine öfters an zu versuchen, sich von der Mutter loszumachen, und wurde auf die mannigfaltigste Art von dieser zum Gehen und Klettern angeleitet: sie setzte es nähmlich in die Ecke ihres Käfigs, und reichte ihm von Ferne die Arme zu, wornach das Kleine hin zu kommen suchte, bey diesem Versuche aber auch oft auf das Gesicht stürzte. Viel besser ging das Klettern von Statten, das Anfangs zwar auch nur durch Hülfe der Mutter zu Stande gebracht wurde, indem diese von rückwärts mit einer Hand den Rücken und Bauch des Jungen umfaßte und mit der andern dem untern Theile nachhalf, aber nach wiederhohlten Mahlen ihm bald ohne weitern Beystand gelang. Dieses Verfahren der Mutter, ihrem

Jungen das Klettern bald zu lehren, fiel mir ganz besonders auf, und veranlaßte mich daher auch beyde in dieser Stellung zu mahlen. Sehr bewunderungswerth war auch, wenn das Junge nicht nach dem Willen der Alten that, wie es von selber bald durch Schläge bald durch Haarrisse abgestraft ward.

Zwischen der zehnten und zwölften Woche bemerkte ich eines Tages um Mittagszeit, nachdem das Junge fast den ganzen Vormittag über schlafend in der Mutter Schooße lag, und letztere ruhig und unbesorgt einen Apfel verzehrte, daß das Kleine mit plötzlichem Zetergeschrey aufsprang, sich von der Mutter losriß und in Zuckungen verfiel, Augen und Mund verzog, und mit beyden Hinterfüßen auf schnellste einige Minuten lang zappelte, dann kraftlos wie todt, Kopf und Arme von sich hängen lassend, niedersank. Diese Zufälle waren ohne Zweifel Folge des eintretenden Zahngeschäftes, indem wirklich, wenige Tage nachher, drey Zähne in der untern Kinnlade hervorzubrechen anfingen. Bemerkenswerth war das Benehmen der Mutter während der konvulsivischen Anfälle ihres Jungen. Angst und Sorge drückten sich im höchsten Grade an ihr aus, alle Haare sträubten sich an ihrem ganzen Körper, und sie erhob ein fürchterlich wüthendes und zugleich klägliches Geschrey; den erwähnten schon halb verzehrten Apfel nahm sie zwischen die grimmig blöckenden Zähne, raffte das Junge schnell zusammen, drückte es mit einer Hand an ihre linke Seite und sprang, alles unter sich lassend, ängstlich in ihrem Käfige herum, bis das Junge sich wieder erhohlte. Diese Zufälle ereigneten sich an dem Jungen noch mehrmahls, aber bey weitem nicht mehr so heftig, und eben in diesem Verhältnisse waren auch die Äußerungen der Mutter, zwar noch immer ängstlich und besorgt, aber nicht mehr in dem Grade wie bey dem ersten Anfalle.

Bis zu dieser Stunde säugt zwar die Mutter das Junge noch (also bis in den fünften Monath), dieses fängt jedoch schon an, das gewöhnliche Futter der ersteren, das aus Reis in Milch gesotten, aus geschwelltem türkischen Korne, und in verschiedenen Früchten besteht, zu versuchen. Beyde befinden sich übrigens bis jetzt vollkommen gesund.

Am 12. July 1821. Joseph Held.

Glaube.

Glaube! dem Menschen bist du die Sonne des inneren Lebens;
Dunkel und kalt bleibt die Brust, welche dein Strahl nicht durchglüht.
Bringest du leuchtenden Tag und wärmend den Frühling der Seele,
Keimt aus ihr üppig das Grün seliger Hoffnung empor.

Frieberike Susan, geb. Salzer.

Der Wohlthat Lohn.

Eine Novelle.

Aus dem Magyarischen des Freyherrn Ludwig von Podmaniczky.

(Fortsetzung.)

An einem schönen Sommerabende kam er einst mit seinem getreuen Freunde, der ihn überall begleitete, zu jenem Platze. Hell leuchtete der Mond aus

unbewölktem Himmel, überall herrschte Ruh und Stille, selbst die Zephire schwiegen, und regungslos hing das schattende Laub an Busch und Baum. Scipio's Statue schien blendend auf ihn und den Rasenplatz hinzuglänzen, auf den er sich gelagert hatte. Da nahm er, von des Abends holder Stille begeistert, seine Flöte, und ergoß die selige Stimmung seines Herzens in einem schmelzenden Hirtenliede. Allgemach waren seine Laute verklungen und er selbst versank in süße Gedanken, als ihm mit einem Mahle vom nahen Walde her Amaliens klägliches Angstgeschrey zu Ohren tönte, und ihn um Hülfe zu flehen schien.

Wie ein Blitz stürzte er mit seinem Freund dem Walde zu, und sah auch alsobald in der Ferne die zarte Gräfinn in den Händen eines Vermummten, der sie gewaltthätig mit sich fortzuziehen strebte. Sich selbst nicht Schnelle genug zutrauend, hetzte er sogleich seinen Begleiter an. In wenig Augenblicken war dieser an der Stelle, und riß den eilfertigen Frevler mit gewaltigem Gebisse zurück, während auch Heinrich mit einem tüchtigen Baumaste bewaffnet herbeysprang, Amalien befreyte und den Räuber mit fürchterlicher Drohung gegen das Schloß vor sich hertrieb, das die Gerettete indessen mit schnellen Schritten erreicht hatte. Jener aber, auf seine Rettung bedacht, ermangelte nicht, sich Weg zu bahnen; er stieß Heinrichen mit Gewalt zurück, und suchte zu entspringen; aber Freund erfaßte ihn bald mit scharfen Zähnen und hielt ihn so fest, daß er nicht haarbreit weichen konnte. Bald war nun vom Schlosse her erwünschte Hülfe angelangt. Der verwegene Mädchenräuber wurde gebunden und auf des Grafen Schloß gebracht. Kaum erblickte der Graf den Retter seiner geliebten Tochter, so wand er sich aus ihren Armen und umfing ihn mit aller Innigkeit seines Herzens. „O sey mir gesegnet," rief er, „du Retter meines Kindes! Du magst es wissen, wie viel und welch ein kostbares Kleinod du meinem Vaterherzen wieder gibst; ich weiß wahrlich nicht, wie ich deine That vergelten soll. — Du aber Niederträchtiger," so rief er nun den vermummten Räuber an — „sage: wer bist du? herab mit der Maske, die deine schwarze Seele verhüllt, auf daß wir dein schamloses Antlitz schauen!" Heinrich säumte nicht, demselben die Larve herabzureißen, und siehe da, mit Erstaunen sahen alle den Freyherrn von F— vor sich stehen. Stumm wie eine Bildsäule starrte der Verachtete bald den Grafen, bald den Boden an, und ward bleich bis an die Ohren. — „Dieß, mein Herr Baron," sagte nun der Graf, „hätte ich nie erwartet. Nun kenne ich Ihre Eigenschaften, und will dafür sorgen, daß auch Andere sie kennen." Dann rief er seiner Dienerschaft zu: „Führt ihn hinweg, und sperrt ihn ins grüne Zimmer!" — „Ey," versetzte der Unverschämte mit bitterm Stolz, „ich will hoffen, man werde wissen, was meinem Stande gebührt." — „Nein!" entgegnete der erzürnte Graf, „sowohl in meinen, als in des Fürsten und jedes Vernünftigen Augen ist ein ehrloser Mann Ihres Standes weit verächtlicher als der ärmste und letzte Bauerknecht." Der Entlarvte wurde sogleich hinweggeführt, und bald nachher auf des Fürsten Geboth unnachsichtlich gerichtet.

Während dieses Vorfalls war ein blutiger Krieg ausgebrochen, und ehe noch zwey Monathe vergingen, hatte der Feind rasche Vorschritte gewonnen. Den Grafen hielten seine Würden in der Hauptstadt. Heinrich beschäftigte sich daselbst mit dem Studium der Kriegswissenschaften so ernst und glücklich, daß er beynahe alle seine Lehrer übertraf.

Einst an einem späten Herbstabende hörte er in einer Seitengasse ein Geschrey. Schnell eilte er mit seinem Freund dahin und sah ein artiges Mädchen, das sich eben voll Angst und Verwirrung gegen Zudringlichkeiten eines Offiziers zu wehren suchte. Heinrich, obgleich unbewaffnet, sprach den besäbelten Helden muthig an, und fragte ihn, mit welchem Rechte er sich erlaubte, das unschuldige Mädchen zu beleidigen? — Sehr barsch versetzte jener: „Mit demselben, womit Sie mich fragen." — Darauf sagte Heinrich sehr ernst: „Ich rathe Ihnen Ihre Unverschämtheit zu mäßigen." „Mir befiehlt Niemand," antwortete der rauhe Haudegen, „ich thue, was mir beliebt." „Nein wahrlich nicht!" entgegnete Heinrich mit entschiedenem Ernst, „ich nehme die Unschuldige in meinen Schutz," und sogleich nahm er das zitternde Mädchen an der Hand und führte es hinweg. — „Potz Hagel und Kanonen!" rief nun der Offizier, und fuhr mit gezücktem Säbel auf Heinrich los. Aber auch Freund säumte nicht sich ins Mittel zu legen. Grimmig sprang er an jenem hinauf, und erschnappte ihn so unsanft an der Rechten, daß er sogleich den Säbel fallen ließ, und sich genöthigt fand, sein Vorhaben aufzugeben. Bald war Freund wieder hinter seinem Herrn, welcher das Mädchen in ihre Wohnung begleitete, und alsobald wieder seines Weges ging.

Der Feind war indessen weit vorgerückt, hatte mehrere Treffen gewonnen, und nahte sich schon den Thoren der Hauptstadt. Der Fürst sah sich nothgedrungen mit einigen seiner Vasallen, unter welchen sich auch Graf M — e befand, zu flüchten. Dieser redete kurz vor seiner Abreise Heinrichen also an: „Meiner Pflicht zu Folge darf ich meinen Fürsten nicht verlassen. Da ich nun von hinnen ziehen muß, so rathe ich dir, zu meiner Schwester zu gehen, zu der ich, wie du weißt, bereits meine Tochter geschickt habe. Wähle dir das Beste von meinen Pferden, nimm meinen treuen Diener Johann mit, und lasse dir's zur Noth an dieser Kleinigkeit genügen, da du ohnehin unterweges überall Unterkunft finden wirst." Indem er dieses sagte, überreichte er ihm einen Beutel mit dreyhundert Goldstücken.

Heinrich bestimmte gleich den nächsten Morgen zu seiner Abreise, und versah sich mit allem, was er dazu bedurfte. Er nahm für sich und seinen Begleiter zwey Paar Pistolen und zwey Damaszenersäbel aus der Waffenkammer, pfiff seinem Freund, dem treuen Hunde, spornte seinen Renner, und sprengte mit Johann zum Stadtthore hinaus.

Nachdem er gegen sechs Meilen zurückgelegt hatte, kam er an einen dichten Wald, wo er eine fürstliche Reisekutsche erblickte, deren Gespann in der Nähe derselben weidete. Voll Verwunderung über diesen Anblick hielt er ein wenig inne, ritt aber sodann sehr aufmerksam zur Kutsche hin. Kaum versah er sich's, so sprengten zehen feindliche Reiter mit einem Offizier blitzschnell aus dem Dickicht hervor, hieben mörderisch auf die Kutsche ein, und streckten mehrere von deren Gefolge, welche sich gleichwohl mit Baumästen zu vertheidigen und ihre Herrschaft zu schützen strebten, todt zur Erde nieder. Heinrich hetzte sogleich seinen muthigen Freund, der sich in derley Fällen bereits bestens erprobt hatte, auf die Feinde los, und dieser that auch alsobald das Seinige. Grimmig sprang er unter die Pferde der Reiter, und biß und zerrte sie so gewaltig an den Füßen und Mäulern, daß sie scheu und unauf-

haltsam aus einander sprangen, die Reiter abwarfen, oder mit ihnen auf und davon sprengten; nur der Anführer derselben blieb mit dreyen in der Nähe der Kutsche zurück. Auf diese hieb nun Heinrich und sein Gefährte Johann, der alte wackere Kriegskumpan, mit kalter Entschlossenheit los. Zwey schossen sie gleich mit ihren Pistolen nieder, die andern trafen sie mit ihren Säbeln. Gewaltige Streiche führte zwar der Offizier nach Heinrichs Haupte, aber der wohlgeübte Arm desselben parirte sie alle glücklich aus, und streckte endlich seinen Gegner mit einem heftigen Hiebe todt zu Boden. Alsobald sprang er auch seinem tapfern Johann bey, welcher bereits im heißen Kampfe ermattet war, und stürzte den letzten Gegner leblos vom Pferde. Nachdem er seinen Hund, der indessen die verscheuchten Pferde noch immer verfolgte, zurückgerufen hatte, trat er an die Kutsche hin, um die Geretteten näher zu betrachten. Da sah er eine überaus schöne, aber tief bestürzte Jungfrau neben einer in Ohnmacht versunkenen Dame sitzen, und erkannte alsobald, daß es Katharine, die einzige Tochter und Erbinn des Landesfürsten war, die er gerettet. Todtenblaß vor Schrecken saß sie da; aber kaum hatte sie die schöne Gestalt ihres Retters erblickt, so umzog eine sanfte Röthe ihre Wangen, und auch der Jüngling fühlte bey ihrem Anblicke sich so innig ergriffen, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Nach einigen Sekunden erhohlte sich die Prinzessinn und redete ihn also an: „Herr, Sie sind der Retter meines Lebens — wie kann ich je, wie kann mein Vater, Ihnen diese That vergelten?" — „Erhabene Fürstinn!" entgegnete Heinrich, „ich that weiter nichts, als meine Pflicht, und das süße Gefühl Eurer Hoheit gedient zu haben, ist der höchste Lohn, der mir je werden könnte. Doch der Augenblick ist dringend; die Vorsicht räth uns, diesen Ort zu meiden. Wohin gedenken Eure Hoheit sich zu begeben?" — Da erzählte ihm die Fürstinn, wie sie im Drange der Flucht ihre Begleitschaft verloren, in der Verwirrung in den Wald gerathen waren, und sich genöthigt sahen, ihre schwer ermatteten Pferde ausspannen und weiden zu lassen. Sie beseufzte ferner ihre armen Diener, die der Feind ermordet habe, klagte ihm, daß sie von ihres theuern Vaters Aufenthalt nichts wüßte, und schloß mit den Worten: „Nun will ich mich ganz auf meinen Befreyer verlassen und beschwöre Sie in meines Vaters Nahmen, mich auch noch ferner beschützen und auf sichere Wege führen zu wollen." Da band Heinrich die Pferde von den Bäumen los, spannte sie mit Johanns Hülfe an den Wagen, befahl jenem zu kutschieren, und ritt aufmerksam hart neben der Kutsche hin. Durch die Bewegung erwachte auch die Begleiterinn der Prinzessinn von ihrer Ohnmacht, und wunderte sich höchlich, sich sammt der jungen Fürstinn außer Feindeshand und gesund und heil zu sehen. Auch der unbekannte Kutscher befremdete sie, noch mehr aber der schöne Begleiter, auf welchem die Augen der Prinzessinn mit offenbarem Wohlgefallen zu verweilen schienen.

Unterwegs wurde wenig gesprochen; aber desto mehr waren ihre Gedanken beschäftigt. Heinrich, in dessen Busen der Anblick der Fürstinn den ersten Funken der Liebe geweckt hatte, suchte sein Gefühl mit Macht zu unterdrücken, indem er im Geiste den großen Abstand seiner Herkunft von der Geburt und Würde Katharinens maß. „Dieser," sagte er zu sich selbst, „wartet ein Thron; dich aber kann nur eine arbeitsame Hand beglücken."

Nicht weniger hatte auch die zarte Fürstentochter mit sich zu kämpfen. Mit aller Anstrengung suchte sie des Jünglings Bild, das, ungeachtet der Kürze ihrer Bekanntschaft mit ihm, sehr tief in ihr Herz gedrungen war, aus ihrer Seele wegzubannen, und übersah dabey die Ungleichheit ihrer Beyder keineswegs; allein Liebe kennt keinen Unterschied des Ranges, sie ist über jedes Gesetz stolzen Eigenwillens erhaben. Je stärker sie deren Regung zu bekämpfen, auch selbst jeden Gedanken aus ihrer Seele zu scheuchen sich bestrebte, desto tiefer drang Amors Pfeil ihr ins Innerste des Herzens ein.

Als es Nacht wurde, nahm eine friedliche Köhlerhütte die unbekannten Reisenden auf. Da äußerte Heinrich gegen seine hohe Schutzempfohlne die Meinung, es wäre rathsam sich zu des Grafen M — e Schwester zu begeben, und dort das Ende des Krieges abzuwarten. Dieser Rath fand Genehmigung, und Heinrich beauftragte sogleich den Sohn des Köhlers, daß er sie den nächsten Weg zur Straße führte, welche nach N — ginge. Nach zwey Tagen waren sie über der Grenze, und sandten ihre Begleiter zurück, und freuten sich allgemein, ihrem Ziele immer mehr und mehr zu nahen, als sie in einem Markte die ungünstige Nachricht vernahmen, der Graf M — e sey mit seinem ganzen Hausgefolge nach Wälschland abgereist. Indessen sie aber in dieser großen Verlegenheit eben auf Rath sannen, kam ein sehr schönes Mädchen auf Heinrichen, der nachdenkend vor dem Wagen der Fürstinn stand, zugeeilt, fiel ihm zu Füßen, und redete mit ungemeiner Innigkeit des Herzens ihn also an: „Heil dir, mein einziger, unvergeßlicher Wohlthäter! Heil mir selbst, daß ich dich wieder sehe! Wie groß ist der Dank, den ich dir schuldig bin! Mein Retter! mein Befreyer! mein Beschützer! — O komm zu meinen lieben Ältern! nur wenige Schritte von hier ist ihre Wohnung, komm, auf daß auch sie meinen Erlöser umarmen!" — Heinrich erkannte bald das unschuldige Mädchen, das er einst von der entehrenden Umarmung eines Offiziers befreyt, und versprach ihre Ältern besuchen zu wollen. Während aber das Mädchen mit ihrer frohen Bothschaft nach Hause eilte, trat er zur Kutsche hin und erzählte der Prinzessinn, welche tief in Gedanken zu versinken schien, die Geschichte seiner Bekanntschaft mit der jungen Fremden, und machte derselben zugleich den Vorschlag, ohne Anstand im Hause der Ältern des Mädchens unter einem erborgten Nahmen einzusprechen. — Die Prinzessinn war es zufrieden und versprach ihm sich für seine Schwester ausgeben und ihn in allem, was er noch ferner riethe, begünstigen zu wollen. — Die Gesellschaftsdame rümpfte über diese Bereitwilligkeit der Fürstentochter ihre Nase beträchtlich, doch ließ sie darob kein Wort verlauten. Sehr bald kam das Mädchen mit ihren Ältern herbey. Diese traten Heinrichen mit Freudenthränen entgegen, umarmten ihn und bathen den Himmel um Gelegenheit, sich ihm dankbar und erkenntlich zu erweisen. — Da antwortete Heinrich sehr froh: „Reichlich, ihr lieben Leute, würdet ihr meinem geringen Verdienste lohnen, wenn ihr meiner Schwester und mir auf einige Zeit Wohnung in euerm Hause geben wolltet." „O herzlich gerne," riefen alle zugleich und eilten zur Kutsche hin und küßten sowohl der Prinzessinn als auch deren etwas zimperlichen Gesellschaftsdame freudig die Hände. — Die Wangen der schönen Fürstinn bethauten Thränen der zärtlichsten Theilnahme an der Herzlichkeit jener guten Menschen, die Gräfinn runzelte die stolze Stirne, aber alsobald

folgten sie den gutmüthigen Landleuten in ihr Haus, und sahen sich so wohl empfangen und bewirthet, als sie es irgend hätten wünschen können.

(Der Schluß folgt.)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

Wo der Henker sein Amt verrichten sollte, muß der Humorist schweigen. Somit erzähle ich folgende Thatsache nur historisch, kann mich jedoch dabey der Bemerkung nicht enthalten, daß jegliche Sittenverderbniß, wenn ihr eine absolute Gemüthlosigkeit zur Seite steht, leicht den Charakter von wahrer Verruchtheit annehmen kann. Der Wechselagent Beaumont hatte schon seit mehrern Jahren mit der Frau des Wechselagenten Manüel ein unerlaubtes Einverständniß unterhalten, ohne daß von letzterem andere Einwendungen, als Streit und Zank mit der Frau, gegen dieses Verhältniß gemacht worden waren. Endlich hatte er seinem Nebenbuhler gänzlich Platz gemacht und war auf Reisen gegangen. Sey es, daß durch die Abwesenheit seine Liebe von neuem erwacht, oder seine Rachsucht entflammt worden war, er kehrt nach Paris zurück und trifft auf der Börse mit Beaumont zusammen. Beyde zanken, schlagen und fordern sich. Am folgenden Morgen stürzt Manüel, von der Kugel seines Gegners getroffen, im Boulogner Holze todt zu Boden und läßt Beaumont seinen Fluch, nähmlich seine Frau, zurück. Beyde Wechselagenten, sagt man, sollen Millionnäre seyn.

— Der Pachtkontrakt, welchen die große Oper mit den Eigenthümern des Theaters Favart abgeschlossen hat, läuft Ostern ab. Da der Bau des neuen Operntheaters wahrscheinlich erst zu Anfange des künftigen Septembers vollendet seyn wird, so steht zu erwarten, daß, sollte sich nicht noch ein neuer Vergleich mit den Eigenthümern des besagten Theaters treffen lassen, Paris während der sechs Sommermonathe ohne große Oper seyn wird. Man spricht (ob im Ernste, kann ich nicht sagen) von einem neuen Vorhange, den dieses Theater bekommen soll, der Plan desselben zeigt von dem Luxus, zu dem sich die Künste in einem Lande erheben können, wo sie nicht mit nebelnder Phantasie, sondern mit vernünftiger Realität getrieben werden. Es ist nähmlich von nichts geringerm die Rede, als dem neuen großen Operntheater einen Spiegel-Vorhang zu geben. Die einzelnen Theile desselben würden aus den Soffitten, aus den beyden Seitenwänden und aus dem Boden hervorspringen und sich in der Mitte zusammen fügen. Damit dieser Vorhang zugleich als Rettungsmittel gegen Feuersgefahr gebraucht werden könne, schlägt man vor, ihn mit Eisenblech (tôle) zu füttern. Die Kosten dürften sich, versichert man, nicht gar zu hoch belaufen, da die Regierung ihre eigene Spiegelfabrik zu Sevres hat. Zur Beschönigung dieses im eigentlichen Verstande blendenden Plans führt man die großen Ersparungen an, welche sich aus der schon längst im Werke seyenden Abschaffung der sichtbaren Theaterverwandlungen *) ergeben würden, die man wagen dürfte, sobald sich dem Publikum in dem neuen Vorhange ein Ersatz dafür anbiethen ließe. Ich weiß nicht, aus welchem Kopfe die erste Idee zu diesem Plane hervorgegangen ist; nur so viel scheint mir ausgemacht, daß der Mann eben so künstlerisch, als moralisch erfinderisch seyn muß. Denn wem fällt hier nicht das Terenzische: Tanquam in speculum, in vitas omnium suadeo et sumere exemplum sibi, ein? Und wo würde man das Leben der Pariser großen Welt besser studieren können, als eben in diesem Spiegelvorhange, durch welchen die Logen des cintre, die

*) Es scheint im Auslande noch nicht genugsam bekannt zu seyn, daß alle und jede Verwandlungen auf dem großen Operntheater, selbst die schwersten und verwickeltsten, wie z. B. die Hölle in den Danaiden, der Zauberpallast in Armide, der Olymp im Urtheil des Paris u. s. w., Angesichts des Publikums und ohne daß dabey auf der Bühne selbst irgend eine menschliche oder sächliche Vermittlung sichtbar erscheint, gemacht werden. Man begreift, wie kostbar diese Verwandlungen nicht allein seyn, sondern auch wie sehr sie die Erfindung der Dichter und des Maschinisten beschränken müssen. Nichts desto weniger gewährt die blitzschnelle Bewerkstelligung derselben dem Auge ein großes Vergnügen, welches freylich durch das Geräusch, welches die Gewichte und die Fallklappen machen, sehr geschmälert wird.

Gitterlogen, die Beignoirs, ja selbst der tiefste Grund der Seitenlogen dem Publikum sichtbar werden würden? Ferner: Im Rücken hat bis jetzt noch niemand Augen gehabt; man denke sich aber den besagten Vorhang an Ort und Stelle, und der Ehemann wird sehen, ob die Ehefrau hinterrücks dem Hausfreunde die bonbonnière oder die Hand reicht, die Ehefrau, ob die Kousine den Mund oder das Ohr herhält, wann ihr der Ehemann eine satyrische Bemerkung über die Nachbarinn zuflistern will, die femme galante, ob der reiche God damn, der hinter ihr sitzt, ihren schönen Hals anstarrt, oder auf den Fingern saugt, jedermann endlich wird sehen, ob der Gauner die Hände in seine eigenen, oder in fremde Taschen steckt. Und nun frage ich, wird die große Oper mit ihrem Spiegelvorhange nicht eine wirkliche Schule der Erfahrung werden?

— Ihr Charlatane aus allen zwey und dreyßig Himmelsgegenden, kommt nach Paris, wenn ihr euch in eurer Kunst vervollkommnen wollt! Da paradirt seit einigen Tagen an allen Straßenecken ein, mit vortrefflich ausgeführten, illuminirten Vignetten gezierter Anschlagezettel, der einen Phönix zum Wapen und die Worte: Poudre martiale, zum Titel führt. Zu welchem Gebrauche, glauben meine Leser, daß dieses Eisenpulver *) erfunden worden ist? Etwa, um, wie die Congrevischen Racketen, oder wie ein zweytes griechisches Feuer, zur Vertilgung der Feinde beyzutragen? Nein, nicht um den Kopf, sondern nur um den Bart, will der Erfinder die Menschen bringen; mit einem Worte, die poudre martiale soll dazu dienen, die Rasiermesser scharf zu machen. Dieß ist vielleicht die zwanzigste Erfindung, welche seit Jahr und Tag zu dem besagten Zwecke gemacht worden ist; aber keine hat sich auf eine so schreyende Weise (nähmlich durch den blutroth gefiederten Phönix) angekündigt.

— Der Roman des Marquis d'Arlincourt, le Solitaire, dessen ich bereits in meinen vorigen Skizzen Erwähnung gethan habe, hat nicht allein in der großen Welt Glück gemacht, sondern ist auch, wie es heißt, von sieben verschiedenen Dichtern für sieben hiesige Theater dramatisch bearbeitet worden. Außerdem erscheint so eben in Madrid eine spanische Übersetzung von dem Einsamen, aus dem bereits ein Melodrama in derselben Sprache angefertigt worden ist. Wahrscheinlich werden nun auch die andern europäischen Übersetzungen nicht auf sich warten lassen.

— Es ergeben sich Zeichen am französischen poetischen Himmel, welche auf einen baldigen Umsturz der Boileau-Batteuxschen Dinge schließen lassen; Shakespear **) und Schiller erscheinen zu gleicher Zeit in ganz vollständigen, wörtlichen prosaischen Übersetzungen. Bey ersterer liegt eine ältere, recht gut gelungene Übertragung zum Grunde, welche von Guizot nachgesehen, verbessert und vervollständigt worden ist; Schiller ist hingegen von dem Hrn. v. Barante ganz neu übersetzt worden. Der erste Band, von letzterem, welcher so eben erschienen ist, enthält die drey Wallensteine. Keiner der beyden Übersetzer hat auf ästhetisch-künstlerische Klassicität Anspruch gemacht; ihr einziges Bestreben ist dahin gegangen, den Nutzen, der aus der bloßen Verständlichkeit der beyden Schriftsteller für ihre Nation hervorgehen kann, in's Auge zu fassen. Somit haben sie eine elegante, höchst lesbare und durchaus wörtliche prosaische Übersetzung geliefert, und daran, meines Bedünkens, sehr wohl gethan.

— Die Gebrüder Bohrer haben vor ihrer Abreise nach Deutschland, wohin sie jetzt, heißt es, bereits auf dem Wege sind, auf dem Theater Favart (wo jetzt die große Oper spielt) ein Konzert gegeben. Das Bewußtseyn, welches diese Künstler von ihrem

---

*) Martial ist ein Kunstausdruck der Chemie und Pharmaceutik, und bedeutet, daß sich unter den Bestandtheilen irgend einer Masse auch Eisen befindet.

**) Daß Hr. v. Guizot Shakspeare statt Shakespear schreibt, zeigt bey ihm eben so vielen literarisch-philologischen Leichtsinn an, als bey vielen deutschen Schriftstellern, welche denselben Fehler machen. Die Engländer schreiben ohne Ausnahme Shakespear, wenigstens habe ich in keinem einzigen Autor dieser Nation Shakspeare gefunden. Der Nahme ist unstreitig von to shake (schütteln) und von spear (Speer) herzuleiten, würde also ungefähr Schwingspeer zu übersetzen seyn. Diese Etymologie gehört mir an, auch weiß ich nicht, welche Meinung die englischen Literatoren über die Abstammung und Rechtschreibung des besagten Nahmens haben.

Werthe zu haben scheinen, ist achtbar, weil es sie vor den wahrhaft unverschämten Betrieben schützt, welche hier von ausländischen Künstlern angewendet werden, um sich bey feilen Journalisten ein eben so übertriebenes, als unwissendes Lob zu erkaufen. Die Selbstschätzung der Gebrüder Bohrer würde doppelte Achtung verdienen, wenn diese Künstler dadurch eines gewissen ungeziemenden Dünkels überhoben würden, der um so mehr auffallen muß, als sie schon viele Jahre unter Franzosen, den erklärten Feinden aller Süffisance, gelebt haben. Was seit langer Zeit weder ein ausländischer noch ein hiesiger Künstler gewagt hat, dessen sind diese Künstler fähig gewesen; sie haben in keinem Winkelsaale, sondern auf dem Operntheater, und zwar ohne die Füße der Tänzer zu Hülfe zu nehmen, auf ihre eigene Rechnung Konzert gegeben, und das Wagstück ist gelungen. Über ihre Leistungen muß ich ein ernstes, und, dünkt mich, höchst nöthiges Wort aussprechen. Ich rechne es mir zum Verdienste an, daß ich bereits vor sechs Jahren, also zu einer Zeit, wo dieser beyden Künstler öffentlich in Deutschland fast noch von niemanden gedacht worden war, auf den jüngern Bohrer, als auf den ersten aller jetzigen und vormahligen Cellisten, aufmerksam gemacht habe; in der That war es schon damahls unmöglich, eine höhere mechanische Ausbildung, ein tiefergründenders Studium des Effekts und eine ruhigere Beherrschung aller intellektuellen und materiellen Hülfsmittel zu erdenken: Genie, in der weitesten Bedeutung des Worts, sprach sich in dem Künstler aus. Wie aber hat sich das Künstlerthum desselben jetzt gestaltet? Die hohe Genialität ist ihm geblieben, dagegen kränkelt seine Exekution an jener unkräftigen, saftlosen, faden Süßlichkeit, an jener kindisch-witzigen Stückwerkerey, welche, mit Verzichtleistung auf jegliche kräftige Aktivität, sich nur in einer eunuchenartigen Passivität gefällt und, statt dem Kunsttriebe aus überströmendem Kraftgefühle und auf dem natürlichen Wege zu fröhnen, einer Unmännlichkeit auf so widrige Art unterthan ist, daß alle Energie, alles Grandiose, mit einem Worte, aller wahre Ton aus dem Vortrage verschwinden, um einer unwürdigen Fitscheley Platz zu machen, in welcher man nichts unterscheidet, als narrentheidige Seiltänzerstückchen, fähig, großen und kleinen Kindern ein Gegenstand der Neugierde zu werden, die aber allen wahrhaft gebildeten Männern im höchsten Grade zum Ekel gereichen müssen. Die gänzliche Verbildung, welcher sich der Künstler hingegeben, hat auch auf seine äußere Persönlichkeit den nachtheiligsten Einfluß gehabt. An die Stelle des edlen, ernsten und graziösen Anstandes, welchen jeder öffentlich auftretende Künstler zu erlangen streben sollte, hat sich der jüngere Bohrer einer gewissen burschikosen, widrig freundlichen, närrisch-lächelnden Zudringlichkeit an das Publikum hingegeben; unaufhörlich liebäugelnd mit sich selbst, mit seinem Talente und mit dem Publikum, das er ordentlich zum Applaus herauszufordern scheint, gleicht er, indem er das zwischen den krumm gehaltenen Beinen eingeklemmte Cello mit weit überliegendem Körper und auf eine höchst ungraziöse Weise streicht, dem Hanswurste in der Puppenbude, der, in einen Dorfschulmeister verkleidet, den unartigen Rotznäschen von hinten zu mit dem Pritschholze Fleiß und Sitte einzuprägen beflissen ist. Besonders unästhetisch sehen und hören sich die Bogenhiebe an, welche er dann und wann mit weit auswärts gekrümmten Ellenbogen auf die tiefen Seiten thut und dabey mit dem Arme im Zickzacke die Luft zerhackt, und aus welchen Töne entstehen, wie sie etwa eine zerrissene Kesselpauke von sich geben würde. So viel von dem Cellisten Bohrer. Der Geiger hat sich seit einigen Jahren gebessert; aber sein Spiel, obgleich ziemlich nett, entbehrt aller Farbe, alles Charakters; es ist weder warm noch kalt. Die phantasieartigen Duette ohne Begleitung, welche beyde Brüder dießmahl vorgetragen haben, und wovon das erste Variationen über ein französisches Lied, das zweyte aber Rückerinnerungen an die Schweiz hießen, waren Muster von Zerstückelung, von Fitscheley und Geschmacklosigkeit; ein ärgeres Notenhachis ist mir selbst in Paris noch nicht vorgekommen. Von wahrer musikalischer Komposition (der nähmlich, welche der Noten-Komposition entgegengesetzt ist) scheinen die beyden Brüder überhaupt keine Idee zu haben. Da diese Künstler in den musikalischen Theil von Deutschland, nähmlich in den Süden desselben, reisen, so werden die dortigen Musikkenner (wovon ich die Dilettanten jedoch aus-

schließe) abzunehmen im Stande seyn, ob sich in diesem Urtheile gerechte Würdigung, oder vorgefaßte Partheylichkeit ausspricht.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

K. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor. Hr. Moltke, großherzogl. weimarscher Kammersänger, trat am 3. d. zum ersten Mahl als Gast in der Rolle des Tamino auf.

Die Stimme an sich hat Kraft und Umfang, wird ohne Zwang, aus freyer Brust genommen, das Falset ist angenehm, obwohl schwach, und der Übergang leicht. Diese Eigenschaften verlieren aber viel von ihrem Werth, durch einen Hauptfehler, die Gewohnheit durch die Nase zu singen. Diesem gesellt sich ein anderer Fehler bey, der nicht geringer ist, die aller guten Methode widerstrebende Manier, fast jeden Ton durch eine eigne Bewegung des Mundes hervor zu bringen; diesem bemühen sich die Augen in gleicher Richtung zu folgen, doch nicht mit derselben Biegsamkeit, so daß die Zuhörer genöthigt sind, den ihrigen die Theilnahme an dem harmonischen Genuß zu versagen, wenn sie anders bey einer ernsthaften Arie die erforderliche Stimmung behalten wollen. Der Vortrag nun, der für diese Mängel einen bedeutenden Ersatz gewähren könnte, ist ganz vernachlässigt oder vielmehr verbildet, ein Mittelding zwischen ungleichartigem Gesang und unrichtiger Deklamation.

In der Arie zeichnete sich der Sänger durch manche gelungene Stelle, besonders die einfache Haltung des Ganzen aus, die Höhe war rein, doch jene vorhin bemerkten fremdartigen Tonbildungen ließen sich gleich Anfangs hören und brachten auch manche Störung des Eindrucks hervor. Dennoch läßt sich dieser Theil zu dem Besten rechnen, was in den bisher gegebenen vier Gastrollen geleistet wurde. Die Darstellung war nicht nur sehr unbedeutend, sondern mit unnatürlichen und ganz zweckwidrigen Aktionen überladen, die weder dem Schauspieler noch dem Sänger Vortheil bringen können. Das Recitativ wurde sehr ungleich vorgetragen, und litt hauptsächlich durch den Kontrast allzu stark und allzu schwach betonter Perioden, die in raschen Übergängen wechselten, wozu oft eine ganz widersprechende Bewegung kam, indem Manches schnell ausgesprochen wurde, was Nachdruck erforderte, und so umgekehrt. Das Solo: „Holde Flöte ꝛc." wurde wieder sehr angenehm gesungen. Das Publikum erkannte überall das Bessere, und zeigte dem Gast seine Willfährigkeit, ihn aufzumuntern.

Zum zweyten Mahl auf dieser Bühne erschien Hr. Moltke als Belmonte.

Die erste Arie gelang durch die Leichtigkeit, mit welcher die höheren Chorden angeschlagen wurden, die Schwäche in der Ausdauer des Tons war aber auffallend. Man konnte es hier nicht gerade für Mangel an richtiger Berechnung des Athems halten, was der Sänger in andern Fällen häufig zu erkennen gibt. Die zweyte Arie verdiente durch Rundung des Vortrags und größten Theils angemessenen Ausdruck den erhaltenen Beyfall. Desto mangelhafter wurde die dritte ausgeführt, indem sowohl Gesang als Spiel eine Übertreibung zeigten, die nirgend weniger an ihrem Platz seyn konnte. Durch dieses Mißlingen verdarb sich der Gastsänger Manches in der Folge. Das Duett wurde mit Feuer von beyden Theilen vorgetragen.

Mlle. Fröhlich trat zum zweyten Mahl, und zwar als engagirtes Mitglied, in dem Part der Konstanze auf. Sie sang mit weit größerem Muth als früher, und die Kraft ihrer Stimme wirkte freyer; aber der Ton hatte oft zu viele Schärfe, und ungeachtet der merklichen Anstrengung entwickelten sich doch nicht alle Passagen rein und deutlich. Die zweyte Arie ging schon das erste Mahl besser und trug auch an diesem Abend den Preis davon. Was die Sängerinn an Unbefangenheit gewonnen hatte, äußerte sich vorzüglich im Duett des dritten Akts, wo sie durchgreifend mitwirkte.

Die Parthie des Osmin wird vom Hrn. Siebert ungemein gut gesungen.

Die dritte Rolle des Hrn. Moltke war Joseph in Mehul's Oper.

Der erste Theil der Arie verdiente ausgezeichnet zu werden. Der zweyte stand im Vortrag bedeutend nach, weil die Deklamation auf Kosten des Gesanges zu sehr her-

vortrat. Durch die Gewohnheit zu stakkiren, wurde die Verbindung oft gestört, und dieser Fall tritt bey dem Sänger häufig ein. Die Romanze sprach noch weniger an, eben weil der Ungleichheiten zu viele waren, und die Deutlichkeit durch fehlerhafte Schattirungen verloren ging. Hr. Moltke pflegt manchen Satz zu stark hervor zu heben, andere Stellen wieder ganz fallen zu lassen; zuweilen stößt er etwas grell hervor, und geht dann plötzlich in ein so unverhältnißmäßiges Piano über, daß es nicht mehr Gesang heißen kann, weil man keinen Ton hört, sondern nur die Beweglichkeit der Lippen sieht. So sang er im zweyten Akt vor Jakobs Zelt so leise, daß dieser wirklich nicht gestört werden konnte, die wachen Zuschauer aber mußten ihren Theil einbüßen. Die Darstellung wollte sich auch hier zu viel geltend machen, und dem Besten mangelt immer nicht nur alle Wahrheit, sondern auch das theatralische Geschick. Um sich jener einiger Maßen nur zu nähern, müßte Hr. Moltke weniger spielen und noch weniger spielen wollen. Diese dritte Gastrolle wurde mit geringerer Theilnahme, als die vorhergehenden, aufgenommen.

Hr. Moltke trat bald zum vierten Mahl als Rodrigo im Othello auf.

Das erste Duett mit Jago (Hrn. Rosenfeld) wurde ohne Beyfall gesungen. Es fehlte durchgehends an Energie und lebendigem Ausdruck, und da die Unterstützung ebenfalls zu schwach war, so mußte nothwendig das Ganze wirkungslos vorüber gehen. In den Ensemble's trug Hr. Moltke einige Solo recht angenehm vor, und würde auch in der Arie des zweyten Akts unstreitig mehr gewonnen haben, wenn er sich den Schluß nicht selbst verdorben hätte, wie dieß nur allzu oft geschieht, weil er gegen Ende das Maß des Ausdrucks in Gesang und Spiel so gern zu überschreiten pflegt. Außerdem begegnete ihm der Unfall, daß sein Hut nicht sitzen wollte und er oft genöthigt war, darnach zu greifen. So etwas wirkt im Gesang auf eine besonders nachtheilige Weise. Überhaupt aber ist dieser Part für einen Sänger nicht sehr vortheilhaft, der in den früheren Leistungen seinen Kredit noch nicht genug begründet hat, und zu größeren Anforderungen berechtigt. Wir haben den Gast nun, so viel nöthig ist, gehört, um mit ziemlicher Gewißheit sagen zu können, daß er bey dieser, der wahren Kunst und dem guten Geschmack fremden Methode des Gesanges, auf dem Hofopern-Theater niemahls zu einiger Bedeutung gelangen würde.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Buddleya salvifolia. Salbeyblättrige Buddleye. Vom Kap.
Azalea viscosa. Klebrige Azalea. Aus Virginien.
Cestrum macrophyllum. Großblättriger Hammerstrauch. Von den Antillen.
Euphorbia Tithymaloides. Saftige Wolfsmilch. Vom wärmeren Amerika.
Helicteris jamaicensis. Westindischer Schraubenbaum. Am Meeresstrande. Von Jamaica.
Jatropha napaeifolia. Zerschlitzblättrige Brechnuß. Von den Antillen.
Pentstemon campanulata. Glockenförmiger Bartfaden. Aus Mexiko.
Salvia mexicana. Mexikanische Salbey. An feuchten Stellen in Mexiko.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 19. July 1821.

86

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Wohlthat Lohn.

Eine Novelle.

Aus dem Magyarischen des Freyherrn Ludwig von Podmaniczky.

(Schluß.)

Nun waren sie an einem sichern Orte und versorgt mit allem, was sie bedurften. Da ward die erhabene Prinzessinn bald zum liebevollen Mädchen, das über der stillen Seligkeit, mit dem Gegenstande ihrer Neigung unter einem Dache, und nur durch eine dünne Wand von ihm geschieden zu seyn, alle ihre angestammte Herrlichkeit und den ganzen Glanz ihres Hofes vergaß, obgleich die Ungewißheit über ihres Vaters Schicksal sie beängstigte. Anders dachte freylich die Gräfinn, ihre Begleiterinn; denn sie betrachtete dieses Ereigniß von einem ganz eigenen Standpunkte. Sie befürchtete nähmlich, der Fürst werde alles Unangenehme, was sich aus Heinrichs Bekanntschaft ergeben dürfte, ihr allein zu Schulden rechnen, über die Schande, die dadurch, daß seine Tochter sich erniedrige, in eines Bauers Hütte zu wohnen, über seine seit Jahrhunderten in Pallästen thronende Herrlichkeit gebracht würde, wie auch über die Entwürdigung der Prinzessinn, welche sich von einem ehr- und standlosen Fremdling Schwester scheiten ließ, gewaltig ergrimmen. Diese Angstgedanken bewältigten die empfindlichen Nerven der guten Dame so sehr, daß sie von der Stunde an krank und kränker wurde, und ungeachtet der sorgsamsten Pflege ihre gekränkte Seele mit der schmerzlichen Klage über das Unglück aushauchte, nicht in der Gruft ihrer erhabnen Ahnen bestattet werden zu können.

Katharine und Heinrich waren nun sich selbst überlassen und spielten als Liebende ihre Rollen recht natürlich. Obgleich ihre Gefühle noch nicht über ihre Lippen kamen, und ihre Blicke nur mit aller Verschämtheit einander begegneten, so wußten doch beyde, wie ihnen ums Herz war. Heinrich fühlte sehr wohl, für wen er glühe, und Katharine empfand eben so richtig, zu wem ihre Neigung sie hinzog. — Eines Abends, als sie in ihrem Hausgärtchen unter einem Rosenstrauche saßen, und Katharine mehrerer Begebenheiten

aus der Geschichte ihrer Kindheit erwähnte, fühlte Heinrich von seinen Gefühlen sich so sehr bewältigt, daß er mit einem Mahle aufschrie: „O Katharine, wie innig liebe ich dich!" alsobald bereuete er aber seine Verwegenheit und stürzte der Prinzessinn zu Füßen, und bath sie um Vergebung seines Vergehens. — Doch, ganz von Liebe durchdrungen, half sie dem Jünglinge wieder auf, und erwiederte ihm mit unaussprechlicher Huld: „O warum bereust du ein Geständniß, mein theurer Freund, nach welchem ich mich schon lange gesehnt, und dessen Inhalt allein mein betrübtes Gemüth wieder aufzurichten im Stande ist." — „Wie," rief nun der Jüngling mit Innigkeit, du liebst mich, Katharine? Hättest du vergessen, daß du des Landesfürsten Tochter — und ich nur ein armer Jüngling bin!" — „Laß diese Zweifel," entgegnete die Fürstinn. „Ich hoffe durch meine Bitte Vieles bey meinem Vater zu unser Beyder Glück zu vermögen, um so mehr, da du der Retter meines Lebens bist — und gelange ich einst auf den Thron, so wird es wohl bey mir stehen, mir einen Bräutigam zu wählen." — Noch lange würden die Liebenden ihr süßes Wechselgespräch fortgesetzt haben, hätte nicht ihre Wirthinn sie so freundlich zum Nachtmahle gerufen, daß sie, obschon sie nichts weniger als Hunger fühlten, dem Winke derselben doch nicht widerstehen konnten.

Nach dieser ersten gegenseitigen Erklärung faßten sie immer mehr und mehr Zutrauen zu einander, und glaubten von Tag zu Tage auch mehr Vollkommenheiten an einander zu entdecken. Die Prinzessinn hatte nun eben ihr siebzehntes Jahr begonnen, und glich recht eigentlich einer aufgeschlossenen Rosenknospe. Aber auch hinsichtlich ihrer Geistesgaben war sie eben so liebens- als bewunderungswerth; ohne allen Flitter gezierter Wissenschaft verstand sie doch sehr gründlich, was sie als künftige Herrscherinn zu wissen bedurfte. Dabey quoll ihre Herzensgüte so innig mit ihren übrigen Vorzügen überein, daß sie, zumahl durch die huldvolle Herablassung gegen jedermann, ohne sich zu erniedrigen, durch liebevolle Theilnahme an Andrer Wohl und Weh, und so manche andere schöne Eigenschaft Aller Herzen gewann, die sie kannten. — Heinrich hatte sein ein und zwanzigstes Jahr zurückgelegt; ein herrlicher Jüngling, dessen edle Bildung und tief eindringende, vielseitige Kenntniß sowohl, als Offenheit und Biedersinn jedermanns Neigung und Wohlwollen in Anspruch nahm.

In Herzenslust und Wonne brachte das liebende Paar zwey Monde hin, und grenzenlos, wie ihre Seligkeit, schien ihnen auch die Zeit zu seyn, als unversehens die Nachricht, daß bereits Friede geschlossen wäre, sie an das Gegentheil erinnerte.

Während des Krieges hatte der Fürst alle Mittel aufgebothen, das Schicksal seiner verlornen, geliebten Tochter zu erkunden; aber sowohl die Unterbrechung der Posten, als auch mehrerer seiner früheren Bundesverhältnisse vereitelte alle seine Bemühungen. Nun schrieb Katharine selbst an ihren Vater; ehe dieser aber noch nach ihr schickte, brachte sie die Stickerey eines sammtnen purpurfarbnen Halsbandes, welches zugleich Heinrichs Armband enthielt, womit sie sich indessen beschäftigt hatte, zu Stande, und feyerlich wurde das mit Edelsteinen besetzte Geschmeide ihrem zweyten Erretter, dem Freunde, umgeschnallt.

Eines Morgens sah Katharine einen sehr zahlreichen Zug Kutschen her-

annahen, und erkannte alsogleich, daß es ihres Vaters Bothen waren. Diese erstaunten höchlich, da sie die erhabne Tochter ihres Fürsten vor der niedern Bauernhütte erblickten. Nachdem sie derselben ihre Ehrerbiethung bezeigt hatten, wollte die Prinzessinn Heinrich herberufen, sie sah ihn aber nirgends und erhielt auf ihre Fragen zur Antwort, er sey verschwunden. Erschrocken eilte sie alsobald in seine Stube um ihn zu suchen, fand dieselbe aber leer, und überzeugte sich selbst von der traurigen Wahrheit dieser Kunde. Da sie nicht säumen durfte, beschenkte sie ihren redlichen Wirth und dessen Angehörige, welche alle über die Entweichung Heinrichs sehr betroffen schienen, aufs Reichlichste, nahm Abschied von denselben, setzte sich mit thränenden Augen in die Kutsche zu ihren Hofdamen, und verließ mit tiefer Betrübniß den Ort ihrer Glückseligkeit, an Heinrich allein, ihren Geliebten, denkend.

Heinrich aber war indessen schon weit vorausgezogen. Da er seine That schon längst überlegt hatte, richtete er seine Augen aufmerksam nach der Heerstraße hin, und zog sich gleich beym ersten Anblick der herannahenden fürstlichen Bothschaft in sein Stübchen, wo er auch alsobald sein Bündel schnürte, und sich schleunigst auf den Weg machte. Indem er die Lage der Dinge erwog, sah er bald ein, welch nachtheilige Folgen daraus sich ergeben würden, wenn er die Prinzessinn begleitete. Auf der ersten Post angelangt, schrieb er gleich ein beruhigendes Briefchen an dieselbe, worin er ihr die Gründe seines Benehmens sehr vernünftig aufklärte, und ihr heimlich versprach, sie nicht nur nie und nimmer vergessen, sie stets innig ehren, sondern sie auch bis an sein Ende mit ganzer Seele lieben zu wollen.

Als er im Lande jenes Fürsten angekommen war, von welchem sein Vater ihn auf seinem Todtenbette unterrichtet hatte, beschloß er sich demselben vorzustellen, und nahm seinen Weg sogleich nach dessen Residenz hin, deren Thürme er schon von ferne jenseits eines Waldthales blinken sah. Da ihm der nächste Weg der kürzeste dünkte, ging er gerade durch den Forst, hatte aber kaum noch hundert Schritte zurückgelegt, als er mehrere Männer aus dem Dickicht hervorspringen sah, die seinen vor ihm laufenden Freund verfolgten. Eilig sprengte er auf sie zu, und fragte sie, mit welchem Rechte sie seinen Hund beunruhigten? — Da erwiederte sogleich einer von diesen Leuten, der Hund selbst kümmere ihn wenig, wohl aber wolle er sich in den Besitz des Halsbandes desselben versetzen. „Ha!" rief Heinrich, „eher magst du mir das Leben, als meinem Hunde sein Halsband rauben!" „Ey," versetzte jener, „dein Leben behalte immerhin, aber mein Eigenthum gib mir zurück." „Wie?" fragte Heinrich mit Befremden, „das Halsband nennst du dein, und ich bin von dessen Verfertigung Augenzeuge gewesen?" „Auch nicht das Halsband verlange ich," entgegnete der Fremde, „sondern nur das an demselben befindliche Armband, das einstmahlige Eigenthum meiner Gattinn." „Deiner Gattinn?" rief Heinrich, indem er sich dem seltsamen Manne mit Verwunderung näherte. „Ja wohl, meiner Gattinn," wiederhohlte dieser und erblaßte mit einem Mahle, als er zufällig Heinrichs Hand erblickte. „Bruder," rief er mit lebhafter Bewegung, „wie bist du zu diesem Ringe gekommen?" „Eben so," antwortete Heinrich, in dessen Busen nun schon seltsame Ahnungen erwachten, „wie ich zu dem Armgeschmeide gekommen — ach" — seufzte er, „es ist die geringe Hinterlassenschaft meines seligen Vaters!" „Und wer war dein Vater?" fuhr

der Fremde fort. — „Ein armer, aber ehrlicher Mann," erwiederte unser Wanderer, „Friede seiner Asche! Anton Malnay war sein Nahme." — „Mein Sohn! mein geliebter Sohn!" rief jener nun mit Entzücken aus, und umschlang den Jüngling mit liebevoller Umarmung. — Heinrich war hocherstaunt, und wußte sich kaum zu fassen. Nach einigem Nachsinnen rief er endlich mit zunehmender Heiterkeit: „Wie, du wärest mein Vater? — O nun erst verstehe ich meines sterbenden Pflegevaters Worte, und die räthselhafte Aufschrift meines Briefes!" — Er zog letztern sogleich aus seinem Taschenbuche hervor und übergab ihn jenem, welcher auch Augenblicks darin die Züge seiner eigenen Hand sowohl, wie auch den Taufschein seines Kindes erkannte. „Nun," sprach er, „schwindet auch mein letzter Zweifel, du bist mein theurer Sohn, dessen bin ich ganz gewiß; komm in deines Vaters Arme!" Mit diesen Worten drückte er den Jüngling an sein Herz, und nur die Thränen der Freude machten den Küssen ein Ende, womit er dessen Lippen und Wangen überströmte. — „Da meines geliebten Pflegevaters Worte sich so erfreulich bewährten," fuhr Heinrich fort, „werde ich vielleicht auch bald erfahren, was es mit dem Fürsten für eine Bewandtniß habe, bey dem ich mich melden soll." — „Wisse," erwiederte jener, „ich selbst bin dein Vater und Beherrscher dieses Landes." Bey diesen Worten war dem Jünglinge seltsam zu Muthe, lebhafter schlug ihm das Herz — und Katharinens Bild, ihre Liebe, die süße Hoffnung sie nun die Seinige nennen zu dürfen, überwältigten ihn so sehr, daß er sich kaum selbst erkannte.

Der Fürst wandte sich nun zu seinem Gefolge, das sich bereits gesammelt hatte, und stellte demselben den Jüngling als seinen Sohn und künftigen Gebiether vor. Tief verbeugten sich alle und zogen nun in die nahe Residenz. Nach einigen Tagen ließ der Fürst die Großen seines Staates und sein Volk versammeln, und sie seinem Sohne, dem Erben seines Thrones, welchen er, wie er sagte, seiner Erziehung wegen, vom Hofe entfernt gehalten, öffentlich huldigen.

Nachdem aber die Festlichkeiten vorüber, und alles bey Hofe ruhiger geworden war, schmiegte der Prinz sich mit herzlicher Zutraulichkeit an seinen Vater und bath ihn, ihm auch Kunde von dem Schicksale seiner Mutter geben zu wollen. Da sagte ihm der Fürst mit Thränen im Auge: „Ach! meine geliebte Gattinn! — Deine Entfernung, mein Sohn, und noch gar manches widrige Schicksal wirkte so schlimm auf ihr gefühlvolles Herz, daß sie vor Gram und Harm starb. In zwey Monathen werden es vier und zwanzig Jahre, daß ich sie zum ersten Mahl gesehen, und seit dieser Zeit schwebt ihr Bild mir noch immer lebhaft vor der Seele. Wir liebten uns innig, darum erbath ich sie mir von ihrem Vater, einem armen Edelmanne, zur Gattinn. Dieser sah die Gefahr voraus, die seiner Tochter bevorstand, und war darum Anfangs sehr bedenklich; doch gab er endlich unser Beyder Thränen nach, und so ward ich der glücklichste Mann auf Erden. Aber ach! kaum zwey Monde währte meine Seligkeit; mein grausamer Vater verschwor sich, meine Gattinn mit dem Henkerbeile hinrichten und mein Kind ersäufen lassen zu wollen. Wir lebten eine jammervolle Zeit. Um deine Mutter zu schützen, hielt ich sie an heimlichen Orten verborgen, bis du das Licht erblicktest. — Damahls wurde ich mit Malnay bekannt; ihm übergab ich dich zur Erziehung, mit dem Be-

deuten, daß er, um deine Abkunft zu verhehlen, deinen Nahmen Karl in Heinrich verwandeln wolle. Er nahm dich mit sich fort, und seit jener Stunde hörten wir auch nicht das Geringste mehr von dir. Nach deiner Mutter Tode starb auch mein Vater bald. All mein Nachforschen nach Malnay war vergeblich; nun führte das Glück dich selbst mir in die Arme." — Karl feyerte mit heißen Thränen das Andenken seiner unglücklichen Mutter, und verzieh mit kindlichem Herzen seinem Großvater, der all jenen Jammer verursacht hatte.

Zwey Monde waren nun schon dahingegangen, seit Karl seinen Vater gefunden, und doch hatten sie von Katharinen noch kein Wort gesprochen, so zärtlich auch jener den Jüngling, der ihm durch die so günstige Fügung des Schicksals, durch seine Geistesgaben und Gemüthseigenschaften so theuer geworden war, zu nöthigen schien, ihm auch sogar die leisesten Wünsche seines Herzens zu eröffnen. Karl schwieg, wenigstens schien es ihm damahls unschicklich, die Güte seines so zärtlichen, liebevollen und wohlwollenden Vaters mit solchem Anliegen zu behelligen. Hiezu both aber jener selbst sehr bald Gelegenheit. Er äußerte nähmlich den Wunsch, seinen Sohn verehlicht zu sehen, dem Trauungsfeste desselben beywohnen, und die Fülle seiner Vaterfreuden dadurch noch mehr erhöhen zu können. Diese Erklärung galt Karln für die feyerlichste Aufforderung, sein Schweigen zu brechen, und nicht nur seine Liebe zu Katharinen zu gestehen, sondern auch zugleich seinen Vater um Begünstigung dieser Herzensangelegenheit zu bitten. — Der Fürst war hierüber hoch erfreut, um so mehr, da des Sohnes Wunsch auch mit seiner Absicht, sein Reich mit einem mächtigen Staate zu verschwiegern, so innig übereinkam. Er schickte sogleich eine glänzende Gesandtschaft an den *—schen Hof.

Traurig brachte indessen Katharine auf ihres Vaters glänzender Hofburg ihre Tage hin. Oft sehnte sie sich zurück in jene niedere Hütte, und nichts tröstete sie, als Heinrichs liebevolle Versicherung, die sie in Händen hatte. Eben las sie dieselbe wieder, als sie zu ihrem Vater gerufen wurde, und die Schreckenspost vernahm, daß der Kronerbe von *— um ihre Hand werbe, und man sie ihm auch bereits zugesagt hätte. Die Erde schien ihr unter ihren Füßen zu schwanken, Todesblässe bezog ihre Wangen, und schmerzlich bereute sie, daß sie ihr Geheimniß nicht schon längst geoffenbart. — Der König bemerkte ihre Verlegenheit, und fragte sie zärtlich um die Ursache. Da fiel sie ihm zu Füßen, eröffnete ihm das Geheimniß ihres Herzens und erklärte, daß dieses ihr jede andere Verbindung verbiethe. — Solcher Kunde hatte der König sich nicht versehen. So herzlich und sanft er auch sonst seine Tochter behandelte, so hart ließ er sich nun an, indem er ihr zur Antwort gab, bey Höfen wäre es nicht Sitte, sich an jeden hergelaufenen Fremdling zu verheirathen; auch pflege man eine Fürstentochter nicht viel zu fragen, ob sie mit dem ihr bestimmten Bräutigam zufrieden sey oder nicht. —„Ich habe deine Hand bereits dem Prinzen zugesagt," sprach er, „und du wirst mich nicht Lügen strafen." — In diesem Tone hatte Katharine ihren Vater noch nie reden hören. Bleich schwankte sie in ihr Zimmer, seufzte wehmüthig zu Gott, und entschloß sich endlich, sich der grausamen Willkühr ihres Vaters aufzuopfern, wenn der Himmel ihr nur Kraft verliehe, Heinrichs vergessen und ihren Gatten lieben zu können.

Bald hatte man alle Anstalten zur Abreise der Braut getroffen, Katharine wurde feyerlich mit einem Vertreter des Bräutigams getraut, und

reiste mit bangem Herzen ihrem Schicksale entgegen. Angelangt in Karls väterlichem Reiche ward sie aufs Glänzendste empfangen. Der König selbst kam ihr entgegen, und führte sie mit festlichem Geleite auf seine Burg, wo die Großen seines Reichs bereits, in feyerlicher Pracht versammelt standen. Der König stellte denselben die angstbleiche Prinzessinn als die Braut seines Sohnes vor, und bedeutete dieser, daß ihr Bräutigam sie sogleich empfangen würde. Da erblaßte aber die Ärmste noch mehr, und sank vor Schwäche beynahe dem Könige in die Arme.

Nun öffneten sich die Pforten. Karl, mit fürstlichem Glanze angethan und von einem schimmernden Gefolge umgeben, trat in den Prunksaal, und stürzte freudig seiner Braut entgegen. — „Heinrich! theurer Heinrich!" rief jene aus, „bist du es, den man mir Karl nannte?" „Ich selbst, Geliebte!" erwiederte der Prinz, „ich bin der Glückliche, den der Himmel mit einem Reiche, und was dieses bey weitem überwiegt, mit einem geliebten Vater, mit einer getreuen Gattinn beschenkte! Lasse uns nun vor Gott hintreten, auf daß er den Bund unserer Herzen heilige."

Der alte König schien vor Freude sich zu verjüngen, und lebte, indem er beym Anblicke seiner theuern Kinder seine Jugend gleichsam von neuem durchträumte, noch manches frohe Jahr. — Auch Karls Freund genoß eines ruhigen Alters, nachdem er bewiesen, daß zuweilen auch eine geringe Wohlthat großer Lohn vergelte.

Die hohe Maid.

(Nach dem Altdeutschen *) von Julius Max Schottky.)

Ich hab' mir auserkoren
'Ne minnekliche Maid,
Die ist gar hochgeboren,
Mein's Herzens Augenweid',
Zum Heil ward sie erkoren
Uns schon vor langer Zeit.

Sie ist von hoher Arte,
Von edlem Stamm fürwahr;
Sie ist der Freuden Garte,
Voll Blümlein wunderbar;
Und wo sie Schmerz gewahrte,
Winkt sie der Freuden Schar.

Sie kann von Herzen grüßen
Aus rosenrothem Mund,
Bey ihr ist kein Verdrießen;
Des Tag's gar manche Stund'
Läßt sie die Äuglein schießen
Tief in des Herzens Grund.

---

*) Man sehe Frid. Weckherlin's Beyträge ꝛc. Seite 93.

Sie hat des Falken Blicke,
Sie hat des Adlers Schwung;
In reiner Minne Stricke
Legt sie manch Herze jung,
Gibt so zu Jedes Glücke
Dem Kummer Linderung.

Sie ist der Frauen Krone,
Sie ist der Mägde Kranz,
Sie ist der Engel Lohne,
Sie ist des Himmels Glanz;
Kein Kreis und keine Zone
Mag ihr sich gleichen ganz.

Ihr Vater ist ihr Kinde,
Ihre Mutter ist ihr' Amm';
Das Einhorn das geschwinde
Hat sie gemachet zahm *). —
Wer ist's, der Sie verkünde?
Wer nennt mir Ihren Nahm'?!

*) Dieß bezieht sich auf die im deutschen Mittelalter häufig erwähnte Mythe, wie das Einhorn, ein überaus wildes Thier, durch keine List zu fangen sey; doch eilt es selbst in den Schooß einer reinen Jungfrau, und kann dem Jäger dann nicht länger entgehen.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Von dem alten verödeten Gemäuer Chambord, dieser steinernen Antiquität, deren Existenz noch vor wenigen Monathen dem größten Theile der Franzosen so gut wie unbekannt war, ist nun in allen Zirkeln die Rede. Wahrscheinlich dürfte das Gerücht von den öffentlichen Verhandlungen, zu welchen dieß ehemahlige königliche Lustschloß Veranlassung gegeben, auch nach Deutschland erschollen seyn. Ich glaube also, meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen eine kurze historische Skizze von demselben liefere. Chambord, am linken Ufer der Loire liegend, ward auf Befehl Franz I. von dem Architekten Primation erbaut. Wer jetzt das verödete Innere und die verwilderten Gärten dieses Schlosses betrachtet, begreift nur schwer, wie Chambord, von Franz I. an, bis in die ersten Regierungsjahre Ludwig XIV. herab, das Versailles der damahligen Zeit hat seyn können. Der linke Flügel des Schlosses, der Flügel Orleans genannt, war der Aufenthalt der Freude, der Galanterie und der Schauplatz des ersten Aufblühens der Künste und Wissenschaften in Frankreich. Von Buonaparte ward die Domaine Chambord dem Prinzen von Wagram geschenkt. Da nach dem Tode desselben dieß Besitzthum der Witwe größeren Schaden als Vortheil verursachte, so ließ sie es öffentlich zum Verkaufe ausbiethen. Jetzt schlug sich eine Parthey in's Mittel — nicht mit Geld, sondern mit Geschrey: es sey ein Majestätsverbrechen, meinten sie, das Schloß an den Meistbiethenden verkaufen und somit abermahls in die Hände eines Privatmanns, wohl gar der sogenannten bande noire (einer Gesellschaft, die alte, verfallene Besitzthümer kauft, sie abreißen läßt, und hernach die Steine, das Terrain u. s. w. verkauft) gerathen zu lassen. Dieß brachte die gehörige Wirkung hervor, denn es haben alle Gemeinden, alle

öffentlichen Verwaltungen und alle von der Regierung angestellten Personen freywillige Geschenke zum Ankaufe von Chambord dargebracht. Nun wird es dem Herzoge von Bordeaux vom Reiche zum Geschenke gemacht werden. Unter den Gelegenheitsstücken, welche zur Tauffeyer des jungen Prinzen aufgeführt werden sollen, befinden sich zwey, welche den Nahmen des Schlosses zum Titel haben.

— Die Farce des Varietäten-Theaters, le Coin de rue (die Straßenecke), deren ich schon vor längerer Zeit in diesen Blättern Erwähnung gethan, hat zu einem höchst gelungenen Gemählde Veranlassung gegeben, welches eine, an der Ecke der Straße Montesquieu neu etablirte Ausschnitthandlung zum Schilde gewählt hat. Tiercelin, als Stuhlflechter Malassis, ist nach dem Leben getroffen worden, hat also wahrscheinlich dem Mahler gesessen. Dlle. Flore (als Fruitière) scheint nicht so gefällig gewesen zu seyn, denn ihre Figur ist nur im Profil und auch da nur sehr undeutlich aufgefaßt; wahrscheinlich hat sie sich nicht öffentlich ausstellen lassen wollen. Man hat schon längst die Behauptung gewagt, daß die Gemähldeausstellung unter freyem Himmel (exposition en plein vent), wie die zu Schildern dienenden Straßengemählde scherzhaft genannt werden, der Ausstellung im Louvre am Ende den Rang ablaufen werde. Das Schild zur Straßenecke gibt einen neuen Beweis, daß diese Behauptung nicht so grundlos ist, als es wohl auf den ersten Blick scheinen möchte.

— Marianne ou la fermière de qualité, ein neuer Roman in drey Theilen, von der Gräfinn von Choiseul, scheint Beyfall in der großen Welt zu erhalten. Ich kenne ihn nicht, höre aber von allen Seiten viel Gutes davon reden. Es steht zu erwarten, ob vielleicht der Einsame der Pächterinn vom Stande die Hand biethen und ihr in den zahlreichen Gesellschaften, in welchen man ihn selbst so sehr fêtirt, eine eben so günstige Aufnahme verschaffen wird.

— Ihr deutschen Zierbengel und Zierbengelinnen, die ihr die Pariser Petits-Maîtres und Petites-Maîtresses zu Vorbildern eurer geringsten Handbewegung nehmt, und von denen abzuweichen euch eben so verbrecherisch scheinen dürfte, als einem rechtgläubigen Türken ein Verstoß gegen den Koran, ich zeige euch an, daß sich eine wichtige Modeveränderung in Paris ergeben hat: das Perspektiv (lorgnette) und die Lorgnette (lorgnon) werden nicht mehr mit der rechten, sondern mit der linken Hand vor das rechte Auge gehalten. Nehmt Notiz von diesem wichtigen Ergebniß, übt aber das Links zuvor recht ein, damit ihr nicht linkisch erscheint.

Modenbild XXIX.

Perkal-Kleid mit gezogener Tulle-Garnirung und einem großen gleich garnirten Kragen. Strohhut mit Blumen geziert.

Auf Verlangen des Verfassers der in Nr. 74 u. f. f. abgedruckten Erzählung „Schuld und Strafe" erklärt die Redaktion, daß damit aus zu beachtenden Rücksichten einige Änderungen vorgenommen werden mußten. Daneben wolle man in derselben folgende Druckfehler verbessern:

S. 654 Z. 1 v. o. ist das Komma nach derselben zu setzen.
— — „25 — statt zerrüttelte lies: zerrüttete.
— 655 „14 — „ Froste — Ernste. D. Red.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 21. July 1821.

87

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k.k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stammbuch in der gräflich Dietrichstein'schen (Wiener) Handschrift des Titurel.

Die gräflich Dietrichstein'sche Büchersammlung besitzt eine sehr schöne Handschrift des zweyten Theils des Titurel, auf Thierhaut mit breitem Rande geschrieben und mit hübschen Bildern in Wasserfarben geziert. Wo der erste Band sich befindet, ist noch nicht bekannt, und vielleicht ging er zu Grunde. Als im siebenzehnten Jahrhunderte die Werthschätzung der alten Gedichte sich verloren hatte, als man kein Bedenken fand, die schönsten Handschriften zu Bücherdeckeln zu zerschneiden, ward diesem Band ein günstigeres Geschick, indem der Besitzer den breiten Pergamentrand nicht gern ungenützt lassen wollte, da das Innere für ihn und seine Zeit Leben und Bedeutung verloren hatte, und er ihn zu — einem Stammbuch bestimmte. Diese höchst eigenthümliche Benutzung hat nun zwar dazu mit beygetragen, daß die Handschrift in Ehren und Würden erhalten ward, aber mancher Mangel der Handschrift an einzelnen Blättern ward auch wahrscheinlich dadurch herbeygeführt, indem der Besitzer mehrere, denen er früher sein dickleibiges Stammbuch zur Einschreibung angebothen hatte, bey veränderten Verhältnissen, aus ihm verbannt wünschte, und sich nicht scheute, manches Blatt aus dem ihm unwichtig gewordenen Buche zu lösen. Einige wollten auch recht eigenthümlich sich einschreiben und befleckten mit ihren Versen die zierlichsten Bilder.

Dieses Stammbuch hat indessen einen nicht geringen Werth für die Kenntniß der vorübergegangenen Zeit, und zwar in Hinsicht der Sprüche, die damahls eingetragen wurden, und die so ziemlich in ein und derselben Zeit stets ein gleiches Gepräge tragen; dann, weil mehrere Verwandtschafts-, Amts- und andere Verhältnisse berühmter Familien sich hier entwickeln. Eine Auswahl daraus, wie ich sie mir beym Gebrauch und bey Abschrift des Manuskripts angelegt, wird wohl nicht ganz unfreundlich aufgenommen werden und verbreitet hier und da ein unerwartetes Licht. Wäre aber auch dieß nicht, so ist es ge-

rade an der Stelle, wo diese Auszüge erscheinen, vielen wohl eine Freude, ihren Vorältern oder ihren Stammesgenossen zu begegnen.

Breslau im July 1821. Dr. J. G. Büsching.

1655. Glück und Unglück
Ist alle Morgen mein Frühstück.
Philipp Graf zu Hardegg.

*

16 W 55.
C S M R O M.
Justina Regina Frau von Hohenfeldt, geborne Herrinn von Puchaim.

*

Viuit post funera virtus.
Schweder Dieterich Klechen Sae. Rae. Mtis. Sueciae Consiliarius et apud aulam defunctae Sae. Caes. Mtis. Residens. Viennae d. 2. Aug. 1657.

*

Vertrau Gott allein dein Wissen und Vermögen,
Stell' alles hinter dich, lauf deinem Tod entgegen
Und scheu dein Stundlein nicht. Der hat ein schweres End',
Dem alles ist bekannt und selber sich nicht kennt.
Johann Jungerson von Trachenfels, Fürstl. Churl. Legationsrath. Ao. 1657.

*

1655. Hans Georg Strein, Freyherr von Schwarzenau.
Alles mit Ehren
Ist mein Begehren.

*

Lieb Gott und schöne Leut,
So fehlt's dir nie zu keiner Zeit.
Datum Wien den 3. July 1657.
Christof Johann Graf von Althann.

*

Siegmund Albrecht von Lamberg, Freyherr d. 10. July. 1655.

*

Adam von Windischgrätz, Freyherr. d. 11. Dezbr. 1655.

*

1655. Alles ändert die Zeit.
Eva Katharina Gräfinn von Koleischt, geborne Herrinn von Windischgrätz.

*

16 AM 55 Jahr
Gott mein Trost.
Regina Frau von Trautmannsdorf, geborne von Windischgrätz.

*

Fürchte Gott, thue recht, scheue niemand.
Jo. Nikolaus Herr von Gurland, Freyherr.

*

Bernard Ferdinand, Freyherr von Zierotin. Anno 1655. vincere aut mori. d. 12. Aug.

*

Wer auf Gott traut
Hat wohlgebaut.
Sebast. Helfried Herr von und zu Wapping und Krepschab, Freyherr 1655.

*

Unverhofft
Geschieht oft.
Wolf Adam Stubenfoll.

*

1620. Susanna Elisabeth Gräfinn von Thurn.

*

1620. alte lib rost nit. Anna Maria Gräfinn von Ditdrichstein.

*

1619. Otto Heinrich Fugger.

*

1631. Philip Graf von Mannsfeld.

*

1613. Ich pfilch als Got (ich befehl alles Gott).
Khatarina fraw von Khotowrath, geporne (?).

*

1657. In silentio et spe
In dem Lieben
Nuhr Betrieben.
Gerhard Gr. von Starhemberg.

*

ten Bielke L. B. de Korpo. Serssmi Regis Svetiae ablegatus in aulam Caesaream. 1655.

*

1655. Initium sapientiae timor Domini.
Carolus Henricus. Haeres Norwegiae, Dux Scheswici et Holsatiae, etc.

*

1657. Gottes Willen laß ich mir in allem gefallen.
Rosina Freulln von Althan.

*

1657. Kein Zeit mehr bringt, was der Tod nimmt.
Polixena Freile von Althan.

*

1657. Hab acht, geschichts,
Gewiß, Gott sichts.
Katharina Salome von Eibeswalt.

*

Franz Karl Herzog zu Sachsen.

*

Hans Georg, Markgraf zu Brandenburg 1620.
Par vertù, arme et amour
Mon coeur sera contentue jour (?).

*

Virtute et annis 1620.
Franz Albrecht, Herzog zu Sachsen, Engern und Westpfalen.

*

Christus est mea salus.
Fridericus dux Saxoniae. 1660. 3. Juny.

*

1627. Julius Friedrich, Herzog zu Würtemberg.

*

1620. S. M. C. Johann Albrecht, Graf zu Salm.

*

1620. Ehrlich und frum ist mein reichtumb.
Juliana Gräfinn zu Solms, geborne Gräfinn zu Nassau Katzenelenbogen.

*

1620. Chi s'arma di virtú, vince.
Christoph, Burggraf zu Dohna.

*

1620. Si la fortune me fait tort,
L'esperance me donne confort.
Ursula, Burggräfinn zu Dhona, geborne Gräfinn von Solmbs.

*

1657. Keine Zeit verändert mein' Beständigkeit.
Johann Anton von Lamberg, Freyherr.

*

1655. Chi s'arma di virtú, vince ogni affetto.
Hans Rudolph von Greifenberg.

*

Ich erwartte der Zeidt
Die mich erfrewt.
Wien den 22. Febr. 1655. Craft Ludwig, Hör von Hörnegg. Ob. Wacht.

*

1655. Wer alle Zeit bey dem Ofen sitzt,
Und griken (?) und die Helzlin spitzt,
Und fremde Länder nicht beschaut,
Der ist ein Aff' in seiner Haut.
Adolph Ernst, Freyherr zu Khainach. Wien den 24. Febr.

*

Valentinus, Abt zu Molkh. 22. Febr. 1655.

*

Matthäus, Abt zu Lilienfeld. 21. Febr. 1650.

*

Benediktus, Abt zu Altenburg.
Wan Gott wil, ist es nur so grof als ein Keil. (?) Den 22. Febr. 1655.

*

1655. Ich achte nicht des Monden Schein
So mir die Sonn will gnädig seyn.
Christoph Ferdinand, Graf Kollonitsch.

*

22. Febr. 1655. Ein guter Freund an dem wird erkennt,
Wenn er in der Noth bleibt beständig bis zu End'.
Johann Ernst Heitzenberg.

*

1655. Hans Adam Geyer, Frey- und edler Herr von Osterberg.

*

1655. d. 24. Januar. Sie bauen alle feste
Und sind doch fremde Gäste,
Und da sie sollen ewig seyn,
Da bauen sie gar wenig ein.
Christoph Hartmann von Schallenberg.

*

1655. Ehrlich gelebt und selig gestorben
Heißet auf Erden genugsam erworben.
Maria Maximilliana freylln von Heisperg. d. 7. März.

*

1655. Margaretha Edle Freie von Walderskirchen. d. 7. März.

*

1655. Tout est Vanite,
Hormis dimer Dieu. AN. Ferdinand Reuber.

*

1663. Alles nach Gottes Willen. Anna Maria Graf Reuber.

*

1655 d. 24. Febr. Wohl dem, der ist vergnügt,
Wie sich sein Verhängniß fügt.
GChV Neuhaus.

*

1655. Ronbald Graf von Partia. Die Tugend zu lieben,
Will ich mich üben.

*

(Die Fortsetzung folgt.)

Von einem frommen Ordens-Mann oder Religiosen, welcher einem unvernünftigen Vögelein lehrete singen: Ave Maria.

Nach der Weise: In Galliläja ein Jungfrau wohnt ꝛc. *)

Merkt auf ihr Christen, Frau und Mann,
Was ich euch werd' vorbringen
Von einem frommen Ordensmann,
Wie er lieblich that singen
Das Ave Maria allezeit,
Das war allein sein gröste Freud:
Gegrüßt seyst du Maria!

Nun dieser hatt' ein Vögelein
Sehr lieb vor allen Dingen
In einem kleinen Körbelein,
Das lernt auch von ihm singen;
Wie es von ihm gehöret hatt',
Sang auch das Vöglein früh und spat:
Gegrüßt seyst du Maria!

Nun ward das kleine Körbelein
Baufällig und zerbrochen,
Und ist das kleine Vögelein
Endlich heraus gekrochen;
Als es nun in die Freyheit kam,
Fing fröhlich es zu singen an:
Gegrüßt seyst du Maria!

Der fromme Mann dem Vögelein
Ist lange nachgegangen,
Vermeinte mit den Listen sein
Das Vögelein zu fangen.
Das Vögelein sich empor schwang,
Und immerdar sein Liedlein sang:
Gegrüßt seyst du Maria!

Das Vögelein im Garten saß
Auf einem grünen Aste,
Da kam ein Geyer, griffe das,
Und in die Klaun es faßte;
Da schrie das kleine Vögelein
Auch in den größten Nöthen sein:
Gegrüßt seyst du Maria!

Aus hellem Himmel unverhofft
Ein Donnerstreich herkame,
Und schlug den Geyer in der Luft,
Der's Vögelein wegnahme;
Das Vöglein noch viel heller sang
Maria zu Lob, Ehr und Dank:
Gegrüßt seyst du Maria!

*) Diese Dichtung, welche ich für eine der zartesten unserer Volkspoesie halte, fand ich vor einigen Jahren in dem salzburgischen Gebirgslande, zu Mauterndorf im Lungau, als fliegendes Blatt aus dem Jahre 1725. Wien im July 1821.
Julius Max Schottky.

Der fromme Mann im Garten stund,
Und sah zu mit Verlangen,
Das Vögelein kam frisch und g'sund,
Und ließ sich willig fangen;
Er trug es in das Kloster nein,
Und sang mitsammt dem Vögelein:
Gegrüßt seyst du Maria!

Hat nun, o liebste Mutter mein,
Bey dir so viel erworben
Ein unvernünftig's Vögelein,
Das doch nicht übel g'storben;
So wirst du den verlassen nicht,
Der dich ehrt, und von Herzen spricht:
Gegrüßt seyst du Maria!

So will ich denn, o Jungfrau rein,
Dich grüßen mit Vertrauen,
Daß du mich auch den Feinden mein
Wirst reißen aus den Klauen;
Und hier in diesem Thränenthal
Dir singen auch viel tausendmahl:
Gegrüßt seyst du Maria!

Correspondenz-Nachrichten.

München, Juny.

Das war ein Juny! Die Ältesten erinnern sich an keinen ähnlichen; der von 1816 kann, mit ihm verglichen, ein hesperischer heißen; nur hinter dem warmen Ofen war es auszuhalten, und Hustenkonzerte ersetzten die Nachtigallenlieder. Wenn es so fortgeht, muß man fast fürchten, der zürnende Himmel habe die frevelhaften Gebethe einiger Bauern in unserem Unterlande erhört, welche neulich heimliche Bittgänge um ein Mißjahr anstellten, weil sie bey den gegenwärtigen niedrigen Fruchtpreisen nicht mehr bestehen zu können glauben. Eine solche rauhe Zeit war für Ihren Neuigkeitensammler eben so ungünstig, als für die fleißigen Honigsammlerinnen. Der erkältendste Windstoß kam gleich Anfangs dieses Monathes von — Sie werden es kaum errathen — von Wien her. Aus Ihrem viel milderen Klima pflegen wir sonst freylich Zephyre zu empfangen; aber dießmahl ereignete sich gerade das Gegentheil. Mit vollen Backen blies uns nähmlich ein, zum Glücke sich bald als falsch zeigendes Gerücht, die Nachricht von dem Tode der gefeyerten Mad. Metzger-Vespermann zu. Sollte es uns etwa auf einen anderen, wenigstens minder schmerzlichen Verlust derselben vorbereiten? — Viel nun habe ich Ihnen heute, wie gesagt, nicht mitzutheilen. Zum ersten Mahle gegebene Stücke waren: (neues Hoftheater) Agnes von der Lille, Schauspiel von Weissenthurn, und das Leben ein Traum (letzteres bloß neu einstudiert); (Isarthortheater) Anna von Bretagne, Schauspiel von Gleich, und die Männerschule, Lustspiel nach Moliere, von Zschogge; (italienische Oper) Il Venditore d'Aceto, von S. Mayr. Hr. Mevius, vom Stuttgarter Hoftheater, setzte seine Gastdarstellungen fort, und ward stets mit Beyfall aufgenommen. Rollen, wie Baron St. George im Schwätzer u. s. w. werden diesem gewandten Schauspieler überall dieselbe günstige Aufnahme sichern, besonders wenn er mit steter Rücksicht auf sein jedesmahliges Publikum die Farben mehr oder weniger grell aufzutragen bemühet bleibt. Ein zweyter werther Gast war Hr. Kettel, von Wien. Er trat bis jetzt in den Quälgeistern, als Linden, und in „das Leben ein Traum" als Roderich auf. Die hiesige Kritik äußert über ihn, daß er ein sehr talentvoller, junger Mann sey, welcher mit einer angenehmen Gestalt eine gute Schule ver-

finde, vieles leiste, und noch mehr verspreche. Er erwarb sich einstimmigen Beyfall und wurde stürmisch hervor gerufen. Seine Danksagung bey dieser Gelegenheit war wegen des Bezuges auf das Stück recht artig. Er sagte nähmlich: Wenn nach dem Ausspruche des großen Spaniers das Leben ein Traum ist, so träume ich in diesem Augenblicke sehr glücklich.

Die raschen Fortschritte des Werkes: königliche Galerie in München und Schleißheim, in Steinzeichnungen, unter der Leitung des Central-Galeriedirektors, Ritters von Manlich, herausgegeben von Piloti, Selb u. a. sind bemerkenswerth. Diese Galerie gewinnt mit jedem erscheinenden neuen Hefte an technischer Vollendung. Nahmentlich lieferte sie seit dem 24. Hefte durchaus nur Vortreffliches. Im 25. Hefte befindet sich ein herrliches Blatt, die Himmelfahrt Maria's, nach Guido, von Piloti. Bis jetzt sind 26 Hefte erschienen; jedes Heft enthält 4 Zeichnungen, und der nicht zu hohe Preis von 8 Gulden pr. Heft erleichtert die Anschaffung eines Werkes, das nichts Mittelmäßiges, nichts von unbekannten Meistern, nichts, was nur einen relativen oder Lokalwerth hätte, darreicht, sondern überall nur der Kunst, in allgemeiner Rücksicht auf das Schöne und Vortreffliche huldiget. Das Ganze ist vorläufig auf 200 Blätter bestimmt.

Eine andere merkwürdige Erscheinung ist die Militärkarte von Deutschland in 25 großen Blättern, welche von den Offizieren des topographischen Bureaus des königl. Generalstabes herausgegeben, und nächstens das Licht erblicken wird. Mit Recht sind die Erwartungen darauf hoch gespannt, da so ausgezeichnete Männer des Faches, bey der Menge und Güte der ihnen zu freyer Benützung zu Gebothe stehenden Hülfsmittel, nur Vollendetes liefern können.

Augsburg, Juny.

Die Ankunft einiger fremden Künstler suchte uns in diesem Monathe die Genüsse in etwas zu ersetzen, welche die Natur versagte. Hr. Mevius, Schauspieler des Hoftheaters in Stuttgart, wandte sich nach Beendigung seines Gastspieles in München hierher. Ihm ging ein guter Ruf voraus, und er rechtfertigte denselben. Als Baron St. George, in Schwätzer; Baron Blitz, im also genannten Lustspiele; Kammerdiener Wind, in Verlegenheit und List; Herr von Ruf, in der Schachmaschine; Reckau, im Porträt der Mutter; und Baron von Rentheim im Alpenröslein trat er auf, und ward jedes Mahl beyfällig aufgenommen. Routine, Geläufigkeit der Zunge in deutscher und französischer Sprache, und, wenn er will, Maß und Anstand sind die löblichen Eigenschaften, welche ihn schmücken. Zuweilen ließ er sich indessen, von dem Beyfalle der Überirdischen angelockt, hinreißen, die Linie des Feinkomischen zu passiren. Eine der gelungensten Vorstellungen dieses Monathes war das zuvor erwähnte, zum ersten Mahl gegebene Alpenröslein, das Patent und der Shawl, Schauspiel in drey Abtheilungen von Karl von Holbein. Außer dem Gaste verdienen Herr Wayl (Graf von Werdenberg); Dem. Roland (Liesli); Hr. Heigel (Graf Barzikoff) eine rühmliche Erwähnung, wenn überhaupt bey dem trefflichen Zusammenwirken der sämmtlichen Mitspielenden einige Nahmen besonders hervorgehoben werden sollen und dürfen. Das Stück gefiel, und man übersah es gerne, daß die Aristotelischen Einheiten darin so gröblich verletzt erscheinen; der erste Akt spielt nähmlich in der Schweiz im May des Jahres 1818; der zweyte in Wien im April von 1819, und der dritte in St. Petersburg im Herbste desselben Jahres. Der zweyte der genannten Gäste, Hr. Borkmann, Balletmeister von Würzburg, nebst seiner kleinen, aus noch 3 Personen bestehenden Gesellschaft, bereitete uns einen Genuß, welchen wir seit langen Zeiten entbehrten. Er gab drey kleine Ballete. Ein gutes Arrangement der Scenen und Tänze, verständige Benützung der verliehenen Kräfte und eine nicht geringe Fertigkeit im Hüpfen und Springen verschafften seinen Produktionen eine freundliche Aufnahme. Ob er sie auch in Wien fände, lasse ich billiger Maßen gänzlich dahin gestellt. Münchner Blätter drückten wenigst, aber vielleicht nur ironice, den Wunsch aus, daß Hr. Borkmann doch auch der Residenz die Ehre seines Besuches schenken möge, damit man dort auch wieder einmahl Ballete zu sehen bekäme. Verstanden? —

Gast Nr. 3 war Hr. Hauser, Sänger aus Prag, nunmehr bey dem Hoftheater in Cassel engagirt. Eine schöne Baßstimme, seltene Geläufigkeit und herrlicher Vortrag müssen diesem Künstler überall denselben Beyfall erwerben, dessen er sich hier zu erfreuen hatte. Er trat in einem Konzerte auf, welches übrigens, da ihm die Trompete der Fama nicht im Voraus den Weg gebahnt hatte, nur von einem kleinen aber echten Häuflein Musikfreunde besucht war. Finis coronat opus. Der Gäste vierter heißt Fräulein Ninette von Belville. Sie veranstaltete am heiligen Pfingstfeste im fürstl. Fugger'schen Saale eine große musikalische Akademie, und überraschte und bezauberte die ziemlich zahlreiche Versammlung durch ihr außerordentliches Spiel auf dem Pianoforte. In so zarter Jugend — die Künstlerinn zählt kaum 14 Jahre — kann die Fertigkeit, Präcision, Überwindung jeder Schwierigkeit, Vortrag u. s. w., welche sie in ihrem Spiele entwickelte, wirklich nicht genug bewundert werden.

Dresden, Ende Juny 1821.

Wenig Ausgezeichnetes kann ich von diesem Monath berichten, da die ganz ungewöhnlich kalte und regnerische Witterung freudestörend und verstimmend auf alles wirkte. An unserm Theater in der Stadt wird noch eifrig gebaut, alle Vorstellungen sind daher auf dem Sommertheater bey dem Linkeschen Bade. Frau Doktorinn Reinhold aus Hamburg trat in einigen Gastrollen auf; als Viktorin in: die Waise und der Mörder, gefiel sie durch die Grazie ihres Geberdenspiels und ihre liebliche Gestalt so sehr, daß sie mit Enthusiasmus herausgerufen wurde; als Guido im Schutzgeist fand sie dagegen gar keinen Beyfall, sie paßt viel besser für das Lustspiel, und wir sahen diese Rolle oft von unserer Schirmer so überaus edel geben, in einem wahren Verklärungsglanz, daß das Spiel der niedlichen Fremden hier weniger als irgendwo genügen konnte. Sie trat später in drey kleinen Lustspielen auf und gefiel besonders als Lisbeth in: Peter und Paul. Hr. Löwe, der aus Prag nach Kassel ging, trat nur einmahl als Jaromir in der Ahnfrau auf und gefiel sehr, obschon aufmerksame Kenner viel Manier in seinem Spiel fanden. Mit warmem Beyfall wurden die vier italienischen Opern: „Le Cantatrici villane, Il Principe di Taranto, La Gazza ladra, und I Pretendenti delusi" aufgenommen, sie waren trefflich einstudiert und wurden mit Lebhaftigkeit, Fleiß und Liebe ausgeführt; das reizende Spiel von Mad. Sandrini, als Emilia in der letzten Oper, entzückte so sehr, daß sie einstimmig herausgerufen wurde. Sie sowohl als unser trefflicher Buffo Benincasa heben jede Rolle durch ihr ausdrucksvolles lebendiges Spiel so sehr, daß man mit Recht behaupten kann, sie bilden und erschaffen sich ihre Rollen in diesen komischen Opern, von deren Reiz man bey minder braven Sängern gar keinen Begriff haben kann.

Das Donauweibchen wurde öfter wiederhohlt und von Mad. Haase recht niedlich gespielt.

Ein Theater von Hunden und Affen belustigt jetzt hier viele Zuschauer, auch zwey lebendige Krokodille wurden gezeigt, das gemeinere Nil-Krokodil und der amerikanische Alligator; man hätte ihnen wohl ein höheres Alter und eine stattlichere Größe gewünscht.

Mit großer Freude sieht man jetzt auf der Gemähldegalerie Raphael's Himmelskönigin wieder einmahl im schönsten Licht, da sie für einen Künstler aus der Pfalz, welcher den Auftrag hat, sie zu kopiren, von der Wand genommen und in das Fenster gestellt wurde. Überdem ist das himmlische Bild so bey weitem nicht den Gefahren ausgesetzt, wie bey den leidigen Gerüsten, welche bisher oft davor standen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 24. July 1821.

88

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stammbuch in der gräflich Dietrichstein'schen (Wiener) Handschrift des Titurel.

(Fortsetzung.)

Das Glück und die Zeit
Kann einem geben alle Vergnügenheit.
1655. Hans Friedrich von Sonderndorf, Freyherr.

*

1656. Alles mit Gott.
Hans Ferdinand Geymann, Herr und Freyherr. Wien den 28. May.

*

1638. L'onor nasce dal' Valore. H. Adam Hr. v. Zinzendorf.

*

1653. Wolf Matheus, Fh. zu Auersberg.

*

1638. Zeit und Glück erfreut mein' Hoffnung. Hans Christoph von Traun.

*

1637. Assai ben balla a chi la fortuna suona.
Ehrenreich, Herr v. Traun.

*

1603. Assai sa, chi sa, se tacer sa.
Weikhardt, Fh. zu Polhaim der Jüngere.

*

Maria Eleonora Rothaft, Gräfinn von Wernberg, eine geborne Herrinn von Zinzendorf.

*

Tempora tempore tempera. In sui recordationem scripsit. 28. August 1651.
Joh. v. Rothaft.

*

Wolf Heinrich Rothaft, Graf von Wernberg.

*

Georg Heinrich Rothaft, Graf von Wernberg.

*

Nec temere nec timide. 16 P 51.
Christoph Adam Geier, Frey- und Edler Herr von Osterberg.

*

16 CA 51. Was ewig nährt,
Mein Herz begehrt.
Polixena Geier, freye und edle Frau von Osterberg, geborne von Oberhamb.

*

Gottes Hand
Ist mein Beystand.
16 † 51. Anna Felizitas Geier, frey und edle Frau von Osterberg.

*

1656. Tout avec le tems.
Jean Ernst Baron de Windischgräz.

*

1657. Vertu passe Noblesse
Contentement richesse.
Wien d. 13. Jan. Sigmund Reinhard, Graf von Tättenpach.

*

Nulla salus paci, bellum te poscimus omnes.
Hans Ludwig Bracrican von Emerberg. d. 28. August 1656.

*

1660. 4. Brachm. Die Gunst zur Kunst
Ist nie umsunst,
Tugend bleibt ihr eigner Lohn,
Kriegt sie sonst schon nichts davon.
Johann Wilhelm, Herr von Stubenberg.

*

1657. Non sait juger de la douceur, qui n'a gousté de l'amertume
W. H. v. Hobergk.

*

1657. Auf grüner Haid
Such' ich mein' Weid'.
Hans Haimeran von Völderndorf.

*

Maria Regina von Heisberg.

*

Der schon bekannte Nahm' deß, der die Künste ehret,
Wird durch die schlechte Hand deß, so dieß schreibt, verehret.
Heinrich Gottlob von Seckendorf, fürstl. Durchl. zu Sachsen-Gotha, Kammerjunker. Den 3. Juny 1660 in Leien.

*

22. May 1653 in Wien. Aus Befelich schreibe ich diese Zeilen, ihr Gl. damit aufzu warten. Ferdinand Christoph Wolf Unverzagt, Freyherr.

*

Ihr Gl. dienstschuldiger Knecht so lang ich leb. 1653. Heinrich Friedrich von Kielmannsegg.

*

1599. Albrecht von Schlieben und Hanns von Schlieben.

*

1653. Tutto col tempo. Hanns Reichardt zu Polhaimb.

*

1650. Rien avant le temps. Johann Friedrich Stockhamer zu Starein.

*

1638. Dieu et ma doulce amie,
Jamais par moi ne seront oublies.
Hans Adam, Herr zu Polhaimb.

*

In secundis prudens,
In adversis cautus.
Siegmund Friedrich, Graf zu Tättenbach. d. 24. Sept. 1642.

*

1603. Constanter et sincere. Gundakcher, Herr zu Polhaimb. d. 22. Juny.

*

1603. Barbara, Frau v. Polhaimb, geb. von Pracht.

*

1615. Helena Sofia Fräule von Stahremberg.

*

1603. Benigna Freile von Polhaimb.

*

Noli peccare deus videt.
Emerich Ferdinand von Neudegg. d. 20. Jan. 1651.

*

1653. Rien par force, tout par amour.
Daniel Helfridt, Herr von Schönau. d. 17. Jan.

*

Zu stät und währender Gedächtniß schreibe ich dieses dem Wohlgebornen Herrn Herrn Christof Adam von Fernberg in Wien den 27. November 1621.
Hans Christof Schafgotsch.

*

Nihil est ab omni parte beatum.
Balthasar von Schrattenpach, Freyherr. Wien den 27. May 1617.

*

D. 5. Dzbr. 1656. Meines hochgeehrten Herrn Vater aller unterthänigster Diener.
Seifried Adolph von Fürtenbach.

*

1627. En Dios mi Ventura.
HLud. Herr von Kueffstein.

*

1693. Assai ben balla à chi la fortuna suona.
Max. Albrecht Geyer, Edler Herr von und zu Osterberg.

*

1650. En esperance ie uiuray
et pour l'amour ie mourray.
Georg Adam Gienger, Freyherr.

*

1657. En Dieu mon Esperance,
mon Espee pour moy defence.
Georg Herr von Zinzendorf, Rittmeister.

*

Non est mortale quod opto.
Hans Ludwig Wolzogen, Freyherr, königl. Mt. in Polen und Schweden Kammerherr. 15. April 1657.

*

Omnia si pertas (?) famam servare memento,
Nam semel amissa postea nullus eris.
Wolf Dietrich Kaufmann von und zu Zaitendorf. 2. May. 1657.

*

Meinen liebsten Patron in der Beständigkeit
Wird treu bleiben in Ewigkeit,
Christoph Ernst Köllenpöckh, 2. May 1657.

*

1658. Wie Gott will, so ist mein Ziel,
Darauf ich leben und sterben will.
Anna Sidonia Freil. Gengerinn, Freyinn.

*

Das Glück wird durch die Unbeständigkeit leidig,
Die Unbeständigkeit macht den Traurigen freudig.
Philipp Rudolph von Grünthal.

*

1667. Tout avec le temps.
Kein Glück erfreut Hoffnung.
Viktor von Althan, Freyherr.

*

1637. Die Zeit kann's geben.
Georg Christoph Freyherr von Wilfersdorf.

*

1637. Vive l'amour après souppé.
Mathias Herr zu Polhaimb.

*

Quidquid agas prudenter agas et respice finem.
Wilhelm Edler von Walderskirchn.

*

Mundus opinionibus regitur. Rodericus de Saint Ellaire, Canonicus Passauien. et Olmucen. in perpetuam observantiam. 1619 die 19. July Viennae Austriae.

*

Tout pour elle.
Hans Kaspar Herr von Schönberg.

*

1757. 17. Juny. Meine Hoffnung:
Gott, das Glück und die Zeit.
Wilhelm Graf zu Öttingen.

*

Deus mea consolatio.
S'il l'esperance me fait tort.
Ie prendrai Dieu pour mon confort.
Ferd. Fried. Gienger, Baron.

*

1596. Chi e reo, e buono, e tenuto,
Puo far del mal che non e creduto.
Georg Achatz v. d. Starhemberg Handschrift.

*

1653. Wie man will.
Sigmund Ladislaus Freyherr von Herberstein.

*

Wilhelm Johann Anthon Graf und Herr W. zu Dhaun. 20. Febr. 1658.

*

Charl Frideric Conte de Dhaun 20. Febr. 1658.
Plus penser que dire.

*

In Waffen und Lieb
Ich mich begib;
In Lieb und Waffen
Will ich entschlafen.
George Ernst Peyger. Wien 15. Dezbr. 1642.

*

1585. Sit mihi dives annus, uel pulchra iuuencula coniux;
Altera propter opes, altera propter opus.
Christoph Schallenberg zu Biberstein.

*

Renouiert beym Blechtach zu Wien doue trouamo fatto un mangamento honoreuole et un parentazzo amoreuole. Omne trinum perfectum.
V. la Mada. Brunetta, Bianchetta et Mopsa, con i suoi pastori. 1588 im Februar.

*

(Der Schluß folgt.)

Erprobter Liebeszauber.

Nach einer altdeutschen Dichtung des XIII. Jahrhunderts.

Von Julius Max Schottky.

Ich hör' die Frauen häufig sagen,
Und große Noth einander klagen:
Wie jeder Mann so trotzig sey.
Mir fällt ein Mittel eben bey,
(Es wurde zu Paris erdacht,
Von dort hab' ich's hieher gebracht)
Mit welchem jede Frau den Mann
Unfehlbar stets bezaubern kann.

Von Kräutern ist's ein Pulver klein,
Doch schützt's vor Gift und mancher Pein;
Welch Weib es ihrem Manne gibt,
Die lebt als Herrinn unbetrübt.
Das erste Kräutlein Demuth heißt,
Gehört zum Zauber allermeist;
Das andre: weiblich' Güte,
Das dritte: sanft Gemüthe;

Die drey soll sie zusammen lesen,
Will sie vor ihrem Mann genesen,
Und thu sie in ein reines Faß,
Ich mein' ein Herze ohne Haß.
Das vierte Kraut sind gute Wort'
Zur Zauberlist ein großer Hort.

Geberden voller Güt' und Lust,
Zwingt sich dazu auch Weibesbrust,
Die folgen jetzt, sind solcher Kraft,
Daß sie erringen Meisterschaft.
Das sechste: treu dem eig'nen Mann;
Welch Weib dieß Kräutlein brauchen kann,
Die macht den Zauber wahrlich gut,
Wenn noch so viel sie zu ihm thut.

In holder Heimlichkeit nicht streng
Verbindet die Getrennten eng, —
Will dieses Kraut dem Mann sie geben,
So wird in Lust er mit ihr leben.
Das achte ist: es dünk' ihr gut,
Was der Gemahl auch immer thut;
Will sie die Wurzel dazu schaben,
So kann sie Ruh und Frieden haben.

Sie halt für ungetreu ihn nicht,
Und kommt ihr doch davon Bericht,
So stell' sie sich, es nicht zu glauben,
Dann wird sie ihm dieß Laster rauben.
Das zehnte Kraut heißt Fröhlichkeit; —
So ist der Zauber nun bereit.

Welch Weib nach meinem Rathe thut,
Die rührt des guten Mannes Muth;

Doch will er sich vor ihr erwehren,
So soll von ihm sich Jeder kehren:
Denn welche Freud' vom Weib' auch kommt,
Dem Trotzkopf sie gar wenig frommt.

Nun folget meiner Lehre,
So wird euch Heil und Ehre!
(Wiener Hdft. Nr. 428.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin im Juny.

Der Gott des Tages ist jetzt bey uns der vielgefeyerte Kapellmeister Karl Maria von Weber. Alles drängt sich, ihn zu sehen, ihm Feste zu geben, seitdem er sich zu den längst verdienten Kränzen so eben neue, glänzende Lorbeern in unsern Mauern errungen hat. Ich habe Ihnen, denke ich, schon geschrieben, daß wir nach der vielbesprochenen Olympia eine neue romantische Oper von Weber (und Kind) „der Freyschütz" erwarteten. Was wir von einem Weber erwarten konnten, können Sie sich denken, oder können Sie sich vielmehr nicht denken, denn Weber hat hier in Berlin gewiß die innigsten und zahlreichsten Verehrer seines seltenen Geistes, und die Hoffnung etwas ganz Ausserordentliches zu hören, konnte nirgends lebendiger seyn, als sie das zahlreiche Publikum belebte, welches vor acht Tagen der ersten Vorstellung beywohnte. Lassen Sie es mich von vorn herein aussprechen, daß selten, vielleicht nie, eine erste Aufführung hier ein solches Glück gemacht hat. Jedes einzelne Stück ward lebhaft beklascht, von der Ouvertüre bis zum Schlußchor, und als der Vorhang kaum gefallen war, rief man stürmisch Hrn. v. Weber hervor. Und es regnete Blumen, Kränze und Gedichte. Seitdem ist in einer Woche die Oper dreymahl bey gedrängt vollem Hause gegeben worden, und wäre wohl noch öfter wiederhohlt worden, wenn nicht die Krankheit eines Hauptakteurs die Vorstellungen einen Augenblick unterbrochen hätte. Die einschmeichelnden Melodien, die originellen, geistreichen Gedanken der herrlichen Musik haben sich so geschickt in die Herzen und Ohren zu schleichen gewußt, daß sie überall in allen musikalischen Zirkeln aus dem Freyschütz trällern hören, und wer sähe nicht mit Begier der Erscheinung des Klavierauszuges entgegen, den Weber und der Musikhändler Schlesinger bereits im Werke haben?

Die Opposition, die längst hier gegen Spontini sich gebildet hat, ob mit Recht oder Unrecht, darüber nächstens einmahl mehr — trug auch nur noch mehr dazu bey, Weber's Erfolg zu unterstützen, denn wie viele hätten nicht lieber den jungen, thätigen, genialen, bescheidenen und vorwärts strebenden Weber hier gehabt, als einen Meister; der freylich als solcher in Europa längst anerkannt, aber zu dem Posten, auf den er hier gestellt, wohl nicht geschaffen ist. Freylich macht sich die Opposition hier und da auf eine Weise Luft, die wohl gerade der Kunst und den Verhältnissen nicht günstig ist, und diesen Tadel ließ sich u. A. der Verfasser des an jenem Abend im Theater ausgestreuten Gedichtes zu Schulden kommen, das ein gewaltiges Stadtgerede, auch eine höfliche Antwort von Maria v. Weber veranlaßt hat, und der Mühe werth ist, hier erwähnt zu werden. Als Weber nähmlich auf das enthusiastische Verlangen des Publikums vor dem Vorhange erschien, streute man folgendes Gedichtchen mit Profusion unter die Zuschauer aus:

Dem Hrn. Kapellmeister Maria v. Weber. Berlin am Tage von Belle-Alliance 1821.
(dem Tage der ersten Aufführung).

Das Hurrah jauchzet, die Büchse knallt,
Willkommen, du Freyschütz, im duftenden Wald;
Wir winden zum Kranze das grüne Reis
Und reichen dir freudig den rühmlichen Preis.

Du sangst uns Lützows verwegene Jagd,
Da haben wir immer nach dir gefragt.
Willkommen, willkommen in unserm Hain,
Du sollst uns der trefflichste Jäger seyn.

So laß dir's gefallen auf unserm Revier:
„Hier bleiben" so rufen, so bitten wir;
Und wenn es auch keinen Elephanten gilt —
Du jagst wohl nach anderm, edlerem Wild!

Der Stachel liegt nähmlich in der vorletzten Strophe. Sie wissen aus meinem Berichte, daß in Olympia uns ein künstlicher Elephant vorgeführt wird, der 800 Rthlr. gekostet haben soll, und eigentlich zu nichts weiter dient, als die Kosten der Oper zu erhöhen, und der Laune des Komponisten zu fröhnen, der sein Werk herausputzen wollte — et si pereat mundus! Das Thier hat denn auch wirklich gewaltigen Lärm verursacht, und die Opposition fand an dem stämmigen Thier einen mächtigen Anhalt, um ihre Meinungen zu vertheidigen. Das war es, worüber der ironische Epigrammatist seine Geisel schwang. Weber mußte aber, wegen Verhältnissen, die zu zart sind um hier berührt werden zu können, für den Augenblick dieser Freund sehr unwillkommen seyn, und er fand es für gut auf die ganze ehrenvolle Aufnahme und auf dieß Gedicht einen Dank und eine Erwiederung in unsere Zeitungen rücken zu lassen, die den gebildeten und den feinen Mann gleich sehr bewährte. Er sagte darin am Schlusse:

„Je mehr ich mir der Reinheit meines Strebens bewußt bin, desto schmerzlicher mußte mir der einzige, bittre Tropfen seyn, der in den Freudenbecher fiel. Ich würde den Beyfall eines solchen Publikums nicht verdienen, wenn ich nicht hoch zu ehren wüßte, was hoch zu ehren ist. Ein Witzspiel aber, das einem berühmten Manne kaum ein Nadelstich seyn kann, muß, in dieser Weise für mich gesprochen, mich selbst mehr verwunden, als ein Dolchstich. Und wahrlich bey der Vergleichung mit dem Elephanten könnten meine Eulen und die andern harmlosen Geschöpfchen sehr zu kurz kommen!"

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater, den 15. d.: Das unterbrochene Opferfest. Hr. Moltke, großherzogl. weimarscher Kammersänger — Murney. Mlle. Fröhlich — Elvira.

Ersterer sang in dieser Oper zum vorletzten Mahl, und endigte die Reihe seiner Gastspiele, wie er sie begonnen, mit Tamino. Was den Sänger betrifft, so leistete dieser manches Lobenswerthe, desto unleidlicher war das Benehmen des Schauspielers, vor allem in dem ersten Duett. Es schien nicht anders, als ob er das Gesungne auch tanzen wollte. Das gestikulirende Präsentiren mit beyden Armen, das Hin- und Herchassiren, und die dem Texte ganz widersprechenden Geberden, stellten eine wahre Parodie dar. Aus dieser immerwährenden Unruhe mochte es denn zum Theil auch herkommen, daß der Gesang hin und wieder zu forcirt war. Die Sängerinn sang schwach, aber angenehm, die Begleitung tritt ohnehin zurück, der Sänger drang also unverhältnißmäßig stark hervor. In den Solo's des ersten Finals war Einiges gelungen zu nennen, manches Andre mißlang wieder in einem solchen Grad, daß der bessere Theil wenig Eindruck machen konnte. Die Arie sang er vorzüglich gut, wobey ihm sein deklamatorischer Vortrag sehr zu Statten kam.

Mlle. Fröhlich trug ihre schwierige Arie mit Fertigkeit vor. Die Passagen waren zwar nicht alle gleich, der größte Theil floß aber leicht und kräftig hin, und zeichnete sich durch glückliche Schattirung aus. Die Höhe war rein und sicher, der Schluß etwas gewaltsam.

Theater an der Wien, den 14. d. zum ersten Mahle: Die Reise durch die Luft. Zauberposse mit Gesang in zwey Aufzügen. Musik vom Kapellmeister Roser.

Das Wasser eines Weihers besitzt die Wunderkraft, ewige Jugend zu verleihen. Dorthin kommen von Zeit zu Zeit einige aus dem Feengeschlecht, die aber die Reise von Indien aus in Gestalt der Wildgänse machen, wozu ein magischer Schleyer ihnen dient. Wird dieser geraubt, so können sie den Rückweg nicht mehr antreten. Ein aus Paris kommender Schneider erfährt das Geheimniß, erhascht richtig Eine dieser Schönen, und führt sie nach Hause, indem er sich für einen Kavalier ausgibt. Die Geraubte bemächtigt sich bald darauf des Talismans und fliegt davon. Dem wahnsinnigen Schneider bringt glücklicher Weise ein Taschenspieler einen Zauberhut, mit Hülfe dessen man sich überall hin versetzen kann, er ist aber zerrissen und hält nicht mehr auf dem Kopfe; während ihn der trauernde Liebhaber zusammenflickt, denn unentgeltlich muß das nur geschehen, fällt ihm bey, selbst Gebrauch davon zu machen, und so gelangt er glücklich nach Arabien, findet seine Schöne in den Händen eines Befehlshabers, entführt sie diesem mittelst des Hutes, kommt in den Pallast der Fee Rosette, unter deren Schutz das reizende Gänschen (Malissa) steht, und wird nach einigen schweren Prüfungen, worin er glücklich besteht, mit ihr verbunden.

Das Komische besteht in bloßen Bonmots der trivialsten Art, und der mit seiner Banda in der Schneiderwerkstatt einziehende Regimentstambur, wie die arabische und türkische Reiterey, müssen einzig und allein die Scene beleben. Der Verlust solcher Produkte kann der Bühne, welcher sie entzogen werden, keinen sonderlichen Schaden bringen.

Die Musik ist größten Theils aus bekannten Thematen zusammengesetzt. Hr. Neubruck (Schneider Karl Schön) konnte Anfangs etwas französirt in seinen Manieren erscheinen, damit das Kleid nicht immer gleiche Farbe und denselben Zuschnitt habe. Auch entfielen ihm, wenigstens bey der ersten Vorstellung, über manche sonst glückliche Einfälle, zuweilen Maß und Handwerkzeug. Sein Verdienst um die Unterhaltung darf indessen ausgezeichnet werden. Mlle. Dermer (Malissa) ließ in ihren Solo's eine sehr angenehme und kräftige Stimme hören, die das ernstliche Bemühen, sie unter guter Leitung auszubilden, nicht unbelohnt lassen wird. Wir haben vor länger als einem Jahre das nähmliche Urtheil über sie ausgesprochen, als sie zum ersten Mahl im Rosenhütchen auftrat; sie wurde späterhin fast gar nicht mehr und erst seit Kurzem wieder hier und da verwendet; man fand die Meinung daher ungegründet, es hat aber seine Richtigkeit damit. Daß sie in den Ensemble's distonirt, rührt noch vom Mangel an Sicherheit her.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Asclepias angustifolia. Schmalblättrige Schwalbenwurz.
Bocconia cordata. Herzblättrige Bocconie. Aus China.
Cotyledon orbiculata. Kreisblättriges Nabelkraut. Vom Kap.
Globularia longifolia. Langblättrige Kugelblume. Von Madera.
Murraya exotica. Indische Murraye. Aus Ostindien.
Pitcairnia latifolia. Breitblättrige Pitcainie. Aus Jamaica.
Phyllantus nutans. Hängende Blattblume. An Flüssen von Südamerika.
Stevia purpurea. Purpurfarbige Stevie. Aus Mexico.

Berichtigung.

In Nr. 85 S. 718 Z. 26 v. o. statt dem lies der.
— „ „ 27 — „ saugend lies saugend.
— „ „ — — „ spielend — schielend.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 26. July 1821.

89

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Stammbuch in der gräflich Dietrichstein'schen (Wiener) Handschrift des Titurel.

(Schluß.)

Plus penser que dire. 1646.
Ferdinand Johann, Fürst von Lichtenstein.

*

1643. Elias Bayr von und zu Weikhersdorf.

*

Nihil spero nihil timeo. Sigismund de Meyer. 1653.

*

1627. Joan. Ernst, Herr v. Scherfenberg. Obrister.

*

1618. Wolf Andre Rauber.

*

1604. Elisabeth von Gruental geborne von Pöllnitz.

*

Alles nach Gottes Willen. Georg Ehenrich F. v. Rogendorf. d. 10. July 1643. Wien.

*

Georgius Julius Gilleis, Spanier und Freyherr. 1657.

*

Vivamus morituri iterumque uicturi.
Wien 13. Nov. 1650. Wolf Jachlinger, Freyherr zu Pfannberg.

*

Maria Melosina Frau Jöchlinger, eine geborne Gallin, Freyinn.

*

Hier zeitlich, dort ewig, darnach richtig. Dieß schrieb zu stetem immerwährenden Angedenken meinem sehr werthen Patron und hochgeehrten Hrn. Bruder in Wien den 23. April 1651 Ad. Seyfrid Gall, Frhr.

*

Quod pia fata volunt. Wien den 23. April 1651. Wolf Christoph Jöchlinger, Frhr. zu Pfannberg.

*

Fortuna et una. 1654. 14. May.
Da die Treu war gebor'n,
Flog sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Daher man sie gar selten find't.
Christoph Ludwig v. Scharfenberg, Freyherr.

*

1654. May. Christus ex Amore redemit populum unice. Christophorus Erasmus a Rackniz.

*

1654. Aufrecht und redlich.
Ferdinand Freyherr zu Herbenstein.

*

1660. Georg Julius Gilleis. Pommer und Freyherr *).

*

Carolus Franciscus Vogt zue Hunoltstein, Freyherr.

*

1658 Tout per amours, rien per forse.
Maximilian Gundakcher, Herr von und zu Polhaim, Freyherr.

*

1658. Tout avec le temps; Mais rien sans peine.
Hans Friedrich Stockhamer.

*

1658. Bona conscientia et bona fama.
Christian Freyherr von Rogendorf auf Mollenburg.

*

1599. Lud. Dietrichstein, Präsident zu Grätz. Wien d. 4. März.

*

1599. Hans Christ. Wolzogen zu Neuhaus.

*

1620. Vivit post funera virtus.
Wolf Jakob von Dietrichstein in Egenberg. 8. Juny.

*

1643. L'onor nasce dal Valore.
Adam von Zinzendorf.

*

1602. Heinrich Herr zu Polhaimb. (1607.)

*

1607. Paul von Dietrichstein, Freyherr.

*

Ferdinand Viktor Teufel, Freyherr. d. 20. Febr. 1653. Zu Wien.

*

Franciscus Georgius Paen. . . Venice die 28. May 1657.

*

Johanne Feneus Sermae. Reipl. Venetie Secretarius. 28. May. 1657.

*

Non omnia possumus omnes. 1654.
Georg Sigmund von Dietrichstein.

*

Im Unglück ist daß mein' beste Arzney:
Ich schweig und gedenk' dabey.
Maximilian Ernst von Welz. 3. März 1657.

*

Durum patientia frango.
1657. Annum iam 75 agens scripsit recordationis ergo Ferd. Kulmer.

*

*) Vorher derselbe 1657 als Spanier und Freyherr, hier als Pommer. Wie reimt das zusammen?

Da die Treu ward gebor'n (siehe oben)
Joan. Ignatius Spindler. July 1657.

*

L'amour fait beaucoup, mais l'argent fait tout.
Heinrich Friedrich Maximilian, Graf von Guttenstein.

*

1620. Ehrenreich Freyherr zu Khainach. M. G. V. H.

*

In utrumque paratus. Achatius Rudolphus a Kirchberg. 1657.

*

1654. d. 16. Sept. Da die Treu ward gebor'n (siehe oben)
Maria Klara Fräul. von Schurfstein.

*

Wahre Lieb und treue Pflicht
Mindert sich durch Absein nicht.
1654 den 16. Sept. Johanna Maria Fernbergin.

*

Ich achte nicht des Mondes Schein,
So mir die Sonn' will gnädig seyn.
Maria Elisabeth, Freile von Khufstein.

*

1601. Conto meo nauigem.
Jobus Hartmannus Enenkel de Albertiperga, liber Baro Hohen —.

*

Gott mein Trost zu jeder Zeit,
In aller Freud' und Traurigkeit.
1657. Klara Elisabeth, Freiln Leisering.

*

Gott meine Hoffnung. 1657. Johanna Katharina, Freiln von Leysering.

*

1600. Nemo sapiens nisi patiens. Hans Christoph Teufel, den letzten Juny zu Baden.

*

1534. Spero. Josias Ennenkl zu Albrechtsberg, fürstl. Durchlaucht Maximilian, Erzherzoge zu Österreich, Fürschneider. 25. März.

*

1588. Wer reif ist, fall ab.
Col. tempo. Erasmus Freyherr von Fyhing, Fürstl. Durchl. Erzherzogen Maximilian zu Österreich Fürschneider. 6. Febr.

*

1633. Die Zeit ändert alles.
Christoph Mathias Fernberger von Egenberg. Oberkämmerer in Östreich ob der Ens.

*

Johanna Maria Fernbergerin.
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch thu' recht, und fürchte Gott. Den 10. Nov. 1653.

*

1585. Curabit prelia Summus.
Philip Hanni Waldt von Eckersdorf.
Ich laß Gott walten. d. 26. Juny.

*

1599. Vincit vim Virtus.
Marx Hohenfelder. Mit Gott Wöllen wir Thaten thun. Scriptum Viennae 21. Febr.

*

Lieben in Abwesenheit
Ist ein' Prob' der Beständigkeit.
Ernst Friedrich Greiner, Graf von Aspern. 1659.

*

Praecedit labor
Succedit honor.
Henricus a Scherfenberg. 1654.

*

1656. Lieber sterben als untreu werden.
Adolph Ernst, Freyherr von und zu Khainach.

*

Alles mit Gott. Wolf Andre. Richter von Grueb, der zu Hung. und Böhaimb kgl. Maj. Reith-Rath, geschrieben seinen hochgeehrten Herrn Vettern und Herrn Bruder 27. März 1658.

*

1643. Gott, das Glück und die Zeit
Wird mir geben mein' Vergnügenheit.
Hans Karl Wolzogen, Freyherr.

*

1653. Das Glück vaforisirt ein' Weil,
Gibt z'letzt Uniust g'schwind in Eil.
Philipp von Grünthal.

*

Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand.
Jo. Nikolaus, Herr von Gurland, Freyherr.

*

Tout par amour, rien par force.
Alles mit der Zeit. d. 3. April 1659. Ferdinand Zinzendorf.

*

Bien faire et rien craindre.
D. 3. April 1659. Jean Bapt. Baron de Werdenberg.

*

1611. Tousiours amoureux
Jamais marié.
Wolf Christoph Volkhra.

*

1653. Nec temere nec timide.
Hans Niklas Sigmar von Schlisselfeld.

*

1611. Marx Hohenfelder. d. 22. Febr. zu Egenberg.

*

1599. Geduld alle Zeit freylich ist unmöglich.
Hugo Dietrich von Landsberg schrieb dieß zu guter Gedächtniß in Altenburg. Den 18. Sept.

*

Alles zu seiner Zeit. Heinrich Gotfrid, Herr von Kielmannseck, Freyherr.

*

1658. Ceux qu'en passant la fortun' abesse
Souuant en repassant elle dresse.
Hans Paul Wolzogen, Freyherr der Jüngere.

*

1604. Gott allein die Ehr'.
Christoph von Hohenburg, geschrieben zu Egenberg d. 8. July.

*

1689. Audaces fortuna juvat timidosque repellit. Franz Graf von Herberstein.

*

1660. Rien sans dieu. Mit diesen wenigen Zeilen empfiehlt sich seinem hochgeehrten Herrn Vatern, dessen gehorsamster Sohn und treuster Diener.
Ott Gall Herr von Stubenberg.

*

Alles auf Erden ändert sich
Die wahre Lieb bleibt ewiglich.

A. 1659. d. 22. August. Johann Baptista, Frhr. von Wittenbach. Landrechts-Beysitzer im Land an der Etsch in Tyrol.

*

1603. Karl von Auersberg.

*

1603. Spes mea est unica Christus. Wolfgang Christophorus a Schellenberg.

*

Un cor generoso non è sogetto all' inconstanza della fortuna. 1650. Katharina Rosine Fräule von Greiffenberg.

*

Chi s'arma di virtù
Vince ogni affetto.
Hans Rudolph von Greifenberg. 1650.

*

1584. Adam von Kolonitsch zu Poackschaude (?) d. 3. Febr. (des neuen Kalender).

*

1600. Hanns von Kolonitsch, Freyherr. Geschrieben zu Wien d. 5. September.

*

1637. Musica. Christoph Ferdinand von Kolonitsch.

*

Veritas odium parit. 1612. Hektor Ferdinand Geyer von Osterberg.

*

Recte faciendo neminem timeas. Johann Ehrenreich, Edler Herr v. Sonnau, Fhr.

*

Quand la fortune me fait tort,
L'Esperance me reconfort.
Jean. Adam, Edler in Kainbach et Kottenthurren.

*

1657. Bon cheval, belle amie,
Santé et longe vie,
Cent escuis quand je voudré,
Paradis après;
Bon vin et bonne viande,
Est tout que ie demende.
Johann Ehrenreich, Graf von Concin.

*

1610. In omnibus respice finem.
Elias à Moshaim in Tonegg.
15. Calend. Augusti.

*

1661 d. 2. März. Es wünsch mir eins was es will,
So wünsch ich ihm zweymahl so viel.
Johannes Franz von Trautmannsdorf.

*

1653. Mich erfreut was ewig bleibt. Otto Heinrich Dietrichstein, Freyherr.

*

1585. Unverhofft kommt oft.
Kaspar Herr von Stubenberg. Gnad dir ewig Gott. Zu Wien d. 11. Okt. 85.

*

1653. A dieu mon esperance
Mon espée pour ma defense. Symb.
Omnia vanitas praeter Deum amare.
Wien 22. Fbr. 1645. Wolf Andre von Penzing auf Ehrnau.

*

16 Geduld 37
Erlangt Huld.
Johanna Maria Fernbergerinn. d. 5. Dezember.

*

Caput hominis imperat non pes.!
Das Haupt des Menschen herrscht nur ewig und allein,
Die Füsse müssen ihm allzeit zu Dienste seyn.
Rudolphus Guilielmus de Stubenberg.

*

Per Angusta ad Angusta.
Augustus Graf von Hartech.

*

Ernst Emerich Ignaz Graf von Tilly. d. 12. März 1659.

*

Den 12. März 1659. Ferdinand Paul Carl von Zilly.

*

Chi è bramoso di gloria
Non ricusi fatica.
Li 17. di Febr. 1654. Erasm Schifer, Freyherr.

*

1596. Sigmund von Lamberg, Landmarschall in Östreich.

*

1596. Anna Susanna von Lamberg.

*

1596. Hans Jakob von Lamberg, Freyherr zu Ortenekh und Ottenstain, Thumherr zu Salzburg und Passau u. s. w. schrieb dieß zu Pad. (Padua?)

*

1587. Georg Christoph v. Hornberg zu Undernstain, röm. kais. Maj. Regiments-Rath der nieder-östreichischen Landen, und der Fürst. Durchl. Ernesti Erzherzoge zu Östreich Mundschenk der Zeit. den (?) 4. Okt. geschrieben.

*

1661. die 5. Augusti. Wiennae.
Spes confisa deo nunquam confusa recedit.
Joannes Christophorus L. B. de Minkwitz.

*

Was Gott will. 1601. Christoph Weiß, Burgvogt zu Wels. d. 8. August.

*

Aurora Renata von Khielmanßegg d. 24. Juny 1651.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) Berlin.

Ein ausführliches Urtheil über das vortreffliche, neuste und größte Webersche Werk muß ich mir leider! für einen Raum ersparen, der der Musik mehr ausschließlich gewidmet ist, als diese Blätter, und eine Erzählung des Inhaltes werde ich meinen Lesern noch weniger geben, denn Ihre Wiener Bühne wird sich eine so geniale, gar angenehme Oper nicht lange fremd seyn lassen, und die Überraschung und die Theaterkoups sind bey diesem dramatischen Produkte auch zu etwas anzuschlagen. Nur so viel, daß alle die Eigenschaften, die Weber schon seit seinem ersten Auftreten charakteristisch von allen andern Musikern der Mit- und Vor-Zeit unterschieden, ich meine jenes Genie, das mit den Regeln und Gesetzen spielt und kühn scherzt, ohne sie je zu verletzen, jene kaustische Kraft der Melodien, die unwiderruflich in's Herz gehen, jene Ge-

wandtheit im Behandeln der Harmonien, und vor allen jene Geschicklichkeit — man erlaube uns eine triviale, aber bezeichnende Redensart — jene Geschicklichkeit, den Nagel überall auf den Kopf zu treffen, alle diese Prädikate glänzen höchst erfreulich in dem „Freyschütz," und erheben das Werk auf eine Höhe, auf der es, wie einer unserer Recensenten ganz richtig bemerkt hat, „seit Mozart's Tode mit Beethoven's „Fidelio" einzig dasteht." Wollte ich Ihnen auch nur die bedeutendsten und vollendetsten Stücke der Oper hervorheben, so würde ich eine Analyse des ganzen Werkes schreiben müssen, deren ich mich enthalten soll; im Allgemeinen ernteten den rauschendsten Beyfall gleich das erste Lied des komischen Bauern (g-dur) mit einem ganz neu behandelten Mädchenchore, alle Jägerchöre des Stückes, ein wildes, schön gemahltes Lied der Freyschützen (h-moll), den Hr. Blume sehr brav spielt und singt, die lyrische, ganz vortrefflich gemahlte große Scene der Agathe, von Mad. Seidler, wie die ganze Rolle, mit gewohnter Meisterschaft gesungen, derselben süße und elegische Kavatine (Es-dur) im dritten Akte; das unübertreffliche, einfache und ungemein geniale Volkslied: „wir winden dir den Jungfernkranz" und der Schluß der Oper. Genug vom Einzelnen Sie werden das Ganze ohne Zweifel bald hören, und Ihre Leser sollen hoffentlich ihrem Berliner Korrespondenten noch danken, daß er sie schon vorläufig auf einen großen Genuß aufmerksam gemacht hat.

Weber gab am letzten Montage auch, vielen Menschen sich fügend, ein Konzert, und wir hatten mit Jahren nun auch wieder einmahl Gelegenheit, den vollendeten Pianisten in ihm zu bewundern. Er spielte mit der Elasticität des Anschlages, der perlenrunden Geliufigkeit, und dem originellen Geiste, die wir an ihm gewohnt waren, eine schwierige Konzertscene von eigner Komposition, ein Rondo brillante, in welchen beyden Stücken er sich denselben rauschenden, warmen und wahrhaft südlichen Beyfall gewann, den er den Zuhörern mit seiner Oper entlockt hatte, und endlich Variationen auf ein norwegisches Lied mit dem wunderlich merkwürdigen Violinisten Alex. Boucher, der immer noch bey uns ist, und immer wieder, wenn er auftritt, den Saal füllt, die Leute erst unterhält, dann ergetzt, und damit endet, sie hinzureißen. Wie dieser höchst interessante und bizarre Mensch denn einmahl immer seinen eigenthümlichen Weg geht, so machte er sich auch den Spaß, in einer Fermate den begleitenden Kapellmeister Weber um einen Augenblick Pause zu einer Kadenz zu ersuchen, und nun gab er in dieser improvisirt eine wahre Perlenschnur von Thematen aus dem „Freyschütz," die er, wie alle Musikfreunde, im Kopfe behalten hatte, und nun als originelles, artiges Zeichen seiner Aufmerksamkeit und Verehrung dem Komponisten auf diese geistreiche Art zurückgab; das Publikum erkannte die Originalität, wie die Artigkeit, und die Meisterschaft der unvorbereiteten Ausführung mit lebhaftem Applaus an.

Einen andren musikalischen Genuß both uns derselbe Mann unlängst, indem er auf wiederhohlte, öffentliche Aufforderungen mit unserm Violinisten Möser ein Konzert gab. Zwey so originelle Instrumentalkünstler gegen einander über und in einem Doppelkonzerte von Riotti (F-dur) um den Preis ringen zu sehen, war ein seltnes, köstliches Schauspiel. Mit aller Verehrung für Mösers Talente müssen wir für unsern Theil doch gestehen, daß er dießmahl weit hinter Boucher zurückblieb, denn Boucher wäre der erste Violinspieler in der Welt, wenn er es über sich gewinnen könnte, mehr Ruhe und Ordnung in sein Spiel zu bringen, und seinen Feuergeist mehr zu zügeln. Aber noch, wie er nun einmahl dasteht, donnert er mit seinem Bogen die Hälfte der berühmten Meister in den Abgrund!! Nach vier ganz gefüllten Konzerten, erwarten wir noch eines, das der beliebte Künstler mit seiner Gattinn, einer vortrefflichen, geschmackvoll gebildeten Harfenistinn, in diesen Tagen geben wird.

Über die neueste Theaterneuigkeit, ich meine die vorgestern mit Beyfall zum ersten Mahle aufgeführte Tragödie: Das Bild, vom Freyherrn von Houwald, wird Ihnen Ihr zweyter Berliner Korrespondent mehr erzählen.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 18. d. zum ersten Mahl: Die seltsame Lotterie. Lustspiel in einem Aufzuge, nach Duval, von J. F. Castelli.

Ein leichtsinniger, aber äußerst gutmüthiger junger Mann (Albert Dorn), der sein ganzes Vermögen durchgebracht, kommt auf den Einfall, sich selbst auszuspielen. Sogleich senden mehrere Frauen nach Loosen, das Stück zu tausend Gulden. Marnold, Alberts Oheim, hält sich mit seiner Tochter Julie, einer jungen Witwe, die dem Neffen zur Gattinn bestimmt war, als Verwalter unerkannt in dessen Hause auf, um den Leichtsinnigen zu beobachten. Zum Glück entdeckt er lauter gute Eigenschaften an ihm, und als Albert endlich gerührt von dem vermeintlichen Unglück seines Oheim, das letzte, von seinem Vater übrig gebliebene Kleinod hergibt, um jenen dadurch zu retten, als er zugleich die Hand einer vornehmen Engländerinn, die gegen bares Geld alle Loose nimmt, ausschlägt, um der Neigung seines Herzens für Julie zu folgen — sie war es selbst, die ihn verkleidet auf die harte Probe stellte — da öffnet ihr der reiche Onkel seine Arme und vereinigt beyde Liebenden.

Ein abentheuerlicher Einfall, der eben so abentheuerlich ausgeführt ist, aber die Idee frappirt und gibt zu einer Menge feinkomischer Züge Anlaß, die mit Leichtigkeit und einer besondern Geschicklichkeit benutzt worden sind. Dessen ungeachtet, und wiewohl der Anfang einen sehr humoristischen Anstrich hat, nimmt die Handlung nach und nach den Charakter eines Rührspiels an, das sich etwas breit und gemächlich dem Ziele nahert. Aber der Charakter des jungen Leichtsinnigen ist ungemein anziehend, und das gutmüthige Vertrauen des alten Dieners Severin erweckt um so mehr Theilnahme, je seltner unerschütterliches Vertrauen gefunden wird. Bey rascher Durchführung muß das Stückchen immer ansprechen, wie es hier geschah, obgleich noch hin und wieder Manches fehlte. Hr. Demmer gab dem Leichtsinnigen eine sehr einnehmende Miene. Um ihn noch etwas pikanter zu machen, weil die gar zu weichherzige Gutmüthigkeit doch zu stark mit dem grenzenlosen Leichtsinn kontrastirt, muß noch ein wenig Ton der feinen Welt hinzukommen. Mlle. Demmer machte ihre Scene als englandische Dame interessant; in die deutsche Witwe, die sich auf jeden Fall von einem verliebten jungen Mädchen unterscheiden muß, konnte sie sich nicht recht finden. Ein sehr befriedigendes Abbild von dem alten treuherzigen Diener gab Hr. Hennig.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Aristolochia trilobata. Dreylappige Osterluzey. Aus Jamaika.
Leea crispa. Krause Leea. Vom Kap.
Magnolia grandiflora. Großblüthige Magnolie. Aus Carolina.
Phyllanthus Arbuscula. Baumartige Blattblume. Aus Jamaika.
Renealmia nutans. Überhängende Renealmie. Aus China.
Spigelia marilandica. Marilandische Spigelie. Aus Virginien.
Samulus littoralis. Aus Neuholland.
Talinum Anacampseros. Nabelkrautartiges Talinum. Vom Kap.

Modenbild XXX.

Perkalkleid mit Schafwolle gestickt; die Binde von Leder; der Überspenzer von Battist. Das Bonnet von Gaze mit Rosen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Se. del.

Fr. Seiber. sc.

XXX. Wiener Moden. 89. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 28. July 1821.

90

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k.k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ideal und Wirklichkeit.

Erster Brief.

Gräfinn Isidore von Hohenast an Gräfinn Konstanze von Süssnen.

Wo bist du jetzt, meine geliebte Konstanze? wo wandelst du am Arm deines Geliebten, jetzt deines glücklichen Gemahls? Denkst du auch wohl der fernen Freunde noch? denkst du noch deiner Isidore? derjenigen, die so mit ganzer Seele an dir hängt, und sich nichts Lieberes, nichts Liebenswertheres auf Erden denken kann, als dich. — Ach seit ich dich vermisse, komme ich mir noch weit einsamer und verlaßner in der großen Residenzstadt vor; noch nüchterner und schaler dünkt mir das Leben hier! So lange du noch hier warst, konnt' ich den Zwang und die drückende Langeweile der großen Gesellschaften noch eher tragen; ich hatte dich doch vor Augen! ich hörte den Ton deiner Stimme; und ein einziger deiner beseelten Blicke gab mir wieder Muth, die unerträglichsten Gespräche auszudauern. Du gabst mir auch nicht immer Recht, du schaltest oft über meinen allzugroßen Hang zur Schwärmerey; allein im Grunde, ich weiß es nur zu gut — hast du doch eben das innige Gefühl für alles Edle und Schöne, das mich selbst begeistert!

Freylich ist deine Erziehung sehr von der meinigen verschieden gewesen, du hast mehr Lebensklugheit, bist früher in die Zirkel der großen Welt eingeführt worden, und hast dich also früher an ihre todte Nichtigkeit gewöhnen lernen; ich hingegen, du weißt, bin bis ins zwölfte Jahr in ländlicher Einsamkeit unter dem Schutze zärtlicher Ältern aufgewachsen, deren einziges geliebtes Kind, deren Augapfel ich war. Sie freuten sich an der nicht gewöhnlichen Richtung, die mein Geist und meine Empfindungen nahmen. Meine Mutter, selbst geübte Tonkünstlerinn, unterrichtete mich frühzeitig in dieser herzberauschenden Kunst, und steigerte dadurch mein Empfindungsvermögen zu einer vielleicht gefährlichen Höhe. Mein Vater, der die Wissenschaften leidenschaftlich liebte, freute sich innig an meiner Empfänglichkeit dafür, und

an dem Feuer, womit ich seine Vorliebe für die italienische Literatur theilte. Bald waren der zartsinnige Petrarka und alle die andern lieblichen Dichter, welche Zartheit der Empfindung, und zauberisches Spiel der Phantasie in ihrer himmelvollen, melodienreichen Sprache ausdrücken, meine beständigen Gesellschafter; sie blieben diese auch; sie allein! denn meine liebenden zärtlichen Ältern entriß mir fast zu gleicher Zeit der Tod, ehe ich noch die Grenze der Kindheit verlassen hatte.

Mein guter Oheim, der Minister, der einzige Bruder meines Vaters, nahm mich zu sich an Kindesstelle, da er selbst keine Kinder hatte, und undankbar müßte ich seyn, wenn ich nicht eingestünde, daß ich von ihm und seiner würdigen Gemahlinn stets älterliche Vorsorge erfahren habe; die besten Lehrer wurden mir gehalten in allen Wissenschaften, die zu einer vorzüglichen Erziehung gehören. Meine Wohnung, meine Kleidung waren immer so, wie sie das Kind vom Hause so angesehener und begüterter Ältern erwarten kann; wie hätte ich, eine Waise, ohne Vorzüge, ohne Vermögen, nicht alle meine Erwartungen übertroffen finden sollen? — Und dennoch! — o Konstanze, wer begreift das menschliche Herz? Dennoch komm' ich mir einsam und unverstanden, selbst unter dem Schutze so wohlthätiger Verwandten, vor. Freylich mein guter Oheim lebt ganz den Geschäften des Staates und behält keine Zeit zum Gespräch mit einem armen noch halb kindlichen Wesen. Wenn er nicht im Kollegio ist, arbeitet er unablässig in seinem Kabinette. Die Tante aber, sie ist schon durch ihren Rang gezwungen, den Gesetzen der Konvenienz zu leben und sich den großen Gesellschaften hinzugeben. Ich sehe sie fast nie allein, und dann — ich gestehe es dir aufrichtig — kann ich auch nie das volle Vertrauen zu ihr fassen, wie zu dir; schon der Unterschied der Jahre hält mich davon zurück, aber noch mehr ein Etwas in ihrem Wesen, das mich immer verschüchtert; sie hat etwas so Gehaltenes, sie fühlt sehr fein, allein sie bleibt ihres Gefühls immer mächtig, und ich stehe oft beschämt neben ihr. Ich weiß selbst nicht, was ich davon denken soll. Es gibt Charaktere in der Welt, die man hochachtet, die man bewundert, und zu denen man dennoch kein Zutrauen fassen kann.

So lang du hier warst, fühlte ich diese schmerzliche Leere nicht; allein seit mich dein Scheiden und meine Verlassenheit zuweilen einen Blick auf meine Umgebungen thun ließen, was fand ich? Die Mädchen der großen Stadt scheinen für nichts, als für ihre Eitelkeit, für ihre Vergnügungen Sinn zu haben, doch weiß man wenigstens bey ihnen sogleich, woran man ist, denn sie tragen ihren Leichtsinn gleichsam zur Schau. Sie haben keine Ursache sich gegen mich zu verstellen. Diejenigen Männer hingegen, die mir zu gefallen suchen, wissen eine Zeitlang den Schein des feinen Gefühls, des Enthusiasmus selbst anzunehmen, und ich erwache nachher desto schmerzlicher aus meinem angenehmen Traume.

Gott! was müssen die Männer für Engel seyn! dacht' ich sonst oft bey mir selbst, wenn ich mich in unsrer ländlichen Einsamkeit in die idealische Welt der herrlichen Dichter verlor. Hat nicht der zarte, über alle Sinnlichkeit erhabne Petrarka selbst geliebt? und Tasso, der liebenswürdige, unglückliche Tasso, hat nicht bloß seine Geliebte so hinreißend geschildert, er selbst hat durch seinen frühen Tod bewiesen, daß auch im wirklichen Leben

Beyspiele einer edlen und tiefen Leidenschaft nichts Unmögliches sind? — Ich kannte damahls keine Männer, und mein vortrefflicher Vater konnte nur meine gute Meinung von seinem Geschlecht bestätigen.

Wie ward es mir, als ich in die große Welt eintrat, mit meinen Götterbildern in der Brust! und nun Männer sich mir darstellten, mir von Freundschaft, von Liebe zu sprechen wagten, die so ganz das Gegentheil von dem waren, was sich meine gehobne Phantasie als schön und trefflich ausgemahlt hatte! Urtheile, ob ich im Stande war, einen Menschen, wie den Kammerherrn zu lieben, und den Antrag seiner Hand, worüber du mich fragst, anzunehmen?

Welche Verweichligung gegen sich selbst! und welcher Mangel des Gefühls für Eindrücke der Seele! Nur wenige Züge könnten dir ihn hinreichend schildern. Letzthin war er mit mir und der Tante im Schauspiel; Goethe's Klavigo wurde gegeben. Im tiefsten Innersten war ich durch das herrliche Stück erschüttert; meine Brust hob sich gewaltsam, von wunderbar beängstigenden Ahnungen bestürmt; auch meine gute Tante war sehr bewegt, und unter allen Zuschauern drückte sich, als der Vorhang fiel, die Macht der Dichtung durch ein langes gerührtes Schweigen aus; nur der Kammerherr unterbrach mich in meiner wehmüthigen Bewegung, indem er mit dem gleichgültigsten Gesichte von der Welt helllaut zu mir sagte: „Isidore, finden Sie nicht die Limonade unter aller Kritik hier?" Er setzte dabey die früher von uns geleerten Gläser bey Seite.

Einige Tage darauf waren wir zusammen nach dem Schwarzenfeldischen Park gefahren. Wir standen dem Denkmahl von schwarzem Marmor gegenüber, das die Besitzer ihrer kürzlich verstorbenen, einzigen Tochter hatten errichten lassen; wir dachten gerührt des Jammers der Ältern über den frühzeitigen Tod des liebenswürdigen Mädchens. Die Abgeschiedenheit des kleinen felsumschlossenen Thals, die Gruppe finsterer Tannen, die das Denkmahl beschatteten; alles stimmte zu dem Ganzen, und der traurig rauschende Bach, der daran hinfloß, schien unsere Empfindungen zu begleiten. Da fing mit einem Mahl der Kammerherr ganz laut zu dem Gärtnerburschen an, der uns herumführte: „Werden hier im Bache gute Forellen gefangen?"

Nein, nicht wahr liebe Konstanze, du verdenkst mir es nicht, daß ich ihn abgewiesen habe? Man rühmte mir unter andern Vorzügen auch seine Jugend als eine liebenswerthe Eigenschaft an, allein desto schlimmer, wenn ein Mann, der die dreyßig noch nicht erreicht hat, schon so abgestumpft für edle Empfindungen ist, wie will er es in den Fünfzigen seyn?

Leider fürcht' ich nur, daß ihm die mehrsten Männer meiner Bekanntschaft mehr oder minder ähnlich sind; und so hab' ich die Hoffnung gänzlich aufgegeben, in diesem Kreise wenigstens ein mir verwandtes, harmonisches Herz zu finden. —

Einige Tage später.

Eben, meine liebste Konstanze, biethet sich mir doch auch ein frohes Ereigniß in meinem Leben dir mitzutheilen dar, nachdem ich dir einen Brief voll von nichts als Klagen geschrieben habe. Denke dir, meine Theure, der Oheim hat das schöne Gut der A * * * Familie, das romantische Greifenstein gekauft! Du erinnerst dich doch noch an das schöne Schloß, nicht weit

abwärts von der Straße nach N., das dir so gefiel, als wir einmahl da vorüber fuhren; das römische Dach; die Blumen-Terrassen, die sich eine Strecke längst des Weges hinziehen, und ihre blühenden Ranken und Zweige über das eiserne Geländer blicken lassen! siehst du meine Geliebte, dort werd' ich künftig wohnen! In diesem Eldorado wird mir die Glückseligkeit meiner früheren Jahre zurückkehren; ich bin außer mir vor Freude!

Was dieses glückliche Ereigniß herbeygeführt hat? Der Arzt fand das unablässige Sitzen höchst nachtheilig für die Gesundheit des guten Onkels, und machte es ihm streng zur Pflicht, den Sommer auf dem Lande zuzubringen. Da Greifenstein nur zwey Stunden von der Hauptstadt entfernt ist, so kann der pflichteifrige Staatsmann alle Morgen ins Kollegium nach der Stadt, und des Abends wieder herausfahren, und hat auf diese Weise unumgänglich die Bewegung in der Luft, die ihm der Arzt verordnet. Auch die Tante will eine Frühlings-Kur in der ländlichen Ruhe von Greifenstein brauchen. — Und ich, mein Herz wird wohl die heilendste Frühlings-Kur in dieser glückseligen Abgeschiedenheit finden. Auf den Winter ziehen wir freylich wieder nach der Stadt, allein bis dahin ist es noch lang! und ich habe doch einen recht überraschenden Beweis erhalten, wie schnell uns der Himmel in trüben Tagen den Sonnenstrahl der Freude senden kann. Lebe wohl!

Deine Isidore.

Zweyter Brief.

Konstanze an Isidore.

Dich selbst glaubte ich vor mir zu sehen, als ich deinen Brief las, meine geliebte Isidore! Sollt' ich mich nicht freuen der schönen Liebe, die so wahr und warm aus deinem Briefe für mich spricht? Auch an der warmen Fülle deiner Gefühle und Ideen freuete ich mich; nur — theure, liebe Isidore, fürcht' ich, daß du des schönen Feuers zu viel hast. Zu schwärmerisch, zu einseitig umfassest du deine einmahl ergriffenen Meinungen, — und ich kann mich zuweilen der traurigen Ahnungen nicht erwehren, die mich wegen deines künftigen Schicksals überfallen. Liebes, unschuldiges Mädchen! dein Herz ist zu gut, um ohne Tugend glücklich zu seyn, und gleichwohl zu befangen, um den vereinten Pfad der Tugend und des Glückes einzuschlagen. Ich finde mit Trauer, daß du dich seit unserer Trennung, seit du dich allein glaubst, auf's neue jener gefährlichen Stimmung hingibst, die ich immer mit aller Macht der Freundschaft zu bekämpfen strebte, ohne daß du mich deßhalb je für kalt gehalten hast. Du fühlst dich unglücklich in dem Kreise des geselligen Lebens, und nach einer unangenehmen Erfahrung beurtheilst du gleich alle Übrigen deiner Bekanntschaft, statt daß du die Himmelsgabe Phantasie, die dir so reich zu Theil ward, dazu anwenden solltest, die Wirklichkeit dir zu verschönern und allen Gegenständen die vortheilhafteste Seite abzugewinnen. Erinnere dich der Stelle aus einem unserer Dichter, welche dir immer so sehr gefiel, wo er über die Phantasie sagt:

Gekrümmet schleicht ihr schon am Wanderstabe
Und klagt des Lebens sinkenden Ruin?
Ha statt zu klagen, nützt die gute Gabe,
Die euch zur Gunst ein milder Gott verliehn!
Den Talisman, durch den auf schnellern Flügeln,
Als Schall und Licht, die Seele rückwärts eilt; — — ꝛc.

Daß du den Antrag des Kammerherrn nicht angenommen hast, wird dir niemand verdenken, wer deinen Werth nur irgend kennt. Welch ein Gefährte für meine Isidore! Allein, daß auch der edle Dalstirn nicht glücklicher bey dir gewesen ist, wie du in deinem vorletzten Briefe mir schreibst, dieß, Liebe, wird mir wirklich schwer, dir zu verzeihen! O wäre ich damahls noch bey dir gewesen! du hättest dann wenigstens nicht so übereilt ein Gut von dir weisen dürfen, dessen seltene Trefflichkeit ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Weil der Charakter dieses ausgezeichneten Mannes mehr ernst ist, so wie sein Äußeres, das man selbst zuweilen düster genannt hat; weil er sein inniges Gefühl für alles Große und Schöne mehr in seinem tiefen Innern birgt und dir nicht mit überspannten Ausdrücken darüber hat schmeicheln können: so ist dein Herz für ihn verschlossen geblieben, und du hast nicht bedacht, daß eine Seele wie die seine, sich mehr in Handlungen, als in Worten ausspricht.

Grausam würde es von mir seyn, dir dieß zu sagen, theure Isidore, ständest du schon an dem Scheidewege des jugendlichen Alters, und läge das Leben schon verblüht und hoffnungsleer hinter dir. Allein du stehst an seinem Eingang, und wenn ich auch nicht hoffen kann, daß ein so zartes Verhältniß, einmahl gewaltsam getrennt, so leicht wieder angeknüpft werden könnte, so steht dir, der täglich noch lieblicher Erblühenden, doch noch manch ähnliches Ereigniß bevor, und daß du dann vorsichtiger prüfst, nur das wollte die Warnung treuer Freundschaft bewirken.

Mit Recht behauptet der dich betreffende Theil meines Briefs den Vorrang über das, was ich dir von meiner letzten Vergangenheit zu sagen habe.

Wir sind nun auf dem Gute meines Mannes angekommen, und längst hätte ich dir das Nähere darüber mitgetheilt, wenn mich nicht anfänglich meine durch die Beschwerlichkeiten der Reise erschütterte Gesundheit, und später die Geschäfte unserer Einrichtung am Schreiben gehindert hätten. Denn daß die Innigkeit und Wärme meiner Freundschaft für dich nicht durch die Liebe verloren hat, meine gute, geliebte Isidore, darüber bedarf es wohl keiner Versicherung. Wie oft hab ich dich an meine Seite gewünscht! alle die schönen Tage mit dir zu theilen gewünscht, die ich bisher verlebte; vorzüglich in der unvergeßlichen Stunde, wo ich zum ersten Mahl den Ort erblickte, an dem das Leben meines zweyten schöneren Selbst begann, und das Ehrwürdigste, was es für ein liebendes Weib geben kann, die Ältern meines Geliebten.

Das Schloß mit seinen grauen Thürmen, mit seinen altritterlichen Zugbrücken, liegt in einem blühenden Thale, durch das der Strom sich schlingt. Die Sonne stand nah an der Mittagshöhe, als wir den Berg hereinfuhren; sie beleuchtete blendend die Mauern des Schlosses und die dahinter liegenden Felsenwände, und ruhte auf der sanftwogenden Blüthenfülle des Thals. Es war eben der erste Pfingsttag; die Landleute hatten alles mit Mayen geschmückt, und kamen uns mit einer ländlichen Musik entgegen, denn sie hängen mit großer Liebe an meinem Gemahl. Unter dem gothischen Portal des Schlosses aber empfingen uns die beyden ehrwürdigen Alten, der Vater und die Mutter meines Joseph. Der Vater ganz die idealische Gestalt eines greisen Helden; offne, biedere Treue, muthige Festigkeit, machen den Hauptausdruck seines noch immer schönen Gesichtes aus, und ein unbeschreiblicher Zug von Güte spricht aus seinem wohlwollenden Lächeln. Wie werd' ich ihn lieben! und doppelt zärtlich, da mein Joseph ganz sein Ebenbild ist.

Die Mutter meines Mannes ist von ernsterm und etwas kränklichen Ansehen; sie empfing mich minder gütig als der Vater, du weißt, sie ist lang der Neigung ihres Sohnes für mich entgegen gewesen; es ist oft die Schwäche selbst achtungswerther Mütter, daß sie die Vorzüge ihrer Söhne selten durch die Verbindung irgend eines Mädchens würdig genug belohnt finden, und ich, wie sollte ich mich darüber beklagen, da ich das Herz des trefflichsten der Männer durch weit größere Vorzüge verdienen sollte, als ich habe? Thränen stürzten aus meinen Augen, als ich ihre Hand an die Lippen drückte; sie schien gerührt; o gewiß, meine Liebe, meine kindliche Ergebenheit wird mir auch ihr Herz gewinnen! Möchte auch dir, geliebte Isidore, bald ein ähnliches Glück der Häuslichkeit zu Theil werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater am 18. July zum ersten Mahl: Lodoiska. Pantomimisches Ballet in drey Aufzügen von Hrn. Taglioni, Balletmeister der k. k. Hoftheater.

Wenn ein Balletmeister sich der poetischen Schöpfung des Stoffes begibt, und ein bekanntes Drama zur pantomimischen Behandlung wählt, entsagt er einem der schönsten Künstlerrechte; dem Recht des Erschaffens, des Verwirklichens einer ihm heiligen Idee; er entsagt aber auch in Bezug auf das Publikum einem Vortheil: dem Reiz der Neuheit, der Erwartung, wie der Knoten geschlungen, wie er sich entwirren wird. Zur Wahl eines bekannten dramatischen Stoffes wird der Balletmeister gewöhnlich entweder dadurch bestimmt, daß er hofft, durch den glänzenden Nahmen einer Tragödie oder selbst die Unwahrscheinlichkeit, den gewählten Stoff mit Erfolg zu behandeln, das Haus zu füllen; oder das Werk hat ihn wirklich ergriffen, und nun folgt er Scene für Scene der Erfindung seines Vorgängers, nicht beachtend, daß die Macht des Wortes, oder der Zauber des Gesangs, weder durch den Tanz noch durch den mimischen Ausdruck allein überbothen werden kann. Ref. erinnert sich eines Ballets, in welchem die Verblendung des Balletmeisters so weit stieg, daß er Hamlet's „Seyn oder nicht Seyn" tanzen ließ!! Der Balletmeister, der ein bekanntes Drama wählt, hat also einen härteren Stand, als es auf den ersten Augenblick scheint, er muß, will er den Beyfall des Publikums erringen, und den Forderungen einer unpartheyischen und gründlichen Kritik entsprechen, seinen Stoff ganz umarbeiten, er muß seine mahlerische Seite heraus wenden, er muß eine folgerechte Reihe von Tableaux herbey führen. Die neue kunstgemäße Behandlung des alten Stoffes ist seine Aufgabe.

Um zu beurtheilen, ob und wie? Hr. Taglioni diese Aufgabe gelöst, ist die gedrängte Erzählung des Ganges des Ballets nothwendig:

Erste Abtheilung. Durlinski (Hr. Reyperger d. ält.) gibt ein ländliches Fest. Während dessen erscheint Pulavski (Hr. Aichinger, Vater), um seine Tochter Lodoiska (Mad. Rozier) in Durlinski's Schloß den Blicken ihres Geliebten, dem Er, Pulavski, sie nicht zur Gattinn geben will, zu verbergen. Durlinski gelobt sie zu bewachen, ihre Schönheit erweckt in ihm heftige Liebe, und es erfüllt ihn mit Freude, daß Pulavski seine Einladung in's Schloß nicht annimmt, sondern sogleich abzureisen beschließt. Er nimmt rührenden Abschied von seiner Tochter und geht ab, indeß Durlinski Lodoiska triumphirend in's Schloß führt. Das ländliche Fest währt fort. Tartaren, die schon einige Mahle spähend im Hintergrund sichtbar geworden, brechen plötzlich hervor und vertreiben die Bauern. Valbel, Aufseher der Güter Durlinski's, wird gefangen, die Tartaren ergetzen sich an seiner Furcht. Ihr Befehlshaber Tizikan (Herr Destefani) tritt auf. Er gibt Valbel frey. Zwey Kundschafter zeigen ihm den Weg an, den Pulavski mit seinem reichen Gefolge gezogen; er ordnet einige der Seinen zu Pulavski's Verfolgung ab, den Übrigen kündet er an, daß Durlinski's Schloß die nächste Nacht gestürmt werden soll; wilde Freude bemächtigt sich der Tartaren, tartarische Mädchen bringen Erfrischungen; während sich diese einem charakteristischen Tanz

hingeben, trifft Tizikan alle Anstalten zum Sturm. Wachen werden ausgestellt, die übrigen entfernen sich, Tizikan geht mit zwey Tartaren die Runde zu machen. Von der entgegengesetzten Seite tritt gleich nachher Lovinski (Hr. Taglioni) und sein Freund Boleslas (Hr. Rozier) auf. Lovinski ist betrübt, daß er Lodoiska fruchtlos sucht, Boleslas tröstet ihn, erblickt Durlinski's Schloß und geht, um Kunde einzuziehen. Lovinski setzt sich auf eine Bank, die Beschwerden der Reise überwältigen ihn, er schlummert ein. Zwey Tartaren kommen, entdecken ihn, und beschließen seinen Tod. Indeß sie sich ihm behutsam nähern, kehrt Boleslas zurück, zieht den Säbel, verwundet den einen Tartaren und verfolgt den andern in's Gebirge; Lovinski erwacht über dem Tumult. Sofort erscheinen pohlnische Mädchen, von Tizikan und zwey Tartaren gejagt, Lovinski nimmt sie in Schutz, weiset Tizikans Aufforderung, sich zu ergeben, zurück, der Kampf beginnt; Boleslas kömmt dazu, greift die Tartaren an, der eine entflieht, um Hülfe zu bringen, der andere wird von Boleslas, Tizikan von Lovinski besiegt. Die Überwundenen flehen um ihr Leben, Boleslas will sie tödten, Lovinski richtet sie auf und schenkt ihnen Freyheit und Leben; nun strömen die Tartaren von allen Seiten herbey, Tizikan erzählt das Geschehene, und er und die Seinen geloben Lovinski Treue und Freundschaft bis in den Tod. Tizikan und die Seinen ziehen sich in das Gebirge. Die geretteten Mädchen bereden Lovinski und Boleslas, die schon einbrechende Nacht im Schloß zuzubringen; Boleslas fordert und erhält Einlaß, Durlinski erscheint selbst, die Mädchen stellen die Fremden als ihre Retter dar, Boleslas gibt sich und seinen Freund für reisende Krieger aus. Durlinski schöpft Verdacht, läßt sie aber doch in das Schloß, nachdem sie zuvor ihre Waffen abgegeben, auch die Mädchen werden im Schloß beherbergt.

Zweyte Abtheilung. Lodoiska klagt ihrer Vertrauten Lysinska (Dlle. Neuwirth) ihren Schmerz, von Lovinski getrennt zu seyn. Diese, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, tritt an's Fenster und erblickt Lovinski und Boleslas, sie richtet Lodoiska's Gemüth durch diese Nachricht wieder auf. Nun wird ein Spiegel gebracht, Lodoiska schmückt sich, ist aber mit der Nachricht beschäftigt, die ihr Lysinska mitgetheilt; Durlinski hohlt sie zu einem Fest ab, das er ihr zu Ehren veranstaltet. Während sie noch einmahl an den Spiegel tritt, um ihre Handschuhe zu hohlen, die sie in der Zerstreuung vergessen, erscheint der hinter demselben verborgene Boleslas, sie auf Lovinski's Gegenwart vorbereitend. Alles geht ab. Das Fest beginnt. Durlinski's Argwohn wächst, indem er Lovinski beobachtet. Lodoiska tanzt mit dem Fremden (Lovinski), während dessen stellt er ihr ein Briefchen zu, sie liest es, beyde verabreden eine Zusammenkunft um Mitternacht. Das Fest wird immer rauschender, eine glänzende Polonaise schließt es.

Dritte Abtheilung. Lodoiska in ihrem Zimmer. Sie erwartet Lovinski. Durlinski erscheint, entfernt Lysinka und erklärt ihr (Lodoiska) stürmisch seine Liebe, sie weist ihn ab, er wird leidenschaftlicher, Lodoiska sucht ihm zu entfliehen und verliert ein Portrait. Durlinski hebt es auf, und erkennt Lovinski. Die Furie der Eifersucht erfaßt ihn, er stürzt ab, um ihn fesseln zu lassen. Jetzt schlägt es Mitternacht, der Wechsel der auf Lodoiska einstürmenden Gefühle überwältigt sie, während des Zählens sinkt sie ohnmächtig zusammen. So finden sie Lovinski, Boleslas, Lysinska. Lodoiska erhohlt sich und erzählt das Vorgefallene. Sie sinnen auf Rettung, aber Durlinski naht mit Wachen und fängt sie, da schmettern Trompeten, die Tartaren stürmen das Schloß. Durlinski biethet Lodoiska die Freyheit ihrer Freunde an, wenn sie ihm ihre Hand reicht. Sie weigert sich. Durlinski befiehlt seinem Vertrauten Rodoski (Hr. Pitrò), die beyden Fremden in den Kerker zu führen, er öffnet eine verborgene Fallthüre und führt Lodoiska in ein unterirdisches Gewölbe. Indessen hat Rodoski, der sein Mißfallen an Durlinski's Beginnen wiederhohlt zu erkennen gegeben, die beyden seiner Hut übergebenen Fremden freygelassen und sie bewaffnet. Sie finden und erbrechen ein Gitter des unterirdischen Gewölbes, Durlinski bemerkt es und hohlt Soldaten. Eben als Lovinski mit Lodoiska entfliehen will, kömmt Durlinski mit mehreren Kriegern die Wendeltreppe herab, der Kampf beginnt, Durlinski erfaßt Lodoiska und schreckt ihren Geliebten und Boleslas von der Verfolgung zurück, indem er ihr den Dolch an die Brust hält. Nun stürzen Rodoski, Tizikan und der in seine Hände gerathene Pulavski

herbey, die Kerkerwand bricht ein, man sieht das ganze Schloß in Flammen, Durlinski wird entwaffnet, als er eben Lodoiska tödten will. Sie wird mit Lovinski vereinigt.

Das Gesagte erweist hinlänglich, daß Hrn. Taglioni's Ballet mit der Oper gleiches Nahmens nichts gemein hat, den Kern der Fabel abgerechnet, den beyde, Hr. Taglioni und der Operndichter, einem französischen Roman entlehnten. Die einzige Scene des Kampfes Lovinski's mit Tizikan kömmt in der Oper und im Ballete vor. Sie ist aber unseres Bedünkens im Ballet interessanter eingeführt. Lovinski ficht nicht für sein Leben, sondern für die Vertheidigung wehrloser Mädchen; er wird dadurch in den Augen der Zuseher höher gestellt. Die Scenen folgen sich natürlich, die einzige Spiegelscene scheint uns nicht klar, vielleicht entbehrlich; die Tänze sind ungezwungen eingewebt, und greifen in die Handlung mit ein (im Anfang, dann der Tanz der Tartaren, endlich beym Fest am Schluß der zweyten Abtheilung). Die Handlung ist klar gehalten und durchgeführt, die mimische Exposition richtig berechnet. Kurz, dieses Ballet regt die Phantasie der Zuseher auf, nicht die Zuseher durch die Phantasie. Hierdurch und indem wir auf die sorgfältige Weise des Satzes der Pantomime nach dem Taktstriche der Musik und auf die immer lebendige Benützung und Gruppirung des Figurantenkorps aufmerksam machen, glauben wir den charakteristischen Unterschied dieses, der neueren italienischen Tanzkomposition angehörenden Ballets, die Gioja, Salv. Vigano u. a. einführten, von den rein französischen, die wir in letzterer Zeit sahen, angegeben zu haben.

Die Ausführung begann unter den glückverheißendsten Auspicien. Ihre Majestäten beehrten die Vorstellung mit Ihrer Allerhöchsten Gegenwart. Die anhaltenden stürmischen Äußerungen der Freude, zu denen das Publikum durch die Gegenwart ihres angebetheten Herrscherpaares stets hingerissen wird, fand heute, und hier noch einen besondern Grund, denn wem konnte es nicht in den Sinn kommen, daß kaiserliche Munifizenz für das Vergnügen des Publikums sorgt. Es ist uns erfreulich zu sagen, daß dieser Zweck vollkommen erreicht, und von Allen mit lebhaftem Dankgefühl anerkannt worden. Der Enthusiasmus, der sich des Publikums bemächtigt, kam Hrn. Taglioni sehr zu Gunsten. Wir wünschen nicht gemißdeutet zu werden, denn wir erkennen Hrn. Taglioni's Verdienst vollkommen und haben es eben gehörig gewürdigt. Er wurde vier Mahl gerufen. Die Ausführung war gelungen. Hr. Rozier entwickelte alle jene Kraft, die man stets an ihm bewundert, Dlle. Milière tanzte mit der ihr eigenen Leichtigkeit und Grazie. Das Pas-de-deux des Hrn. und Mad. Bretel wurde mit verdientem Beyfall aufgenommen, und Hrn. Aichinger's mimische Leistung beym Abschied von seiner Tochter gehörig gewürdigt. Das Gelungenste aber ist ohne Frage Lovinski's und Lodoiska's Pas-de-deux in der zweyten Abtheilung, nicht sowohl des Tanzes wegen, obgleich auch dieser meisterhaft, sondern der damit verbundenen Handlung wegen, wir meinen das Briefgeben, lesen, und die Verabredung einer mitternächtlichen Zusammenkunft. Das Pas-de-deux ist der praktische Kommentar von dem, was wir früher über den charakteristischen Unterschied dieses und der rein französischen Ballete gesagt. Die Erzählung — man wundre sich nicht über dieß Wort, wir schreiben es mit guter Überlegung her — die Erzählung Lodoiska's von dem, was zwischen ihr und Durlinski vorgefallen (dritte Abtheilung) wurde von Mad. Rozier mit unübertrefflicher Einsicht gegeben. Rauschender Beyfall war die Folge. Überhaupt hat das gerechte Publikum die Leistungen der Mitglieder des Ballets mit verdienter Auszeichnung aufgenommen, und Hr. Taglioni selbst hat es zu erkennen gegeben, wie viel er der Unterstützung eines so glänzenden Künstlervereines danke. Unter den Ensemble-Stücken zeichnen wir vorzugsweise den Tartaren-Tanz in der ersten und die Schluß-Polonaise in der zweyten Abtheilung aus. Einer der überraschendsten Momente des Ballets ist, daß in dem Augenblick, als sich über Durlinski und Lodoiska die Fallthüre schließt, die Scene sich in das unterirdische Gewölbe verwandelt, von dessen Höhe Durlinski und Lodoiska herab schreiten. Überhaupt verdient die Ausführung der neuen Dekorationen alles Lob, dasselbe gilt vom Kostume des Hrn. von Stubenrauch, eben so zweckgemäß als geschmackvoll angeordnet. Die Musik zu den zwey ersten Abtheilungen von Hrn. Umlauf, zur dritten von Hrn. Gyrowetz ist ansprechend. Die Violin-Solos trug Hr. Mayseder mit bekannter Virtuosität vor. —l—

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 31. July 1821.

91

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ideal und Wirklichkeit.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief.

Isidore an Konstanze.

Das Bild deines Glücks, theure Konstanze, erquickt mein Herz, wie der Frühling, der auf unsern lieblichen Fluren liegt, — denn wir wohnen jetzt in dem schönen Greifenstein; — und mein Herz wagt sich in selig bangen Hoffnungen zu heben, daß auch mir ein ähnliches Loos, wie das deine, zu Theil werden könne! O Konstanze! du hast oft das überströmende Feuer getadelt, das mich aus dem Gleise der Wirklichkeit reißt; meine Überzeugung mußte dir Recht geben, nur dir zu folgen ward mir so schwer; o nur jetzt nimm deinen Tadel zurück, der wieder einen Theil deines Briefes erfüllt; nur jetzt nimm ihn zurück, er trübt das Paradies, das mich jetzt umblüht, — und das ein Engel bewachet!

Ich muß mich sammeln, um dir ruhig zu erzählen, dir, der ich ja immer die geheimsten Tiefen meines Herzens enthüllte. Die Grundtöne unsrer Herzen stimmen doch überein, wenn du gleich die kleinen Abweichungen meiner Melodie zuweilen tadelst. So höre denn die aufrichtige Erzählung meiner zuletzt verlebten Zeit.

Die ersten Tage, nachdem wir unser romantisches Schloß bezogen hatten, ergetzte ich mich bloß mit unschuldiger Freude an dem langentbehrten Genuß der freyen Natur. Mit welchem Entzücken erwacht' ich früh, wenn die Sonne durch die grün vergitterten Fenster schien! Ich warf schnell ein leichtes Gewand um mich, und eilte wohl auf ein Stündchen hinaus in die brillantirten Wiesen, bis zum Aufstehn meiner guten Tante, die dann größten Theils die schönsten Stellen der Gegend noch einmahl mit mir besuchte; ihr feiner Sinn für die Schönheiten der Natur machte mir ihre Gesellschaft sehr reizend. Mein lieber Onkel frühstückt

zwar mit uns im Garten; allein auch hier vergißt er die Geschäfte des Staatsmanns fast keinen Augenblick, und ein dickes Aktenstück liegt gewöhnlich neben seiner Tasse; die Rothschimmel stampfen dann immer schon ungeduldig vor dem Gartenthor, eh er sein Frühstück noch geendigt hat; doch wenn ihn der leichte Wagen fortträgt, ist er dann wenigstens genöthigt, die freye Luft und die Reize der Schöpfung zu genießen.

So selten indessen dieser treffliche Mann auch auf die Gegenstände eingeht, die mir vorzüglich interessant und wichtig sind, so ist mir doch in seiner Gegenwart wohl, und ich würde mich recht glücklich in der Gesellschaft meiner lieben Verwandten finden, wenn mir diese nur nicht täglich durch die lästigen Besuche aus der Stadt entzogen würden, die uns leider auch hierher gefolgt sind! Ach liebe Konstanze, du sprichst mir immer von Duldsamkeit gegen andere Menschen, aber mit diesen — wahrhaftig, ich kann mich nicht mit diesen Alltagsseelen vertragen! Ich stehle mich immer aus dem langweiligen Theezirkel hinweg, und schweife durch den Garten auch wohl in die angrenzenden Wiesen hinaus.

Schon einige Abende hinter einander hatt' ich bey solchen Streifereyen einen Unbekannten begegnet, dessen ganzes Wesen einen auffallenden Anstrich von Schwermuth trug; in dunkler Kleidung, mit verschränkten Armen und tief gesenktem Haupte ging er auf einem abgelegenen Fußpfade vor sich hin. Ich hatte seiner zwar gegen die Tante erwähnt; allein da die Landstraße hier vorüberführt, und in dem benachbarten Dorfe oft Fremde übernachten, so fand sie nichts Auffallendes dabey. Mich aber zog die interessante Erscheinung um so mehr an; denn etwas Ungewöhnliches liegt schon in seiner feinen und ebenmäßigen Gestalt, etwas — Vornehmes möcht' ich sagen, in seinem Gange, in jeder seiner Bewegungen. Und ein wunderbares Schicksal mußte ihn immer auf meine Wege leiten, ungeachtet er mich gar nicht zu bemerken schien, weßhalb ich auch sein Gesicht nicht beobachten konnte, das er immer düster zur Erde senkte. Nur einmahl schien er doch durch meine, auch noch so schüchtern vorübereilenden Tritte aufmerksam zu werden, er hob das Haupt empor und sah mich an, und ich ward überrascht durch die regelmäßige Schönheit eines Gesichts, das durch einen ungewöhnlichen Ausdruck von Geist und Feuer noch anziehender wurde, ob sich gleich ein düstrer Schatten von Trübsinn, ja beynah ein Zug von Bitterkeit darauf mahlt. — Wie mag die Welt auch dieses ausgezeichnete Wesen gemißhandelt und in sich zurückgedrängt haben! dacht' ich in meinem Innern. Sein Flammenauge, das bisher durch den Gram erloschen war, schien bey meinem Anblick wieder freudig aufzublitzen, und ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen auf mir. Er grüßte mich mit der Feinheit, die höhern Ständen eigen ist, und ging langsam vorüber.

In mir aber blieb tief sein bezauberndes Bild zurück, und so viel Mühe ich mir gab, ruhig zu seyn, erfüllte es mich doch mit einer bis dahin noch nie gekannten lieblichen Unruhe. Wie ward mir aber, als ich spät am Abend in meinem einsamen Zimmer noch mit seinem Andenken beschäftigt war, umsonst den Schlaf erwartend, und bald mir ein kleines Geschäft im Zimmer machend, bald aus dem Fenster in die mondhelle Gegend hinaus blickend, wo eben jetzt das Dörfchen, in welchem ich die Nachtherberge des Fremden glaubte, in hervorspringender Beleuchtung lag, — als nun mit einmahl die

einsame Wiese herüber, — wie es schien aus dem Wäldchen das sich zur Seite des Dorfes erhob, — die Töne einer Flöte drangen, so wunderherrlich, wie ich mich nicht entsinne, noch je gehört zu haben, ob ich gleich, wie du weißt, oft Gelegenheit hatte, in der Residenz die größten Tonkünstler zu hören. Kunst und Natur schienen sich hier zu vereinen, und deutlich erkannte ich mit Entzücken italienische Manier in dem Spiele.

Spät als die Töne nach und nach verklungen waren, schlief ich unter lieblichen Träumen ein. Daß aber den ganzen folgenden Tag der zauberische Tonkünstler mein herrschender Gedanke war, wirst du mir glauben, und ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß er ein und derselbe mit dem geheimnißvollen Fremden sey. Die Liebe scheint mit einer wunderbaren Vorhersagungsgabe ausgestattet, und diese trog mich auch nicht; allein wie mußt' ich mich davon überzeugen!

Der Tag ward mir peinlich lang bis zu der Abendstunde, wo ich hoffen konnte, ihn wieder zu sehen; ich eilte den Weg einzuschlagen, wo ich ihm zu begegnen pflegte, allein heut kam er nicht. Mir selbst nicht klar bewußt, stieg eine bänaliche Unruhe, eine, ich möchte sagen, ahnungsvolle Angst in meinem Innern empor, und beschleunigte meine Schritte. Ohne es selbst zu wollen, war ich bis an das Wäldchen gekommen, woher gestern die Töne geklungen waren; ich trat hinein, und war nur wenige Schritte gegangen, als ich — auf einer düster wilden Stelle, wo Steintrümmer zwischen verwachsenem Strauchwerk lagen, ihn erblickte, den meine aufgeregte Seele suchte! — Allein wie die Umgebung rings um ihn, so düsterwild, ja so verzweiflungsvoll schien seine Stimmung; er saß auf einer der Trümmer, halb abgewandt von mir, doch so, daß ich von der Seite sein Gesicht sehen konnte, das tief herabgesunken in der linken Hand ruhte. Neben ihm lag — seine Flöte.

Erschrocken sah ich den Ausdruck seines Gesichts, der von Bitterkeit, von Menschenhaß beynah, und von Verzweiflung gemischt schien. Erschrocken und doch wieder von unendlichem Mitleid zu ihm hingezogen, blieb ich unbeweglich stehen, und meine Augen hafteten starr auf ihm. Eine lange Weile blieb er regungslos in derselben Stellung; langsam und ohne diese zu verändern griff er dann mit der Rechten nach der Flöte, setzte sie an den Mund und that einige schwermüthige, aber kunstvolle Gänge darauf, in denen ich ganz den Meister vom vorigen Abend wieder erkannte.

Aber mit einem Mahle sprang er wild empor, und schleuderte die Flöte mit einer so furchtbaren Heftigkeit auf den Boden, daß sie in tausend Stücke hätte springen müssen, wäre sie nicht eben zwischen den Steinen, an denen er sie hatte zerschmettern wollen, auf eine hoch und dicht mit Gras bewachsene Stelle gefallen.

Unwillkührlich beugte ich mich, um diese schöne Stimme des Lebens vor der Zerstörung zu retten, und unwillkührlich, als ob ich mit ihr und ihrem Herrn gar nicht in einer andern Mundart sprechen könne, flohen einige italienische Worte von meinen Lippen. — Meine Bewegung und diese Worte machten ihn aufmerksam, — und o mit welchem Entzücken hörte ich die geliebte Sprache, voll und ganz mit dem Akzent der Eingebornen, von seinem Munde mir zurückkommen! „Wie, Signora?" rief er erstaunt, „sind Sie

eine rettende Gottheit, daß Sie in diesem fürchterlichen Augenblicke mir erscheinen?"

Zitternd und doch beglückt, mich seinem Vertrauen genähert zu sehen, fragte ich ihn um die Ursache eines fast an Verzweiflung grenzenden Trübsinns?

„Ja!" sagte er, „wohl an Verzweiflung grenzend, denn demjenigen, den die Hoffnung so ganz verlassen hat, wie mich, was bleibt ihm übrig als — Verzweiflung? Mich hat die Menschheit feindselig aus ihrer Mitte verdrängt; ich trug lang an der Bürde meiner Leiden, als endlich, nirgends einen Ausweg sehend, mich vorhin die wahnsinnige Begierde ergriff, mein Leben, so wie meine Flöte zu zertrümmern, — und — Sie Signora — zwischen mich und meinen Vorsatz traten, — und ich fühl' es — Ihr beseligender Anblick mich noch einmahl an das verhaßte Leben fesselt." —

Wie mannigfache Gefühle sich während dieser Rede in meinem Innern regten, kann ich dir nicht beschreiben. Es schien mir eine schöne, beglückende Pflicht der Menschlichkeit, einen Unglücklichen noch an dem Rand des Abgrundes zurückhalten zu können; und daß ich mich auch geschmeichelt fühlte durch den Gedanken, wie mein Anblick ihn wieder an das Leben feßle, dieß will ich dir, liebe Konstanze, nicht läugnen! Mit Schonung suchte ich etwas von seinen früheren Lebensverhältnissen zu erforschen, und erfuhr, daß er wirklich ein Sohn des reizenden Italiens, und — Giulio Guarini — tönt dieses nicht schon wie Musik? — sein Nahme sey. —

Er sagte mir darauf, als sich unsre Herzen immer mehr in Vertrauen gegen einander aufschlossen, wie er im Dienste eines italienischen Staates gewesen sey, wie ihn aber allenthalben Neid und Chikane verfolgt, und ihm das Leben verleidet haben.

Was mir auch sehr wahrscheinlich vorkömmt, da ihm sein schönes Äußeres, sein Geist und sein vorzügliches musikalisches Talent gewiß der Neider viele zugezogen haben. — Vielerley, fuhr er fort, habe er unternommen, doch überall Unglück gehabt; endlich sey er auch nach Deutschland gekommen, und auch hier habe er statt Glück nur Mißgeschick gefunden, bis — er wiederhohlte mir die zärtlichsten Versicherungen über den Eindruck, welchen ich auf ihn gemacht, und sichtlich hatten sich die schönen verdüsterten Züge aufgeheitert, je länger er mit mir sprach und seine ausdrucksvollen Blicke auf mir ruhten.

„Nun denn!" rief ich begeistert, „hier soll sich die Macht Ihres Mißgeschicks brechen, so Gott will! Meine Verwandten sind die Milde und die Menschenfreundlichkeit selbst; und mein Oheim hat bedeutende Macht im Staate. O lassen Sie uns nach dem Schlosse eilen! Ich bürge Ihnen für eine gastfreundliche Aufnahme bey Beyden."

Allein so sehr hat seine Menschenscheu das Übergewicht erhalten, daß er sich nicht entschließen konnte, mir dahin zu folgen, und Vertrauen zu denen zu fassen, von denen ich ihm Schutz und Änderung seines Schicksals versprach. Im Gegentheil beschwor er mich noch vorerst keinem lebendigen Wesen ein Wort von seinem Daseyn zu sagen, sondern einzig und allein ihm den Trost meiner Gegenwart täglich um die gewöhnliche Zeit zu schenken, von welcher er, wie die verschloßne Blume vom Strahl der Sonne, lebe.

Es that mir weh ihn nicht überzeugen zu können, und gleichwohl sollt'

ich dem Armen den einzigen Trost versagen? um so mehr, da er sich bey dieser Gelegenheit so uneigennützig zeigt! denn so oft wiederhohlt er mir, daß er jetzt nicht an eine Unterstützung denke, wenn er mich nur sehen könne. Ich sagte ihm, wiewohl mit innerm Zagen, die Gewährung seiner Bitte zu, und habe ihm schon einige Mahl mein Wort gehalten, — und immer liebenswürdiger ist er mir täglich erschienen, immer mehr fühl' ich mich durch seine feurige, aber ehrerbiethige Liebe angezogen Dir aber, meine geliebte Konstanze, mußt' ich mit der ersten Post, welche nach deinem abgelegenen Wohnort geht, Alles mittheilen, wovon jetzt mein bewegtes Herz voll ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Freundes Warnung.

„Wie so sanfte Lilien prangen
Ihr auf Stirn und Hals und Arm!
Zarte Rosen auf den Wangen!
Alles athmet mild und warm."

„Traue nicht, mein Freund! der Rosen
Schönste blüh'n oft aus Gestein;
Und es hüllt mit weichen Moosen
Sich der Fels der Alpen ein.

So auf Emma's Stirn und Wangen —
Blühen Blumen weich und zart;
Doch — ich fühl' es grambefangen! —
Kalt für zärtliches Verlangen
Ist ihr Herz, wie Felsen hart!"

Die Locke.

Erd' und Wasser reicht' in vor'gen Zeiten
Ein besiegtes Volk als Unterpfand
Ihrem Oberherrn, um anzudeuten,
Daß ihm unterwürfig Meer und Land.

Also gibt die Liebende der reichen
Locken Eine von des Haares Pracht
Dem Geliebten willig hin, als Zeichen
Seiner unumschränkten Herrschermacht.

Louise Brachmann.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, July 1821.

Ich verließ Wien. Aber die Erinnerung an diese freundliche Stadt und ihre gemüthvollen Bewohner wird mich niemahls verlassen. Auf den zweyhundert Meilen bis hierher war ich weniger empfänglich für das anspruchvoll ausgestellte Schöne; erst hier am Meere fühlte ich mich wieder zu neuen Freuden angeregt, da sie in ganz veränderter Gestalt sich anbothen. Das Meer wogt und die Wimpel flattern vor mir; die Auster und der Seekrebs ruhen in meiner Schüssel; Wein aus Porto und Pomeranzen aus Palermo stehen mir zu Gebothe; ein schlichtes treues Herz der Bewohner der untern Elbe ersetzt mir das offene, gerade Wesen der Menschen an der mittleren Donau.

Ich verweilte mehrere Wochen in Berlin. Seit zwölf Jahren fand ich den Ton sehr verändert; damahls Eisenzeit und Feindesdruck, jetzt goldene Tage und Herrschaft. Eine große Zuversicht und viel Selbstgefühl spricht sich in Allem und in Allen unverkennbar aus. Schiller sagte von der Spree: „Sprache gab mir einst Ramler, und Stoff mein Cäsar, da nahm ich meinen Mund etwas voll; aber ich schweige seitdem." Die letzten Worte sind nicht mehr wahr, denn die Spree spricht nun mehr von sich als irgend Einer der deutschen Ströme.

Manche Anstalt ist wirklich pomphaft. Ich nenne sie pomphaft, weil hier das Große nicht nur seyn, sondern auch scheinen will. Dieser Schein schließt den Werth nicht aus. Aber darf ich es sagen? der Werth ohne den gesuchten Schein würde mir mehr gefallen. Wien bleibt mir hierin unvergeßlich. Hof, Stadt und Haus haben in Österreich etwas Anspruchloses und Gemüthvolles, was immer an Vertrauen und Väterlichkeit erinnert.

Das Theater mit den HH. Wolf und Devrient, mit den Damen Wolf und Stich hat offenbar eine Richtung zum Erhabenen und Grandiosen. Ich sah wieder Stücke von Schiller und Goethe unverstümmelt, was mir sehr angenehm war. Die Meinung von diesem Theater ist bey den Eingeborenen so groß, daß auf jedem Gesichte über Alles außer Berlin Hamlet's Motto sich ausspricht: „Gott, Gott, wie ekel, schal und flach und unersprießlich."

Spontini sah ich Ferdinand Cortez dirigiren. Feuer und Leben sprach sich in der ergreifenden Nähe dieses großen Meisters aus, doch bisweilen vermißte ich ein liebes Piano, eine feine Nüance, ein sanftes Ritardando. Die Ouverture, wo ich das Eilen der Streitrosse zu vernehmen glaubte, der Chor der Verschworenen, der Tanz der Wilden wurden so kraftvoll ausgeführt, daß die himmlisch lieblichen Stellen im Gebethe zum Gotte des Friedens, und von der Sehnsucht nach der Heimath Gründen für mich fast verloren gingen. — Mad. Milder und der Tenor Bader sind zwey außerordentlich schöne Stimmen; sie passen überdem völlig zusammen, und werden nach dem nähmlichen Grundsatze geführt. Klang ist Alles, und die Kunst besteht nur in Stärkung und Schwächung desselben; Künsteleyen sind verbannt; ein Mordant gilt für eine halbe Sünde und ein Triller für eine ganze. Doch soll man beydes machen können in Vollkommenheit!

Mein Weg führte mich an mehrere kleine Fürstensitze. Ich hörte die Konzerte; ich sah die Galerien an; ich verweilte bey den Festen. Bisweilen kam mir unwillkührlich der Gedanke, als wenn der gemeine Mann in Wien bey den öffentlichen Kirchenmusiken mehr große Tonkunst höre, bey den Tempelbesuchen mehr meisterhafte Gemählde sehe, und bey seinen Volkslustbarkeiten im Prater und Brigittenau mehr wahre Freude genieße. Die mittleren Stände sprechen in diesen Gegenden über Alles offen, wodurch nicht selten Partheysucht veranlaßt, gestärkt und verewigt wird. Doch ist es lebhaft und anziehend. Gelesen wird viel.

In Braunschweig sah ich die vollkommenste Einrichtung eines Theaters, welches nicht nach der Laune oder zum Vortheile eines Einzigen, sondern durch eine gemeinschaftliche Komitee von Aktienbesitzern unter der Direktion eines Kunstverständigen geführt wird. Der Direktor Klingemann besitzt Kenntniß und Eifer in hohem Grade. Er hat vielleicht Recht, die Oper als das Rührey in artistischer, und als den Abgrund in ökonomischer Hinsicht anzusehen; doch gewinnt der Geschmack dafür überall die Oberhand. Sie ist ein holder Wahnsinn, aber Jedermann überläßt sich ihm gerne, indeß die hohe Dichtung für Viele unerreichbar ist.

Als ich in Hamburg anlangte, machte ich vor Allem den Ausflug an's Meer, um das mächtige Element zu begrüßen, das mich über London nach Washington führen wird. Lord Byron's Worte drangen mir tief in die Seele.

Mein Ocean! schon früh war ich dir gut,
Der Knabe fand an deiner Brust Entzücken.
Auswärtsgeboren, wie der Schaum der Fluth,

War er mein Spiel — und hob der Brandung Wuth
Die frische See, dann fühlt' ich — auch beglücken
Kann Furcht und Graus — als wär' aus deinem Blut
Ich selbst erzeugt — so hab' auf deinem Rücken
Ich fern und nah' mich kühnlich ausgesetzt,
Auf deine Mähne legt' ich meine Hand — wie jetzt.

An einem der folgenden Tage fuhr ich nach Ottensee hinter Altona. Da ruht der Sänger des Messias unter dem Dache einer der schönsten Linden. Auf dem einfachen weißen Marmor, der seine Schlafkammer ziert bis zur Stunde des Wiedererwachens, stehen seine eigenen Worte: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen."

Bey einem andern Ausfluge kam ich nach Eimsböttel auf das wunderschöne Landgut, wo die Witwe des verewigten Mozart, nun vermählt mit dem dänischen Etats-Rathe von Niessen, sich befindet. Hier wirkte Wien mit allen Kräften der Erinnerung auf mich; ich sah den Stock, auf welchen der erkrankte Mozart gestützt, zum letzten Mahle im Prater umhergegangen war. Auf sein Denkmahl, wenn es jemahls in der Karlskirche zu Stande kommt, wünsche ich gesetzt vier bis fünf Takte aus dem Requiem, dort wo beym Sanktus die Posaune ertönt.

In Hamburg erscheinen vier politische Zeitungen, wovon der Correspondent und die Liste der Börsenhalle die ganze Welt durchlaufen, da sie keiner Parthey das Wort führen, und keine Ansicht zum Verstummen verurtheilen. Es erscheinen auch vier belletristische Zeitschriften, die Originalien von Georg Lotz, die dramaturgischen Blätter von Zimmermann, die Hammonia von Doktor Reinhold. England und Frankreich, Spanien und der Norden senden hierher ungestört ihre Nachrichten in Druck und Schrift. Von österreichischen Blättern kennt man vorzüglich die Wiener-Zeitschrift wegen der Schönheit, und den Hesperus wegen der Mannigfaltigkeit.

Hamburg fühlt sich stolz in dem Gedanken, daß Lessing hier die Veranlassung nahm, um durch seine Dramaturgie ganz Deutschland auf den Weg zur Wahrheit in Natur und Dichtung zu führen. Es weiß recht wohl, daß Schröder und Schütz in früheren Tagen, so wie jetzt Mad. Schröder und Costenoble von Hamburg nach Wien übersiedelten. Man erinnert sich mit Vergnügen, daß selbst Brockmann, der größte Bühnenkünstler, welchen das Kaiserthum Österreich hervorbrachte, sein Vaterland als ein ungeschliffener Edelstein verließ, um von hier mit vollem Glanze sorgfältiger Bildung zurück zu kehren.

An diese Vorzeit schließt sich eine würdige Gegenwart an. Kühne, Schmidt, Jakoby, Lebrün, Herzfeld, Schwarz, Schrader, Gloy, Schäfer, Weiß sind zehn Künstler, denen man hohe Achtung nirgend versagen würde, wo wahre Kenntniß des Schauspielers herrscht, und dieß nicht bloß den Stoff zu städtischem Geschwätz, sondern zu tieferer Betrachtung biethet. Die Oper besitzt ebenfalls Vorzüge. Allen Reiz der Jugend in Gestalt und Stimme besitzt Mlle. Pohlmann. Der Tenor Klengel ist sehr gebildet. Der Bassist Wolterek hat eine Wunderstimme vom Kontra C bis Tenor G, sonor, stark, einschmeichelnd, lieblich und furchtbar donnernd; dieser junge, wunderschöne schlanke Mann (hoffnungsvoller als Maurer) wird in zwey bis drey Jahren der erste Baßsänger Deutschlands. Merken Sie wohl, was ich Ihnen hier prophezeyte!

Gerstäcker, welchen Hamburg so lange den Seinigen nannte, ist, wie ich vermuthe, nun in der Hauptstadt von Deutschland, und der Zufall fügte es, daß ein Zögling der Wiener Hofoper, Cornet, zur Zeit meiner Ankunft hier Gerstäcker's Rolle als Sargines sang. Von diesen Beyden sagen die Originalien vom 8. Junius wörtlich: „Seit unseres unvergeßlichen Gerstäckers Abgang haben wir diese höchst anziehende Oper nicht gehört, obgleich wir überzeugt sind, daß Hr. Klengel die Hauptrolle brav gegeben haben würde. Es gehört aber ein eigener Muth dazu, einen Faden wieder anzuknüpfen, der durch die bestimmte Meinung zerrissen war, daß nur Einer im Stande sey, den Platz ganz auszufüllen. Bey uns war diese Meinung zum Vorurtheil geworden, und wir müssen es Hrn. Cornet in jedem Betracht Dank wissen, daß er

es mit diesem Vorurtheil aufgenommen, und es besiegt hat. Was man von Sargino verlangen kann, hat er geleistet; Stimme, Vortrag und Spiel war im schönsten Zusammenhange. Sein Ton hat bey einer seltenen Stärke eine Lieblichkeit, die geradezu das Herz trifft. Die Methode ist durchaus gebildet, und das Spiel erklärt den Übergang des schüchternen Jünglings zum Helden, wie das Auflodern des glimmenden Funkens der Liebe zur glühenden Flamme. Dieser Sänger bezeichnet in der Aussprache jede Sylbe; wir wollen ihm für diese Eigenschaft gern einmahl eine kleine Nüance des österreichischen Dialektes hingehen lassen."

Dramatische Literatur.

Das Bild. Trauerspiel in fünf Akten, von Ernst v. Houwald. Wien bey J. B. Wallishausser, Leipzig bey G. J. Göschen.

Der Gehalt dieses Werkes hat sich bereits in Dresden und Berlin durch die Feuerprobe der Darstellung und die Goldwage der Kritik bewährt. In Kurzem soll dasselbe auch auf unserem k. k. Hoftheater der Beschauung ausgestellt werden. Die Freunde der tragischen Muse können sich darauf freuen. Es ist ein Trauerspiel ohne Gift und Dolch, ohne Selbstmord und ohne Bösewicht, dessen Erscheinung schon darum erfreulich ist, daß es nicht, wie jetzt viele, den düsteren Pfad verirrter Leidenschaft mit der blendenden Fackel ungezügelter Phantasie beleuchtet, sondern dem Blicke die Siegesbahn schönmenschlicher Tugend mit den milden Strahlen verklärender Kunst erhellt. — Zwey reine Herzen, deren Treue die Prüfungen des Lebens siegreich bestanden, werden durch die Liebe triumphirend im Tode vereinigt. — Der Dichter hat dieses sein Trauerspiel „das Bild" genannt, indem ein von dem deutschen Mahler Anton Lenz, der hier sinnvoll als Meister Spinarosa auftritt, auf Verlangen gemahltes Bildniß seines Nebenbuhlers, des Grafen Nord von Ringen, den Anfangs- und Endepunkt einer tief tragischen Verkettung bildet, und dieses Gemählde jenem übermüthigen Verächter des Heiligen in der Kunst ein rächender Dämon wird. — Das klare, ruhige Gemüth des deutschen Mahlers überglänzt, wie der reine Mond das Lenzgefild, mit magischem Lichte das Ganze. Die Entfaltung dieses Charakters wird dem Kunstgebildeten hohen Genuß bereiten, so wie das schöne rein weibliche Herz Camillens in jedem gefühlvollen Busen die edelsten Empfindungen erwecken muß. Hier kann Albana in die Schule gehen. — Ein Wunder geschieht, aber ohne Wunder. Camillen hat die Krankheit der Blattern das Licht verdunkelt. Als ihr nach Jahren der verlorne Geliebte wieder naht, erhalten durch eine so mächtige Anregung ihres ganzen Wesens die erstorbenen Sehnerven neue Lebenskraft, und die Hülle zerreißt, damit sie die höchste irdische Wonne ihrer Augen noch einmahl schaue. Denn:

„Wenn ein Gefühl mit solcher Allgewalt
Das Herz durchzuckt, daß selbst die todten Nerven
Es aus dem Schlaf aufschüttelt, flieht der schwarze Staar." —
(Das Bild, 1. Akt.)

Auch die übrigen Charaktere sind mit kunstreicher Hand gezeichnet, und die hohe Tugend des deutschen Ritters wird der Bewunderung nicht ermangeln. Zwar ließen sich gegen den Marchese di Sorrento, Vater der Camilla, und über dessen Handlungsweise, so wie über einiges Andere, Bedenken erheben; man will aber dem Urtheile hier nicht vorgreifen, da diese wenigen Worte ohnehin für nichts weiter als eine Einladung zur Beschauung des Bildes selbst gelten wollen. J. C. Bernard.

Berichtigung.

In einigen Exemplaren des vorigen Blattes S. 768 Z. 19 statt Gioza lies Gioja. S. 768 Z. 19 und 20 statt Salo Vigaro lies Salv. Vigano.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 2. August 1821.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Ideal und Wirklichkeit.

(Fortsetzung.)

Vierter Brief.

Konstanze an Isidore.

Eine schwere Prüfung liegt jetzt auf mir und meinem theuern Joseph; der Vater meines Gatten, dieser herrliche Mann, in welchem auch ich einen zweyten Vater liebe, liegt schon seit mehreren Tagen gefährlich krank darnieder. Weinen und eine Reihe durchwachter Nächte haben meine Augen so angegriffen, daß ich jetzt schwerlich schreiben würde, hielte ich es nicht für heilige Freundschaftspflicht, dir, meine Isidore, unverweilt Alles zu sagen, was dich vielleicht noch an dem Rande eines Abgrundes zurückhalten kann, an dem du, wie ich nur zu sehr fürchte, jetzt stehst! Zwar will ich keineswegs deine Liebe für den interessanten Unbekannten schlechthin verwerfen; ein edles Äußeres ist stets der erste Grad der Rechtfertigung für weibliche Liebe, und großmüthiges Mitleid heiligt sie. Allein ist dir, trotz deines Mangels an Menschenkenntniß, nicht Manches aufgefallen, was du selbst mir von dem Fremden mittheilst? Vor allem fühlst du nicht, daß du auf einen sehr gefährlichen Abweg gerathen bist, von dem Augenblick an, wo du deinen vortrefflichen Verwandten ein Geheimniß aus deinen Handlungen machtest? Obgleich dein Oheim nicht leicht auf Gespräche eingeht, wie sie dir und auch mir interessant sind, kennst du nicht sein warmes, edles Herz? Liegt nicht eben in seinem selbstvergessnen, rastlosen Streben für das Wohl des Staats der Grund ihn innigst zu verehren? Und deine Tante, rühmst du nicht selbst ihren zarten Sinn? Kannst du es ihr zum Verbrechen machen, daß sie, früh in den Regeln der großen Welt erzogen, ihre Gefühle zurückdrängen, oder mit anstandsvoller Feinheit überkleiden lernte? Gewiß, sie würde dein Vertrauen nicht zurückgewiesen, und die Billigung deiner Verwandten würde eine Liebe erst

geheiligt haben, die — ach ich fürchte! mit dem Vergehen des Undanks an deinen Wohlthätern befleckt — nur traurige Folgen haben wird. Isidore, meine gute zartfühlende Isidore, hat dich die Stimme der Leidenschaft nicht schon ganz verführt: so eile, dein Vergehen wieder gut zu machen, und durch den Rath und den Beyfall der würdigsten Verwandten erst deiner Wahl die reine Seligkeit der Liebe zu erwerben. — Meine innigsten Wünsche begleiten dich!

Fünfter Brief.

Isidore an Konstanze.

Es ist zu spät, Konstanze! Dein Brief kam zu meinem Glück oder Unglück zu spät. Der Schritt ist geschehen, der über das Schicksal meines ganzen künftigen Lebens entscheiden wird. — Ja, ich kann es nicht läugnen, dein Brief hat einen Schauer in mein berauschtes Herz gegossen. Ach meine Konstanze! ich fühle alle deine zärtliche Liebe! segne mich, du tadellos schöne Seele! Wenn ich irrte, so war es nicht Fehler des Herzens. — Seit zwey Tagen bin ich Guarini's Weib. —

Mein Oheim hat selbst in unsre Verbindung gewilligt, oder vielmehr, er hat sie selbst veranstaltet, und meine Tante hat mit mütterlicher Sorgfalt meine stille Hochzeit und eine anständige Ausstattung besorgt. — Dennoch werd ich mir meines Glücks, die Gattinn des geliebten Mannes zu seyn, gar nicht recht bewußt; ach! freylich die Art, wie mein guter Oheim seine Einwilligung gab, mußte wohl einen sehr düstern Schatten auf mein Glück werfen, das ich — ach mit welchem Schmerz muß ich mir das gestehen! wohl durch die Kränkung meiner trefflichen Verwandten erkauft habe.

Ach diese verführerischen Zuredungen des Mannes, dem sich meine Seele hingab, sie haben mich zu dem einzigen Unrecht verleitet, dessen ich mich mit meinem Wissen gegen meine Wohlthäter schuldig machte. Mein Herz entschuldigt den Geliebten mit seiner Liebe, mit dem Mißtrauen, das ihm seine Lage gegen die Menschen einflößen mußte, und dennoch — ein tiefer Schatten ruht auf dieser Stelle meines Lebens! —

Doch was diese so schnelle Entwicklung meines Schicksals herbeyführte, darüber lass' mich dir ausführliche Erläuterung geben.

Mehrere Tage hatt' ich seitdem den anziehenden Fremdling auf derselben Stelle — und — in geheim wieder gesehen, und immer höher war, mir selbst unbewußt, meine Leidenschaft für ihn gestiegen. Einst erwarteten wir große Gesellschaft aus der Stadt, ich wußte, daß ich mich nicht auf so lang aus dem glänzenden Zirkel würde entfernen können, um den gewohnten Zufluchtsort unsrer Liebe, den hochwölbenden Buchenwald zu erreichen. Ich sagte dieß meinem Geliebten den Tag vorher, und ach! auf seine Bitten und Klagen, denn ihm schien es unerträglich, mich einen ganzen Tag lang nicht zu sehen, beging ich die Unbesonnenheit, in seinen Vorschlag einzuwilligen, und ihm einen nähern Ort zu unserer Zusammenkunft, einen einsamen Pavillon im hintern Theil des Gartens anzuweisen.

Dorthin stahl ich mich, sobald ich die Gesellschaft fest an die Spieltische gefesselt wußte, von denen ich mich unter einem guten Vorwande losgemacht hatte. — Mit pochendem Herzen, gleichwie von einer düstern Ahnung be-

klemmt, eilte ich durch die Gebüsche, die sich immer dichter und schattender um die erwählte Freystatt zogen.

Giulio's Verhältniß zu mir war bisher das ehrerbiethigste gewesen, das sich denken läßt; der Beweis von Liebe, den ich ihm heute gab, schien auf einmahl seiner Leidenschaft ein neues freudiges Leben, aber auch eine ungewöhnliche Kühnheit zu verleihen. Er hatte mich schon lange erwartet; dankbar, entzückt flog mir sein Blick entgegen, als ich in das Myrthenwäldchen trat, das den Pavillon umschloß, und ich, wie glücklich fühlt' ich mich in diesem Augenblicke, ihm einen solchen Beweis geben zu können!

Ich hatte den Pavillon bloß um seiner einsamen Lage willen gewählt; jetzt als wir hineintraten, bemerkte ich mit Vergnügen, daß es auch einer von sehr lieblicher Ausschmückung war. Wie gern hätt' ich für Giulio die ganze Welt zum Feentempel umschaffen mögen! Die schönen, reichvergoldeten Meubeln, die seidnen herabwallenden Gardinen, die nur eine liebliche Dämmerung im Innern des Gemaches verbreiteten, Alles ergetzte mich, ich sah mich mit einem wohlthuenden Gefühl von Sicherheit an diesem Orte, zum ersten Mahl mit Giulio in einer Art von freundlicher Häuslichkeit.

Allein mein Freund schien diese freudige Traulichkeit nicht zu theilen; düster blickte er eine Weile vor sich nieder, als er neben mir auf dem Sopha Platz genommen hatte. O mein lieber Freund, rief ich, indem ich mit besorgter Zärtlichkeit in seine Augen sah, erheben Sie doch endlich Ihren Blick von der trüben Vergangenheit in eine heitere, lebenvolle Zukunft!

In die Zukunft? rief er mit einer Heftigkeit, die mich erschreckte, — und gibt es für mich eine Zukunft? Isidore, glauben Sie, daß es eine auf dieser Erde für mich gibt?

O mein Gott! rief ich, in peinlicher Verwirrung und Beklommenheit. —

Ja, Isidore, rief er heftiger, warum verhehl' ich es auch länger das Bekenntniß der unüberwindlichen Leidenschaft, die mir dein erster Anblick einflößte. Ja wisse es: nur deine Hand, nur dein Besitz wird mich mit meinem ungerechten Schicksal aussöhnen können! In leidenschaftlicher Begeisterung kniete er vor mir nieder, den rechten Arm um mich geschlungen, mit der Linken drückte er meine Hand an sein hochklopfendes Herz, indem er mir fragend, fordernd, in die Augen sah.

Er schreckte mich; und dennoch der düstre, an Verzweiflung grenzende Schmerz seiner Liebe! — ich fühlte mich in widerstreitenden Gefühlen zu ihm hingezogen, und eben beugte ich mich zu ihm herab, das schüchterne Bekenntniß der Gegenliebe auf den Lippen — — Fräulein! tönte in diesem Augenblick eine mir wohlbekannte und verhaßte Stimme in meine Ohren, — und — der Kammerherr stand in der Thür des Pavillons, — hinter ihm Mehrere der Gesellschaft. —

Ach, Verzeihung! rief er, ich vermißte Sie in der Gesellschaft, Fräulein, und wagte Sie aufzusuchen, — aber freylich —

Er suchte seine gekränkte Eigenliebe mit aller Schärfe der verächtlichsten Befremdung zu rächen. Meine Bestürzung und mein Schrecken waren unbeschreiblich. Alle die verwunderten und alle die verwundenden Blicke, die auf mich und Giulio fielen, der mit einer ruhigen Fassung zur Seite getreten war! — Das, was mich aber am mehrsten aus der Fassung brachte, war

die Art, womit der, um dessentwillen dieser Sturm über mich hereinbrach, sich dabey zeigte; ich sah, als ich mein Auge, gleichsam Hülfe suchend, auf ihn richtete, einen eigenen Ausdruck von Sicherheit — ich möchte sagen von Triumph in seinen Mienen, der mich mit einem, mir noch unerklärbaren, aber empfindlich verletzenden Gefühl erfüllte.

Noch Mehrere der Anwesenden waren herbeygezogen worden, mit ihnen auch mein guter Oheim und die Tante. — Beyde wurden todtenbleich, und, o Konstanze, Alles, was du mir in deinem letzten Briefe vorstellst, von meinem Unrecht gegen meine Wohlthäter, Alles fühlt' ich in diesem schrecklichen Momente. — Noch schwindelt mir, wenn ich daran denke! Nur so viel weiß ich, daß mir meine Tante mit bebender Stimme geboth mich auf mein Zimmer zu begeben; daß ich aber nicht im Stande war, ihr zu gehorchen, sondern ohnmächtig vor ihr niedersank.

Wie lang meine Ohnmacht gedauert hat, und was indeß mit meinem Geliebten vorgegangen ist, hab' ich noch nicht den Muth gehabt zu fragen. Als ich zu mir kam, fand ich mich auf meinem Zimmer, und mein Mädchen um mein Lager beschäftigt. Ich erhohlte mich; allein man deutete mir den Wunsch meiner Verwandten an, mich noch nicht aus meinem Zimmer zu entfernen. Ach ich hätte dieß ohnedem nicht gewagt!

Drey lange Tage gingen unter diesem Verboth hin; Konstanze, welches Gefühl für die bisher so Unbescholtene! Allein nicht die tiefe Beschämung bey diesem Verboth meiner Verwandten, nur der Schmerz sie gekränkt zu haben, machte mich diese quallvollen Tage unglücklich.

Am Abend des dritten endlich kam ein Bedienter, um mich zu meinem Onkel zu rufen. — Ich gehorchte. — Mit einer eignen Empfindung ging ich durch den hochgewölbten Saal, und trat in das Zimmer, wo mich der Onkel und die Tante erwarteten; die hohen Kerzen brannten, wie es mich dünkte, feyerlicher als gewöhnlich auf dem Tische; es war mir, als ob ich vor Gericht stehen solle. — Ach war es auch ein mildes Gericht, mein eignes Herz klagte mich doch am strengsten an. Nur zu sehr fühlt' ich es, — noch mehr in der Folge — daß der Bruder meines Vaters mein Richter war. — Meine Tante schien erbitterter, doch auch ihr Unwille minderte sich nach und nach.

Unglückliches Mädchen! redete mich mein Oheim an, du hast uns nicht ganz dankbar die Liebe vergolten, die wir für dich hatten. — Isidore, hatten wir das verdient? — sagte er nach einer kleinen Pause, indem er mir die Hand reichte, und mich mit einem großen, mein ganzes Herz bewegenden Blicke ansah. —

Ich hätte nicht vermocht ein Wort hervorzubringen; mit einem Strom von Thränen sank ich zu seinen Füßen. Der wahre Ausdruck meines Schmerzes rührte beyde; sie forderten, als ich mich ein wenig erhohlt hatte, eine aufrichtige Erzählung meiner Bekanntschaft mit Giulio; ich erzählte Alles treu und aufrichtig. Mein Oheim sah meine Tante, als ich geendet hatte, mit einem mitleidigen Blicke auf mich an; auch sie reichte mir jetzt die Hand, die ich mit dankbaren Küssen bedeckte. Mein Kind, sagte sie, wäre die Meinung der Welt nicht eine strengere Richterinn, als die Liebe deiner Verwandten, dein Schicksal möchte vielleicht noch zu retten seyn!

Mein Oheim stand eine Weile nachdenkend; so wie sich meine Reue

wahr und innig in meiner Erzählung ausgesprochen hatte, so war auch der Ausdruck meiner tiefen und entschiedenen Liebe für Giulio dem Scharfblick des erfahrenen Mannes nicht entgangen, und sein menschenfreundliches Herz suchte aus Trümmern noch ein Gebäude für unser Lebensglück aufzuführen. Er fand, daß Giulio Geschäftsgeist und Fähigkeiten habe, und zugleich mehr zu einer Civilbedienung geneigt sey, als zum Kriegsdienst, und so vertraute er ihm eine kleine Staatsbedienung, deren Besetzung in seiner Gewalt stand, und die uns ein hinreichendes, wenn auch nicht glänzendes Auskommen sichert. Meine einfache ländliche Erziehung, mein Sinn für häuslich stilles Leben wird mich die Freuden nicht vermissen lassen, denen ich entsage; ich werde künftig ganz in der beschränkten Sphäre bürgerlicher Häuslichkeit leben, doch an der Seite des Mannes, den ich liebe, und den meine freye Neigung erwählte. — So wie meine vortrefflichen Verwandten es gethan haben, gib auch du unserem Bunde deinen Segen!

(Der Schluß folgt.)

Als ein Freund nach Italien ging.

Abschiedslied ist dir erklungen,
Süß und herzlich auch zugleich,
Nachtigall hat dir gesungen
Von der Rose vollem Zweig.
Soll auch ich von Abschied sagen,
Wo des Freundes Lied schon klang?
Ja, denn alle Herzensklagen
Sind ja Nachtigallgesang.

Grüße denn Ausoniens Auen,
Bringe hin die frische Brust,
Schöner's, reichers kannst du schauen,
Doch vergiß nicht deutsche Lust,
Deutschen Boden, Gottes Boden.
Kehre heim und bleibe treu!
Heimathluft hat süßen Odem
Und die Lieb ist immer neu!

Helmine.

Correspondenz-Nachrichten.

Venedig.

So fruchtbar auch das Klima von Venedig in Hervorbringung der genialsten Mahler schon seit Jahrhunderten sich bewährte, so mißgünstig wirkte es doch von jeher auf die Erzeugnisse derselben, besonders auf die Öhlgemählde, durch salzige Ausdünstungen, welche hier allenthalben sich in der Atmosphäre verbreiten und entweder die Farben der Gemählde zersetzen, oder sowohl diese, als auch deren Unterlage zerfressen und zerstören. Sehr weislich machte es daher die hiesige Regierung schon im Jahre 1778 zur öffentlichen Angelegenheit, Mittel zu erkunden, wodurch diese nachtheilige Einwirkung verhindert, und wenigstens die an freyen, öffentlichen Plätzen befindlichen Gemählde also beschützt würden, daß solche nicht der leidigen, gewagten Restaurirung bedürften, durch welche nicht selten über den geistvollen Gebilden unsterblicher Künstler neues Gepinsel entsteht, und Kunstwerke, statt ihrer beabsichtigten Verjüngung, gleichsam ihren jüngsten Tag erleben. Ernstlich um die Erreichung dieses eben so

wichtigen als preiswürdigen Zweckes besorgt, bewilligte unser glorreich herrschender Kaiser, jener großmüthige Beschützer der schönen Künste, nahmhafte Summen, und als das erste, für alle Kunstfreunde höchsterfreuliche Ergebniß dieser Anstalt sahen wir bereits das, durch den vortrefflichen Künstler und Professor Joseph Baldissini, Schüler des vormahligen Restaurirungsinstitutes, restaurirte berühmte Gemählde Tizians: den Tobias und den Engel vorstellend, welches auch schon aus einem Kupferstiche bekannt ist, in der Kirche St. Marcilians aufgestellt. Ein gleich großes Verdienst erwarb der würdige Baldissini sich durch Reinigung eines großen Gemählides von Cima von Conegliano, den ungläubigen Thomas vor den Aposteln vorstellend, welche er auf öffentliche Kosten für die Hauptkirche des Hafens, und durch Restaurirung eines andern großen Bildes von Moreto von Brescia, die Magdalena im Hause des Pharisäers, die er auf Kosten des hiesigen Konvents der barmherzigen Brüder, welchen es angehört, unternommen. Sehr würdig sind aber auch in der That diese beyden Kunstwerke der Sorgfalt, die man ihnen weihte, um so mehr, da sich an dem Einen Cima als Giov. Bellino's, am Andern Moreto als Tizians würdiger Rival bewährt.

Indem ich Ihnen dieses mit wahrer Freude verkünde, kann ich leider nicht umhin, Sie auch von dem großen Verluste zu benachrichtigen, den unsere Stadt durch den Hintritt des unvergeßlichen Hrn. Peter Edwards, Kustos der k. k. Galerie der hiesigen Akademie der bildenden Künste, erlitten *). Von einer englischen Familie entsprossen, ward er gleichwohl in Loretto 1744 geboren, und kam mit derselben in seinem achten Lebensjahre nach Venedig. Sein natürlicher Hang sowohl als auch seine trefflichen Anlagen entschieden sich bald offenbar für die Kunst. Tizian wurde sein Vorbild und der wackere Lazarini sein Lehrer. Da er aber seiner jugendlichen Phantasie vielleicht zu viel zutraute, überließ er sich bald den Eingebungen derselben so sehr, daß er das Kopieren und fernere Studium der Werke größerer Meister vernachlässigend, selbst Verschiedenes erzeugte, das zwar die Aufmerksamkeit, ja wohl gar die Bewunderung der Kunstverständigen erregte, aber in der Folge den Erwartungen derselben nicht dauernd entsprach, da er auch selbst die ausübliche Kunst sehr frühe aufgab. Doch hatte er im Fache der Mahlerey sich so gründliche Kenntnisse erworben, daß bey Errichtung des gedachten Restaurirungs-Institutes die Regierung ihm allein die Leitung anvertraute, welcher Auszeichnung er auch wirklich sich mit jedem Tage würdiger erwies. Wie viel ihm die Kunst, wie viel unsere Künstler selbst diesem, durch eben so gründliche als vielseitige Kenntnisse ausgezeichneten Manne zu verdanken haben, läßt sich kaum zur Genüge beschreiben. Sein Verehrer, der achtungswürdige Professor Zandomeneghi, verewigte dieses trefflichen Mannes Andenken durch eine herrliche Büste. Das Orakel der gesammten Akademie war Edwards, von allen Kunstkennern und Künstlern hochgeehrt, und in vieler Kunstgelehrten Schriften würdigst gefeyert und gepriesen.

*) Er starb bereits den 17. März d. J.

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 25. July gab Mad. Mariana Sessi auf dieser Bühne ein großes Konzert.

Nach der Ouverture aus der Oper: La Jérusaleme délivrée, von Persuis, die hier vor längerer Zeit mit großem Beyfall gehört worden ist, sang die willkommene Künstlerinn, die mit lebhaften Zeichen der fortdauernden Anerkennung ihres Talents empfangen wurde, eine Scene und Arie von Generali, die mit den Worten anfängt: Questo lacciar gli Marte etc. Dieses erste Gesangstück schien der Sängerinn mehr Anstrengung zu verursachen, als die folgenden, wenigstens war die Stimme, obgleich durchgreifend, doch in manchen Tönen etwas scharf und die Intonation nicht immer rein und sicher genug. Die Elastizität und Biegsamkeit wurde sehr vermißt, wo es auf Geläufigkeit ankam. Der Beyfall war getheilt.

Hr. Karl Schunke, der vor einiger Zeit sein Abschiedskonzert gab, spielte hierauf schwedische Volkslieder für das Pianoforte mit Orchesterbegleitung von Ries,

die zwar leicht und nett ausgeführt wurden, doch ohne Geist und Leben. Er fand wohlwollende Zuhörer.

Den Schluß dieser Abtheilung machte eine Arie aus Figaro, C-moll, gesungen von Mad. Sessi, mit tiefem Ausdruck und würdevollem Vortrag. Sie schlug H rein und sicher an, und hielt es kräftig aus. Der Triller war voll und rund, doch nicht immer gleich. Die Sängerinn verstieg sich einige Mahl, ihrer Kraft zu sehr vertrauend, das Ganze wirkte aber vortheilhaft.

Nach der Jagd-Ouverture von Mehul, womit die zweyte Abtheilung dieses Konzerts begann, folgte Scena e Preghiera: Sommo ciel etc. von Zingarelli. Der Charakter des Gesanges findet hier zwar in dem Zeitgeschmack einigen Widerstand, doch die grandiose Stimme der Sängerinn eignet sich vorzüglich dafür, Kraft dieser darf sie um so eher glänzendem Schmuck entsagen, der ihr weniger zu Gebothe steht.

Zum Schluß wurde ein militärischer Marsch mit vollständiger Harmonie angestimmt, und dieser ging zum Entzücken der Zuhörer in die Melodie eines Volksliedes über, das mit den Worten: Viva Francesco anfing und endigte, beydes von der Sängerinn komponirt. Sie trug das Herz erhebende Lied mit immer steigender Begeisterung vor, die sich selbst ihren Bewegungen mittheilte, und das Publikum mischte seinen Jubel in diesen Gesang, dessen drey Strophen sammt dem Chore wiederhohlt werden mußten, und von beyden Seiten den höchsten Aufschwung des Gefühls bewirkte.

Eben daselbst d. 26. July zum ersten Mahl: Heinrich der Vierte vor Paris. Drama in fünf Aufzügen, nach dem Englischen des Thomas Morton, von W. Vogel.

Der Krieg der Liguisten mit dem König von Navarra ist der Schauplatz, wo dieses dramatische Gemählde oder vielmehr diese Reihe von Gemählden aufgestellt wird. So kurz zusammen gefaßt wie möglich, ist Folgendes der Hauptinhalt. Der Zweykampf wurde bey Todesstrafe verbothen. Nichts destoweniger duelliren sich zwey sonst vertraute Freunde, eines Mißverständnisses wegen, nachdem sie ihre Oberkleider abgelegt und sich entfernt haben. Der Ausforderer wird verwundet, die Kleider werden in der Eile dann verwechselt, und der Überwinder findet einen Befehl des Königs an den verwundeten Albert von St. Leon, sich der Brücke von Charendon zu bemeistern, um die Vereinigung des königlichen Heeres mit dem des Herzogs von Grillon zu vermitteln. Im Nahmen seines Freundes führt er dieses Unternehmen glücklich aus, und Heinrich IV. will hierauf den vermeintlichen Helden belohnen; dieser gesteht aber sein Verbrechen und bittet, die ihm zugedachte Ehre seinem edelmüthigen Freunde zuzuwenden. Albert wird nun in's Gefängniß geworfen und erwartet seine Verurtheilung als Übertreter des Gesetzes. Den Kerkermeister, einst der Pfleger seiner Jugend, findet er gerührt, und da ihm plötzlich beyfällt, daß er noch denselben Abend im Hause seines künftigen Schwiegervaters erscheinen muß, um den Heirathskontrakt seiner Schwester und des jungen Emile, der den Sieg für ihn erfocht, statt seines Vaters zu unterschreiben, so fleht er den Gefangenwärter, ihn der Haft auf wenig Stunden zu entlassen. Dieß geschieht. Das Schloß ist nahe und Albert vollzieht so schnell als möglich sein Geschäft. Auf dem Rückweg vernimmt er ein Geschrey im Walde, zwey Wanderer sind von Räubern überfallen; dorthin eilt er, expedirt die Buben, und begibt sich über Hals und Kopf, obgleich im Arme schwer verwundet, an den Ort seiner Bestimmung. Als er auf den Richtplatz gehen soll, läßt ihn der König, der so eben seinen Einzug in die Hauptstadt hält, berufen, und schenkt ihm Gnade, weil er glücklicher Weise den Monarchen selbst und seinen Sülly vergangne Nacht von jener Räuberschar befreyte.

Es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Drama auf den Beyfall berechnet ist, und daß Gelegenheit vollauf sich findet, diesen Preis, wo nicht alle Mahl dem Werke selbst, so doch den Darstellern wenigstens zu spenden. Dessen ungeachtet gefiel das Stück am ersten Abend nicht, und nur am Schlusse des vierten Akts und ferner, den königlichen Einzug mitgerechnet, wurde die Theilnahme augenblicklich angeregt, ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Bey der zweyten Vorstellung schien es mehr zu wirken, und dieß mag seinen Grund darin haben, daß man sich erst gewöhnen mußte, auf die

höhere Befriedigung oder auf das Wesentliche einer dramatischen Handlung Verzicht zu leisten, und sich mit dem Zufälligen der bloß theatralischen Zusammenstellung zu begnügen. Wirklich läßt bey allem Aufwand, um die Unterhaltung zu beleben, das Ganze kalt, und auch das Einzelne vermag kein durchgreifendes Interesse zu erzeugen. Doch, es wird hier immer von dramatischer Handlung und von einem Drama gesprochen, was doch auf das in Rede stehende Schauspiel keine Anwendung findet, da dieses alle Requisiten hätte, um eines der aufgeweckteften Komödien von der Welt zu seyn, wenn nicht so viel Überflüssiges, Eingeschobenes und Heterogenes diese Wirkung störte, wenn in irgend einem der verschiedenartigen Theile auch nur scheinbar zureichender Grund vorhanden wäre, und der scenischen Musen leichtfertigster Gefährte, der Zufall, nicht überall so sichtbar sich in's Spiel mischte. Selbst das imposante Gemählde des feyerlichen Einzugs kann, trotz der Menge von Erscheinungen, der läutenden Glocken, der schmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken, wenig oder gar nicht wirken, weil es zu dem Übrigen nicht paßt, und hier an einen Ort hingestellt ist, wo ihm die günstige Beleuchtung mangelt. Kurz vor der Verwandlung sperrt der super-humoristische Kerkermeister die Wache sammt dem Offizier ein, als sie seinen Deliquenten abzuhohlen kommen, und gleich darauf erscheint selbiger Deliquent auf Befehl mitten im Glanze der Prachtceremonie, vor dem König und den Großdignitarien, um zu erfahren, daß er verwichne Nacht den Herrscher und seinen Freund aus Räuberhänden gerettet habe. Die Scene im königlichen Zelt, als Francoeur, der Sergeant, zu Heinrich trotzig mit den Worten eintritt: Sold — oder — Abschied, und sich bald nachher in seinen Säbel stürzen will, weil der König eine Bemerkung macht, die der tollkühne Humorist unterbricht, weßwegen Heinrich, statt des beliebten ventre saint gris! sich zu bedienen, ihm huldvoll mit der Bitte Einhalt thut: „So laß mich doch erst ausreden!" — diese ganze Scene scheint nur eingeflochten, um den Sergeanten zum Kerkermeister zu machen, damit der Arrestant entwischen kann, um die Räuber im Walde aufzusuchen und den — Knoten zu zerhauen. Das Gesetz nähmlich erkannte ihm den Strang zu. In dem erwähnten Auftritt aber werden verschiedene Süßigkeiten von beyden Seiten aufgetischt, die einem Theil der Zuschauer das Wasser in den Mund locken. Ähnliche Bewandtniß hat es überall, doch diese Dinge dürfen nicht getadelt werden, denn sie gehören zu dem Besten, keinesweges aber die Komödie, die der König vor dem Wirthshaus zum guten Heinrich mit den Bauern spielt.

Die Hauptpersonen befleißigten sich mit großem Eifer, den Erfolg zu sichern. Hr. Demmer gab den St. Leon vorzüglich; in der Scene, wo der Flüchtling in das hochzeitliche Gemach tritt, wurde das ängstliche Athemhohlen durch die konvulsivische Bewegung der Brust zu stark, und in diesem Fall selbst über die Natur hinaus, bezeichnet. Der Irländer O'Dannil (Hr. Küstner) ist ein Zwillingsbruder jenes Kapitäns in Pflicht und Liebe mit seinem: „Donner und Wetter — bitte um Exküse!" Hier heißt es: Donnerbüchsen und Mauerbrecher! — so was dergleichen. Auf die Rolle des Sergeanten wird nicht leicht ein Schauspieler dieses Fachs mit guter Laune Verzicht leisten, und es läßt sich einiger Maßen vorher bestimmen, wie oft auf den gutherzigen Polterer in seinem tragikomischen Kampfe der erquickende Applaus herniederströmen wird. Der Feldherr D'Aumont (Hr. Hennig), der sich in seinem Ruhestand dem Charakterstudium eines launigen Alten mit Vergnügen hinzugeben scheint, konnte des Erfolgs versichert seyn. Eben so der vorhin erwähnte Irländer, der noch in der letzten feyerlichen Scene vor dem König und vor allem Volke sein soldatisches Proverbium anstimmt, auf daß es heißen möge: Ende gut, alles gut.

Modenbild XXXI.

Ein Kleid von Taffet mit Kragen und ausgehackter Garnirung von demselben Stoffe. Die Binde von Leder. Der Basthut mit Blumen geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Sc. del. Fr. Stöber sc.

XXXI. Wiener Moden. 22. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 4. August 1821.

93

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Anzeige

der vollzogenen Bestimmung der Preise und der Accessit von den am 10. Dezember 1819 bekannt gemachten Preisaufgaben.

Die Entscheidung ward dießmahl verzögert, theils weil die zuletzt eingerückte Erzählung erst später abgedruckt werden konnte, theils einiger anderer Hindernisse wegen. Der Herausgeber bedauert, daß, unter den eingelaufenen Beyträgen prosaischer Erzählungen, nur einer, und zwar der letzten: der Helfer am Kreutze (Nr. 11 bis 13 im laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift) ohne Motto von einem der Redaktion ganz unbekannten Verfasser, von den mehrmahls genannten Preisrichtern durch Stimmenmehrheit, das Accessit von zehn Dukaten zuerkannt werden konnte.

Einstimmig ward das Accessit von zehn Dukaten dem satyrisch-humoristischen Aufsatz: Ucalegons nachtfahrende Gedanken und Umtriebe vom 30. bis 31. August 1820 (sehe Nr. 105 — 114 des Jahrs 1820), dessen Verfasser Hr. Dr. Rundhut in Odessa ist, zugestanden, obgleich in diesem Beytrag die Aufgabe Nr. 2 nicht ganz auf eine ihrem Sinne entsprechende Weise gelöst worden.

Nr. 4 der Aufgaben betreffend, wurde der erste Preis von sechs Dukaten dem Räthselkranze mit dem Motto: Concurro (in Nr. 34 des laufenden Jahres), der Hrn. Carl Hanisch in Stuttgardt zum Verfasser hat, zuerkannt. Das Accessit von drey Dukaten fiel auf den mit dem Motto: der Schöpfung größtes Räthsel ist der Mensch, bezeichneten Charadenkranz (sehe Nr. 87, 1820) von Hrn. Carl August Glaser (der hierbey ersucht wird, seinen jetzigen Aufenthaltsort anzugeben).

Unter den eingegangenen lyrischen Gedichten schien keines auf besondere Auszeichnung Anspruch machen zu können.

Die Einsender der nicht aufgenommenen Beyträge bittet man, der Redaktion ihre Adressen bekannt zu machen, damit die Zurückstellung erfolgen

könne. Einsender hiesigen Orts mögen über die Ihrigen durch bloße Angabe der Motto verfügen. Im Falle der Unterlassung behält sich der Herausgeber das Recht vor, nach Ablauf dieses Monaths die versiegelten Zettel zu eröffnen, um die Zurückgabe zu veranstalten.

Die im Auslande wohnenden Verfasser erhalten ihre Preisgebühren, nebst dem zugesicherten Ehrensolde, mittelst auswärtiger Buchhandlungen. Verfasser des Inlandes werden gefälligst in Briefen an die Redaktion die Wege des Empfangs bestimmen. Einige Einsender, die zwar ihren Nahmen, nicht aber ihren Wohnort angezeigt haben, werden gebethen, letzteren ebenfalls dem Unterzeichneten bekannt zu machen.

Wien am 2. August 1821. Der Herausgeber.

Was ist die Thräne?

Ein Tropfen Galle aus dem Kelch der Leiden; —
Ein Tropfen Nektar aus der Freude Becher! —
Was an des Schmeichlers feuchtem Blicke hängt,
Ist keine Thräne: — faules Wasser ist's,
Das so heraus treibt aus dem bösen Herzen!
Wenn unser Herz von heiliger Empfindung,
Von süßer Wonne überschwenglich voll,
Da wird so leicht des Körpers schwere Last,
In jeder Ader feurig rollt das Blut
Und strömt zum Herzen, das im Übermaß
Der Seligkeit den Busen fast zersprengt.
Und wenn's vom süßen Drange hoch geschwellt,
Da geht es über; — jede Nerve zittert
Und jede Miene lächelt selig-mild:
Die Blicke leuchten wunderbar entglüht,
Und aus dem Herzen quillend sammelt dann
Ein milder Thau im Auge perlend sich,
Und — eine Freudenthräne hüpft herunter,
Rein wie Demanten in der Sonne Strahl.
Doch, wenn das Herz von schmerzlichem Gefühl
Durchdrungen ist, wie anders ist es da! —
In jedem Pulse stockt das Blut; die Glieder schrumpfen
Zusammen und das Herz erbebt,
Wie eingezwängt von einer Zange, die
Zu öffnen sich und bald zu schließen scheint,
Daß von des Druckes nahmenlosem Schmerz
Die Nerven schier aus dem Geleise treten,
Und jede Miene Zornes ähnlich grinst:
Da preßt das Aug aus der entflammten Höhlung
Gar einen großen Tropfen nun hervor,
Der, langsam wachsend, an der Mündung zitternd,
Als Leidensthräne schwer herunter rollt. —
Wer Freude schafft, ist gut und tugendsam,
Wer Leid bereitet, handelt gottvergessen.
Der Thränen bitterste ist jene Zähre,
Die tiefe Kränkung unserm Aug entlockt:
Um eine Welt nicht möcht' ich boshaft gießen
Des Schmerzes gift'gen Trank geflissentlich
In süßen Wermuth unschuldsvoller Lust.

Craigher.

Ideal und Wirklichkeit.

(Schluß.)

Sechster Brief.

Isidore an Konstanze.

Einige Jahre später.

Jahre sind vorübergegangen, seit ich dir nicht schrieb, meine unvergeßliche Freundinn, zwey deiner Briefe habe ich unbeantwortet gelassen, in denen du mir so liebevoll die Wünsche für mein Glück ausdrücktest; ach theure Konstanze, eine Art von Bangigkeit hielt mich immer zurück, dich aus der heitern Sphäre, die du durch deine Tugend, Glückliche, bewohnst, herabzuziehen in die Gewitterschwühle meines Schicksals. — Ich kenne dein theilnehmendes Zartgefühl; du würdest schon aus dem Tone meiner Briefe errathen haten, was ich mir so gern selbst verhehlen möchte — daß ich nicht ganz glücklich bin! —

Nicht daß ich meinen Gatten anklagen wollte, — fern sey dieß von mir! Ich liebe ihn nur stärker, seit zwey liebenswürdige Kinder ein neues Band zwischen uns angeknüpft haben. Auch rechtfertigt seine Geschicklichkeit, sein Fleiß in dem ihm anvertrauten Geschäftskreise ganz die Wahl meines Oheims. Man hat vorzüglich eine große Gewandtheit im Rechnungswesen an ihm ausgezeichnet, und er hat eine höhere Stelle erhalten, die uns ein weit verbessertes Auskommen sichert, und uns zugleich einen weit angenehmern Wohnort verschafft hat, noch an der Grenze des Fürstenthumes **, und nur zwey Meilen von dessen schöner und eleganter Residenz **.

Dieser Vortheile ungeachtet, ist doch so vieles, was mein Leben trübt; meine vortreffliche Tante ist nicht mehr. — O wie lastet jetzt der Gedanke auf mir, nicht allein sie einmahl bitter gekränkt, sondern auch ihr manche Freude entzogen zu haben, die ich ihr unter andern Umständen hätte gewähren können. Mein dunkles Loos, indem es mich dem Gesichtskreis der Welt entzog, verbannte mich so gleich aus der Nähe der theuern Verwandten. — Und — o Gott! hätt' ich nur noch das tröstende Bewußtseyn den Mann ganz glücklich gemacht zu haben, für den ich Alles hingab! doch ich kann mir es nicht verbergen, daß er trüber und mißmüthiger ist als zuvor; weder bey mir, noch bey seinen Kindern findet er Glück. Sehr oft verläßt er uns und reist in die nahegelegene Residenz. Er scheint freylich durch sein früheres Leben zu sehr an die Lustbarkeiten der großen Städte gewöhnt, um ihnen ganz entsagen zu können.

Mein Oheim reist in Aufträgen unseres Hofes nach Neapel. Bey dieser Gelegenheit hätt' ich ohne meine Verbindung mit Giulio diese schönen Länder auf eine ehrenvolle Weise sehen, und unter dem Schutze meines Oheims Bekanntschaften in den ersten Zirkeln dieser Nation machen können, zu der mich immer eine so große Vorliebe zog. — Diese Gedanken drängen sich mir oft unwillkührlich auf, so streng ich sie zurückzuweisen strebe. Ach wir Menschen sollten doch nie voreilig in den heiligen, still waltenden Gang des Schicksals eingreifen!

Dalstirn hat einige Jahre in seiner Heimath verlebt, und ist jetzt — zum schwedischen Gesandten an unsern Hof zurückgekehrt.

Siebenter Brief.

Isidore an Konstanze.

Nur wenige Zeilen schreib ich dir heut, Konstanze. Ich schreibe sie dir mit gebrochenem Herzen! — Der Himmel mag mir verzeihen, wenn ich nicht stark genug bin, dieß schmerzlichlastende Gefühl allein zu tragen!

Daß mich Giulio oft verließ, um die Lustbarkeiten der großen Stadt zu genießen, und daß er mir, die ihm zu Liebe, — Gott weiß mit welcher Wonne — auf Rang und Vergnügungen Verzicht gethan, nie anboth ihn dahin zu begleiten, schien mir wohl, ich gestehe es dir, ein wenig hart; aber — großer Gott! daß es eine Nebenbuhlerinn war, die ihn dorthin zog, — das wußt' ich damahls noch nicht! Eine Sängerinn von der Oper ist es, die mir das einzige Besitzthum meines Lebens, das Herz meines Gatten geraubt hat. — Das übrige Schreckliche, was aus diesem Ereigniß hervorging, kann ich dir mit wenig Worten sagen. —

Der Aufwand, welchen Giulio's — wohl nicht wahrhaft liebende Geliebte — von ihm verlangt, hatte ihn nach und nach zu gänzlicher Veruntreuung der ihm anvertrauten Kasse verleitet; — seine Gefangenschaft nach vorhergegangener Untersuchung; die dadurch herbeygeführte Enthüllung seiner geheimen Liebe — Wundere dich, daß ich so wiederhohlten Todesstreichen nicht erlag!

Ein großmüthiger Wohlthäter hat sich für ihn verwandt, hat die fehlende Summe aus seinen eigenen Mitteln ersetzt, und glücklich seine Freyheit und Begnadigung bey Hofe ausgewirkt. — Und dieser Wohlthäter, — Konstanze — ist — Dalstirn!

Achter Brief.

Isidorens Oheim der Minister v. J. an Konstanzen.

Die Freundschaft, theure Gräfinn, die Sie, von zarter Jugend an, mit meiner unglücklichen Nichte verbunden hat, gibt mir Vertrauen, eine Sorge an Ihr schönes Herz zu legen, welche die letzten Stunden meines Lebens erschwert; ich fühle die Annäherung meines Todes, eine Auszehrung hat ihn seit Jahren vorbereitet. Ich sterbe in fremdem Lande, und in weiter Entfernung von der Unglücklichen, die ich ohne Schutz zurücklasse, und die ungeachtet der augenblicklichen Verirrung ihrer unrichtig geleiteten Einbildungskraft, und ihres Mangels an Weltkenntniß, doch meiner vorsorgenden Liebe werth ist. In Ihre Hände, theure Gräfinn, will ich das kleine Vermächtniß legen, das ich ihr hinterlassen kann, — da mein Vermögen fast gänzlich aus Lehngütern besteht. Verwahren Sie es ihr, und wachen Sie über ihr Bestes, denn das, was ich bey meiner Reise durch Italien Gelegenheit hatte, über das frühere Leben ihres Mannes zu erfahren, läßt mich für die Zukunft der Unglücklichen zittern, die verblendete Liebe und die Macht eines unseligen Zufalls in seine Arme geführt hat.

Das Wesentlichste von dem, was ich von Guarini's früheren Verhältnissen erfuhr, muß ich Ihnen um Isidorens willen mittheilen, und ich wende meine letzten Kräfte dazu an, diesen Brief, wenn auch nur in abgebrochenen Sätzen, zu schreiben. —

Nachdem Guarini (der mit seinem wahren Nahmen Spinelli heißt) ein bedeutendes Vermögen verschwendet, war es ihm gelungen, durch die angesehenen Verbindungen seiner Familie eine einträgliche, von ihm unverdiente

Stelle in neapolitanischen Diensten zu erhalten; allein nicht lange hatte er dieses Glückfalles genossen, als ihn sein Hang zu einem regellosen Leben verleitete, die unter seiner Aufsicht stehenden Staatsgelder anzugreifen. Ja seine Verderbtheit ging so weit, daß er sich, bey einem Einfall des Feindes, aus Eigennutz zu Anschlägen brauchen, zu Vergehungen hinreißen ließ, die in die Gattung des Hochverraths gehören, und ihm mit der Strafe eines Hochverräthers drohen, wenn ihn jemahls sein böses Verhängniß wieder in die Macht seines beleidigten Vaterlandes führt, der er durch eine schleunige und listige Flucht entgangen ist.

Genug, theure Gräfinn, hab' ich Ihnen gesagt, um Ihnen die ganze schreckliche Lage meiner beklagenswerthen Nichte darzustellen; und ich darf jetzt mit einiger Beruhigung dem Augenblicke meines Todes entgegen sehen, dessen Nahen ich fühle.

Neunter Brief.

Gräfinn Konstanze an ihren Gemahl.

Du vergönnst mir, mein geliebter Joseph, dir nach Italien zu folgen; und wie dank' ich Gott und dir für diese wohlthätige Erlaubniß! Was anders könnte wohl den Schmerz mildern, der noch nicht aufgehört, still an meinem Herzen zu nagen, seit dem Augenblicke, wo dich der unbarmherzige Krieg in jene fernen Gegenden rief. Hartes Loos der Frauen, die Krieger wählten! — Jetzt schenkt uns der Waffenstillstand einige Hoffnung des Wiedersehens, und ich eile auf den Flügeln der Sehnsucht, diese beglückende Erlaubniß zu benutzen. Bald, mein Geliebter, hoff' ich dich zu umarmen.

Allein ich führe dir noch eine Gefährtinn zu, die unglückliche Isidore, meine Jugendfreundinn, deren Liebenswürdigkeit und späteres beklagenswerthes Schicksal oft der Gegenstand unsrer Gespräche war. Der beyfolgende Brief ihres edeln, nun verewigten Oheims wird dir sagen, wie er sie meinem Schutze anvertraut, und wie es schon eine heilige Pflicht erfordert, sie auf der Reise zu dir mit mir zu nehmen; allein auch ohne dieses, — ich weiß, daß dein Gefühl mit dem meinen übereinstimmt — müßte es süß seyn, einer Unglücklichen Schutz zu gewähren. Und unglücklich ist sie im vollesten Sinne des Worts! Nach dem, was ich dir in meinem letzten Briefe schrieb, weißt du, daß ihr unwürdiger Gatte, durch die Verwendung des großmüthigen Dalstirn, — des edeln Mannes, dessen Hand die arme Verblendete einst zurückwies — seine Begnadigung erhielt, allein das weißt du noch nicht, daß der erste Gebrauch, den der Verlorne von der wieder erlangten Freyheit machte, darin bestand, daß er heimlich die Stadt verließ, und seiner nichtswürdigen Geliebten, die unterdeß ihre Stelle mit einer andern einträglichern in Italien vertauscht hatte, über die Grenze folgte.

Mit welchem Gefühl seine liebende, so schwer gekränkte Gattinn sich und ihre armen Kinder mit einem Mahle schonungslos verlassen sah, von ihm, den sie hoffte in tiefer Reue zurückkehren zu sehen, übertrifft wohl jede Vorstellung; und welche herzerschütternde Vergleichung sie zwischen dem edeln, einst von ihr verschmähten Beschützer und dem unwürdigen Erwählten hatte anstellen müssen!

Sey es nun Vollendung ihres Elends, oder schmerzensvolle Wohlthat des

Himmels, daß, als sie kaum den ersten Anfall der Verzweiflung standhaft bekämpft hatte, ein ansteckendes Fieber ihre beyden Kinder ergriff, und sie in kurzer Zeit dieser Welt voll Kämpfe und Abwege entrückte. —

Ob diese Reise und die Abwechslung der Gegenstände dem verwundeten Herzen der Armen wohlthun wird? Ich hoffe es, und will alle meine Kräfte aufbiethen, sie empor zu halten in dem Sturme fürchterlicher Leiden.

Zehnter Brief.

Dieselbe an Denselben.

Also erst in Neapel soll mir die Seligkeit, dich wieder zu sehen, aufbehalten seyn? Ich lasse diesen Brief mir vorauseilen, um durch Schreiben an dich, mein geliebter Joseph, die sich verlängernde Trennung zu täuschen.

Die arme Isidore ist mit mir, allein ich hatte mich getäuscht in der Hoffnung, daß ihr das Reisen durch dieß entzückende Land wohlthun würde. Wie konnt' ich dieß auch hoffen, den Zusammenhang der Gefühle und der Vorstellungen in einer empfänglichen Seele kennend? In dumpfen Schmerz versunken, sah sie schweigend die reizendsten Erscheinungen an, und meine zärtlichsten Bemühungen um sie blieben fruchtlos. Auf einmahl sagte sie einst, wie aus einem tiefen Traum erwachend, und mit einem Seufzer, der sich schwer aus der Brust heraufwand, und mir durch das innerste Herz schnitt: „Dieß ist also das Land, zu dem mich schon von früher Kindheit meine feurigste Sehnsucht zog? — Ach in die Innigkeit meiner Liebe für ihn mischte sich auch die dunkle Hoffnung, dieß Land, sein Vaterland! mit ihm zu sehen; — jetzt seh ich es so!"

Die Unglückliche! wenn sie wüßte, was ich kurz nach unsrer Ankunft in Italien mit Zuverlässigkeit erfahren habe, daß der Elende, der nur in rasender Verblendung seiner Leidenschaft für die vorausgegangene Sängerinn sich auf das gefährliche Gebieth hatte wagen können, durch einen Zufall entdeckt, und seinem verdienten Schicksal entgegengeführt worden ist. — Vielleicht hat er in diesem Augenblicke schon die Strafe seiner Verbrechen erhalten, dessen schwärzestes das Verderben meiner armen, eines besseren Schicksals würdigen Freundinn ist.

Eilfter Brief.

Dieselbe an Denselben.

Ich habe dich in Neapel noch nicht erreicht, geliebter Joseph; das Heer hat sich weiter hinunter, nach Reggio, hingezogen, und eh ich dir folgen darf, vernimm durch diesen Brief die Begebenheit, die mich hier mit der unglücklichen Isidore getroffen hat, deren Maß der Leiden nun voll zu seyn scheint.

Schon ein unseliger Zufall war es, daß sie den Brief ihres trefflichen verewigten Oheims, so sorgfältig ich ihr diese erschütternde Sendung verhehlt hatte, auf meinem Tisch erblickte, eben als du mir ihn zurückgeschickt hattest. Zum Unglück hatte ich einen Augenblick das Zimmer verlassen, ehe sie eingetreten war. Ihr irrer Blick fiel bewußtlos auf die theuern Züge; denn über jene niedrig unredliche Neugier, die sich erlaubt, die Briefe Andrer zu durchspähen, steht die edle Isidore zu hoch. Allein in ihrem schon zerrütteten Gemüthszustande überrascht sie der Anblick der wohl bekannten Züge eines

Verstorbenen, der ihr so nah angegangen, den immer noch ihre nagende Reue zurückruft. Sie kann diese Züge nicht anders als auf sich beziehend denken. Nachdem sie aus einigen Worten die großmüthige Vorsorge des Sterbenden erkannte, und ihre Reue nur schmerzlicher erweckt fühlte, fällt ihr Auge auf die Stelle, wo sie aus dem vergangenen Leben ihres Gatten seine ganze Unwürdigkeit erkannte. Erbleichend wankte sie zurück, als ich eben eintrat und sie in meine Arme empfing.

Wir hatten nur noch eine Tagreise bis Neapel, ich war in einem harten Kampfe mit der Sehnsucht nach dir, mein Joseph, und schonunggebiethendem Mitleid gegen die Arme. Allein sie selbst ermannte sich mit bewundernswerther Standhaftigkeit, und drang in mich, die Reise nicht zu verschieben. Es schien, als glaube sie, nun den Gipfel ihres Elends erstiegen zu haben, und mindestens nichts mehr hienieden von der Zukunft fürchten zu dürfen. Ich selbst hielt es fast für unmöglich, daß ein solches Übermaß von Unglück noch einen Zuwachs erhalten könne.

Wir reisten. Tiefer, verschlossener war ihr Schweigen als vorher. Mich, wenn ich dieses schöne, hinsterbende Opfer der Verführung eines Nichtswürdigen betrachtete, durchzuckte oft der Gedanke, daß wir jetzt auf dem Boden wandelten, auf dem er seine schwersten Vergehungen verübt hat, ungewiß, ob er die Strafe für seine Verbrechen schon erhalten habe oder nicht.

Wir langten in Neapel an; der herrliche Golfo that sich vor uns auf, mit aller Pracht der ruhigen, spiegelnd ausgebreiteten Fläche des Meeres, von einem majestätischen Sonnenuntergange verschönert. Nur leichte mahlerische Wolkengruppen zogen sich um die Sonne, mit tausend Farben, wie mit funkelnden Edelsteinen geschmückt, und sie, die strahlende Königinn, senkte sich langsam nieder an der ruhigen Fluth, als blicke sie mit Wohlgefallen zurück auf die segnend durchlaufene Bahn.

O wer so ruhig seinen Lauf beschließen könnte! und so heiter wie sie! dacht' ich in meinem Innern; und immer war es mir, als müsse dieser Anblick dem Herzen der armen Isidore wohlthun; der Golfo von Neapel war immer das höchste Ziel ihrer Jugendträume gewesen.

Da rauschte ganz nahe eine Galeere an uns vorüber. — Die Unglücklichen, welche durch den Spruch der Gerechtigkeit zur Strafe ihrer Verbrechen an die Ruderbank geschmiedet sind, hoben sich in krampfhafter Anstrengung zu den gleichen, taktmäßigen Ruderschlägen. Einer von ihnen wandte das Gesicht nach uns herüber, die wir ganz dicht am Ufer standen; mit Entsetzen ward ich aus seiner Geberde gewahr, daß ihm meine Begleiterinn auffiel. — Da sank Isidore mit einem herzdurchschneidenden Laut zu Boden; — sie hatte ihren unglückseligen Gatten erkannt.

Schauspiel.

Kärnthnerthor-Theater, den 28. July: Der Corsar aus Liebe. Komische Oper in zwey Aufzügen, nach l'Amor Marinaro bearbeitet. Musik vom Hrn. Joseph Weigl, Opern-Direktor der k. k. Hoftheater.

Nach einer langen Reihe von Jahren wurde den Kunstfreunden der Genuß dieses Werkes wieder zu Theil. Noch immer behauptet diese Komposition ihren Platz unter

den vorzüglichsten Erzeugnissen der komischen Oper. Wessen Ohr nur durch melodische Zierrath und Bravourfertigkeit ergetzt wird, darf freylich wenig Befriedigung erwarten; desto mehr erfreut sich das Herz an reiner Anmuth des Gesanges, und der Verstand an harmonischer Gründlichkeit und echter Charakteristik. Durch Werke dieser Art wird der Sinn für wahre Musik gegen alle verderblichen Anfechtungen erhalten und bewahrt; mit Vergnügen begrüßt man alte, lieb gewordene Freunde, die dem Gedächtniß immerfort treu geblieben waren, und ihm seither in vielfach veränderter Umgebung vorgeführt wurden, hier in ihrer eigentlichen Heimath wieder, wie z. B. den originellen Kanon zu Anfang des zweyten Aufzugs, der trefflich vorgetragen, doppelte Wirkung machte, und einer neuen Erscheinung gleich, die freundlichste Aufnahme fand. Hr. Götz, der im Charakter des Cisolfaute seine zweyte Rolle als engagirtes Mitglied gab, vermehrte durch natürlich komische Züge, die er besonders im Gesang am rechten Ort anzubringen wußte, den erfreulichen Eindruck ungemein. Dieser Theil des Terzetts mußte wiederhohlt werden. Seine Arie sang er kräftig und mit einer lobenswerthen Deutlichkeit des Textes. Das Solfeggio in dem Duett mit Pasquale gelang vorzüglich, und hier, so wie in dem interessanten Schlußchor, zeigte sich der gewandte, taktfeste Sänger.

Mad. Grünbaum sang den Part der Claretta durchgehends mit einer Gediegenheit, die überall die Künstlerinn vom ersten Range verrieth, und legte zugleich so viel Wahrheit des Ausdrucks in ihren Vortrag, daß jedes Gesangstück eine eigne, der Situation angemessene Bedeutung erhielt.

Bewundernswürdige Kraft entwickelte Hr. Rosner als Dorimante. Dieser immer zunehmende Vorzug wird durch die Lieblichkeit des Tons, Präzision und geschmackvolle Durchführung erhöht. Vorzügliche Erwähnung verdient die Arie im ersten und das Duett mit Lucilla im zweyten Aufzug. In diesem letzteren und in dem Duett mit Claretta gewann auch Mlle. Unger gerechten Beyfall. Anfangs zeigte sie große Schüchternheit und die Intonation schwankte merklich, besonders zu Ende des ersten Finals. Ihr Ton ist angenehm, verträgt aber wenig Anstrengung. Ihre musikalische Bildung und ihr gefälliges, anspruchloses Benehmen verdienen Aufmunterung und Theilnahme.

Hr. Siebert (Pasquale) trug seine Arie mit Feuer und Nachdruck vor; nur schien er aus der Acht zu lassen, daß es die Rolle eines komischen Bedienten ist, wie er in der Opera Buffa öfter vorkommt, dem der Sänger aber einen zu ernsthaften Anstrich zu geben sich bemühte. Hr. Chr. Demmer war als Graf Qualia vortheilhaft gestellt. Nicht sehr bedeutend im Einzelnen ist der Kapitän Libeccio, aber das Ensemble gewann desto mehr durch Hrn. Vogel's Mitwirkung.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Canella alba. Weißer Canelbaum. Aus Ostindien.
Cactus grandiflorus. Großblumige Fackeldistel. Aus Jamaika.
Eugenia baruensis. Barufcher Jambusenbaum. Von der Insel Baru.
Justicia pulcherrima. Prächtige Justicie. Vom wärmeren Amerika.
Macrocnemum speciosum. Schöne Stengelblume. Von Caracas.
Malpighia urens. Brennende Malpighie. Vom wärmeren Amerika.
Prunus lusitanica. Portugiesische Pflaume. Aus Portugal.
Passiflora suberosa. Korkstämmige Passionsblume. Von St. Domingo.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 7. August 1821.

94

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Wetterpropheten.

Von J. J. Littrow.

Unter den Merkwürdigkeiten des Mondes, mit welchen ich mich in den beyden vorhergehenden Aufsätzen beschäftigt habe, darf diejenige nicht übergangen werden, welche ihn zu dem Hauptregenten, zu dem eigentlichen Regulator unserer Witterung machen soll. Der Leute, die das nicht bloß bona fide glauben, sondern noch in dicken Bänden demonstriren wollen, gab es in allen Zeiten und an allen Orten so viele, und ihre Nachfolger sind auch unter uns noch nicht ausgestorben, daß ich in der That nicht ohne einige Besorgniß mich anschicke, diesen beliebten Gemeinplatz etwas näher zu untersuchen, um so mehr, da sich in Dingen dieser Art nicht so leicht etwas, weder für, noch gegen, mit mathematischer, unwidersprechlicher Evidenz ausmachen läßt, und da man gewöhnlich desto hartnäckiger auf seine einmahl als wahr aufgestellten Sätze hält, je weniger man die Wahrheit derselben beweisen kann. Es gibt unter diesen Leuten manche, die sonst mit Recht zu den Gutmüthigen gezählt werden können, die ohne viele Selbstüberwindung ihre eigenen Meinungen verläugnen, um sich denen der andern wenigstens scheinbar zu fügen, die aber, sobald von jenen Dingen die Rede ist, durchaus kein Haar breit von ihren, einmahl als untrügliche Wahrheit aufgestellten Theorien weichen, jeden noch so leisen Widerspruch sogleich mit Leidenschaft zurückstoßen, und aus den verträglichsten Menschen oft so unverträgliche Gesellen werden, daß es am besten ist, sich gar nicht über diese Dinge mit ihnen einzulassen. Diese Leute, die sonst nicht im Geringsten auf den Nahmen eines Astronomen Anspruch machen dürfen, und ihn, so lange man sie aus ihrer Bescheidenheit nicht heraustreibt, auch nicht machen wollen, haben doch eine Art von Krankheit, oder vielmehr eine Art von Wuth, alle großen physischen Revolutionen auf der Erde durch die Astronomie zu erklären. Dadurch verrücken sie die wahre Ursache der Erscheinungen, die uns vielleicht oft ganz nahe liegt, weit

aus unserm Gesichtskreise, und verschaffen dem leichten, bodenlosen, hyperphysischen Geschwätze freyen Spielraum. Ich spreche aber hier nicht von den besonderen Witterungsregeln, die nur für einen oft sehr kleinen Platz der Erde gelten, die vorzüglich im Gebirge Statt haben, auf Erfahrungen von Jahrhunderten gegründet, und unter dem Nahmen der Bauernregeln bekannt sind. Diese, besonders dem Landmann, unschätzbaren Regeln verdienen unsere Achtung in einem nicht minderen Grade, als die Männer, welche jene Erfahrungen durch ihre fleißigen und vorurtheilsfreyen Beobachtungen der Natur immer mehr und mehr zu begründen suchen, was allerdings möglich ist, weil sich jene Regeln nur auf einzelne Orte und bloß auf einen oder zwey Tage beschränken, in welchen Grenzen sich der Erfahrung gemäß, besonders in gebirgigen Gegenden, sichere Vorschriften aufstellen lassen. Allein ich meine hier die leidigen Systemmacher, die weit entfernt, die Natur zu kennen, oder ihren Wirkungen durch aufmerksame Beobachtungen nachzuspüren, es bequemer finden, ihr auf Gerathewohl Gesetze vorzuschreiben, von denen sie nichts weiß; die in Verlegenheit kommen würden, wenn sie auch nur die Witterung der nächstfolgenden Stunden um ihre sogenannte Studierstube mit Gewißheit ansagen sollten, aber keinesweges verlegen sind, in ihren dicken Bänden, mit welchen sie die Leute um ihr kostbares Geld und um ihre noch kostbarere Zeit bringen, die Witterung ganzer Jahre für ganze Länder mit prahlender Sicherheit voraus zu verkündigen, und oft bey der krassesten Ignoranz der ersten Elemente der Astronomie mit einem Wust von sogenannter astronomischer Gelehrsamkeit um sich werfen, daß einem ehrlichen Manne angst und wehe dabey wird.

Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Astronomen ist es, die Veränderungen und Perioden unserer Witterung besonders in der Wirkung des Mondes und der übrigen Planeten auf unsere Erde zu suchen, und wenn man ihnen zuhört, so haben sie nicht nur die Auflösung dieses Räthsels, sondern noch viel andere größere und wunderbarere Dinge, ja beynahe alles, was uns armen Idioten bisher verborgen war, im Monde glücklich aufgefunden, bis etwa auf das Fläschchen, in welchem ihr gesunder Menschenverstand aufbewahrt wird, und das, der Himmel weiß, wie viele Jahrhunderte schon hart an dem andern Fläschchen steht, in welchem, nach Arioste's lieblicher Dichtung, der Ritter Astolf bey seiner Reise in den Mond den verlornen Verstand seines Freundes Roland wieder gefunden hat. So entdeckte, um nur einige dieser mond- und witterungssüchtigen Herren anzuführen, vor einigen Jahren einer, der in Altona sein ganzes Leben vor dem Wetterglase zugebracht hatte, auf meteorologischem Wege einen neuen, unbekannten und ungeahneten, ungeheueren Planeten, den er, seiner kolossalischen Größe wegen, Herkules zunannte, und dessen Bahn und Bewegung, obschon er ihn selbst nie, mit keinem Auge gesehen hatte, er auf das genaueste bestimmte, und die Resultate seiner langjährigen und tiefsinnigen Untersuchungen in den öffentlichen Blättern auf eine eben so imposante als lächerliche Weise verkündigte. Ein anderer fand auf demselben nassen oder vielmehr schlüpfrigen Wege sogar vier neue Planeten auf einmahl, so wie er die letzten vier in der That von anderen entdeckten Planeten, seiner Versicherung nach, lange vor Piazzi und Olbers gekannt hat. Zwar hat auch er, wie er gesteht, diese vier neuen Planeten selbst noch nicht

gesehen, aber er ist darum von ihrer Gegenwart nicht minder überzeugt, weil, wie er sehr naiv bemerkt, nicht alles gesehen werden muß, um doch da zu seyn, indem unter den Planeten unsers Sonnensystems es ja auch wohl einige geben könne, die das Licht der Sonne nicht zurückwerfen, also für uns dunkel und unsichtbar sind. Solchen Entdeckern wird man vergebens zurufen, ihre Entdeckung herzuzeigen, damit auch andere sie sehen, weil sie jede Aufforderung dieser Art mit der Antwort zurückweisen: So was läßt sich nicht zeigen. Ein dritter, D. Sander, beschäftigte sich sein ganzes Leben durch mit der Beobachtung der Magnetnadel, und nachdem er über ein halbes Jahrhundert damit rein verloren hatte, ohne die Ursache der Veränderungen der Magnetnadel aufzufinden, gelang es ihm endlich, alle bemerkten Abweichungen derselben aus der Existenz eines bisher unbekannten Planeten auf das glücklichste abzuleiten, dessen Umlaufszeit um die Sonne 1910 Jahre betragen soll, und dem er den Nahmen Melpomene gab. Und solcher Abentheuer und Mißgriffe ließen sich noch sehr viele anziehen, besonders aus den drey letzten an verunglückten Spekulationen und gehaltlosen Hypothesen so reichen Decennien, wenn es der Mühe werth wäre, sich länger bey solchen Dingen aufzuhalten.

Um aber auch hier gerecht zu seyn, so muß man gestehen, daß der Gedanke, daß besonders der Mond auf unsere Witterung einen großen Einfluß äußere, auf den ersten Blick so natürlich ist, daß man, wenn man bey diesem ersten Blicke stehen bleibt, sich ihm nicht leicht entziehen wird.

In der That, die Astronomen selbst sagen es, und niemand zweifelt daran, daß die Ebbe und Fluth des Meeres eine Wirkung des Mondes und der Sonne, besonders des ersten dieser beyden Weltkörper, ist. Wenn aber der Mond die ganze ungeheure Masse des Weltmeeres um mehrere Fuß erhöhen kann, wie viel stärker wird er auf das feine Luftmeer wirken, welches unsere Erde umgibt, und welches die Kraft des Mondes schon völlig durchdrungen haben muß, um an dem Grunde desselben erst die Oberfläche des Oceans zu erreichen. Die im Laufe eines Monaths, ja oft schon binnen wenigen Stunden, auf jede andere Art beynahe unerklärbaren Veränderungen der Witterung, scheinen daher, auf den ersten Blick wenigstens, nichts anders, als eine von dem Monde herrührende Ebbe und Fluth der Atmosphäre zu seyn, eben so, wie die zwischen den Wendekreisen herrschenden Ostwinde, die unter dem Nahmen der Passatwinde, Vents alisés, bekannt sind, eine ganz natürliche Bewegung jenes Luftmeers zu seyn scheinen, die der Mond bey seiner täglichen Bewegung von Ost nach West verursacht.

Allein bey einer näheren Ansicht dieser Erklärung wird sich sehr bald ein großer Theil ihrer früheren Wahrscheinlichkeit in den Hintergrund zurückziehen, und am Ende der Untersuchung vielleicht nichts, als eine unbewiesene Meinung und eine unbeweisbare Hypothese zurückbleiben.

Es ist nähmlich gar kein Zweifel, daß der Mond in unserm Luftmeere nicht ähnliche, ja selbst viel größere Veränderungen hervorbringe, als er in unserm Ocean durch die Ebbe und Fluth täglich hervorbringt. Aber — diese Ebbe und Fluth des Weltmeeres hat, wie wir alle wissen, nur auf der Oberfläche Statt, keinesweges aber an dem Boden desselben. Denn niemand wird sich hoffentlich einbilden, daß zur Zeit der Fluth, wo die Oberfläche des Mee-

res sich erhebt, in der Tiefe desselben wasserleere Räume und Höhlungen entstehen sollten. Wir, die wir nichts als die Oberfläche des Meeres sehen, bemerken also jene Veränderungen, die nur an der Oberfläche vor sich gehen, sehr wohl, aber wir würden sie, wenn wir uns an dem Grunde des Meeres aufhalten könnten, wahrscheinlich eben so wenig bemerken, als die Fische und die übrigen Seethiere, welche an dem Boden des Oceans wohnen, so wenig, als wir die ganz ähnliche Ebbe und Fluth unseres Luftmeeres bemerken können, weil wir nicht an der Oberfläche, wo sie allein vorgeht, sondern an dem Boden desselben wohnen, wo sie nicht mehr Statt hat. Mit dieser anfangs so wahrscheinlichen Erklärung ist es also, so viele Stimmen sie auch für sich haben, und so viele Folianten auch zu ihrer Unterstützung geschrieben seyn mögen, wie mit jener bekannten Behauptung des Attikus, auf welche Cicero in seinen epistolis familiaribus ganz einfach und lakonisch antwortet: De eo, quod scribis, nihil est.

Und welchen Einfluß sollte denn auch das Steigen und Fallen der obersten Luftschichten auf die eine oder einige Meilen tiefer liegenden äußern. Es wird sehr schwer, ja unmöglich seyn, aus jener Ebbe und Fluth, die in einer so beträchtlichen Höhe über uns vorgeht, hier unten unsere Abwechslungen der Witterung abzuleiten, da beyde in keinem eigentlichen Zusammenhange mit einander stehen. Die Ebbe und Fluth des Meeres ist bekanntlich sehr regelmäßig, sie läßt sich Monathe, ja Jahre voraus sehr genau berechnen, sie kömmt alle Tage zweymahl zu fest bestimmten Zeiten wieder u. s. Dieselbe Regelmäßigkeit muß offenbar auch in der Ebbe und Fluth unseres Luftmeeres, also auch in der Wirkung derselben, in den Veränderungen unserer Witterung seyn. Allein die Veränderungen unserer Witterung sind so wenig regelmäßig, binden sich so wenig an bestimmte Stunden des Tages, können so wenig voraus berechnet, oder auch nur beyläufig voraus angesagt werden, hängen endlich scheinbar so sehr vom Zufalle und von der Laune ab, daß sie schon längst in allen Sprachen zum Sprichworte, zum Sinnbilde der Unbeständigkeit und Unregelmäßigkeit geworden sind, und daß sie daher nimmermehr die Folgen einer so regelmäßig wirkenden Ursache seyn können, wie das zweymahl jeden Tag zu bestimmten Stunden unabänderlich Statt habende Steigen und Fallen der obersten Atmosphäre ist.

Aber selbst, wenn sie es wäre, wie würde man es wohl anfangen, aus jenem Steigen und Fallen von Luftschichten, die Meilen weit von uns und so dünne sind, daß wir auch nicht einen Augenblick in ihnen leben könnten, unsere Wärme, unsere Kälte, unsern Regen und Schnee, unsere Gewitter und Stürme abzuleiten? Ich sehe keinen Weg, diese beyden Erscheinungen mit einander zu verknüpfen, obschon ich nicht zweifle, daß es unseren allzeitfertigen Meteorologen nicht schwer seyn wird, eine Erklärung zu geben, die, wie die meisten ihrer Erklärungen, nichts erklärt. Bis uns also diese tiefsinnigen Mittheilungen gemacht seyn werden, wollen wir einstweilen gestehen, daß, nach unserer Überzeugung, jene Veränderungen der obersten Atmosphäre weder bedeutend auf unsere Thermometer wirken können, noch auf unsere Hygrometer oder Elektrometer, Anenometer, Eudiometer, Hyetometer, Manometer, Notiometer, Dasymeter, Magnetometer, und wie alle die Meter nach der Reihe heißen mögen, bis auf das Pantometer, mit welchem man

nach Lichtenberg alles, also vermuthlich auch nichts messen kann. Und gerade das ist es doch, was wir suchen, was wir durch den Mond erklären wollen, nähmlich die Abwechslungen der Wärme und Kälte, Regen, Schnee, Hagel, Winde u. dgl. die uns durch jene Meter angezeigt werden sollen. Wenn es ja unter allen diesen Metern einen geben soll, auf welchen jene regelmäßige Ebbe und Fluth der obersten Atmosphäre deutlich einwirken soll, so muß dieses das Barometer seyn, welches bekanntlich, wie auch schon sein Nahme sagt, den Druck der Luft anzeigt. Allein gerade dieses Barometer thut ganz und gar nichts von dem, was wir jener Erklärung gemäß erwarten sollten, und es ist so weit entfernt, daß es täglich zweymahl so regelmäßig steige und falle, wie wir dieß bey den Fluthen des Meeres bemerken, daß es vielmehr täglich, ja stündlich so unregelmäßig steigt und fällt, als ob es von jenen obern Veränderungen gar nichts wüßte, und daß ein unbefangener Beobachter daraus auf irgend einen reellen Zusammenhang mit dem Monde nicht einmahl denken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Armen Leichenzug und Grab.

Nach zwey französischen Kupferstichen:
„Le convoi" und „la tombe du pauvre."

Wer hat den Armen zugedeckt,
Der dort im Sarge hingestreckt?
Wer drückte ihm die Augen zu?
Wer fördert ihn zur letzten Ruh?

Es war der arme Bettler blind,
Er hatt' nicht Weib, noch Freund und Kind,
Ihn fand am jüngsten Morgenroth
Man in entleg'ner Straße todt.

Ein kalter Ämtling sargt ihn ein,
Schiebt auf den Karren träg den Schrein,
Und kehrt sich murrend ab und grollt,
Indeß der Wagen weiter rollt.

Der Wagen rollt so einsam hin,
Will Niemand mit der Leiche zieh'n,
Ein Hund nur läßt von ihm nicht ab,
Er folgt ihm treu bis an das Grab.

Den Blinden führt' er viele Jahr,
Deß Leben, Liebe, Glück er war,
Und als der Mann zum Sterben kam,
Den Hund er sich zum Kissen nahm.

Er folgt dem Wagen tief betrübt,
Der alles führt, was er geliebt,
Die Ohren schlaff, das Auge roth,
Das Haupt gesenkt, in Weh und Noth.

Stellt sich als Wächter an das Grab,
Verschmäht, was man ihm schmeichelnd gab,
Wie man ihn lockt, wie man ihn ruft,
Nicht weicht er von des Freundes Gruft.

Der ungeheure Liebesschmerz
Bricht endlich das getreue Herz.
Wie schirmend auf das Grab streckt er
Sich hin, und regt sich nimmermehr.

Johann Graf Mailath.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

Die Anzahl der berüchtigten Druckfehler, welche die Geschichte der Typographie aufzuweisen hat, ist in diesen Tagen um einen vermehrt worden. Das Journal des Débats zeigte an, irgend ein Individuum habe, wegen seiner Anhänglichkeit an die Sache des Königs, das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Der Setzer hatte à la *caisse* (an die Schatulle) statt à la *cause* du Roi, gesetzt. Da ich einmahl von Druckfehlern spreche, so möge hier noch eines andern ältern erwähnt werden, der nicht allgemein bekannt zu seyn scheint. Der berühmte Buchdrucker Henri Etienne, der Sohn des Robert Etienne (beyde in der gelehrten Welt Stephanus genannt), war mit der Herausgabe des bekannten, prächtigen Missel in Quart beschäftigt. Die große Anzahl Subscribenten schien ihm den beträchtlichen Kostenaufwand, den die Unternehmung erforderte, reichlich ersetzen zu wollen. Nachdem man die Korrekturen mit der ersinnlichsten Aufmerksamkeit besorgt hatte, ward das Werk abgezogen, kostbar gebunden und den Abnehmern zugesandt. Wer schildert das Erstaunen des gelehrten Buchdruckers, als ihm nach und nach sämmtliche Exemplare zurückgesandt werden! Er forscht nach dem Grunde dieses sonderbaren Ereignisses; der Setzer hatte gesetzt: Ici le prêtre ôtera sa *culotte* (statt *calotte*) und der Fehler war von keinem der Korrektoren bemerkt worden. Vergebens erboth sich der verzweiflungsvolle Mann, einen Carton einzulegen; die Subscribenten, welche fast sämmtlich Priester und Klostergeistliche waren, verweigerten hartnäckig die Annahme des Werks. Dieser Umstand soll die erste und vorzüglichste Veranlassung zu der zerrütteten Lage gegeben haben, in welcher Henri Etienne späterhin sogar wahnsinnig im Hospitale zu Lyon im Jahre 1598 sein Leben beschlossen hat. Ein Exemplar des Missel mit dem berüchtigten Druckfehler befindet sich, wie man sagt, auf der hiesigen königlichen Bibliothek. Ich habe es nicht gesehen.

— Die Umkehr aller Dinge scheint sich nun sogar auf die musikalischen Instrumente auszudehnen. Doch richten diese bey weitem weniger Unheil an, als die lebendigen Instrumente, deren sich der böse Dämon zur Erreichung seines Endzwecks zu bedienen pflegt. Was man in Deutschland ehemahls von der Leyermusik für einen Begriff gehabt hat, oder vielleicht auch noch hat, davon geben die Wörter leyern, Leyerey u. s. w. einen Beweis. In diesem Augenblicke gibt es hier in Paris drey Leyerspieler, deren Vortrag nicht minder Vergnügen erregt, als ihre vortrefflichen Instrumente. Letztere sind hier in Paris, wie es heißt, von einem Instrumentenmacher Francis verfertigt und kosten gewöhnlich hundert Franken. Ihr Ton kann, an weit auswerfender, klarer Lieblichkeit, besonders in der Höhe, mit der besten Chanot'schen Violine einen Vergleich aushalten, so wie überhaupt ihr materieller Klang eine ungemeine Ähnlichkeit mit den Geigeninstrumenten hat. Der Umfang dieser Leyern besteht aus zwey Oktaven, hat aber jenen anhaltenden Schnurrbaß in der untern Oktave nicht, welcher dieses Instrument zur Begleitung des Bärentanzes geschickt macht. Unter den genannten drey Virtuosen zeichnet sich besonders der eine durch einen besonders schönen Ton

und durch einen ausnehmend geschmackvollen und delikaten Vortrag aus; man glaubt die reizendsten Geigenpassagen zu hören. Die Geschicklichkeit dieses Leyerers erregt um so mehr Bewunderung, da er, an beyden Händen, statt der fünf Finger, nur ganz kurze, kaum sichtbare Stummel besitzt. Er ist aus Lüttich gebürtig und versichert, das Instrument schon vierzehn Jahre geübt zu haben. Mir scheint er aber kein wirklich gelernter Künstler, sondern nur ein musikalischer Naturalist zu seyn. Der zweyte dieser Virtuosen ist aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, und zeichnet sich weniger durch die Lieblichkeit seines Vortrags, als vielmehr durch eine ungemeine, wirklich geniale Fertigkeit aus; er phantasirt in einer erstaunungswürdigen Vollendung. Der dritte ist sein Schüler, ein Knabe von etwa zehn Jahren. Die Duette, welche beyde vortragen, haben ungemein viel Anziehendes.

— Es ist in diesen Blättern auf keine Weise der Ort, mich über die hiesigen politischen Partheyen auszulassen. Aber so viel wird mir hoffentlich erlaubt seyn, zu bemerken, daß, zu welcher derselben man auch gehört, es auch hier einen gewissen modum in rebus gibt, über welchen hinaus alles übel ist. Man kann irren, nur muß es mit Redlichkeit geschehen, und dann verdient der Irrthum Nachsicht, denn welcher Mensch und welche Zeitepoche haben sich nicht geirrt? Die hiesige liberale Parthey lehnt sich gegen jede Auktorität auf, nicht, weil sie glaubt, daß eine Auktorität, wenn man ihr eine zu uneingeschränkte Gewalt gestattet, schädlich werden könne, sondern weil sie selbst keine Auktorität mehr hat. Hinc illae lacrimae. In diesem Kampfe um das verlorene Gut hat sich die besagte Parthey dergestalt verbissen, daß sie, wie ein wüthendes Thier, sich über Freund und Feind, über Schuldige und Unschuldige hermacht und alles angreift, was über ihr steht. Seit ein Paar Monathen tummeln sich die Stimmführer derselben auf einem neuen Kampfplatz um so unverschämter herum, als sie sich hier hinter einem Bollwerke verschanzt wähnen, wo man sie, wie sie sich schmeicheln, nicht angreifen kann. Ein neues, täglich erscheinendes Journal: Le Miroir, welches die Herausgeber, unter dem Vorwande, es handle nur vom gesellschaftlichen Leben, vom Theater u. s. w. der Censur zu entziehen gewußt haben, gibt der besagten Parthey Mittel und Wege an die Hand, bey Gelegenheit des ersten besten aufgefaßten Gegenstandes (wie z. B. der Perrücken, der Schminke) ihre Galle über alles, was Auktorität heißt, auszuspeyen. Gegen einige dergleichen Auktoritäten, wie z. B. gegen die Beresina, gegen Leipzig und Waterloo, kämpfen die Spiegelfabrikanten mit besonderer Wuth an. Da der Spiegel aber nicht immer, wenn gleich in allegorischer Einkleidung, von Politik sprechen darf, weil er kein politisches Journal seyn will; so werfen sich die Verfasser nebenbey auch auf dramatische und musikalische Dinge. Ihrem alten Grundsatze getreu, keine Auktorität zu gestatten, weder in ihrem eignen Lande noch in der Fremde, weder in der Politik, noch in den Künsten, suchen sie besonders die deutsche schöne Literatur, und mit ihr Schiller, mit ihrem Spotte zu verfolgen. Seit einiger Zeit ist auch die deutsche Musik an die Reihe gekommen; Mozart, für welchen bisher alle jetzigen französischen Kritiker ohne Ausnahme die tiefste Verehrung zu erkennen gegeben haben, wird von den Herausgebern des Spiegels auf folgende geistreiche Weise mit Rossini zusammengestellt: *Le Mariage de Figaro* est un chef-d'oeuvre, ce chef-d'oeuvre est vivement apprécié par le public; mais oserois-je le dire, il me semble que le *Barbier de Seville* est accueilli encore avec plus de faveur. Les graves et majestueuses partitions de Mozart retentissent moins agréablement aux *oreilles* françoises que l'élégante et spirituelle musique de Rossini. Le compositeur allemand a plus de science et plus de profondeur, mais l'auteur italien a plus d'esprit et de grâce; les créations du premier sont plus énergiques, mais le second traduit mieux. Beaumarchais auroit admiré Mozart et remercié Rossini *). Es ist merkwürdig, daß in diesem Urtheile an mehr als einer Stelle und

*) Die Hochzeit des Figaro ist ein Meisterwerk, welches vom Publikum lebhaft gewürdiget wurde; aber, darf ich es sagen, es scheint mir, daß der Barbier von

ohne daß der Schreiber ein Arges daraus zu haben scheint, die Ohren hervorgucken; glücklicher Weise geschieht das jedes Mahl, wo sich dieser Theil zu breit oder vielmehr zu lang macht. Was soll man aber von der wahrhaft kindlichen (oder vielmehr kindischen) Naivität des Kritikers sagen, wenn er Rossini einen bessern Übersetzer, Mozart hingegen einen energischen Schöpfer nennt? Wie wahr sagt das französische Sprichwort: On n'est trahi que par les siens? Oder das andere: Il n'est pas de pire ennemi qu'un sot ami?

— Seit einigen Tagen sind alle Pferdeliebhaber auf den Beinen, um einen in der Normandie gebornen und gezogenen Hengst zu bewundern. Will man dem Gerüchte glauben, so hat der Besitzer sechzigtausend Franken ausgeschlagen, welche ein Engländer für denselben gebothen hat. Wer dem Ausgleichungssysteme des Hrn. Azaïs *) Geschmack abgewonnen hat, wird über diesen Preis eines Thieres in Entzücken gerathen, weil sich von demselben rückwärts auf den Werth des Menschen schließen läßt.

— Der Einsame (le Solitaire) des Hrn. v. Arlincourt erhält fortwährend großen Beyfall in der Lesewelt; auch die vierte Auflage ist, wie man sagt, bereits vergriffen. Die Damen tragen seit einigen Wochen Hüte und Gürtel à l'Élodie (die Heldinn des Romans). Von den vielen Bearbeitungen dieses Romans für die hiesigen Bühnen, welche vor einiger Zeit angekündigt wurden, erwähnt man jetzt nur noch der einzigen, welche nächstens unter demselben Titel auf dem Theater de la Porte St. Martin aufgeführt werden wird.

— Das uralte Sprichwort: Cantores amant humores, mag wohl in Frankreich sowohl, wie überall, noch immer ein wahres Wort seyn; nur daß sich hier die Dichter und Musiker nicht mehr, wie ehemahls, in unterirdischen Kellern und Weinhäusern die Kehlen anfeuchten. Ein Boyeldieu, ein Etienne u. s. w. haben, statt der caveaux, Landhäuser, oder miethen bey einem der ersten Restaurateurs einen salon de sociétés, wenn sie sich den Freuden des Bacchus und seiner Halbschwester hingeben wollen. Ehemahls war es, wie gesagt, anders; Piron, Philidor und Andere gingen mir nichts dir nichts zum Weinschenken. Auch Vogel, der deutsche Komponist, der Verfasser des bewunderten Demophoon, dieser einzige aller neueren Tonsetzer, welcher, wäre er am Leben geblieben, vielleicht Mozarten ersetzt haben würde, brachte, wie man sagt, einen großen Theil seiner Tage und Nächte in einer Weinschenke zu; ja, er soll hier nicht allein seinen Demophoon, sondern auch die meisten seiner übrigen Kompositionen verfertigt haben. Man erzählt, er habe eines Tages die Partitur der besagten Oper für einige Bouteillen Wein, welche er zu bezahlen sich außer Stande befunden, bey dem Weinschenken versetzen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sevilla mit noch größerem Beyfall aufgenommen wurde. Der ernste, majestätische Tonsatz Mozart's wiederhallt minder angenehm in französischen Ohren, als die elegante und geistige Musik Rossini's. Der deutsche Tonsetzer besitzt mehr Wissenschaft und Tiefe, aber der Italiener hat mehr Geist und Anmuth; die Schöpfungen des erstern sind energischer, aber der andere übersetzt besser. Beaumarchais würde Mozart bewundert, dem Rossini aber gedankt haben.

*) S. das Märzstück dieser Zeitschrift S. 302 u. s. f.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 9. August 1821.

95

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Wetterpropheten.

Von J. J. Littrow.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt ist die gesammte Meteorologie eine so zusammengesetzte, eine so verwickelte und verworrene Sache, daß es äußerst schwer, und jetzt noch beynahe unmöglich scheint, auch nur ein allgemeines Gesetz zu erblicken, aus welchem man nur mit einiger Verläßlichkeit auf die Witterung eines ganzen Landes in dem Laufe einiger Monathe, ja selbst nur einiger Tage schließen könnte. Um sich davon recht lebhaft zu überzeugen, mache man nur den Versuch, seine Freunde in einer Umgegend von etwa zehn bis zwanzig Meilen um die Mittheilung der von ihnen zu verabredeten gleichen Zeiten beobachteten Witterungen ihrer Wohnorte zu ersuchen, und man wird bald sehen, was man wohl mit dem Gewirre von den widersprechendsten Nachrichten anfangen kann. Bode benützte die große Sonnenfinsterniß des 19. Novembers 1816 zu einem solchen Zwecke, und erhielt folgende Resultate:

Heiter und schön war es um Berlin, Paris, Dresden, Mayland, Ofen, Thorn, Wien, auf der Insel Rügen u. s. f.

Bedeckter Himmel war zu derselben Zeit um Leipzig, Petersburg, Hannover, Krakau, Hamburg, Augsburg, Wilna, Manheim, Göttingen, Kassel, Riga u. s. f.

Ganz trübe Witterung, Schnee, Hagel u. dgl. beobachtete man endlich in denselben Augenblicken in Königsberg, Kremsmünster, Breslau, Ollmütz, Kopenhagen, Warschau, u. s. f.

Man versuche nun einmahl, auf einer Karte die Umgegenden der angezeigten Orte nach ihrer dreyfachen Witterung durch dreyerley Farben zu bezeichnen, wo diese Sonnenfinsterniß entweder völlig, oder nur unvollständig, oder endlich ganz und gar nicht beobachtet werden konnte, und sehe dann das verworrene, bunte Gemählde etwas näher an, so wird man finden, daß es

einer vielfach gefleckten Marmorplatte gleicht, wo die drey Farben, also auch die drey von einander verschiedenen Witterungen so durch einander liegen, daß man jedes Bemühen, darin Ordnung und Regelmäßigkeit zu finden, gleich bey dem ersten Blicke für gänzlich frucht- und hoffnungslos erklären muß. Und doch würde sich keiner unserer allzeitfertigen Meteorologen entblödet haben, die Witterung für diesen Zeitpunkt aus ihren tiefsinnigen Theorien zu entwickeln und vorherzusagen, da sie nicht anstehen, dasselbe sogar für den Lauf ganzer Jahre zu thun. Statt dieser vergebenen Bemühungen wird es daher besser seyn, mit Bode zu sagen, daß wahrscheinlich alle möglichen Witterungen, so wie alle möglichen Grade der Wärme und Kälte zu gleicher Zeit auf der Erde vorhanden, und auf das mannigfaltigste zerstreut sind. Nun aber faßt die Oberfläche der Erde über neun Millionen deutscher Quadratmeilen, und höchst wahrscheinlich herrscht im Durchschnitte von oft wenigen Quadratmeilen schon eine andere Witterung, eine andere Temperatur, was auch schon durch jedem von uns bekannte Erfahrungen in benachbarten Gegenden bestätiget wird. Wer kann es daher mit einiger gegründeter Hoffnung des Erfolges wagen, diesen Proteus zu fesseln, und die mannigfaltigen Gestalten, die er in einem großen Lande, in einem ganzen Jahre annehmen wird, in Voraus zu bestimmen, und endlich Dinge aus dem Einflusse der entfernten Planeten und Fixsterne auf unsere Erde abzuleiten, die viel wahrscheinlicher von chemischen Prozessen mancherley Art in unserer Atmosphäre sowohl, als auf und unter der Oberfläche unserer Erde selbst erzeugt werden.

Besonders, glaubt man, müssen die Eintritte der Viertel, und der Neu- und Vollmonde beträchtliche Veränderungen unserer Witterung nach sich ziehen. Dieser Glaube ist so allgemein verbreitet, und dabey so grundlos, daß diese beyden Eigenschaften in einem so hohen Grade mit einander verbunden, wohl nur selten mehr an irgend einem unserer vielen verjährten Vorurtheile anzutreffen seyn werden. Wenn man noch sagte, die Erdnähe und Erdferne des Mondes sey vorzüglich auf unsere Witterung wirksam, so hätte dieß doch einige Wahrscheinlichkeit für sich, da, wenn schon einmahl der Mond auf uns wirken muß, er gewiß dann am meisten wirken wird, wenn er uns am nächsten steht. Aber welchen vernünftigen Grund kann man wohl angeben, der die Phasen, die bloßen Lichtgestalten des Mondes mit unsern Witterungsveränderungen in irgend eine Verbindung brächte? Wenn eine solche Verwandtschaft zwischen diesen beyden Dingen in der That Statt hätte, müßte sie, um von theoretischen Spekulationen und unfruchtbaren Hypothesenkrämereyen nicht zu sprechen, müßte sie denn nicht längst schon durch die Erfahrung bestätiget seyn? Aber da stehen sie, diese Wetterglasgucker, und ihre Zahl ist Legion, da stehen sie schon seit Jahrhunderten, und können aus ihren Bibliotheken von meteorologischen Beobachtungen noch immer keine wahrwaft bewiesene und unläugbare Relation zwischen jenen beyden Erscheinungen aufweisen. Wenn sie existirte, so müßte sie vorzüglich in den Tropenländern, zwischen den Wendekreisen, am merklichsten seyn, und gerade dort nimmt man auch nicht das geringste von einer solchen Verbindung wahr, indem sich in jenen Gegenden Wärme, Heiterkeit, Trockenheit, die im Laufe eines Jahres regelmäßige Regenzeit und die dort noch regelmäßigeren Passatwinde u. dgl. bloß nach der verschiedenen Höhe der Sonne im Mittag richten

ohne daß die verschiedene Entfernung des Mondes von der Erde, oder seine Stellung gegen die Sonne, seine Erleuchtung, im geringsten dabey in Betrachtung kömmt. Es mag immerhin nicht an Leuten fehlen, die da behaupten, aus ihren vieljährigen Beobachtungen solche Schlüsse gezogen zu haben, aber an denen fehlt es gewiß, die uns die Richtigkeit ihrer Schlüsse, wie man es mit andern Entdeckungen gewohnt ist, richtig beweisen können. Daß die meisten von ihnen redlich genug sind, uns nichts andichten zu wollen, was sie selbst nicht glauben, wollen wir, ihnen zu Liebe, schon aus allgemeiner Menschenliebe gern annehmen; aber wie es uns armen Menschenkindern wohl öfter geht, man kann mit aller Aufrichtigkeit gegen sich selbst an die Untersuchung gehen, sich's recht sauer werden lassen, Tag und Nacht studieren, und am Ende doch sich recht tief in den Irrthum hineinstudieren, ohne sich je wieder aus ihm heraus zu finden. Denn bey so vagen Spekulationen, denen keine feste Unterlage zu Grunde liegt, deren Wahrheit oder Falschheit sich weder messen, noch wägen, noch an dem Probierstein der Rechentafel abreiben läßt, bilden sich gewöhnlich im Verfolg der Arbeit fixe Ideen, die, je länger man sie ansieht, desto mehr aus dem Hintergrunde des übrigen verworrenen Chaos hervortreten, und wenn endlich das ermüdete Auge alle Gegenstände vor sich schwimmen sieht, auch den Unbefangensten fesseln und ergreifen, bis er auf allen Seiten von dem eitlen Gebilde seiner eigenen Einbildungskraft umschlungen, wie ein Träumender Gespenster sieht, und Dinge mit einander verbindet, die himmelweit von einander verschieden sind. Es muß sehr schwer seyn, bey meteorologischen Untersuchungen von dieser Krankheit sich frey zu halten, weil beynahe alle, die der Sache näher treten, von ihr ergriffen werden. An Beyspielen, die man hier anziehen könnte, würde es nicht fehlen, aber da sie ohnehin bekannt genug sind, so sey es mir erlaubt, hier eine Stelle aus dem Monthly Magazin, 1817, April, von einem andern Meteorologen, anzuführen, der, wie es scheint, etwas stärkere Nerven bekommen, und sich von jener Krankheit frey erhalten hat:

„Ihr Korrespondent J. W. glaubt in seinen Bemerkungen über Witterungsveränderungen bey den Mondswechseln, bey dem Neu- und Vollmond, daß man eine deutliche Verschiedenheit der Witterung vier Tage vor dem Neumond beobachte. — Ich habe seit zwanzig bis dreyßig Jahren jeden Tag die Witterung genau beobachtet, vier oder fünf Jahre in Middlesex, zehn in Warwick, und eben so lange in Newbury; und ich nehme es auf mich, bestimmt zu behaupten, daß jene Wahrnehmung durchaus grundlos ist, und daß keine besondere, oder auch nur irgend eine bestimmte Veränderung des Wetters weder bey dem Neu- noch bey dem Vollmonde, noch bey irgend einer anderen Mondesphase Statt habe. Alle astronomischen, astrologischen oder philosophischen Reflexionen über dieses Kapitel sind daher ganz nichtig und bloß eingebildet *)."

*) „Your correspondent J. W. in his remarks on the supposed changes of the weather at the periods of the change of the moon, or at the new and full moon, thinks, that there is a visible alteration to be observed four days before the new moon. — I have kept a daily account of the weather for between twenty and thirty years; about four or five in Middlesex, ten in Warwick, and as long in Newbury; and I take upon me positively to assert, that the notion

Wenn es also mit den so gerühmten, so oft bewiesenen, und noch öfter auf Gerathewohl geglaubten Einflüssen des Mondes, oder doch, was für uns auf dasselbe führt, mit unsern Kenntnissen dieser Einflüsse so viel als gar nichts ist, so wird man doch eine andere nicht minder allgemein geglaubte Einwirkung des Mondes zugeben müssen, nähmlich diejenige, welche der Mond auf das Wachsthum der Pflanzen, und auf das Leben der Thiere und Menschen, besonders in ihren Krankheiten auf eine bisher beynahe unbezweifelte Art äußern soll.

Da wir es hier nicht mehr mit einem bloßen Wahn des gemeinen Mannes, sondern mit den Ärzten zu thun bekommen, deren viele der vorzüglichsten sich für dieselbe Meinung erklären, ich aber kein Arzt bin, und mit ihnen auch ferner noch, meines eigenen Wohles wegen, in gutem Einverständniß bleiben möchte, so mag es mir bloß gegönnt seyn, hier anzuführen, was einer der berühmtesten Ärzte Deutschlands und zugleich einer der ersten Astronomen nicht nur unserer, sondern vielleicht aller Zeiten, was Olbers über denselben Gegenstand bey Gelegenheit einer im Bremischen Museum von ihm gehaltenen Rede gesagt hat.

Es fehlt allerdings nicht an Erscheinungen, selbst bey gesunden Menschen, die in der Dauer ihrer Perioden mit den Umlaufszeiten des Mondes übereintreffen, aber diese Erscheinungen haben erstens nur beyläufig Statt, und sie sind zweytens so zufällig, und endlich drittens so oft von Erscheinungen ganz entgegengesetzter Art verdrängt, daß sie keinesweges hinreichen, eine gewisse und bestimmte Einwirkung des Mondes zu beweisen, so daß auch hier wieder das meiste auf vorgefaßten Meinungen, auf Wahn und Vorurtheil zu beruhen scheint. So will Sanktorius gefunden haben, daß der gesunde Mensch jeden Monath hindurch gegen zwey Pfund an Gewicht zu-, und gegen Ende des Monaths wieder eben so viel abnehme. So sollen, wie schon der römische Dichter Lucilius anführte und seitdem ihm so oft nachgebethet wurde, die Krebse, Austern und andere Schalthiere bey zunehmendem Mond fetter und voller als bey abnehmendem seyn. So soll der Same besser keimen, die Pflanze schneller wachsen bey zunehmendem, als bey abnehmendem Mond. So sollen, wie der berühmte Reil versichert, neugeborne Kinder bey zunehmendem Monde unruhiger schlafen, als bey abnehmendem, und was dergleichen mehr ist, das alles, von einem Unbefangenen geprüft, als gänzlich unstatthaft verworfen, und in dieselbe Kathegorie mit den schon längst aus unsern Bauernkalendern verwiesenen Vorschriften gehört, nach welchen man sich bey dem Haar- und Nägelschneiden, bey dem Aderlassen u. s. f. ebenfalls an den dabey mächtig einwirkenden Mond halten soll.

Kurz von einer besonderen Einwirkung des Mondes und vorzüglich seiner Lichtgestalten auf den thierischen Magnetismus ist durchaus, nach Olbers, nichts durch Erfahrung erwiesen. „Ob ich aber," fährt er fort, „gleich mit Wahrheit versichern kann, daß ich bey meiner langjährigen Beobachtung von Kranken und Krankheiten, immer aufmerksam auf diesen Gegenstand, durch-

is entirely groundess, and that there is no favourable change, non any change of weather, at the new or full moon more, than at any other time. All astronomical, astrological or philosophical reflections on the subject are therefore idle and imaginary."

aus nichts von einer Relation irgend einer Krankheit, ihrer Systeme, oder der Wirkung der in ihr angewandten Heilmittel zum Laufe des Mondes, nahmentlich nichts von einem Einflusse der Mondsphasen, auf Wurmzufälle, Balggeschwülste, Wassersuchten, selbst nicht auf epileptische und andere Nervenkrankheiten habe wahrnehmen können, so möchte ich doch nicht gegen so viele ältere Beobachter gänzlich läugnen, daß der verschiedene Stand des Mondes gegen die Sonne in einigen seltenen Fällen auf kranke Menschen einigen Einfluß haben könne. Unter allen Werkzeugen, die wir anwenden können, sonst unbemerkliche Agenzien in der Natur zu erkennen, sind, wie Laplace mit Recht bemerkt: die Nerven die allerempfindlichsten, vorzüglich wenn ihre Reizbarkeit durch einen krankhaften Zustand erhöht ist. Nur durch die Nerven hat man die schwache Elektrizität entdeckt, die sich bey der Berührung zweyer heterogener Metalle entwickelt, und die nachher unter dem Nahmen des Galvanismus für Chemiker und Physiker so wichtig geworden ist. So konnte also auch die krankhaft vermehrte Empfindlichkeit der Nerven vielleicht zuweilen Einflüsse des verschiedenen Standes der Sonne und des Mondes gegen einander in Nervenkrankheiten anzeigen, so schwach und unbedeutend diese auch seyn mögen. Daher mag es rühren, daß manche, besonders ältere Ärzte, in einigen Fällen einen Bezug der Mondsphasen auf epileptische Paroxismen und auf periodische Anfälle einer gewissen Art von Wahnsinn bemerkt haben, so daß man auch die damit behafteten Kranken Mondsüchtige zu nennen pflegte. Aber gar vieles von diesen sogenannten Erfahrungen ist nichts, als das Produkt vorgefaßter Meinungen, oder einer zu regen Phantasie, die oft Dinge mit einander, als zusammen gehörend verbindet, die in ganz und gar keinem Zusammenhange unter einander stehen, und die meistens ihre Erfinder selbst, wenn sie nur Geduld oder Gelegenheit genug gehabt hätten, ihre Beobachtungen fortzusetzen, durch andere Erfahrungen ganz entgegengesetzter Art widerlegt gefunden hätten. Daher muß man die Schriftsteller, welche über die Einflüsse der Mondsphasen auf Kranke so viel zu sagen wissen, mit gerechtem Mißtrauen, und mit bedachtsamem Zweifel lesen, weil es mit diesen angeblichen Einflüssen des Mondes gewöhnlich so geht, wie mit den Gespenstern, die man nur da sieht, wo man daran glaubt. Dieser Glaube an einen solchen Einfluß des Mondes auf Krankheiten kann nicht bloß den sonst wahrheitsliebenden Beobachter täuschen, daß er Relationen zu sehen meint, die wirklich nicht vorhanden sind, sondern wenn dieser Glaube auch auf den Kranken selbst übergegangen, so kann auch bey diesem die Phantasie, die Erwartung und die Furcht Erscheinungen erregen, an denen der Mond ganz und gar unschuldig ist. Nur der Phantasie und den durch sie aufgeregten Leidenschaften, muß man es zuschreiben, daß ehedem Sonnen- und Mondesfinsternisse so mächtig und verderbend auf Kranke und Nervenschwache eingewirkt haben, während jetzt, wo dieser Wahn bereits verschwunden ist, kein Arzt mehr darauf Bedacht nimmt, und kein Kranker mehr etwas davon empfindet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

— Neulich hat sich das Publikum in der großen Oper eine Anzüglichkeit gegen Nourrit erlaubt, wie sie dann und wann wohl an Anfängern oder Debütanten, oder überhaupt an Schauspielern, denen man keinen Geschmack abgewinnen kann, verübt wird, der aber kein beliebter und älterer Künstler ausgesetzt zu seyn pflegt; man hat überlaut gelacht, als der Bauer im Rossignol, im Augenblicke, wo er den jungen Burschen (Nourrit) in der Laube erblickt, in gemachter Verwunderung ausruft: Ah, quel bel oiseau! Die Karrikatur, in welche die Extremitäten dieses Sängers ausgeartet sind, muß wirklich bis zu einem sehr hohen Grade mißfällig erscheinen, daß das Publikum gegen Nourrit, der seit beynahe dreyßig Jahren die ersten Liebhaber singt (oder vielmehr schreyt, denn die wahren französischen Ohren wollen voll für's Geld haben), so sehr hat den Anstand verletzen können. In der That läßt sich schwerlich eine unförmlichere Figur denken, als die des genannten Schauspielers; sie gibt den Popanzgestalten der ehemahligen Kasperle (Donauweibchen), Zumio (Zauberzitter) u. s. w. in der That wenig oder gar nichts nach. Diesen Mann zittert die große Oper täglich zu verlieren, weil weder in Paris, noch überhaupt in ganz Frankreich, ein Subjekt vorhanden ist, dessen Lungen ihn zu ersetzen vermögen!

— Die auf die Geburtsfeyer des Herzogs von Bordeaux verfertigten Stücke haben das Schicksal aller Gelegenheitsstücke gehabt, d. h. sie sind mit der Gelegenheit verschwunden. Besonders fruchtbar hat sich Hr. Théaulon gezeigt; er hat vier Produkte zur Welt gebracht, oder doch dabey geholfen. Schade nur, daß, wie gesagt, das liebe Gewürm gleich nach der Geburt wieder verschieden ist. Alles, sogar ihre Nahmen, sind vergessen. In einem dieser Stücke von Théaulon und Kompagnie (es war, wenn ich nicht irre, le Berceau de Jeanne Albert, welches auf dem ersten Théâtre François aufgeführt worden ist) fand sich ein recht hübscher Gedanke: die Mutter Heinrich IV. (Jeanne Albert) singt an der Wiege desselben: „Schlaf Kind, du bist ja noch nicht König (dors, mon enfant: tu n'es pas encor roi)." Schade, daß der Doppelsinn, welcher in diesen Worten liegt, keine poetische Beruhigung gestattet; denn sollen hier die Geschäfte eines Königs, oder die Gefahren, denen ein solcher ausgesetzt ist, als Verscheucher des Schlafes angedeutet werden? Nicht minder fühlbar macht sich der moralische und politische Anachronismus in diesen Worten. Bey Heinrichs Geburt regierte Heinrich II., welcher bereits vier Söhne hatte und selbst erst vier und vierzig Jahre alt war. Es bedurfte aller der besondern Umstände dieser Epoche in der Zeitgeschichte Frankreichs, daß Heinrich IV., nach völliger Erlöschung des Valois'schen Stammes, und nachdem zuvor in einem Zeitraume von sechs und dreyßig Jahren (von 1553, wo er geboren ward, bis 1589, wo er zur Regierung kam) nicht allein vier regierende Könige (Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III.), sondern auch ihre sämmtlichen männlichen Erben theils gestorben, theils zufällig oder durch Meuchelmord um's Leben gekommen waren, den Thron der Könige von Frankreich besteigen konnte. Vergebens würde Hr. Théaulon den Sinn jener Worte auf Heinrich IV. als künftigen König von Navarra beziehen wollen; im Stücke geschieht dieses Fürsten nur als einstigen Beherrschers von Frankreich Erwähnung. In einem andern dieser Gelegenheitsstücke sind mir noch folgende Verse aufgefallen, zu deren Erklärung angemerkt werden muß, daß der Prinz, Herzog von Bordeaux, am 29. Sept., also am Michaelistage, geboren worden ist:

St. Michel est un bon patron:
Jadis il chassa le démon,
Voilà qu'il nous envoie un ange.

— Ich habe schon in einer meiner vorigen Skizzen einer ungemein großen glänzenden Ausschnitthandlung gedacht, welche sich an der Ecke der Straße Montmorency (neben dem Palais Royal) etablirt und die Scene aus der Farce: Le Coin de rue, wo der Stuhlflechter Malassis (Tiercelin) die Obsthändlerinn (Dlle. Flore) zu überreden sucht, die tausend Franken, welche sie so eben in den Armen trägt, seyen von ihrem Geliebten, dem Straßenausläufer, nicht, wie er es vorgebe, in der Lotterie gewonnen, sondern vielmehr gefunden worden, zum Schilde gewählt hat. Dieser Laden biethet durch den ungemeinen Reichthum und die Menge der darin hoch bis unter die Decke aufgethürmten Waaren, durch die höchst geschmackvolle Auslegung derselben, bey welcher auf Symmetrie in der Drapperie und auf Kontrast in den Farben die größte Sorgfalt verwandt ist, durch die Hunderte von Ellen Zeug, welche, als Symbol der Handlung, vor der ganzen Fronte des Hauses bis über den Entresol zu der ersten Etage hinauf, wie große Schiffflaggen, wehen, durch den erwähnten vortrefflich gemahlten Schild, und durch die Menge der Equipagen, in welchen die Käufer herbeyströmen, und der Gaffer, welche den Schild betrachten, einen ungemein reizenden Anblick dar. Kein deutscher Handelsmann hat eine Ahnung davon, welch einen Scheinwerth ein Pariser Boutiquier durch Ausschmückung seines Ladens den in demselben zu verkaufenden Waaren zu geben vermag. Der Zulauf, welchen der Coin de rue hat, ist mehr als hinreichend gewesen, in einer andern, schon längst in derselben Straße bestehenden Handlung derselben Gattung, le pauvre Diable, den Brotneid rege zu machen; nicht allein läßt sich letztere täglich Duzende von Waarenballen (was darin ist, mag der wissen, der hineingesehen hat) vor's Haus fahren, und mehrere Hunderte von Etiquetten, auf welchen die Waaren nebst ihren Preisen in ellenhohen Buchstaben und Zahlen zu lesen sind (unter diesen sogar eine, welche Taschentücher für einen Sous ausbiethet) aushängen, sondern es steht auch auf einem besondern Zettel zu lesen, „daß in ihrem Laden nur gekaufte Waaren (des marchandises *achetées*) verkauft würden." Ich gestehe, daß es mich ein augenblickliches Nachsinnen gekostet hat, ehe ich begriffen habe, daß diese gekauften Waaren auf die geborgten anspielen sollen, welche der pauvre Diable in dem Laden des Coin de rue vermuthet, oder in der That vorhanden weiß.

— Ein hiesiges Journal hat vor einiger Zeit ein Mittel bekannt gemacht, welches im Stande seyn soll, den verwelkten Blumen ihre Frische wiederzugeben. Das Rezept ist folgendes: man legt die Blumen in Flußwasser, welches so eben zu kochen aufgehört hat und läßt sie darin, bis dasselbe kalt geworden ist. In wie fern dieses Mittel probat ist, kann ich nicht sagen, weil ich es nicht versucht habe. An sich möchte der Gegenstand auch überhaupt von keiner großen Wichtigkeit seyn. Ließe sich aber die Wirksamkeit des Rezeptes erweisen, so möchte daraus für die thierische Physiologie die höchst wichtige analogische Folgerung zu ziehen seyn, daß es sicherere Mittel, als wir bis jetzt gekannt haben, geben müsse, scheintodte oder erstickte Menschen ebenfalls in's Leben zurückzurufen. Denn, wenn es möglich ist, den Organismus einer Pflanze wieder rege zu machen, warum sollte sich die Lebensthätigkeit in einem Menschen nicht herstellen lassen?

— Ich begebe mich nach dem Garten des Palais Royal, um daselbst einen Spaziergang zu machen, und trete in die Allee, welche neben der Galerie Montansier hinläuft. Eben befinde ich mich unter den Fenstern von Nr. 9, als plötzlich ein dumpfes, heftiges, fast brüllendes Gesause unmittelbar über meinem Haupte die Luft durchschneidet. Ich habe nicht die Zeit, in die Höhe zu sehen; ein Mensch stürzt dicht vor meinen Füßen auf die Erde nieder. Grausender Schreck lähmt meine Glieder; ich sinke, fast bewußtlos, auf eine der steinernen Bänke an der Mauer nieder. Die Menschen laufen zusammen; man zieht Erkundigungen über das schreckliche Ereigniß ein; der Unglückliche hat im Spielsalon von Nr. 9 dreyhundert Franken verspielt und sich dann in Verzweiflung aus dem Fenster gestürzt. Eine Handbreit weiter vorgeschritten, wäre ich von dem Herabfallenden erschlagen worden, ohne daß er selbst vielleicht sein eigenes Leben gerettet hätte. Der Zerschmetterte stößt ein herzzerreißendes Geschrey über die Schmerzen

aus, welche er leidet; in weniger als drey Minuten ist sein Gesicht grün geworden, wie die Blätter über seinem Haupte. Eben ist man damit beschäftigt, ihn auf einer Tragbahre fortzuschaffen, da stürzt ein junges Weib, die Luft mit dem Gekreisch der Verzweiflung erfüllend, herbey, reißt die Hülle von der Bahre und sinkt ohnmächtig auf den Sterbenden. Man trägt beyde auf derselben Bahre fort. Die Bewohner des Palais Royal erkennen den Unglücklichen: es ist der öffentliche Schreiber *), welcher in der Bude hinter dem Café de la bourse im großen Hofe des Palais Royal wohnt. Die dreyhundert Franken, welche er verspielt hat, sind sein einziges sauer erspartes Habe gewesen. Mit welchen Betrachtungen soll ich den Bericht über diesen Vorfall schließen? Das eben erzählte Ereigniß ist nicht das erste und wird nicht das letzte seyn. Trotz dem stehen die Mordschlünde, in welchen der Unglückliche seinen Untergang gefunden hat, fortwährend offen und verschlingen die Unvorsichtigen, welche sich dem Rande derselben nahen, unwiederbringlich. Wenn auch nicht immer der Tod, so wird tausendfaches Unglück, welches nicht zur Kenntniß des Publikums gelangt, durch diese Mördergruben über die Familien der mittlern und untern Klassen verbreitet. Vergebens läßt sich die öffentliche Stimme hören, vergebens spricht die fortgeschrittene Kultur des Zeitalters, die Regierung glaubt die Einkünfte der öffentlichen Spielhäuser nicht entbehren zu können. So dauert eine Einrichtung fort, welche verderblicher auf die Moralität des Volks wirkt, als selbst die öffentlichen Freudenhäuser. Den Besuch dieser beschränken die physische Natur und der Ekel, den alle Vergnügungen gewähren, sobald ihr Genuß ohne große Mühe und Anstrengung erreicht werden kann; der Hang zum Spiele wird durch die, den Menschen mehr oder minder angeborne Habsucht stets lebendig erhalten und ist unersättlich. Um den Sklavenhandel auszurotten, haben die europäischen Regierungen die menschenfreundlichsten Maßregeln getroffen; dem Verderben des Spiels glaubt jede derselben genugsam gesteuert zu haben, wenn sie die Existenz desselben in ihrem eigenen Lande unmöglich macht. Welche Inkonsequenz!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Ecrivain public, oder schlechtweg écrivain, nennt man hier die Leute, welche sich an gangbaren Gegenden in kleinen hölzernen Buden einquartiert haben, und daselbst denjenigen, welche es verlangen, Briefe, Bittschriften, Rechnungen u. dgl. verfertigen. Einige unter ihnen befassen sich sogar mit Übersetzungen aus oder in fremde Sprachen.

Modenbild XXXII.

1. Hut von Gaze-Flore.
2. Capote von Bändern zusammengesetzt.
3. Häubchen von Gaze.
4. Basthut mit Blumen und Blonden.
5. Hut von Krepp mit Entoilagen garnirt und einer Feder geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del. Fr. Stöber. sc.

XXXII. Wiener Moden. 25. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 11. August 1821.

96

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über Wetterpropheten.

Von J. J. Littrow.

(Fortsetzung.)

So wenig also, nach dem Vorhergehenden, der Mond auf unsere Witterungs- und Krankheitslehre wahrhaft erwiesenen Einfluß äußern mag, oder vielmehr, so wenig wir von diesen Einwirkungen bisher Gewisses und Unbezweifeltes wissen, so wird daraus niemand den Schluß ziehen, daß Untersuchungen dieser Art, als zwecklos oder unnütz, für die Folge ganz aufgegeben oder vernachlässiget werden sollen. Der Gegenstand, welchen diese Untersuchungen betreffen, ist an und für sich zu interessant, und von so unmittelbarem Einflusse auf unser Wohl und Weh, daß vielmehr jeder nach seinen Kräften dazu beytragen soll, Beobachtungen anzustellen, sie zu sammeln und geordnet unsern vielleicht glücklicheren Nachkommen zu überliefern. Beobachtungen also, fleißige, fortgesetzte, und vor allem aufrichtige Beobachtungen, diese sind es, die noth sind, und die uns allein in einer so verwickelten Sache allmählig weiter führen können: Beobachtungen, nicht aber Hypothesen und Systeme und Luftschlösser, die auf ganz losem Grund errichtet noch unter den Händen des Erbauenden wieder in ihr Nichts zurückstürzen, und weit entfernt, uns der Wahrheit zu nähern, uns vielmehr immer mehr und mehr von ihr wegführen.

Bey diesen Beobachtungen, die jeder, dem es um Wahrheit und Nutzen zu thun ist, ohne viel Zeitaufwand und ohne kostbare Instrumente anstellen kann, kömmt es vorzüglich darauf an, in der großen Mannigfaltigkeit der Phänomene das Beständige derselben, oder doch das beständig regelmäßig Wiederkommende herauszuheben. Mehrere dieser konstanten Erscheinungen kennen wir bereits nicht bloß in ihren Wirkungen, sondern auch in den Ursachen, welche sie hervorbringen, und unter diesen zeichnen sich besonders die sogenannten Passatwinde und das oben berührte regelmäßige Steigen und

Fallen des Weltmeeres aus, von welchen beyden Phänomenen wir das Vorzüglichste hier kurz zusammenstellen wollen.

Die Passatwinde gehören bekanntlich den wärmeren Gegenden unserer Erde an, welche zwischen den beyden Wendekreisen liegen. Während bey uns, besonders in dem deßwegen berüchtigten Wien, in einem und demselben Tage, ja oft in derselben Stunde der Wind aus allen Strichen des Kompasses bläst, bemerkt man in jenen Tropenländern einen konstanten, unabänderlich durch das ganze Jahr von Ost nach West ziehenden Wind, den bekanntlich die Schiffer benützen, die von Europa nach Amerika steuern. Um z. B. von London nach Brasilien zu kommen, nehmen sie nicht den kürzesten Weg oder die gerade Linie, sondern sie finden es viel vortheilhafter, einen Umweg von mehreren hundert Meilen zu nehmen, indem sie zuerst nach dem grünen Vorgebirge steuern, wo sie sich von den dort wehenden Passatwinden aufnehmen, und auf ihren Fittigen ganz sicher und bequem an den Ort ihrer Bestimmung in Amerika tragen lassen.

Die Ursache dieser beständig in derselben Richtung wehenden Winde war lange unbekannt, so leicht es auch gewesen wäre, sie aufzufinden.

Wenn man die Thüre eines geheitzten Zimmers im Winter öffnet, und eine brennende Kerze auf die untere Schwelle derselben stellt, so wird man bemerken, daß die Flamme der Kerze, wie von einem äußern Winde, einwärts gebogen wird. Wenn man aber die Kerze erhebt, und der obersten Schwelle der Thüre nähert, so kehrt sich die Flamme derselben, wie von einem innern, aus dem Zimmer kommenden Lichte auswärts. Die durch den Ofen erwärmte Luft des Zimmers dehnt sich nähmlich, wie alle Körper, durch die Wärme aus, wird durch diese Ausdehnung leichter, und nimmt daher die obern Räume des Zimmers ein, aus welchen sie, da die Wärme zugleich ihre Elastizität vermehrt hat, sobald die Thüre geöffnet wird, durch die oberen Theile der Thüre heraustritt, und dadurch einen Windzug aus dem Innern nach dem Äußern erregt. Durch diese Entfernung der oberen erwärmten Luft entstehen in den obern Theilen des Zimmers luftleere Räume, in welche die untere, kältere Luft des Zimmers tritt, wodurch an dem untern Boden des Zimmers andere leere Räume entstehen, in welche daher die außer dem Zimmer befindliche Luft durch die unteren Theile der geöffneten Thüren eindringt, und dadurch einen Luftzug aus dem Äußeren nach dem Inneren des Zimmers hervorbringt.

Ganz auf dieselbe Art läßt sich auch der Ursprung der Passatwinde in den Tropenländern erklären. Die Luft zwischen den Wendekreisen wird durch die Sonne viel mehr erwärmt und ausgedehnt, als jene bey den Polen, daher sich jene über die benachtbarte kühlere Luft erhebt, und, wie ein überfülltes Gefäß, auf beyden Seiten den Polen zufließt. Die dadurch entstandenen leeren Räume an der Oberfläche der Erde zwischen den Wendekreisen werden sofort durch die zu beyden Seiten der Wendekreise stehenden kühleren Luftschichten eingenommen, so daß auf diese Weise in den Tropenländern ein immerwährender doppelter Luftzug Statt hat, ein oberer, vom Äquator zu den Polen, und ein unterer von den Polen zu dem Äquator.

Allein die Atmosphäre der Erde nimmt an der täglichen Bewegung der Erde Theil, und hat überall dieselbe tägliche Bewegung um die Erdaxe,

welche die Oberfläche der Erde in demselben Punkte hat. Da aber die Bewegung der Punkte der Oberfläche der Erde desto kleiner ist, je näher diese Punkte bey den beyden Polen liegen, so daß diese Bewegung in den Polen sind, und dort selbst gänzlich verschwindet, so werden auch die Luftschichten eine desto langsamere Bewegung haben, je weiter sie vom Äquator entfernt sind. Die Luftschichten der kälteren Zonen bewegen sich daher langsamer, und wenn sie in den Wendekreisen ankommen, so ist ihre Geschwindigkeit von West nach Ost kleiner, als jene der Erde, oder sie widerstehen der schneller nach Osten dringenden Erde, und dieser Widerstand muß sich durch einen fühlbaren Druck in entgegengesetzter Richtung, d. h. durch einen Wind von Ost nach West für unser Gefühl äußern.

Die zweyte regelmäßige Einwirkung des Mondes auf die Atmosphäre ist das täglich zweymahl beobachtete Steigen und Fallen des Meeres, welches unter dem Nahmen der Fluth und Ebbe bekannt ist. In dem offenen Ocean, oder auf der hohen See, beträgt die Fluth nicht leicht mehr, als drey oder vier Fuß; aber an den Küsten, in engen Kanälen und sich nach und nach verengenden Buchten, wo die große Wassermasse mit Gewalt einströmt, können die Fluthen eine oft große Höhe erreichen. So steigt sie in Brest gegen 20, in Havre über 30 und in Bristol sogar bis auf 50 Fuß. Die gewöhnlichsten Erscheinungen dabey sind folgende:

1. Zweymahl an jedem Tage, ungefähr nach zwölf Stunden und fünf und zwanzig Minuten erhebt sich das Meer und sinkt nach sechs Stunden wieder zu seinem tiefsten Stande herab.

2. Die höchste Fluth hat immer nahe drey Stunden nach dem Augenblicke Statt, wo der Mond in der uns sichtbaren Hälfte des Himmels am höchsten, und in der uns unsichtbaren am tiefsten stand, d. h. nach den beyden Zeiten, wo der Mond für jede Gegend im Mittag und Mitternacht ist.

3. Jeden Tag kömmt die Fluth nahe fünfzig Minuten später, als den vorhergehenden.

4. Im Neu- und Vollmonde sind die Fluthen am größten, und mitten zwischen diesen, oder in den Mondsvierteln, am kleinsten.

5. Je näher das Meer gegen die Pole liegt, desto kleiner sind die Fluthen, bis sie endlich im Eismeere auch im Sommer gänzlich verschwinden.

Es muß in der That ein herrliches Schauspiel seyn, bey der stillsten Witterung, wenn kein Lüftchen sich bewegt, die lebhafte Bewegung dieser ungeheueren Wassermasse zu sehen, deren Wogen sich gewaltsam an den Gestaden brechen, wie der ganze Ocean dreyßig und mehr Fuß sich erhebt, um bald darauf wieder sich in seine Abgründe zurückzuziehen. Die Bewohner der Küsten, die dieses Schauspiel täglich zweymahl vor ihren Augen sich erneuern sehen, mußten dadurch zum Nachdenken eingeladen werden, die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung zu entdecken.

Die angeführten Umstände, welche jenes Phänomen begleiten, mußten sie sehr bald auf den Gedanken bringen, daß der Mond es vorzüglich ist, der so mächtig auf das Weltmeer wirkt.

In der That, wenn der Mond gerade über einem gegebenen Ort des Oceans steht, oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, wenn er durch das Zenith jenes Ortes geht, so wird das Wasser dieses Ortes von dem Monde am stärksten angezogen, weil dieser Ort unter allen andern Orten der Erde

dem Monde am nächsten liegt. Durch diese stärkere Anziehung wird die Schwere jenes Wassers zur Erde vermindert, und es muß daher sich von der Erde erheben, oder steigen.

Allein ganz dasselbe wird auch noch an jenem Ort der Erde Statt haben, welcher jenem ersten gerade entgegengesetzt, oder genau um den ganzen Durchmesser der Erde von jenem ersten Orte entfernt ist. Zwar wird an diesem zweyten Orte, da er unter allen Punkten der Erde vom Monde am meisten entfernt ist, die Wirkung des Mondes, seine Anziehung, am schwächsten seyn. Aber eben aus der Ursache, weil jener zweyte Ort von dem Monde viel schwächer angezogen wird, als z. B. der Mittelpunkt der Erde, wird auch der Mittelpunkt sich dem Monde mehr nähern müssen, als jener Ort, oder mit andern Worten, jener Ort wird hinter dem Mittelpunkte der Erde gleichsam zurückbleiben, also sich von diesem Mittelpunkt entfernen d. h. ebenfalls sich von der Erde erheben, oder wieder steigen.

Wenn man sich also eine gerade Linie denkt, welche den Mittelpunkt des Mondes mit dem der Erde verbindet, so werden jene beyden Punkte der Oberfläche der Erde, durch welche jene Linie geht, wenn sie anders im Meere liegen, Fluth haben. Alle übrigen Orte der Erde, welche um jene beyden herumliegen, verlieren weniger, als jene beyden, von ihrer ursprünglichen Schwere, und unter diesen verlieren jene am wenigsten, welche in gleichen Entfernungen von jenen beyden Hauptpunkten liegen, und welche, wie man leicht sieht, den Mond in ihrem Horizont erblicken.

Da nun der Mond, wie alle übrigen Gestirne, täglich einmahl um die ganze Erde zu gehen scheint, so wird jeder Ort, durch welchen überhaupt jene gerade Linie gehen kann, täglich zweymahl durch jene Linie gehen, also auch täglich zweymahl Fluth, und wie daraus von selbst folgt, auch eben so oft Ebbe haben müssen.

Diese Erklärung ist so einfach, und so befriedigend, daß ihre Richtigkeit wohl Niemand, der das Vorhergehende nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, weiter bezweifeln kann. Die übrigen oben angeführten Umstände, welche diese Erscheinung begleiten, werden sich eben so leicht aus derselben Ursache erklären lassen. So wurde gesagt, daß die Fluthen jeden Tag nahe fünfzig Minuten später kommen, allein genau eben so viel rückt der Mond täglich in seiner Bahn gegen Ost vor, so daß er täglich fünfzig Minuten später in den Meridian kömmt, also auch seine Wirkung auf das Weltmeer täglich eben so viel verspätet werden muß; daß ferner die Fluthen im Neu- und Vollmonde am größten seyn müssen, folgt daraus, daß die Sonne eine ähnliche, nur wegen ihrer viel größeren Entfernung viel schwächere Wirkung auf die Gewässer des Oceans haben wird, als der Mond. Da aber zur Zeit der Neu- und Vollmonde die Sonne in gerader Linie mit Erde und Mond, oder da die Sonne in der oben angeführten geraden Linie steht, in welcher die Fluth eben Statt hat, so muß die Wirkung der Sonne jene des Mondes, indem beyde nach einer Seite gerichtet sind, vergrößern, da sie im Gegentheile zu der Zeit des ersten oder letzten Viertels die Gewässer des Meeres nach einer andern Seite zieht, als der Mond, also die Wirkung des letzten schwächt und verkleinert. Wenn ferner die höchste Fluth, wie oben gesagt wurde, nicht genau zur Zeit

des höchsten und niedrigsten Standes des Mondes, sondern etwa drey Stunden später Statt hat, so wird sich auch diese Erscheinung leicht erklären lassen, da die ungemein schwere Masse, welche durch den Mond in Bewegung gesetzt werden soll, doch eine gewisse Zeit erfordert, ihren Weg zurückzulegen, eine Zeit, welche durch die gegenseitige Reibung der Wassertheile, und durch die Unebenheiten des Bodens des Weltmeeres, welcher mit Thälern, Schluchten und Bergen bedeckt ist, noch beträchtlich vermehrt werden muß. Da überhaupt jede Ursache eine bestimmte Zeit braucht, ihre Wirkungen zu äußern, so wird diese Wirkung nicht dann am größten seyn, wenn die Ursache selbst am thätigsten ist, sondern immer mehr oder weniger n a c h dieser Epoche. So bemerken wir die heißeste Jahrszeit nicht in der Mitte des Junius, wo doch die Sonne am höchsten steht, und am meisten wärmen sollte, sondern erst etwa einen Monath später; eben so wie es, wie wir alle aus unsern täglichen Erfahrungen wissen, nicht um Mittag, wo doch die Sonne am höchsten steht, sondern erst nach einer oder anderthalb Stunden am wärmsten wird.

Daß endlich die Fluthen desto kleiner werden, je mehr die Meere gegen die beyden Pole zu liegen, folgt ganz einfach aus der oben gegebenen Erklärung, daß die Fluthen nur für die Orte der Erde beträchtlich seyn können, durch deren Zenith der Mond gehen kann, was für die Polarländer nicht mehr möglich ist, da diese den Mond im Allgemeinen immer nahe an ihrem Horizonte erblicken.

(D e r S c h l u ß f o l g t.)

S k i z z e n a u s P a r i s.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

— Die Vorkehrungen, welche die Polizey während der Tauffestlichkeiten zur Verhütung von Unglücksfällen getroffen hatte, waren musterhaft. Dennoch scheint es, als ob man nicht alles gethan hatte, was hätte gethan werden müssen, um die ungeheure Menge Menschen, welche in Bewegung war, gegen jedes mögliche Unglück zu schützen. Es gibt Dinge, welche bey dergleichen Veranlassungen außer Acht gelassen werden, die die allertraurigsten Folgen haben können, und welchen durch eine gehörige scharfsinnige Auffassung der Lokalitäten der bloße reflektirende Verstand, ohne alle sächliche Erfahrung, vorgebeugt haben würde. Ein solcher Fall hat sich bey der erwähnten Taufeyer ereignet. Das Feuerwerk ward auf der Brücke Ludwig XVI. abgebrannt. Der Ort hätte nirgends zweckmäßiger gewählt werden können; die beyden Ufer der Seine, der ungeheure Platz Ludwig XV., die Champs-Elisées und die Terrassen des Tuileriengartens gewährten dem Publikum hinreichenden Raum, dem Feuerwerke bequem zusehen zu können. Aber niemand hatte daran gedacht, daß, nach Endigung desselben, alle die Zuschauer, welche im Nord-Osten der Stadt wohnten, ihren Rückweg durch den Tuileriengarten nehmen, und daß zum wenigsten dreyßig- bis vierzigtausend Menschen in einem und eben demselben Augenblicke auf den Eingang desselben, der nicht breiter als etwa zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß, einstürmen würden. Das erschreckliche Gedränge, welches hierdurch entstand, ward noch durch diejenigen Zuschauer, welche im Garten dem Feuerwerke zugesehen hatten und jetzt in den Westen und West-Norden der Stadt zurückkehren wollten, also dem Gewoge vom Platze Ludwig XV. gerade entgegen kamen, auf eine wahrhaft fürchterliche Weise vermehrt. Haben sich Unglücksfälle ereignet oder nicht? Das Stillschweigen der Journale über diesen Punkt liefert keinen Beweis, daß niemand zu Schaden gekommen ist. Frägt man: Was mußte

die Polizey thun, um den möglichen Gefahren, welche durch das Gedränge an diesem Orte entstehen konnten, vorzubeugen? so antworte ich, sie hätte während und nach dem Feuerwerke die Eingänge des Tuileriengartens nach dem Platze Ludwig XV. verschlossen halten und diese Verordnung durch Anschlagzettel und durch die Journale zur Kenntniß des Publikums bringen lassen müssen. Dann würden die beyden ungeheuren Menschenmassen nicht auf einem einzigen Punkte zusammengetroffen seyn, sondern sich durch die umliegenden Gassen mit Leichtigkeit verlaufen haben.

— Die Mediceische Venus kann einpacken lassen; wir haben eine neue. Wer sie sehen will, der komme nach Paris, wo sie sich im Restaurationssaale des Museums befindet. Wird man ihr eine Nase, zwey Arme und das linke Bein angesetzt haben, so soll sie den Blicken des Publikums Preis gegeben werden. Bis das geschieht, kann ich von dieser Schönheit, welche die wenigen Auserwählten, die sie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, in Wonne und Entzücken versetzt hat, nur von Hörensagen urtheilen. Dem zufolge soll diese Venus, welche man für eine Venus Victrix hält und dem Phidias, nach andern, dem Praxiteles, zuschreibt, ein Meisterstück der griechischen Plastik seyn, besonders um Hals, Brust, Schultern und Unterleib herum, wo der Marmor wahres Fleisch von Frische und Lebendigkeit zu seyn scheint. Die Statue ist (wann, wird nicht gemeldet?) auf einer Insel des Archipelagus entdeckt und vom Marquis de la Rivière, französischen Gesandten am türkischen Hofe, gekauft und hierher geschickt worden.

— Wie es einstens mit der moralischen Erleuchtung gehen wird, wenn sich die Regierungen nicht gehöriger Weise in's Spiel mischen, ist schwer voraus zu sagen; daß aber dem hiesigen neuen Lichte aus Wasserstoffgas ein schlechtes Ende bevorsteht, wenn nicht die Polizey ein Einsehen thut, ist außer allem Zweifel. Alle Rüböhlfabrikanten und Blechschmiede haben eine Verschwörung angestiftet; es vergeht kein Tag, wo nicht an dem Gas-Apparate im Odéon irgend eine Röhre oder dergleichen zerbrochen würde. So lange diese Beleuchtung nicht über die Schwelle des Hospitals St. Louis gekommen war, und seitdem besonders die Bewohner der Vorstadt St. Germain durch das Zersprengen des ungeheuren Gas- und Wasserbehälters erstickt und ersäuft zu werden, Gefahr gelaufen hatten, waren jene beeinträchtigten Männer nur mit Worten gegen das neue Licht zu Felde gezogen; denn daß sie, wie damahls die Stimme des Publikums behauptete, aus eignen Mitteln die Bände des Behälters hätten durchsägen lassen, ist nicht erwiesen worden. Aber jetzt, wo das Gaslicht durch eine sehr verbesserte Prozedur, nicht allein, wie man sagt, sehr vereinfacht worden ist, sondern wo man auch ein Mittel zur größeren Reinigung des Gases entdeckt hat, jetzt, wo diese Erfindung den glänzendsten Erfolg gehabt hat, jetzt glauben die Rüböhl- und Lampenhändler nicht länger säumen zu müssen; sie sind zu Thaten geschritten. Die Apparate im Theater Odéon und im Pallaste der Pairs können freylich mehr oder weniger gegen die Unternehmungen dieser physischen Obscuranten gesichert werden; aber, wie wird es den vier Lichtpfeilern auf dem Boulevard Montmartre und am Ende allen öffentlichen Vorrichtungen dieser Art ergehen? So unverwüstbar man die eisernen Pfähle auch schmieden dürfte, unmöglich werden sie der anhaltenden Wuth derjenigen, denen sie ein Pfahl im Fleische sind, auf die Länge Widerstand leisten können. Die Wirkung der Gasbeleuchtung, besonders im Freyen, ist ungemein reizend; ihr Licht gleicht dem Silberscheine, den die Feuerwerkerey durch ihre Leuchtkugeln hervorbringt; die Strahlen des Mondes erscheinen matt, ja blaß, dagegen. So vervollkommnet diese Erfindung jetzt ist, verursacht die Ausströmung des Gases in verschlossenen Gebäuden, wovon sich jedermann im hiesigen Theater Odéon und in der Pairskammer überzeugen kann, auch nicht den allergeringsten Geruch; überdem erträgt das Auge eine vierfach größere Masse dieses Lichts mit weit weniger Beschwerde, als die einfache der gewöhnlichen Erleuchtung durch die Quinquets.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Hoftheater nächst der k. k. Burg. Seit der Wiedereröffnung dieser Bühne fanden bereits einige Gastrollen Statt. Mlle. Herbst, vom ständischen Theater in Prag, trat am 3. d. zuerst als Toni in dem Drama gleiches Nahmens auf. Die Darstellung war nicht ausgezeichnet, weder in technischer noch in physischer Hinsicht, vielmehr wurde oft das vortheilhafte Licht vermißt, das über manches Unbedeutende einen täuschenden Glanz verbreitet. Die Darstellungskraft mangelt insbesondere, die, wenn sie auch das Wahre nicht ergreift, das Ergriffene doch zur Anschauung bringt. Der schwache, in die Brust zurück gepreßte Ton läßt die Sprache des Gefühls, selbst da, wo sie sich regt, doch nicht hervordringen, anderer mimischer Beschränkungen nicht zu erwähnen. Innigkeit des Ausdrucks und natürlich anständiges Benehmen sind Vorzüge, die sich nicht übersehen ließen. Zuweilen loderte das Feuer auf, doch vermochte es nicht zu zünden. Eine gewisse Theater-Manier blickte allzu oft hervor; in der Scene des zweyten Aufzugs, wo Toni gegen Koango sich zu entschuldigen versucht, wie in andern Stellen, ganz besonders; worunter hier die Art und Weise zu verstehen ist, durch eine doppelsinnige, stark auffallende Bezeichnung das Gegentheil von dem, was eben ausgesprochen wird, anzudeuten, so daß der, dem es am wenigsten einleuchten sollte, nur um der Übereinkunft willen sich nicht irren kann. Nach dem technischen Sprachgebrauche pflegt man dieses vorzugsweise Spiel zu nennen, und hat dann Recht, zu sagen, daß durch einen Andern oft das Spiel verdorben werde, deßwegen aber ist es nöthig, sich auch in diesem Fall nicht in die Karten sehen zu lassen. Übrigens erkannte man hierin die geübte Schauspielerinn, und wäre Alles nur verständlich genug gewesen, verständig konnte vieles heißen, auch wurde, nachdem beyde Theile sich über das Einzelne verständigt hatten, das Ganze wohlwollend aufgenommen.

Hierauf folgte: Haß allen Weibern, nach Bouilly, von J. F. Castelli, worin Mlle. Herbst als Amalie erschien.

Das Äußere erschien in einer gefälligen Umgestaltung, in der Darstellung ließ sich aber keine sehr verschiedene Individualität bemerken. Die Freundlichkeit schien nur eine Zugabe, und der Abstand zwischen Dame und Landmädchen war zu unbedeutend, auch vereinigten sich beyde unzertrennlich. Übrigens hatte die Darstellung der letzteren eine gewisse Zierlichkeit, und die herkömmlichen Zeichen der Naivität sind hier mehr an Ort und Stelle, als in vielen andern Fällen, weil die Einfalt nur als Maske dient; jene pantomimischen Andeutungen, die, in einem lächelnden Seitenwink mit auf den Mund gelegtem Finger bestehend, häufig in die Konversation mit Valincour eingemischt wurden, um den glücklichen Erfolg des Unternehmens darzuthun, gehören in die vorhin erwähnte Rubrik des leeren Theaterspiels und halfen nicht zur Unterscheidung beyder Charaktere. Zu loben war die ungezwungene Ausführung dieses Theils und mancher frische Zug, der sich bemerkbar machte. Der Kontrast beyder Rollen wirkte vortheilhaft, und die verdienstliche Bemühung, in zwey verschiedenen Leistungen, wovon die zweyte wieder eine zweyfache Anforderung umfaßt, an einem und demselben Abend, zur Unterhaltung beyzutragen, wurde mit verdoppelter Theilnahme anerkannt.

Den 4. d. sahen wir einen Gastspieler vom ständischen Theater in Brünn, Hrn. Wohlbrück, als Dornberg in Mariveaux's Lustspiel: Die falschen Vertraulichkeiten.

Dieser Schauspieler hat die Konversationssprache sehr in seiner Gewalt, und ist in Stücken, wo diese hingehört, zu Hause, wie sich's zeigte. Damit wäre jedoch so ziemlich das Bedeutendste gesagt, wozu die erste Darstellung Gelegenheit gab. Man könnte auch hinzu fügen, er versteht, was er sagt, wie es gewöhnlich heißt, doch kamen einige Stellen vor, wo er sich geirrt haben mochte. Glücklich ist die Wahl der Rolle nicht zu nennen, besonders aus diesem Grunde, weil sein Äußeres ihn eben nicht begünstigt. Mit dem gewandten Vortrage standen die Bewegungen im Widerspruch, die an Leichtigkeit und Rundung Mangel litten, und im Styl vergangner Zeit gehalten, der Darstellung chargirter Alten angemessener schienen; vielleicht sind sie als Kopie eines in diesem Fach bewährten Darstellers anzusehen. Dadurch, daß in dieser Gast-

rolle der Bediente allein hervortrat und dieser sogar fast immer nur die ehrliche Seite zum besten gab, verlor die Darstellung an Interesse, und die Wirkung stand der Hoffnung, diesen Gast in vortheilhaftern Leistungen zu sehen, bey weitem nach.

Leopoldstädter Theater, zum ersten Mahl: Das Vergißmeinnicht. Zauberspiel mit Gesang in zwey Akten. (Verfasser ungenannt.) Musik vom Kapellmeister Drechsler.

Nachdem seit ungefähr zwey Monathen in dieser theatralischen Region, außer verschiedenen Gastrollen, nichts Neues zum Vorschein gekommen war, kein Feenspiel und keine Posse, kein Schwank und keine Kleinigkeit, wurde uns am 4. d. ein bezaubertes Vergißmeinnicht präsentirt, aber leider kein bezauberndes, und man wies es mit dem größten Kaltsinn gleich zurück. Es verlohnt sich nicht der Mühe, über dieses gratium affectionis des Ungenannten Worte zu verlieren, nur wenn etwa jemand die Bedeutung jenes zarten Blümleins wissen möchte, dient hiermit zur Nachricht, daß es ein Talisman ist, den ein Felsenmann, der hier den Zauberer spielt, einem Tölpel verehrt, mittelst dessen dieser Alles, was er wünscht, erlangen kann; aber gerade als es auf den Hauptpunkt ankommt, tritt der Geber dem Begabten unerkannt entgegen, und macht das Werkzeug wirkungslos; der Eine wünscht sich zu Tode, der Andre entreißt ihm das Kindlein Wunderhold, um dessen Besitz beyde sich im Preise überbiethen, bis zu einer „Septillion" von Gold- und Silberstücken. Dann folgt noch etwas Hexerey, damit die Zeit vergeht, und endlich schließt der erste Akt. Der zweyte enthält nur eine Reihe, oder richtiger gesagt, ein Chaos von Scenen, plötzlich kommt der Schluß, der gar nicht abzusehen war, wie aus den Wolken. Man muß gestehen, der Gedanke mit dem Vergißmeinnicht ist zart und sinnig; vor einem Viertel-Jahrhundert, als die empfindsame Schnupfenperiode noch grassirte, wäre schon der Titel etwas werth gewesen; nun aber möchte leicht das Zauberspiel jenes sinnvolle Blümlein um allen Kredit bey liebenden und geliebten Seelen bringen. Ein einziges Liedchen, dessen Refrain wie der Titel lautet, erhielt Beyfall, nicht der matten Verse, sondern des Komikers (Raimund) wegen, der es launig vortrug und nachher in ein Sträußchen band, um es dem Publikum zu überreichen. — In der Musik sind manche Stücke fleißig ausgeführt, einige sprechen recht gefällig an.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Aster angustifolius. Schmalblättrige Sternblume. Vom Kap.
Arctotis rosea. Rosenfarbiges Bärenohr. Vom Kap.
Bignonia radicans. Wurzelnde Trompetenblume. Aus Florida.
Bauhinia aculeata. Stachlige Bauhinie. Vom wärmeren Amerika.
Cissus antarctica. Neuholländische Klimme. Aus Neuholland.
Hamelia patens. Abstehende Hamelie. An Bergzäunen von Jamaika.
Jasminum tortuosum. Gedrehter Jasmin. Aus Ostindien.
Othonna crassifolia. Dickblättrige Othonne. Aus Afrika.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 14. August 1821.

97

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 15 fl., halbjährig um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 32 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Nachtrag zu der in Nr. 93 enthaltenen Anzeige von der vollzogenen Bestimmung der Preise.

Die mit dem Accessit ausgezeichnete Erzählung: der Helfer am Kreutze, hat den hiesigen Herrn Gerhard Ritter von Coeckelberghe zum Verfasser, der sich dem Unterzeichneten erst nach angezeigter Entscheidung bekannt machte, welches mit Vergnügen zur Kenntniß der Leser gebracht wird.

Der Herausgeber.

Über Wetterpropheten.

Von J. J. Littrow.

(Schluß.)

Ehe wir diese Gegenstände, und mit ihnen den Mond gänzlich verlassen, wollen wir noch einer anderen sonderbaren Erscheinung erwähnen, die man besonders in den neueren Zeiten mit dem Monde in Verbindung zu bringen suchte, ich meine die Steine, die zuweilen mit heftigem Getöse aus der Luft zur Erde fallen, und die unter dem Nahmen der Aerolithen bekannt sind.

Die Erklärung dieser übrigens in manchen Gegenden nicht seltenen Erscheinung ist aber besonderen Schwierigkeiten unterworfen, und die Meinungen über den Ursprung des Steinregens sind noch sehr getheilt, daß es unter denen, welche diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, noch mehrere sehr achtbare Gelehrte gibt, die ganz und gar an der Existenz einer solchen Erscheinung zweifeln. Es ist allerdings möglich, und sogar wahrscheinlich, daß mehrere dieser später gefundenen Steine, besonders die unter dem Nahmen der Donnerkeile bekannten, tellurischen Ursprunges, und wie die andern Steine, welche man kaum der Mühe werth hält, näher anzusehen, auf unserer Erde entstanden sind. Aber es ist wenigstens eben so gewiß, daß es eine eigene Gattung von Steinen gibt, die einen

ganz fremden Ursprung haben, und unserer Erde nur so fern angehören, als sie auch auf ihr gefunden werden, ohne von ihr selbst gekommen zu seyn. Sie zeichnen sich vor allen übrigen durch ihre innere Struktur nicht minder, als durch ihre Bestandtheile aus, die vorzüglich Eisen, Ocker und Nickel enthalten, und vulkanischen Ursprunges zu seyn scheinen. Auch sind selbst in den neuesten Zeiten solche Steinregen so häufig beobachtet, von vielen einander fremden, für Hypothesen jeder Art ganz uninteressirten Personen gesehen, von Akademien und Magistraten bescheiniget und öffentlich untersucht worden, daß es kaum mehr erlaubt seyn kann, an ihrer Existenz zu zweifeln.

Noch vor wenig Jahren war die beynahe allgemeine Meinung der Physiker, daß diese Steine in unserer Atmosphäre erzeugt werden, und daher Produkte irgend eines chemischen Prozesses in der Luft sind. Das ist nun allerdings etwas schwer zu glauben, da manche von diesen Meteorsteinen sehr groß sind, mehrere Zentner wiegen, und man nicht einsieht, welche chemische Verwandlung in der so dünnen Atmosphäre solche große Massen urplötzlich erzeugen sollte. Zwar ist unser Nichteinsehen noch kein Beweis für die Nichtexistenz einer Sache, und wenn man nicht begreift, wie Steine in der Luft entstehen können, so begreift man eben so wenig, wie in einer alten, Jahre lang offenen Schußwunde in den Lenden eines Mannes Steine wachsen können, und doch ist das letzte eine Sache, von deren Gewißheit sich jeder durch seine eigenen Augen überzeugen konnte, der den Mann, welcher von Woche zu Woche jene Steine aus den Lenden nahm, in unserem allgemeinen Krankenhause sehen wollte. Übrigens wird die Unwahrscheinlichkeit, daß so große Massen in der Luft erzeugt werden sollen, noch dadurch sehr vergrößert, daß diese Meteorsteine gewöhnlich in sehr großen Höhen über der Oberfläche der Erde gesehen werden. Einer der letzten großen Meteorsteine fiel den 14. Dezember 1807 in Connectikut herab, welcher von drey in verschiedenen Ortschaften wohnenden Personen zu gleicher Zeit beobachtet wurde, woraus man dann durch eine leichte Rechnung fand, daß der Stein, als er zuerst gesehen wurde, vier deutsche Meilen hoch über der Erde war. In einer so beträchtlichen Höhe aber ist unsere atmosphärische Luft bereits so dünn, daß kein uns bekanntes Thier auch nur einen Augenblick darin zu leben vermöchte, und daß chemische Prozesse der Art, die zur plötzlichen Entwicklung von Zentner schweren Massen gehören, nicht mehr zu den wahrscheinlichen gerechnet werden können. Dazu kömmt noch, daß diese Steine, gewöhnlich nicht in stetigen krummen oder geraden Linien sich zur Erde bewegen, wie dieß z. B. mit einer Kanonenkugel der Fall ist, sondern daß sie ihre Richtungen oft plötzlich ändern, bald zur Erde hin, bald von der Erde weg zu springen scheinen, und in ihrem Laufe häufig sogenannte Rikochet-Sprünge machen, wie die flachen Steine zu machen pflegen, wenn man sie vom Ufer eines Flusses nahe parallel mit dem Wasserspiegel desselben wirft. Diese Rikochets sind beynahe unerklärbar, wenn man annimmt, daß jene Steine in der Luft selbst erzeugt werden, so wie sie bey den letztgenannten flachen Steinen auch unmöglich seyn würden, wenn die Hand, die sie wirft, ebenfalls sich unter dem Wasser befände. Jene Meteorsteine scheinen also irgend woher von außen zu kommen, und wenn sie in ihrem Laufe die widerstehende Atmosphäre der Erde in einer schiefen Richtung treffen, von ihr, als von einem elastischen

Körper, an mehreren Stellen abzuprallen, bis sie endlich von der Schwere der Erde überwältiget, auf die Oberfläche derselben herabfallen.

In der That ist dieß die Meinung des berühmten Chladni, der sich viele Jahre durch ausschließend mit diesem Gegenstande beschäftigte, und dessen wahrhaft klassisches Buch über die Meteorsteine allgemein bekannt ist. Er glaubt, daß diese Steine so gut wie die anderen größeren Steine, die Planeten und Kometen, eigentlich kosmischen Ursprunges sind, daß sie sich, so wie die Planeten und Satelliten, in den weiten Räumen des Himmels herumtreiben, und zuweilen einem derselben, oder der Erde näher kommen, wo sie dann in die Attrakzionssphäre derselben gezogen werden, und entweder um sie, wie andere kleine Satelliten, regelmäßige Bahnen beschreiben, oder, wenn die Richtung ihrer Bewegung jene Bahnen nicht zuließ, sich auf sie stürzen. In der That haben aufmerksame Astronomen, die oft Stunden lang vor ihrem Rohre stehen, häufig kleine, mehr oder minder leuchtende Körper oft mit einer großen Schnelligkeit durch das Feld ihres Fernrohres ziehen sehen, eine Erscheinung, die sich nicht wohl anders, als durch jene Voraussetzung erklären läßt, eine Voraussetzung, die überhaupt viel Wahrscheinliches für sich hat.

Indessen ist doch jetzt noch eine andere Erklärung des Ursprungs dieser Meteorsteine beynahe die allgemein angenommene, und man muß gestehen, daß es auch ihr nicht an einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit fehlt, eine Erklärung, die um so mehr schnellen Eingang gefunden hat, da sie von den zwey größten Geometern unsers Jahrhunderts, von Lagrange und Laplace herrührt, und nach welcher die Meteorsteine nichts anders als vulkanische Produkte unsers Mondes sind, der sie uns zuweilen, wahrscheinlich um unsere mineralogischen Kabinete mit exotischen Seltenheiten zu vermehren, zuzuschicken pflegt. Die Gründe, welche diese Meinung unterstützen, sind vorzüglich folgende:

Unsere Fernröhre zeigen, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, im Monde viele Vulkane, ja die ganze Oberfläche des Mondes, wie sie jetzt ist, scheint vulkanischen Ursprungs zu seyn, und die Elemente haben dort wahrscheinlich mehr und länger gewüthet, als es selbst in der chaotischen Bildungszeit auf unserer Erde der Fall gewesen seyn mag.

Ferner sind die Berge des Mondes, wie wir ebenfalls oben gesehen haben, verhältnißmäßig viel größer als die Berge unserer Erde, also ist vorauszusetzen, daß auch ihre Wirkungen viel beträchtlicher seyn werden.

Diese Wirkung eines Mondvulkans muß noch dadurch sehr vermehrt werden, daß die Anziehungskraft, die Schwere des Mondes, viel kleiner ist, als die der Erde, also z. B. ein Stein, der sich auf unserer Erde nur unbeträchtlich von der Oberfläche derselben entfernt, auf dem Monde, wenn er von derselben Kraft getrieben würde, bis zu einer sehr großen Höhe steigen würde, weil dort die viel geringere Schwere ihm auch viel weniger entgegen wirken würde. Wenn keine menschliche Kraft im Stande ist, eine Kanonenkugel so weit zu treiben, daß sie endlich nicht mehr zur Erde zurückkehrte, sondern wie ein anderer Planet sich um dieselbe bewegte, so würden vielleicht unsere Dampfapparate, wenn sie mit ungeschwächter Kraft in den Mond versetzt würden, auf demselben diese interessante Erscheinung sehr leicht hervor-

bringen, und unsere Physiker würden sich dort, so oft sie wollten, die Luft machen, nicht Aerostate auf einige Stunden, sondern förmliche Monde für immer steigen zu lassen.

Ja es wäre vielleicht zu besorgen, daß mehrere dieser neuen Monde von unseren Maschinen mit einer so großen Gewalt weggeschleudert würden, daß sie die Attraktionssphäre des eigentlichen Mondes gänzlich verließen, sich in die Räume des Himmels verlören, und am Ende gar nicht wieder kämen. Wäre nun die Bewegung einer solchen Kugel zufällig gegen den Ort gerichtet, wo eben die Erde sich aufhielte, so würde sie, wie sie den Wirkungskreis des Mondes verließe, sofort in den der Erde eintreten, und fortan nicht mehr dem Monde, von dem sie kam, sondern der Erde, von welcher sie nun angezogen wird, angehören, um entweder nach denselben ewigen Gesetzen sich um sie zu bewegen, nach welchen die Planeten um die Sonne laufen, oder um sich in der kürzesten Richtung auf sie zu stürzen, und von nun an einen integrirenden Bestandtheil der Erde selbst zu bilden. Was von dieser Kugel, und unseren Dampfapparaten gilt, muß aber noch viel mehr von den Steinen gelten, welche die mächtigen Mondsvulkane, gleich den unseren, aus ihren Kratern schleudern. Nach Lagrange's Rechnungen reicht eine Geschwindigkeit, die nur fünfmahl größer ist, als die unserer Kanonenkugeln, schon hin, diese Steine aus der Attrakzionssphäre des Mondes in jene der Erde zu bringen, so wie sich im Gegentheile leicht zeigen läßt, daß eine Kanonenkugel auf unserer Erde erst dann einen Kreis um dieselbe beschreiben würde, wenn man ihr bey ihrem Heraustreten aus dem Laufe der Kanone eine Geschwindigkeit geben könnte, vermöge welcher sie in jeder Sekunde 25600 Fuß zurücklegte, eine Geschwindigkeit, die nahe sechszehnmahl größer ist, als jene, welche unsere am schärfsten geladenen Kanonen wirklich geben. Vielleicht gelingt es noch einem zweyten Berthold Schwarz, oder einem anderen Congreve, ein neues Pulver zu erfinden, dessen explodirende Kraft die unsers bisherigen sechszehnmahl übertrifft, eine Erfindung, die ohne Zweifel als eine der größten Wohlthaten der Sterblichen, zu deren Besten sie nicht wenig beytragen wird, nach Verdiensten gerühmt werden, und deren Urheber in unsern Annalen neben Attila, Dschingiskhan, und wie diese Wohlthäter der Menschheit alle heißen, eine ehrenvolle Stelle mit Fug und Recht einnehmen wird.

Selbst die äußerst dünne Atmosphäre des Mondes wird nicht wenig dazu beytragen, die von den Mondsvulkanen geworfenen Steine uns näher zu bringen, da eine dichtere Luft mehr Widerstand, also auch dem Steigen dieser Körper mehr Hindernisse entgegensetzt. Die Hypothese, daß die Meteorsteine vulkanische Produkte des Mondes sind, hat also viel Wahrscheinliches, besonders wenn man nebst den eben angeführten Gründen sich noch aus dem Vorhergehenden erinnert, daß, wie schon der bloße Anblick des Mondes zeigt, seine Oberfläche mit einer sehr großen Anzahl von Vulkanen gleichsam bedeckt ist, daß mehrere derselben noch jetzt wirksam sind, wie erst vor einigen Wochen der englische Kapitän Kater einen Feuer auswerfenden Berg daselbst entdeckt, und ihn sofort der k. Akademie der Wissenschaften in London anzeigte, und daß endlich alle diese Steine ihrer äußern Bildung, und ihrer innern Struktur nach, nicht nur einerley, sondern auch zugleich einen gemein-

schaftlichen Ursprung anzeigen. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Steine früher in einem durch eine heftige Hitze erzeugten Zustande der Fusion gewesen sind, diese Schmelzung mag nun von dem Vulkane, aus welchem sie geworfen wurden, oder auch bey ihrer Ankunft in unsere Nähe durch die äußerst heftige Reibung entstehen, welche sie von unserer Atmosphäre erfahren. Denn es läßt sich mit einigen Vorkenntnissen leicht zeigen, daß ein Stein, der in gerader Richtung gegen die Erde vom Monde geworfen wird, nahe drey Tage braucht, um auf der Erde anzukommen, und daß er auf derselben mit einer letzten Geschwindigkeit ankommen wird, mit welcher er in jeder Sekunde eine deutsche Meile zurücklegen würde. Eine so bedeutende Geschwindigkeit muß die Luft vor ihm beynahe bis zur Konsistenz eines harten Körpers zusammendrücken, und eine Reibung verursachen, welche im Stande ist, in der Zeit von wenigen Sekunden auch eine mehrere Zentner schwere Masse von Eisen in Fluß zu bringen.

Übrigens muß man gestehen, daß es eine etwas sonderbare Lage ist, wenn der mächtige Herr, die Erde, sich von ihrem Bedienten, dem Monde, mit Steinen werfen lassen muß, ohne es erwiedern, ja ohne es nur hindern zu können, da alles, was Menschenkräfte hiernieden hervorbringen können, da selbst die auf unserer Erde zuweilen so heftig wirkenden Naturkräfte doch viel zu schwach sind, die viel stärkere Schwere der Erde zu überwinden, und einen Stein, oder eine Kugel auch nur einige Meilen über die Oberfläche derselben zu werfen, um wie viel weniger sie fünfzig tausend Meilen zu treiben, und so durch allerdings gerechte Repressalien den unartigen Diener etwas mehr Sitte zu lehren. Wie viele blutige Händel sind schon wegen viel kleineren Beschwerden entstanden, die oft nur einen geringen Theil von den tausend Millionen, die diese Erde bewohnen sollen, betrafen, während sie alle ruhig zusehen, und schon seit vielen Jahrtausenden es immer ungeahnet lassen, daß ihnen ein kleiner, unbedeutender Knabe, den sie noch dafür mit Wohlthaten aller Art überschütten, zum Danke einen Stein nach dem andern an den Kopf wirft. Aber was ist zu thun? Man muß eben leiden, was man nicht ändern kann, und statt uns über die Ungezogenheit des Mondes, der wir nun einmahl nicht steuern können, zu ärgern, möchte es vor der Hand am besten seyn, es nur so fort zu machen, wie es unsere Vorfahren bisher gemacht haben, nähmlich die Kugeln unsers Feindes geduldig aufzulesen, und sie entweder ganz ruhig in die Tasche zu stecken, oder unsere Naturalienkabinete damit auszuschmücken, uns damit tröstend, daß wir unsere Kenntnisse und unsere Mineraliensammlungen vermehren, während der thörichte Feind durch eine ganz unnütze, und nichts entscheidende Kanonade nur sich selbst immer mehr schwächt, und am Ende es noch dahin bringen wird, daß er seinen Vorrath an Kugeln ganz erschöpft, und nichts mehr herabzuwerfen haben wird. Bis dahin wird es aber noch immer eine gute Weile dauern, und wir dürfen nicht besorgen, daß unsern nächsten Enkeln etwa nichts mehr zu finden übrig bleiben würde, womit sie die von ihren Vätern angelegten Sammlungen vermehren könnten; denn so klein und schwach auch dieser Bediente aussehen mag, wenn man ihn mit seinem Herrn, der Erde, vergleicht, so hat er doch, wie man aus dem Vorhergehenden sich erinnern wird, so viel Masse, ein so großes Magazin von Steinen und Kugeln, daß er, wenn er

auch in jeder Sekunde tausend Pfunde verschießt, er doch erst in etwa 200 Millionen Jahren den millionsten Theil davon verschießen würde, und daß er daher seinen Unfug noch etwa 200 Billionen Jahre fortsetzen kann, bis er endlich, ganz entkräftet, uns auch wider seinen Willen Ruhe lassen muß.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Die hiesigen Zahnärzte üben nicht mehr, wie ihre Vorfahren, auf öffentlichen Plätzen und Kreuzwegen ihre Kunst aus, noch wohnen sie auf Karren oder in Buden, noch tragen sie unechtes Gold oder Silber auf den Nähten, am allerwenigsten haben sie einen Hanswurst bey sich, der die Menge anlockt. Sie bewohnen im Gegentheile das Palais Royal, oder den Platz Vendôme, oder die Chaussée d'Antin, wo sie ihre Kunden in fürstlich verzierten Salons empfangen. Die Stelle des Hanswurstes vertritt ein breitschultriger Lakai, der im Vorzimmer hinter einem dicken Register sitzt, in welches er die Nahmen der hülfesuchenden Personen einträgt, und den Tag und die Stunde anzeigt, wo die Reihe, bedient zu werden, an sie kommen wird. Die Zahnärzte, welche das Palais Royal bewohnen, und welche unstreitig zu den renomirtesten gehören, haben außerdem ein Mittel ersonnen, sich dem Publikum bemerkbar zu machen, welches seinem Zwecke vollkommen zu entsprechen scheint; vor ihrer Thür sind hinter Glas und trefflich verzierten Rahmen eine Menge Zahnreihen und Zahngebisse, von natürlichen, Mineral- und Wallroßzähnen, auf Emailgrund geheftet, mit dem Nahmen des Zahnarztes, ebenfalls aus Zähnen verfertigt, ausgehangen. Hunderte von Menschen stehen stündlich und gaffen diese Zahngemählde an, welche in ihrer Art wirkliche Meisterstücke sind. Am vorzüglichsten zeichnet sich das Aushängeschild des Zahnarztes Désirabode aus, welcher in diesem Augenblicke den größten Ruf zu besitzen scheint. Den Zahnärzten haben die Augenärzte die Künste abgesehen; wie jenen falsche Zähne, so dienen diesen falsche Augen, von allen Farben und von jeglicher Größe, zum Aushängeschilde, und diese sind so vollkommen der Natur nachgemacht, daß man ein solches künstliches Auge, wenn es dem Menschen eingesetzt ist, nur durch den Mangel an Bewegung von dem natürlichen unterscheiden kann. Auch die Zehenärzte haben Gemählde ausgehangen, auf welchen sie sich dem Publikum im Augenblicke darstellen, wo sie am Fuße einer schönen Dame, welchen diese ganz ungeniert auf ihr Knie gestützt hält, ihre Kunst ausüben.

— Die Aufopferungen der hiesigen öffentlichen Gärten, das Publikum anzuziehen, haben bey dem fortwährend schlechten Wetter dieses Frühjahrs einen schlechten Erfolg gehabt; sie sind im eigentlichen Verstande in den Wind gemacht worden. Die Zahl dieser Anstalten ist überhäuft, daß es ihnen unmöglich fallen muß, die ungeheuren Kosten ihrer Unterhaltung zu erschwingen. Sie suchen sich daher eine der andern den Rang abzulaufen, eilen aber um so geschwinder ihrem Untergange entgegen. Die älteste aller dieser Unternehmungen ist Tivoli. Die fortwährende Existenz dieses Gartens stützt sich auf sein Alterthum, auf die Klassicität seines Nahmens, auf eine gewisse Solidität in der Verwaltung, besonders aber auf seine große Nähe, im Mittelpunkte, ja sogar im elegantesten Viertel der Stadt, in der Chaussée d'Antin nähmlich. Dieser Garten, welcher sechzig deutsche Morgen Landes im Umfange haben soll, zog schon bey seiner ersten Gründung im Jahre 1772, wo er dem Generalpächter Boutin gehörte, den Neid des Duc de Chartres (nachmahligen Herzog von Orleans und Egalité) in einem so hohen Grade auf sich, daß dieser den Park Mousseaux, ebenfalls im Innern von Paris, anlegte, eine Anpflanzung, deren Kostenaufwand am Ende so ungeheuer ward, daß sie den Nahmen: Les folies de Chartres erhielt. Tivoli blieb ein Privatbesitzthum bis

zu Anfange dieses Jahrhunderts, wo es zu einem öffentlichen Garten umgeschaffen ward. Es war die erste Anstalt dieser Art und somit konnte der Erfolg nicht zweifelhaft seyn; das Zuströmen der Pariser, wie der Fremden, war so ungemein; das Vergnügen, welches diese Anlage dem Publikum gewährte, so groß, daß der Garten in wenigen Jahren eine europäische Berühmtheit erhielt. Aber nun traten die Nachahmer hervor; Frascati entstand und entzog, obgleich bey weitem kleiner, doch noch näher im Mittelpunkte der Stadt (in der rue de Richelieu, wo jetzt der große Spielsalon der Mad. Dünans ist) liegend, Tivoli einen bedeutenden Theil seines Publikums; dieß war der erste Anfang des verminderten Glanzes von Tivoli, der endlich immer mehr zu schwinden begann, als mit den folgenden Jahren Duzende dieser Anlagen gegründet wurden. Das Glück, welches die Montagnes Russes und späterhin die Montagnes Francoises (Beaujon) machten, führte endlich den völligen Sturz von Tivoli herbey; er ward öffentlich zum Verkaufe ausgebothen. Da sich aber kein Käufer fand, so sahen sich die Kreditoren genöthigt, die Anstalt fortzusetzen. Eine neue Administration ward ernannt, und mit dieser kehrte, da während der Zeit die Unglücksfälle, welche sich auf den genannten Montagnes ereignet hatten, die Schließung derselben veranlaßten, ein Theil seines Publikums zurück. In den letzten Jahren hat Tivoli, durch Anlegung von Rutschbergen, eine größere Mannigfaltigkeit in den einzelnen Parthien des Gartens erhalten, die zur Vermehrung der Annehmlichkeit desselben beytragen. Man denke sich eine Fläche von sechzig Morgen Landes durch alle Hülfsmittel, welche die raffinirte Gartenbaukunst der Franzosen darbiethet, zu Hecken, Lauben, Terrassen, Einsiedeleyen, Alleen, Blumen- und Grasplätzen umgeschaffen, und diese mannigfaltigen Parthien durch mehrere tausend Quinquets wie durch den hellsten Sonnenschein erleuchtet. Man denke sich in diesem Raume auf jedem Tritte und Schritte Balanciermaschinen, Ringspiele, Carrousels, Schwingen, Kletterbäume (mâts de cocagne), Taschenspielerbuden, Seiltänzer, Fratzenschneider, ein vortreffliches Tanzorchester, ein noch vortrefflichers Ouverturenorchester und endlich zum Schlusse jedes Abends ein Feuerwerk, das, freylich nicht in Hinsicht der Menge Pulvers, wohl aber durch eine innere Künstlichkeit, einen Vergleich mit den Feuerwerken der Regierung aushält, und dann sage man, ob irgend auf der bewohnten Erde eine Anlage vorhanden ist, welche an Mannigfaltigkeit, Geschmack, Abwechselung und Wohlfeilheit (in Duzenden kosten die Billets nur zwey Franken, wofür der Tanz ebenfalls frey ist) mit dem Garten Tivoli verglichen werden kann? Besonders zeichnet sich das Ende jedes Feuerwerks auf eine furchtbar-reizende Weise aus: auf dem Platze, wo dasselbe abgebrannt wird, ist ein straffes Seil bis zu einer Höhe von neunzig bis hundert Fuß hinaufgezogen. Während drey Feuerräder und ein Heer von Schwärmern, Racketen und Leuchtekugeln ihre Flammen in die Luft schleudern, steigt eine Seiltänzerinn, völlig frey, und bloß mit der Balancierstange versehen, das Seil hinauf und scheint sich in den knallenden Blitzen zu verlieren. Im Augenblicke, wo sie, oben angekommen, sich umkehrt, um wieder herunterzuschreiten, prozt das letzte Stück des Feuerwerks ab, und die Künstlerinn steigt, von einem prasselnden Feuerregen, gleichsam verschlungen, zur Erde herab. Dieß eine ungefähre Beschreibung von Tivoli.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 2. d. die Räuber. Hr. Rott, vom ständischen Theater in Linz, den Karl Moor.

Was man von der Persönlichkeit und physischen Energie für das Fach der Helden fordern kann, bringt dieser Schauspieler zur Genüge mit, und wenn es Anfangs auch das Ansehen hatte, als ob er sich zu früh erschöpfen möchte, da dieser Charakter nach einzelnen Ruhepunkten, in einer immer excentrischeren Bahn fortschreitet, so hatte man in der Folge Gelegenheit, sich von dem Gegentheil zu überzeugen. Doch kann der Heldenspieler auch hier noch mit geringeren Hülfsmitteln auslangen, oder wenn

er gezwungen würde, sich selbst zu überbiethen, etwas an die Stelle setzen, das dem unzulänglichen Organ die Wage hält, und mit dem Donner des vorlautesten es aufzunehmen vermag; nähmlich die Andeutung des innerlich tobenden Kampfes sich durchkreuzender Gefühle und das vielfach veränderte, dem Steigen und Sinken der Gemüthsbewegungen entsprechende Zeitmaß im Vortrag der Rede. Hr. Rott schien wirklich in der Thurmscene des vierten Aufzugs eine Ahnung dieser psychischen Kraftäußerung zu haben, da es ihm aber noch gar sehr an Ausbildung seiner nicht zu verkennenden Anlagen, überhaupt an gehöriger Vorübung fehlt, und Alles ohne Ordnung entsteht, ohne Zusammenhang sich entwickelt, so kamen nur einzelne glückliche Momente dieser Art zum Vorschein, und es both sich hier, wie in den übrigen Scenen, neben bedeutenden Mängeln manches halb Gelungne, wenig ganz Gelungnes dar. Im dritten Akt, wo Ruhe mit Nachdruck erforderlich ist, zeigte sich der Gastspieler mehr zu seinem Vortheil, als in den Scenen des ersten Akts, wo Stimme und Bewegungen gleich in die äußerste Spannung übergingen; wir verstehen unter letzteren die mit straffen Muskeln vorwärts gestreckten Arme, eine Richtung, die zu häufig wiederkehrte. Auch die Haltung ist sehr fehlerhaft und schadet der imposanten Gestalt. Das Organ liegt etwas tief und zerschmilzt zu leicht in Thränen, wenn der Ton aufwärts steigt, oder erhebt sich vielmehr nur zu diesem Zweck. Alsdann folgt Unverständlichkeit, die man sonst nicht wahrnimmt. Hr. Rott gibt angenehme Hoffnungen für die Zukunft, und würde in einem Kreis von Kunstvereinen, wie er dem Schauspieler hier vor Augen steht, mit schnellen Schritten vorwärts kommen, vorausgesetzt, daß ihm Belehrung und gut gemeinte Andeutungen willkommen sind. Diese gibt die schmeichelhafte Aufnahme des Publikums, oder einer wohlwollenden Parthey desselben nicht allein, wie taktfest sie auch immer seyn mögen, denn beyde zeigen oft nur an, was Einem und dem Andern in diesem Augenblick genügt, und ändern ihre Stimmung schnell. Das erfuhr am nähmlichen Abend der Darsteller der Gerichtsperson, der wieder einige Wortverdrehungen entschlüpfen ließ, wogegen sich die Zuschauer ziemlich streng erklärten; Schade, daß es grade hier geschah, in dieser Scene und in einer nah an Karrikatur grenzenden Rolle, wo die komische Wirkung nie völlig zu vermeiden ist, da ähnliche Fehlgriffe früher oft begünstigt wurden, um so weniger darf man sich wundern, wenn ein Schauspieler in andern Fällen getadelt wird, wo er vielleicht mit vollem Sturm des Beyfalls zwischen Klippen segelt.

Wie fehlerhaft Mlle. Resch deklamirt, wenn man es denn so nennen will, hiervon ein Beweis. Zu Franz sagte sie im ersten Akt: „Du hast mir eine köstliche Stunde gestohlen, sie werde — (Pause) dir an deinem Leben abgezogen!" Und auf das letzte Wort akzentuirte sie abermahls. Hierin ist kein Sinn. Ein abgekürztes Leben und der Raub einer Stunde — welcher Stunde? — einer köstlichen! stehen hier im Gegensatz. Daraus folgt, wie der Akzent vertheilt werden muß. Für eine weitere Erklärung fehlt der Raum. — Einer der Räuber wetteiferte mit dem Helden in tragischer Erhebung; dieser Kunstgriff, wenn er auch gelang, verdient darum nicht weniger ein Mißgriff genannt zu werden, schon deßhalb, weil eine gewaltsame Anstrengung damit verbunden war, die auf den weniger reizbaren Zuschauer keinen angenehmen Eindruck machte.

Berichtigung.

In Nr. 96 S. 816 Z. 11 v. o. l. m. pretium statt gratium.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 16. August 1821.

98

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey J. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Einiges über den unlängst aus Hayti (St. Domingo) lebend erhaltenen Krokodil.

So oft sich auch den Bewohnern dieser Hauptstadt die Gelegenheit darboth, mancherley und zum Theil sehr seltene ausländische lebende Thiere zu sehen, so weiß man sich doch nicht zu erinnern, daß unter denselben ein lebender Krokodil gewesen wäre. Der Grund davon ist ohne Zweifel in den Schwierigkeiten zu suchen, mit denen sowohl der Fang, noch mehr aber der Transport und die Erhaltung eines Thieres verknüpft ist, das, seiner Individualität nach, so eng an bestimmte und in unserem Klima sehr schwer zu ersetzende Verhaltnisse gebunden ist. Dieß haben auch die neuesten Erfahrungen bestätiget; denn von sechs Krokodilen, welche Herr Karl Ritter, der als Gärtner im Dienste Seiner Majestät des Kaisers (auf Kosten des Herrn von Dietrich eine naturhistorische Reise nach Hayti unternahm), lebend eingeschifft hatte, überstanden, trotz aller angewandten Sorgfalt, nur zwey die Seereise, und selbst von diesen beyden ging leider das größere, (4 Schuh 2 Zoll lang) in der Nähe von Grätz zu Grunde. Dieser Erfolg mußte bey Herrn Ritter allerdings die Besorgniß rege machen, auch das letzte ihm übriggebliebene Individuum und mit ihm den Zweck aller seiner mühevollen Sorgfalt noch vor seiner Ankunft in Wien zu verlieren; zumahl da dasselbe sich in einem sehr schwächlichen Zustande befand, ihm nur mit vieler Mühe, gewaltsam etwas Nahrung beygebracht werden konnte, und überdieß die eben eingetretene rauhe Witterung auf dasselbe sehr ungünstig einwirken mußte. Dennoch hatte Herr Ritter das Vergnügen, trotz dieser mißlichen Umstände, dasselbe nebst mehreren anderen lebenden Thieren und Pflanzen und vielen Naturalien hierher zu bringen, wo es den sorgfältigen Bemühungen des durch seine naturhistorischen Kenntnisse allgemein bekannten Direktors des k. k. naturhistorischen Museums, Ritter von Schreibers, gelang, dasselbe nicht nur lebend zu erhalten, sondern seinen Kräftezustand auch in so weit zu er-

höhen, daß es nun die ihm zur Nahrung bestimmten Fische selbst zu fangen im Stande ist. Er ist noch sehr jung, 2 Schuh 10 Zolle lang, und dürfte zufolge des überaus langsamen Wachsthums der Reptilien ein Alter von 5 — 6 Jahren erreicht haben. Dieser auf Hayti und den übrigen Antillen vorkommende Krokodil ist dieselbe Art, die Geoffroy de Saint-Hilaire zuerst unter dem ihr vom Ritter Cuvier beygelegten Nahmen Crocodile à museau effilé (Crocodilus acutus) beschrieben und abgebildet hat. *)

Er gehört zu den eigentlichen Krokodilen (Crocodilus), die sich von den Kaimanen (Alligator) durch ganze Schwimmhäute an den Hinterfüßen und längeren, schmaleren Rüssel unterscheiden, und ist dem gemeinen oder Nil-Krokodil (Crocodilus vulgaris) am nächsten verwandt, von welchem er, so wie von allen übrigen Arten dieser Gattung, durch den verhältnißmäßig langen schmalen Rüssel verschieden ist, und von diesem Kennzeichen seine Benennung erhielt.

Die Breite des Kopfes ist in der Länge wenigstens 2 und ¼ Mahl enthalten. Die Augen liegen ziemlich nahe beysammen, sind mit einer Nickhaut versehen und haben eine goldfarbne in's Grünliche spielende Iris. Die Pupille ist schwarz und sehr ausdehnbar; in der Sonne und bey stark auffallendem Lichte erscheint sie, wie bey den Katzen, als ein länglicher Streif, im Dunkel aber vollkommen rund. Die Ohröffnung ist länglich, und wie bey allen Krokodilen mit einer Kapsel bedeckt, die das Thier nach Willkühr öffnen und schließen kann. Die sehr kleinen Nasenlöcher, die das Thier meistens außer dem Wasser hält, liegen an der vordersten Spitze des Rüssels nahe beysammen, auf einem etwas erhabenen Wulste. Der Oberkiefer ist etwas länger als der Unterkiefer und unbeweglich, es befinden sich in demselben 38 zugespitzte, hakenförmige Zähne, von ungleicher Länge; im Unterkiefer 30, die so vertheilt sind, daß sie bey Schließung des Rachens gegenseitig in einander greifen. Die Zunge ist an den Unterkiefer fest gewachsen, und bildet rückwärts in der Rachenhöhle mit der Gaumenhaut eine willkührlich schließbare Klappe. Gleich hinter dem Schedel befinden sich auf dem Nacken vier kleine, in einer unterbrochenen Reihe liegende Schildchen, auf diese folgen sechs große ovale und gekielte Schilde, von denen vier paarweise hinter einander liegen, die beyden andern aber seitwärts außer den Reihen, in den Winkeln zwischen jenen vertheilt sind. Die Haut zwischen den Vorderfüßen, den Nacken- und Rückenschilden ist nicht mit Schildchen besetzt. Die Querreihen der Rückenschilde bestehen jede aus vier viereckigen, breiten und gekielten Schilden, welche vier Längslinien von Kielen bilden. Außer den in Reihen liegenden Schilden, sind noch mehrere unregelmäßige, ovale oder runde Schildchen vorhanden. Der an den Seiten zusammengedrückte Schwanz ist etwas länger als der Körper; seine erste Hälfte ist mit 17 — 18 Querreihen von Schildchen bedeckt, die auf der oberen Fläche zwey Längsreihen von vorspringenden Kielen bilden; seine letzte Hälfte ist mit 17 einfachen, kammartig vorspringenden Schilden besetzt. Die viereckigen Schilde des Bauches bilden breite regelmäßige Binden, und sind gegen den After zu mit kleinen Löchern versehen. Die Afteröffnung ist rund. Die Vorderfüße haben mit fünf unverbundene,

*) Notice sur une nouvelle espèce de Crocodile de l'Amérique. Annal. du Museum d'Hist. nat. Tom. II. p. 53. Pl. 37. Fig. 1.

mit Nägeln versehene Zehen. An den Hinterfüßen hat er vier mit ganzer Schwimmhaut verbundene Zehen, von denen die drey innersten mit Nägeln versehen, die äußerste aber nagellos ist. Die Farbe desselben ist bald braun, bald schmutziggrün, mit schwarzen, dunkelbraunen oder olivenfarbigen Flecken gezeichnet, die auf dem Rücken größer als am Halse und an den Füßen sind, und auf dem Schwanze große Querbänder bilden. Die Unterseite ist gelblich weiß und ungefleckt. Er erreicht eine Länge von 12 — 16 Fuß und ein ziemlich hohes Alter. Wenn er sich auf dem Lande befindet, um sich zu sonnen, so verbreiten die am Unterkiefer und am After liegenden Drüsen einen ziemlich starken Moschus-Geruch. Seine Nahrung besteht in Fischen, jedoch soll er nach Plumier auch auf Wasservögel und Säugethiere lauern. Er kauet seine Nahrung nicht, sondern zerreißt und verschlingt sie. Gewöhnlich soll er seine Beute zuvor in den Schlamm verscharren, um sie etwas faulen zu lassen. Die Begattung findet in den Monathen März, April und May im Wasser Statt. Das Weibchen bildet mit dem Rüssel ein rundes Loch an einer etwas erhabenen Stelle des Ufers, und legt 28 mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogene Eyer schichtenweise übereinander, die es mit Sand bedeckt. Nach einem Monathe kriechen die 9 — 10 Zoll langen Jungen aus, die alsogleich in's Wasser gehen. Beym Auskriechen scharrt das Weibchen den Sand von den Eyern weg. Er hält sich auf Hayti, Cuba, Jamaika und überhaupt auf den Antillen auf, und ist ein sehr träges, unbehülfliches Geschöpf, das den größten Theil des Tages hindurch auf den Sand hingestreckt liegt, sich von der Sonne bescheinen zu lassen, und vorzüglich bey der Nacht seine Zuflucht in das Wasser nimmt. Nach der Aussage der meisten glaubwürdigen Reisenden flieht er wie alle Reptilien jedes Geräusch, und eilt bey Annäherung eines Menschen so schnell als möglich in's Wasser. Die Eyer werden von den Negern gegessen, sie sollen jedoch nicht angenehm schmecken.

L. Fitzinger.

Mein Asyl.

(An Justine Gräfinn von Skerlez, in Bezug auf ihren freundschaftlichen Besuch).

Nun kennst du es, das still verborg'ne Zimmer,
Die traute Wiege meiner Dichterwelt,
Wohin des Tages unbewölkter Schimmer
Durch grüne Nacht so süß und heimlich fällt:
Ich weile dort in stillen Stunden immer,
Wenn Tagesmüh' mich nicht gefesselt hält,
Und sitz' ich einsam dort an meinem Tische,
Lacht mir der Traum in jugendlicher Frische.

Oft wenn des Schicksals Tücken ich empfunden,
Der Sturm des Lebens meine Blumen knickt,
Und in die weichgeschaffne Brust voll Wunden
Der Schmerz die blut'gen Dornenkränze drückt,
Und aus der Seele mir die Ruh' entschwunden,
Aus hohlen Augen bange Sorge blickt:
Hat sich das Herz, von Lieb' und Glück betrogen,
In diesen Friedensport zurückgezogen.

Da werf' ich, unbelauscht von falschen Zeugen,
Mich weinend in der bunten Träume Schooß,
Und alle ird'schen Stimmen müssen schweigen
Und alle Erdenbande reißen los;
Ich seh' zu mir die Himmlischen sich neigen,
Und was das Herz erfüllt, ist göttlich groß;
Von sanften Flügeln fühl' ich mich getragen,
Und eine neue Welt beginnt zu tagen.

Tief unter mir die trüben Zeiten fließen,
Und Nacht umhüllt den wilden Wogentanz,
Die Himmel seh' ich rauschend sich erschließen,
Das Auge blendet unnennbarer Glanz,
Und tausend junge Rosenknospen sprießen
Aus meines Busens scharfem Dornenkranz;
Es will das Herz voll süßer Wehmuth brechen,
Es thränt das Aug', doch kann der Mund nicht sprechen. —

Ich kehre dann, im Herzen Ruh und Friede,
Gestärkt, ermuthigt, in die Welt zurück,
Beschirmet mit der heiligen Ägide
Steh' ich im Kampf' dem zürnenden Geschick,
Und meine Hoffnung lebt im süßen Liede,
Im Reich der Töne blüht mein Lebensglück —
Und wenn der Leyer zarte Saiten springen,
Entführt auch mich der Tod auf seinen Schwingen.

Du weißt den Ort, ich sah dich dort verweilen,
Wo mich der Dichtung Zauberwelt umstrahlt:
Hierher werd' ich mit höh'rer Wonne eilen,
Wenn mir ein Ruf der Himmlischen erschallt;
Und wenn die Wolkenschleyer sich zertheilen,
Sich lächelnd naht die göttliche Gestalt,
Wird stolz empor des Liedes Flamme brennen,
Und in der Göttinn werd' ich dich erkennen!

Joh. Langer.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Der Garten Beaujon (die Montagnes Françoises) am äußersten Ende der Avenue de Neuilly, an der Barriere gleiches Nahmens (oder de l'Étoile, denn die meisten Barrieren haben zwey und auch mehrere Nahmen) gelegen, ist noch größer, als Tivoli, und hat in seinem über ganz Paris wegsehenden Pavillon, von welchem herab die Rutschschlitten laufen und zu welchem sie wieder emporsteigen, einen bedeutenden Vorzug vor Tivoli sowohl, als vor allen andern öffentlichen Gärten dieser Art; aber die Anlage besitzt nicht die gefällige, heimische Freundlichkeit; in Tivoli möchte man sich bey jedem Tritte und Schritte ein Hüttchen bauen und sich's wohl seyn lassen, in Beaujon eilt man unaufhaltsam weiter, weil alles zu weitläufig ist und sich nirgend ein Ruheplätzchen darbiethet. Beaujon ist ebenfalls eine Privatanlage, welche kurz vor der Revolution von dem Finanzpächter gleiches Nahmens gemacht wurde. Der Garten

ward aus demselben Grunde les Folies de Beaujon genannt, welcher dem Parke Mousseaux den Nahmen les Folies de Chartres gegeben hatte. Außer Tivoli und Beaujon gibt es noch den Garten Marbeuf, ebenfalls in der Avenue de Neuilly, die Montagnes de Belleville, nahe außerhalb der Barriere dieses Nahmens am Fuße des auf Bergen erbauten Städtchens Belleville, den Jardin du Delta, in der Vorstadt Poissonière, den Jardin Turc, Jardin des Princes (letztere beyde auf dem Boulevard du Temple liegend) u. s. w. In allen diesen Gärten sind die Vergnügungen mehr oder weniger die nähmlichen; Belleville und das Delta besitzen sogar Rutschberge. Ruggieri's Garten, in der Nähe von Tivoli, eine kleine, aber sehr geschmackvolle Anlage, die sich besonders durch ihre vortrefflichen Feuerwerke auszeichnete, ist schon seit vier Jahren eingegangen. Alle diese Belustigungsorte zeichnen sich durch den Umstand aus, daß der Beobachter, wenn er bloß die Menge der Quinquetlampen übersieht, deren jede bekanntlich so viel kostet, wie zwey Talglichter, nicht begreifen kann, wie nur allein die kostbare Beleuchtung von der Einnahme bestritten werden könne. Die Gesellschaft in allen diesen Gärten ist mehr oder weniger ausgesucht, was das männliche Publikum anbetrifft; dem kleinen Bürger, oder gar dem Arbeitsmanne, würde die Ausgabe von zwey bis drey Franken, für welche er nicht zehren könnte, drückend fallen. Unter der weiblichen Gesellschaft herrscht freylich eine große Mischung, nicht in Hinsicht auf die Toilette, welche durchgängig ausgesucht und elegant *) ist, sondern in Betreff des Standes; honette oder vornehme Frauen lassen sich hier nur gelegentlich, oder wann sogenannte Fêtes extraordinaires gegeben werden, blicken. Das große weibliche Publikum besteht aus galanten Frauen. Man würde sehr irren, wenn man den Ton für leichtfertig, oder gar gemein, oder den Verkehr daselbst für unsittlich halten wollte. Mehrere Gründe vereinigen sich, den Anstand in diesen Gärten fast bis zur Etiquette zu steigern; die Möglichkeit der Anwesenheit von rechtlichen oder gar vornehmen Frauen, gegen welche selbst der gemeinste Franzose stets die zarteste Aufmerksamkeit bezeigt, die glänzende Erleuchtung, welche sogar über die entferntesten Theile des Gartens das hellste Tageslicht verbreitet, besonders aber der Umstand, daß es Ton ist, hier weder das Geringste zu essen, noch zu trinken, sind Ursachen, welche jeden Ausbruch von Leichtfertigkeit verbannen müssen. Um das weibliche Publikum anzuziehen, haben die Administrationen das Mittel ersonnen, freye Damenbillete zu vertheilen, auf welche bey der Entree nur ein geringes Legegeld (zehn bis zwanzig Sous) nachbezahlt wird. Die Damen, von denen hier die Rede ist, tragen diese Ausgabe mit Freuden, weil die Vortheile, welche ihnen diese Gärten gewähren, wo sich meistens nur vermögende Leute zu versammeln pflegen, von überwiegendem Nutzen für sie sind.

— Es gibt historische Reputationen, welche, mehr als viele andere Begebenheiten, von der Hinfälligkeit der menschlichen Dinge zeigen. Wirklich scheint es der Mühe nicht zu lohnen, eine kolossale Berühmtheit zu erringen, wenn sie so leicht wieder verloren werden kann. Eine solche ist, um meine Leser nicht zu lange rathen zu lassen, Mad. Manson, die Heldinn aus der Bankalschen Küche im Aveyron-Lande. Wer hätte glauben sollen, als die Administration von Beaujon hundertfunfzigtausend Franken biethen ließ, um dieses Rhodische Wunder auf sechs Monathe in seinem Garten auszustellen, daß Madame Manson kurze Zeit nachher zu einem von ihr angekündigten Cercle des Etrangers auch nicht einen einzigen Subskribenten bekommen, daß sie von ihrer, in eigner Person verkauften, Lebensgeschichte kaum hundert Exemplare absetzen und daß sie einige Jahre darauf in dem von ihr bewohnten Hause selbst unter den Leuten desselben Stockwerks so unbekannt seyn würde, daß diese auf die Frage nach ihr zur Antwort geben könnten: Monsieur, je ne cannois pas?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Oft pflegt man sogar auf den Anschlagezetteln anzuzeigen, daß keine Damen in bunten Kleidern zugelassen werden sollen.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth zu Ende July 1821.

Da bereits der dritte Monath zu Ende geht, seitdem unsere restaurirte Schauspielergesellschaft unter neuer Direktion in Ofen und Pesth ihre Leistungen begonnen, so haben Sie wohl ein Recht, den Bericht über Anfang und Fortgang des neuen Werks zu verlangen und zu urgiren; allein da ich den Grundsatz habe, nie ein Wort zu reden, geschweige denn zu schreiben, was ich nicht allen Orts verantworten könnte, so mochte ich vor der Hand und wenigstens nicht eher mit der Sprache heraus, als bis Ende Juny d. J., welchen Termin sich das Direktorium zu Ablegung einiger Rechenschaft an seine Kommittenten gesetzt hatte. Ich hatte hierzu meine guten Gründe.

Jegliche Wirthschaft, sey es die auf seine Wenigkeit beschränkte eines Junggesellen, oder die eines für viele Mäuler sorgenden Altvaters, sey es eine Millionen kostende Staats-Ökonomie, oder das Kreuzer-Etablissement eines Schwefelhölzchen-Krams, weist es aus, daß sie, wenn der Nervus rerum gerendarum nicht gesund ist, über kurz oder lang zu Grunde geht. Die Wirthschaft unserer Thalia kann und wird hiervon keine Ausnahme machen.

Es handelt sich daher bey unserm neuen Theaterwesen hauptsächlich darum, ob die Sache finanziell zu halten sey oder nicht? und auf die Lösung dieses Problems sind nicht nur die Aktionärs, sondern auch das ganze ernstere Publikum gespannt; auf diesen Punkt besonders ist das Augenmerk derjenigen Direktoren gerichtet, welche erkennen, was sie dem Vertrauen ihrer Mitbürger, ihrer eigenen Ehre schuldig sind. Halten wir diese Ansicht fest, so war es der neuen Direktion nicht zu verargen, daß sie bey Restauration des Theaterpersonals und des Repertoirs sich weder mit Engagement zu vieler Künstler, noch anfangs mit neuen kostbaren Stücken befaßte, sondern sich begnügte, die Lücken leidlich auszufüllen und das Publikum allmählig mehr zu interessiren. Etwas ist schon erreicht, nähmlich die bessere Frequenz des Parterrs, welches doch eigentlich den Kern des Theaterpublikums, den Mittelstand, begreift und auch die Logen werden, wenn der Herbst und Winter die Herrschaften wieder zur Stadt führen, nicht leer bleiben, ja sie würden auch jetzt nicht leer seyn, wenn die Mode den Vornehmern nicht erlaubte, die Einschränkung des Theaterbesuchs unter ihre kleinen Ersparnisse aufzunehmen; denn z. B. der neuliche Durchflug des Grafen Romanow und das bloße Gerücht seines Erscheinens im Theater hatten das Haus übervoll gemacht und auf ähnliche Weise hat sich nur vor wenigen Tagen am Rosenhütchen der Reiz der Neuheit segensreich für die Kasse bewährt. Man möchte hieraus beynahe folgern, daß eigentlicher Kunstsinn und Geschmack an Theaterfreuden in unsern höhern Ständen eben nicht vorherrsche, und der neuen Direktion rathen, die Beutel des Mittelstandes als die sichersten Quellen der Einnahme zu betrachten.

So viel man vernimmt, hält die Direktion, zumahl in der neuesten Zeit, alles sehr zu Rathe, und sucht alle die großen und kleinen Auswüchse des Eigennutzes und unlauterer Spekulation zu beschneiden und andern dergleichen schädlichen Mißbräuchen zu steuern, welche aus erklärlichen Ursachen bey früherer Manipulation der Regie und des Direktionsgeschäfts überhaupt sich nach und nach erzeugt und wohl viel zum Verfall des Ganzen beygetragen hatten. In diesem Bezuge hält man es für sehr ersprießlich, daß etwelche unter den Direktoren, nicht sowohl bey artistischen und scientifischen Gegenständen der Konferenzen, aber desto triftiger und fleißiger in die Ökonomie des Wesens eingreifen und mit Sachkenntniß und kaufmännischer Ordnung den großen und kleinen Betheiligungen wehren, welchen die Kasse eines solchen Instituts unaufhörlich ausgesetzt ist. Dann, daß überhaupt das ganze Direktorium die Haupttheile des Geschäfts durch besondere Ausschüsse verwaltet. Wird solche gute Wirthschaft konsequent fortgesetzt, so muß die Sache finanziell sich halten; hält sie sich finanziell, so gedeiht auch das Artistische immer mehr und mehr, und ist einmahl beydes in Flor, so werden Sie sehen, daß unsere Pesther Thalia sich eines permanenten, ihres schönen Tempels würdigen Dienstes erfreuen und auch das Ofener Sacellum mit Ehren versehen wird.

Indessen! noch ist es so wenig Zeit, sich sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, als

daraus, daß dem Vernehmen nach zu Ende vergangenen Monaths sich ein Deficit von mehreren 1000 fl. ergab, ein totales Mißlingen der ganzen Aktien-Unternehmung zu folgern. Das Publikum, auf dessen Lust und Liebe zur Sache doch alles ankommt, kann in diesen drey Monathen und am wenigsten während Frühlings und Sommers, noch nicht die Probe abgelegt haben, ob es verdiene, daß patriotische Privatleute Geld und Zeit an Erhaltung des öffentlichen Vergnügens und der Ehre beyder Städte gesetzt haben. Danächst ist nicht zu läugnen, daß mancherley verdrießliche Umtriebe gegen die gute Sache im Schwange sind, welche deren Triumph sehr verzögern, wo nicht dadurch vereiteln, daß am Ende alle Interessenten, zumahl die thätigen Direktoren, der mannigfachen Aufopferungen überdrüssig werden, bevor das Exempel ausgerechnet ist. Die bösen Leumund-Köche, die Bonmots-Krämer, die Witzjäger, kurz alle Redner und Wortführer der Tavernen und Privatzirkel sind in voller Arbeit, und manches Pensum ihrer Lästerschule geht wohl auch in die Zeitschriften der Residenz und anderweit in die Tagblätter über, wenigstens ist das, was sie unlängst in Nr. 38 des Wiener Konversationblattes und in Nr. 100 des Berliner Gesellschafters vielleicht gelesen haben werden, nichts als Geburt einer übelwollenden, anmaßlichen, Clique hiesiger Schöngeister, welche selbst in aller Art unter der Kritik — eigentlich nichts als eine handgreifliche Korrektion ihres Unfugs verdient.

Auch die Theaterkritiken, womit uns seit Ostern d. J. die Pannonia regalirt hat, entsprachen gar nicht den Pflichten der Dankbarkeit, welche das magere Journal für den ihr zugeflossenen neuen Nahrungsstoff hegen sollte; — denn es fehlte ihnen an ernstem würdigen Ton und vor allem an dramaturgischer Gründlichkeit, ja! oft blickte durch die flache Konversations-Badinage eine übelwollende Hofmeisterey und vornehmes Air, welche diesem Blatte keineswegs zukommen. Übrigens maßt sich diese so beschränkte Ephemeride allerdings einer Protektion im Reiche der Musen an, wie sie kaum dem akkreditirtesten Literaturblatte zu verzeihen wäre. Ich kann Ihnen hiervon ältere und andere Beyspiele liefern, will jedoch das ältere Exempel zuerst vornehmen, weil solches dem neuen Mitredakteur der Pannonia nicht zur Last fällt, dessen Bemühung um das ganz verwahrloste Musenkind doch nicht zu verkennen sind.

Sie werden sich erinnern, daß ich in Nr. 16 und 51 Ihrer Zeitschrift mich über die geschehenen und noch zu hoffenden Leistungen eines hiesigen Dichters freymüthig erklärt habe — und werden mit mir lachen, wenn ich Ihnen aus der Pannonia Nr. 39 unter den angeblichen Neuigkeiten aus Wien folgendes auftische:

„Die in einer hiesigen geschätzten Zeitschrift vorkommenden Äußerungen über M. G. Saphir haben bey allen unbefangenen Beobachtern gerechtes Mißfallen erregt, denn nur die leidenschaftlichste Mißgunst oder völlige Unempfindlichkeit kann machen, daß man das ausgewiesene Talent des Hrn. Saphir als Dichter und besonders als Humorist in den Hintergrund stellt. Die billig Denkenden sind darüber ganz einig, daß die österreichische Monarchie nicht viel solche dichterische Köpfe besitzt, wie Hr. Saphir, und nur mit Unwillen nimmt man wahr, daß dieser zurückgesetzt wird, während sich ein stümperischer, an der entschiedensten Talentlosigkeit kränkelnder Skribler, wie der junge Mensch Dr. J. H. von F...g, dessen Werthlosigkeit nur von seiner lächerlichsten Aufgeblasenheit übertroffen wird, sich noch immerfort unterfangen darf, den Wanderer mit Ergießungen eines ohnmächtigen Grolls und anderen Unsauberkeiten anzufüllen."

Worauf noch folgender Klagruf gehört wird —

„Wenn die liebe Jugend, die weder etwas gelernt hat, noch sonst zu schreiben versteht, wenn Leutchen ohne alles Talent an den Redakteurs bereitwillige Förderer finden, wie soll unser Journalwesen bey uns und in der Fremde Achtung gewinnen!"

Erlauben Sie, daß wir ein wenig ausruhen, ehe wir uns über diesen Verweis, welchen uns die Pannonia vor ihrem offenen Kramlädchen so eifrig gegeben hat, besprechen und die in die Haare geworfenen Kletten einander gemüthlich ausklauben — der unglückliche v. F....g mag sich selbst befreyen!

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien den 6. d. Zrinn. Hr. Rott — Niklas, Graf von Zrinn.

Die Erscheinung war imposant; statt der früher bemerkten vernachlässigten Haltung, auf die man den Gast vielleicht aufmerksam gemacht hatte, hielt er sich dießmahl zu steif und regelrecht, der geschobene Gang, und dann wieder der schnelle, kurze Dupplierschritt, als er im zweyten Akt zum Fenster eilte, kontrastirten damit auffallend, und diese Ungleichheiten zusammen genommen, bewiesen, daß er vielen Fleiß verwenden muß, um hierin das gehörige Gleichgewicht zu finden. Als er, um uns beym Fenster etwas zu verweilen, die ankommende Schar begrüßte, bog er sich zu weit hinab, womit es freylich darauf abgesehen war, die Tiefe zu bezeichnen, es wird aber in solchen Fällen ein sicherer Theatertakt erfordert, dessen Mangel sogleich den Ungeübten verräth, denn wirklich brachte diese Stellung den entgegen gesetzten Effekt hervor, wie es sich zeigte, und man dachte vielmehr an den geringen Abstand des Bretbodens hinter der Scene, der den Hofraum vorstellen sollte. In der Lesung des Briefes und den nachfolgenden Betrachtungen über das kaiserliche Schreiben, konnte man Studium bemerken, doch war die Ansicht dessen ungeachtet nicht die rechte. Zu lange dauerte die Pause, nachdem die Andern schon zu reden aufgehört hatten, und der Ton klang dann, als ob im Lesen fortgefahren würde, es ist aber nur eine Rekapitulation des Gelesenen, was rascher vor sich gehen muß, während der Redende bald in den Brief, bald vor sich hin blickt. Der Übergang wurde nachher wenig, oder gar nicht, bezeichnet, und den Gemüthsbewegungen fehlte die erforderliche Mannigfaltigkeit und Klarheit. Um endlich auf die Hauptscene, bey Erscheinung des Abgesandten Pordhuk zu kommen, so mußte man abermahls über die Kraft erstaunen, die dem Heldenspieler zu Gebothe stand, kann ihn aber nicht genug daran erinnern, sie wirthschaftlicher zu verwenden. Die Stimme wird bey fortwährender Spannung rauh, klingt etwas heiser, und artet leicht, weil die Gemüthlichkeit vermißt wird, in ein dumpfes Toben aus. Noch ist die eigne Art von Monotonie zu bemerken, die darin besteht, daß eine ganze Reihe von Perioden langsam mit gleich scharfer Akzentuirung jedes Worts und Trennung desselben von dem nächsten, als ob dazwischen Gedankenstriche wären, am Ende fehlt die rhythmische Kadenz, und der aufmerksame Zuhörer bleibt unbefriedigt. Wir berühren diese Kleinigkeiten, wenn man es so nennen will, bloß um den Vorwürfen Mancher zu begegnen, die ohne Fug und Recht so viele Schauspieler in der Meinung zu bestärken suchen, daß man aus Recensionen doch nichts lernen könne; Äußerungen, die man geradezu am häufigsten von dem und jenem hört, der nicht im Stande wäre, auf ein einziges Warum? ein befriedigendes Darum zu geben. So etwas hin zu sagen, und es schriftlich aus einander zu setzen, ist mehr als zweyerley. Im Allgemeinen both auch diese zweyte Darstellung viel Gelungenes dar, und der Erfolg war lohnend.

Modenbild XXXIII.

Kleid von moirirter Mouselinette, mit Garnirung von Organtin, sternartig zusammengesetzt. Der Shawl von gesticktem Vapeur. Hut von blauen Krepp mit Stroh gestickt und mit einer Guirlande von Strohblumen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. Sc. del.

Fr. Stöber. sc.

XXXIII. Wiener Moden. 98. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 18. August 1821.

99

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über den krebsartigen Kiefenfuß.

Apus cancriformis. Schaeffer. (Monoculus apus. Linné.)

Seit einigen Tagen hat ein seltsames Thier die Aufmerksamkeit des ganzen Wiener Publikums auf sich gezogen, und ist in vielen Zirkeln der Gegenstand gelehrter Streitigkeiten geworden. Theils um diesem Kampfe ein Ende zu machen, vorzüglich aber um die Neugierde Derjenigen zu befriedigen, die ein solches Thier nie gesehen und dasselbe nur aus den oft höchst wunderbar klingenden Beschreibungen kennen, habe ich mich veranlaßt gefühlt, eine möglichst gedrängte Beschreibung von seinem Körper, seiner Lebensart und seinen übrigen Eigenthümlichkeiten zu liefern. Vorhinein muß ich bemerken, daß dieses Thierchen keinesweges neu, wie Unkundige behaupten wollen, sondern schon den alten Naturforschern, freylich unter verschiedenen Nahmen, bekannt gewesen sey.

Es gehört in die Klasse der Krustaceen (Krebse), obgleich es ältere Naturforscher zu den ungeflügelten Insekten gezählt haben. Seinen Aufenthalt hat es in stehenden Wässern, vorzüglich in Pfützen, die abwechselnd austrocknen und durch häufiges Regenwetter wieder mit Wasser angefüllt werden.

Hier schwimmt es bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, meistens auf der Oberfläche des Wassers, und begibt sich nur bey trübem Wetter auf den Grund.

Sein Körper besteht aus zwey Haupttheilen: dem pergamentartigen Schilde und dem größten Theils darin liegenden weichen Leibe. Der Schild ist eyrund und muschelförmig ausgehöhlt. In der Mitte desselben läuft der Länge nach eine erhabene Rippe, die ihn in zwey schief herablaufende Seitenflächen theilt, und ihm das Aussehen eines Bootes gibt. Ungefähr zwey Linien vor dem vorderen oder Kopf-Ende hört diese Rippe auf, wo dann der eigentliche Kopfschild anfängt. Dieser ist gewölbt und von einem halbmondförmigen, konvexen Rande eingefaßt. In seiner Mitte, nähmlich auf dem Scheitel, bemerkt man drey schwarzblau durchscheinende Erhabenheiten, wo-

von zwey größer und nierenförmig sind, die dritte aber kleiner und rund ist. Diese Erhabenheiten sind die Augen dieses Geschöpfes.

Das hintere oder Schwanz-Ende bildet ein ausgeschnittenes Dreyeck, dessen Seiten mit Stacheln besetzt sind. Diese schildförmige Bedeckung ist der Farbe nach ursprünglich schmutzig grün, fällt aber kurz vor der Häutung in's Helle und besteht aus einem oberen pergamentartigen, und einem unteren weichen Blatte. Zwischen diesen beyden Blättern ist auf jeder Seite ein länglicher, halbmondförmiger Fleck, der aus röthlichen Röhrchen besteht, in denen eine Flüssigkeit zirkulirt. Nur gegen den Kopf zu ist der Schild an den Rücken des Thieres angewachsen.

Beym Aufheben des Schildes sieht man, daß der Leib aus mehreren Ringen zusammengesetzt ist, von denen die letzten hinter dem Schilde mit kurzen Stacheln versehen sind. An dem letzten Ringe sitzen zwey borstenförmige, divergirende Fäden, welche aus sehr vielen Gliedern zusammengesetzt sind, und dem Thiere zum Steuerruder dienen.

Betrachtet man unseren Kiefenfuß auf der unteren Seite, so bemerkt man ein halbmondförmiges, den Kopf bedeckendes Blättchen, das in eine Furche des Schildes eingefügt ist, so zwar, daß es mit demselben ein Ganzes auszumachen scheint. In der Mitte dieses Blättchens ist eine bewegliche Klappe, an der zu jeder Seite ein zartes Fühlhorn sichtbar ist. Unter der Klappe, die man Oberlippe nennen kann, befindet sich auf jeder Seite ein brauner, hornartiger Körper. Hebt man die Klappe in die Höhe, so sieht man deutlich, daß es Freßwerkzeuge sind, denn es befindet sich an ihrem oberen Ende eine sägeförmige Reihe harter Zähne. Unter ihnen liegen auf jeder Seite noch zwey kleinere Körper, die zusammen die Unterlippe bilden, und mit Hülfe der oben erwähnten Oberlippe den Mund eng verschließen. An dem letzten Paare derselben sind noch die Freßspitzen zu erwähnen; zwey zarte häutige Blättchen, mit denen das Thier seine Beute früher zu prüfen scheint, ob sie zur Nahrung tauglich sey. Sie sind wie die Fühlhörner in beständiger Bewegung.

Am auffallendsten sind jedoch die Füße, wenn man sie so nennen darf, da sie nicht nur allein zur Bewegung, sondern zu weit wichtigeren Verrichtungen bestimmt sind. Einige Autoren, die alles gern übertreiben, oder sich oft über einen Gegenstand, den sie nie untersucht, ein Urtheil erlauben, geben ihre Anzahl auf mehrere Hunderte, ja Tausende an. Der scharfsinnige Schäffer, der die interessantesten Beobachtungen über dieses Thier angestellt hat, zählet nur sechszig Paare.

Es würde jedoch zu weit führen, alle diese Theile genau beschreiben zu wollen, da sie so vielfach zusammengesetzt sind. Ich will nur das wesentlichste hiervon anführen.

Am merkwürdigsten sind das erste und zehnte Paar derselben. An dem ersten sieht man drey ungleich lange Borsten, die dem Thiere zum Rudern dienen, weßhalb man diese Füße Ruderfüße nennet. Das zehnte Paar trägt in einem eigenen Blättchen die Geschlechtstheile und Eyer, daher ihnen Schäffer den Nahmen Mutterfüße gegeben hat. Alle bestehen übrigens aus vielen Blättchen, an denen sich hohle Röhrchen befinden, mit denen das Thier athmet. Da nun diese Blätter dieselbe Bestimmung haben, wie die Kiemen

der Fische, so nennt man sie Kiemen- oder Kiefenfüße, welcher Nahme auf das ganze Thier übertragen wurde. Das äußerste Glied eines jeden Fußes hat die Gestalt einer Krebsschere; ferner sitzt in der Mitte eines jeden Fußes auf der obern Seite ein Bläschen mit rother Flüssigkeit angefüllt; dieß scheinen Behältnisse für den zubereiteten Nahrungssaft zu seyn, aus denen er durch sehr feine Gefäße in die übrigen Theile verführt wird. Diese Füße nehmen von oben längst ihres Verlaufes an Größe allmählig ab, so daß die letzten die kleinsten sind, an denen man eine unaufhörliche wellenförmige Bewegung bemerkt. — In Betreff ihrer Lebensart habe ich bereits erwähnet, wo sie sich am liebsten aufhalten. Ihre Nahrung besteht aus anderen kleinen Wasserthieren. Über ihre Lebensdauer läßt sich eben so wenig Bestimmtes sagen, als über ihren vollendeten Wachsthum. So viel ist übrigens gewiß, daß sie im Freyen mehrere Wochen lang leben; in der Gefangenschaft halten sie sich kaum einige Tage aus. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eyer, die das Thier nach der Befruchtung in das Wasser fallen läßt. Sie sinken zu Boden und in einiger Zeit kommen die Jungen heraus, die bereits alle Theile der Alten im verjüngten Maßstabe an sich tragen. Der Wachsthum geht wie bey den Krebsen überhaupt, unter häufigem Häuten vor sich.

Die größten, die man bis jetzt beobachtet hat, betragen in der Länge etwas über zwey Zoll. In Betreff des Geschlechtes sagt Schäffer, daß sie Zwitter wären, neuere Naturforscher nehmen getrennte Geschlechter an.

Ich glaube durch das Gesagte hinlänglich bewiesen zu haben, daß dieses Thier schon lange und in bedeutender Menge vorhanden seyn mußte, um solche Beobachtungen darüber anstellen zu können, wie Schäffer gethan. Übrigens hat man nicht Ursache ihre Entstehung aus den Wolken herzuleiten, wie es Laien in der Naturwissenschaft (vielleicht oft des dadurch zu hoffenden Gewinnes wegen) gethan haben; wenn man bedenkt, daß jedes Individuum eine große Menge Eyer, und dieß zu wiederhohlten Mahlen im Jahre legen kann. Diese Eyer behalten das Vermögen, ausgebrütet zu werden, durch einige Jahre bey, und so ereignet es sich, daß sie unter günstigen Umständen, manche Jahre in größerer Anzahl zum Vorschein kommen *).

V. Kollar.

*) Ein aus Prag angekommener Gönner theilt die Nachricht mit, daß sich diese merkwürdigen Thiere in diesem Sommer auch dort häufiger gezeigt haben, nachdem sie den dortigen Insekten-Sammlern in manchen Jahren gar nicht zu Gesichte gekommen waren. D. Red.

Einst und Jetzt

der Promenade auf der k. k. Burgbastey, dem vormahligen Paradeis-Garten.

Ruhmvoller Wall! — mit gigantischem Streben
Trotzt' er des Halbmonds verderbender Wuth;
Wo sich die drohenden Pfeiler erheben,
Kämpften die Väter mit dauerndem Muth. —
Aber der Enkel mit friedlichem Sinne
Bannte auf immer den würgenden Tod,
Pflanzte das Leben mit schön'rem Gewinne,
Wo einst der eiserne Zepter gebpth.

Einst bey des Tages allmähligem Schwinden
Füllte die Herzen der Streitenden Loos;
Ob sie am Morgen die Lieben noch finden,
Ob sie gesunken von Feindesgeschoß. —
Nun, wenn aus nebelumflossener Ferne
Wonneverkündend uns Hesperus lacht,
Folgen wir willig dem leitenden Sterne,
Schlürfen die Freude im Schimmer der Nacht.

Hin trieb's den Jüngling die Tapfern zu mehren,
Rüstig gewappnet, mit männlichem Muth;
Kann er dem stürmenden Drange nicht wehren,
Soll ihn begraben der sinkende Schutt! —
Freyeren Sinnes, der Sorgen enthoben,
Sehnt er sich heute nach kühlender Luft;
Fröhnt er Genüssen, er findet sie oben:
Liebe und Töne und labenden Duft.

Auf nach dem Walle, umlagert von Schrecken,
Blickte verzagend die harrende Braut
Nach dem Ersehnten, und Ahnungen wecken
Tief aus der Seele den klagenden Laut. —
Sinnend und hoffend, mit wonnigem Beben
Wallet die Jungfrau die Höhen hinan;
Bald, eh' die freundlichen Tage entschweben,
Krönt sie die Myrthe auf rosiger Bahn.

Ewig dem wankenden Ziele entgegen
Wandelt die Zeit den unendlichen Raum.
Selbst in dem Fluche gedeihet der Segen,
Spät oft im Leben bewährt sich ein Traum.
Schön ist's sich freu'n an bescheidnen Genüssen,
Weise, zu dulden im drückenden Joch;
Einst unsre Lust kann der Enkel noch büßen,
Und was uns quälet, bringt Freuden ihm noch!

Kupelwieser.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

— Daß einzelne Individuen oder ganze Nationen nach möglichster Ausbildung des Geistes streben, daß sie sich aus besten Kräften aller den Verstand entehrenden Vorurtheile zu entledigen suchen, das liegt in den ewigen Gesetzen der moralischen und physischen Natur des Menschen, welches keinen Stillstand gestattet; daß sie dabey oft das Ziel überspringen und tiefer zurückfallen, als sie vorhin gestanden sind, das bringt gleichfalls die Hinfälligkeit der Menschheit so mit sich, denn sie ist Menschheit, und keine Gottheit. In diesen Betrieben thut sich nichts, als die unerläßliche Bedingniß der Materie und der Intelligenz kund. Wenn aber ein Volk, stolz darauf, die höchste Stufe einer vorurtheilsfreyen Geistesbildung erstiegen zu haben, von seiner wirklichen oder erträumten Höhe auf andere Völker, freylich nicht mit Hohn, wohl aber mit einer noch demüthigendern nachsichtsvollen Überlegenheit herabsieht, und trotz dem sich dem allererbärmlichsten Aberglauben, nähmlich dem Glauben an Wahrsagerey, hingibt; so hört der Beobachter auf, die Ansprüche eines solchen Volks auf die höchste europäische

Bildung mit Nachsicht zu beurtheilen: er ärgert sich über einen solchen schneidenden Widerspruch. Man wird ohne Mühe errathen, daß das Volk, von welchem ich hier reden will, die Franzosen, oder vielmehr die Pariser, sind. Es gibt kein Stadtviertel (um nicht zu sagen, keine Straße) in Paris, wo nicht Betrieger oder Betriegerinnen hausen, welche vorgeben, wahrsagen zu können, verborgene Dinge zu wissen und in die Zukunft zu sehen. Wäre es bloß die unterste Volksklasse, in Frankreich, leider unwissender, und also abergläubischer, als in allen andern gebildeten europäischen Staaten, welche den, ihren Verstand umhüllenden, Nebel durch das sumpfige Irrlicht solcher Wahrsagerey aufzuhellen strebten; so könnte der Menschenfreund höchstens mitleidsvoll die Achseln zucken. Aber der Pöbel, der sich diesem groben Betruge am begierigsten hingibt, gehört zu den vornehmeren Klassen, er begibt sich nicht auf zwey, sondern meistens auf vier Füßen, nähmlich in Kabriolets, dahin. Muß es nicht Ekel erregen, wenn Menschen, welche sich keine Schande daraus machen, öffentlich den absolutesten Unglauben, ja den Atheismus selbst, zu predigen, in der Mitternacht zu einer devineresse schleichen und sich unter dem lächerlichsten Hokuspokus berichten lassen, ob sie an dem und dem Tage im Salon der Mad. Dünans gewinnen, oder ob sie noch einstens ein Portefeuille erhalten werden? Die berüchtigtste hiesige Wahrsagerinn, die auch im Auslande eine große Berühmtheit erlangt hat, ist Dlle. Lenormand, die Sybille de la rue de Tournon, wie sie sich selbst nennet. Wie oft habe ich über mich selbst gezürnt, daß es mir, der keine Aufopferungen scheut, um Paris in seinem ganzen geistigen und örtlichen Umfange kennen zu lernen, stets widerstrebend gewesen ist, das genannte Weibsbild von Angesicht zu Angesicht zu schauen, daß ich also nie Gelegenheit gehabt habe, mich durch eigne Erfahrung zu überzeugen, ob die Sybille aus der Straße Tournon wirklich Verstand genug besitzt, um andere verständige Menschen zu Narren zu haben! Wenn die hochgerühmte Aufklärung von Paris, welche aber bereits von ihrem eignen Übermaße von Licht geblendet zu seyn scheint, der unverschämten Betriegerinn mehr als einen Vorschub geleistet hat, so sind dagegen die Niederländer scharfsichtig genug gewesen, durch den Nebel hindurch und der Wahrsagerinn im eigentlichen Verstande in die Karten zu schauen. Wie die Journale meinen Lesern wahrscheinlich schon längst gemeldet haben werden, ist Dlle. Lenormand in Brüssel, wohin sie eben eine abermahlige Reise gemacht hat, der Betriegerey durch Wahrsagerkünste beschuldigt und von dem Tribunale zu Löwen zu fünfzig Franken und zu einem Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt worden. In der Anklage heißt es unter andern: sie gebe vor, mit dem Engel Uriel in Verbindung zu stehen, den Pfeil des Abaris, einen geheimnißvollen Haarbüschel und das magische Tarockspiel zu besitzen u. s. w. Von einer Menge Zeugen, sämmtlich aus der höhern Klasse, welche zur Aussage gegen die Sybille vorgeladen waren, sind die meisten nicht erschienen, sondern haben lieber die gewöhnliche Strafe bezahlen, als sich öffentlich lächerlich machen wollen. Es steht nun zu erwarten, ob Dlle. Lenormand appelliren, und welches in diesem Falle der Ausspruch des Kassationshofes seyn wird. Bis dahin muß jeder vernünftige Mann sich freuen, daß die Unverschämtheit einer Person, deren Betriegerey sich, wie jedermann weiß, sehr hoch verstiegen hat, und welcher durch die Nachsicht der Gesetze ihres eigenen Landes nur zu viel Vorschub geleistet worden ist, unter einem fremden Volke ihren gehörigen Lohn erhalten hat. Das Schicksal dieser armseligen Person in den Niederlanden steht mit ihrer vorgegebenen Gabe, in die Zukunft zu sehen, in einem um so lächerlichern Widerspruche, als ihr hier schon zum zweyten Mahle ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Bekanntlich sah sich Dlle. Lenormand auf ihrer Reise zu dem Kongreß nach Aachen, wo sie nicht allein wahrsagen, sondern auch Kontrebande treiben wollte, von den belgischen Accisebeamten aller bey sich führenden Präziosen beraubt, und kurz darauf von dem dortigen Kommerzkollegium zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt. Sie hatte dieß Ereigniß eben so wenig vorausgesehen, als den zweyten Prozeß, der ihr so eben gemacht worden ist.

— Dem Würgeengel, der, wie ein Geyer über dem Richtplatze, über dem Palais

Royal schwebt, um hier seine Atzung zu suchen, ist in diesen Tagen ein neuer Fraß gereicht worden; ein Jüngling hat sich Abends spät in einem der Blumenbeete des Gartens, nachdem die Gitter desselben bereits verschlossen worden waren, eine Kugel durch den Kopf geschossen und einige Stunden darauf seinen Geist aufgegeben. Ob dieser Selbstmord ebenfalls Folge eines Spielverlustes ist, habe ich nicht erfahren können. Der unglückliche Schreiber, dessen trauriges Schicksal ich jüngst erzählt habe, befindet sich, zum Erstaunen aller, welche Kenntniß von dem Ereignisse haben, seiner völligen Wiederherstellung nahe; trotz des Sturzes von einer Höhe von wenigstens vierzig Fuß herab, hat der arme Mensch sich kein einziges Glied verletzt, sondern leidet die gewöhnlichen Folgen einer heftigen Erschütterung.

Theater.

Mit der großen Oper geht es, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Schlagtraufe; sie ist jetzt auch aus dem Theater Favart verjagt worden und hat sich in die kleine Nadelbüchse, in das Theater Louvois, wo die Italiener spielen, flüchten müssen. Da ihr letzteres eigen zugehört, so braucht die Administration hier freylich keinen Miethzins zu zahlen. Mit diesem Geniezuge einer vorsichtigen Administration, den die Patrioten auf die Rechnung des Hrn. Viotti schreiben, der aber daran eben so unschuldig ist, wie an allen übrigen klugen oder verfehlten Maßregeln, welche die grosie Oper seit der Anstellung desselben getroffen hat, verhält es sich folgender Maßen. Es scheint wirklich, als ob man den Bau des neuen Opernhauses so eilig zu betreiben gedacht hatte, daß mit dem Monathe April die Vorstellungen in demselben hätten beginnen können. Aber l'homme propose, Dieu dispose: dieser Gott ist der nervus rerum gerendarum, der überall mitspricht, wo der Mensch essen und trinken will. Nicht, daß es der kompetenten Behörde an Geld fehlen sollte; aber man will sich nicht bloß geben, aus Furcht vor den Ereignissen. So ist der Kontrakt mit dem Theater Favart abgelaufen, ohne daß die Administration eine Erneuerung desselben getroffen hat. Daß unter solchen Umständen auf diesem Theater an keine neue Oper zu denken ist, begreift sich von selbst.

Das Théâtre François leidet an seiner gewöhnlichen chronischen Krankheit, nähmlich an dem Urlaube, den es den vornehmsten Schauspielern jährlich in den Sommermonathen geben muß. Talma und Dlle. Mars sind in die Provinzen gereist; auch der Dlle. Düchesnoy ist diesen Frühling die Lust angekommen, gleich der Nachtigall (ihr tragischer Gesang macht sie dieses Beynahmens nicht unwürdig) in wärmere Länder auszuwandern; aber die Administration hat diesen Ausflug, der ihr nicht rechtmäßig zukömmt, zu verhindern gewußt. Debütanten füllen, wie gewöhnlich, die Lücke aus, lassen aber um und neben sich so viel Platz leer, daß der Kassier nicht weiß, wo er damit hin soll. Neue Stücke pflegen während dieser Periode nicht gegeben zu werden; am Ende vorigen Monaths ist ein einziges erschienen: L'heureuse Rencontre, dessen Analyse ich, wegen seiner gänzlichen Unbedeutenheit, meinen Lesern ersparen will.

Das zweyte Théâtre François (Odéon) ist, in Hinsicht seiner veränderten Direktion, einem Wirthshause zu vergleichen, welches einen neuen Wirth bekömmt: wie hier die Gäste, so sind dort die Zuschauer häufiger geworden, weil, wie ich schon in meinen vorigen Skizzen gemeldet habe, Hr. Gentil an die Spitze der Verwaltung gestellt worden ist. Aber die Reise nach Dieppe fängt bereits an, ohne Reisegefährten gemacht zu werden. Neue Stücke sind auch hier nicht erschienen. Hr. Gentil setzt seine einzige Hoffnung auf ein Palliativmittel (denn an eine Radikalkur ist, meines Bedünkens, bey diesem Theater nicht zu denken), nähmlich auf das Engagement der Dlle. Georges; aber das erste Théâtre François, gleich jenen Aufsehern im Serail des Königs Atar, „qui, wie Beaumarchais sagt, ne font rien et empêchent que l'on fasse quelque chose," hat Einspruch gethan, indem es sich auf das Theatergesetz stützt, daß kein Schauspieler, der früher Sociétaire dieses Theaters gewesen ist, nach seinem Abgange von demselben auf irgend einem andern Theater der Hauptstadt auftreten darf. Als Exception führt Dlle. Georges an, daß sie weder freywillig von der Société

abgegangen sey, noch eine Pension genieße. Die Sache ist nun zum Prozessel gekommen, der nächstens entschieden werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) Pesth.

Ich habe immer gezweifelt, daß ein wahrer Literator der Residenz die Correspondenz-Nachrichten von daher in die Pannonia liefere, weil der Styl so inkorrekt, der Inhalt so trivial war; doch nun bin ich ganz im Klaren darüber, daß dieser Wiener Neuigkeitskrämer zu den stümpernden Bellettristen gehöre, welche jetzt von allen Seiten den heiligen Hain der Musen profaniren und besonders der dürftigen Ephemeride, der am Fuße des Parnasses hausirenden Pannonia, die es noch zu keinem soliden Verkehre mit den Himmlischen hat bringen können, durch schlechte Waaren den geringen Binnenkram verderben werden. Wie konnte man Hrn. Saphirs Talent ausgewiesen nennen, da er bis damahls nur in Zeitschriften einzelne Aufsätze und Gedichte von sehr verschiedenem, oft problematischem, oft gar keinem Werthe geliefert hatte! Wie konnte man so unverschämt seyn und von einem bloßen Journalschriftsteller, von einem Poeten, der damahls mit seinen Erstlingen noch schwanger ging, behaupten:

„daß die billig Denkenden ganz darüber einig seyen, daß die österreichische Monarchie nicht viel solche dichterische Köpfe habe!"

Quae! qualis! quanta! — das heißt doch wahrlich den großmächtigen Orbis austriacus zu dem engen Raum einer Winkelschule herabwürdigen! Wer sind denn diese billig Denkenden und unbefangenen Beobachter? — Wahrscheinlich dieselben, welche dem armen, übrigens gar nicht hoffnungslosen Musenlehrlinge durch das Kompliment „er sey ein zweyter Jean Paul!" den Kopf schwindlicht machen! — Diese Panegyriker thun ihm damit zu wenig Ehre an, denn Hr. S. macht Verse, und jener berühmte Schriftsteller bekanntlich keine oder doch nur sogenannte Streckverse, wie wir in den Flegeljahren gelesen haben. Manchen freylich ist so eine geniale Flegeley lieber, als Hrn. S's gelecktes liebesprechende Sonnette an Lyssa; jene trockne Prosa lieber, als diese aus glühenden Schneeflocken der Empfindung zusammenrinnenden Sangeswogen, welche sich in den eigensinnigen Formen des Klanggedichts nicht einmahl schulgerecht bewegen. Doch — claudite jam rivos — und nur zum Schlusse die Versicherung, daß, weil man die Kleinigkeiten in der Unterhaltung mit einem Grosstädter nicht häufen darf, ich im nächsten Brief Ihnen von den Kunstleistungen unsers neuen Theaters, von Hrn. Saphirs poetischen Erstlingen und noch mehr davon erzählen will, was Gevatterinnen und Nachbarinnen von diesen zarten Kindlein gesprochen haben.

Schauspiel.

K. k. Burgtheater, den 8. d. der Amerikaner, nach Kotzebue's Bearbeitung. Zweyte Gastrolle des Hrn. Wohlbrück als Kaufmann Herb.

Diese Darstellung des Gastspielers befriedigte mehr, als die vorhergehende. Für seine Persönlichkeit fand er hier einen bequemern Standpunkt und findet es in diesem Rollenfach überhaupt; in solchem altbürgerlichen, halbkomischen Weben und Wirken ist er wie zu Hause. Die Gespräche wurden leichter und fließend fortgeführt, oft aber herrschte zu viel Einseitigkeit, wie besonders im ersten Akt bemerklich war. Das Geberdenspiel unterstützt den Vortrag wenig, in diesem Theile werden Leichtigkeit und Rundheit sehr vermißt. Am besten gelang die Scene, wo Herb seinen Angehörigen die Vorschrift zum Empfang des Fremden gibt; Alles nahm eine größere Regsamkeit an, nur muß bemerkt werden, daß der Fluß der Rede auch in solchem Fall die Klarheit nicht entbehren darf. Die Ausforderung wurde ganz richtig mit einem Anstrich von Hasenherzigkeit bezeichnet, die glücklicher Weise nicht bis zur Übertreibung ging, was in der Duellscene schwer zu vermeiden ist. Allzu streng läßt sich eigentlich in dieser mit

dem Darstellenden nicht rechten, denn das Benehmen des Kaufmanns paßt weder zu ihm selbst noch zu dem vorhergehenden Theil der Handlung, die sich hier in ein ganz anderes Gebieth verliert. Der Darsteller kann es aber so einrichten, daß er den Charakter entweder von vorn herein schärfer markirt, oder die schärfere Zeichnung der Anlage gemäß in dieser Stelle, so viel es thunlich ist, verwischt. Ersteres wäre vorzuziehen, weil dem Autor wie dem Schauspieler dann gleiches Recht widerfährt. Daß man solche Anforderungen einzig und allein dem Künstler zu stellen berechtigt ist, versteht sich ohnehin. Wie diese Darstellung den Zuschauern mehr genügte, als die erste in dem Lustspiel von Marivaux, so war auch der Erfolg in gleichem Maße lohnender für den Gast.

Theater an der Wien. Am 10. d. trug der Sohn des verewigten Mozart, der unlängst von seiner Kunstreise zurück gekommen ist, zwischen der ersten und zweyten Vorstellung ein von ihm selbst komponirtes Andante und Rondeau auf dem Pianoforte vor.

Immer ist es ein herzerhebendes Vergnügen, den Sprößling eines ausgezeichneten Mannes vor sich zu sehen, der seiner Abkunft würdig sich beweist; mit diesem Gefühl vereinigt sich hier noch die besondere Theilnahme für einen talentvollen jungen Künstler, der wie im vorigen Jahr, als wir ihn das erste Mahl nach langer Entfernung von seiner Vaterstadt empfingen, auch dießmahl mit einer Bescheidenheit, die an Schüchternheit zu grenzen schien, in unserer Mitte auftrat, gleichsam als ob sein innerstes Gemüth den günstigen Empfang nur wie eine dem Andenken seines großen Vaters gezollte Huldigung anzusehen sich verpflichtet fühlte. Was die Komposition des vorgetragenen Tonstücks betrifft, so zeigte sich auch in diesem das edle Bestreben des in einer trefflichen Schule gebildeten Künstlers, seinen Werken den Charakter aufzudrücken, durch welche die geistvollen Schöpfungen seines unsterblichen Vaters in den harmonischen Fortschreitungen sich auszeichnen. Der Styl ist edel, die Durchführung klar und gründlich, die Instrumentirung anziehend durch liebliche Abwechslungen, und der Vortrag des Fortepianisten wird durch die zweckmäßige Verwendung nur noch mehr gehoben. Eben so klar und edel ist das Spiel dieses Virtuosen, der den ersten Theil seines Werkes zart und einfach, zugleich aber auch mit männlichem Ausdruck vortrug. Seine Kunstfertigkeit entwickelte sich in dem Rondeau leicht und ungezwungen, Kraft mit Mäßigung verbunden kündigte auch hier jene liebenswürdige Bescheidenheit an, die nicht durch stürmische Besiegung überraschender Schwierigkeiten hinreißen, sondern bloß Aufmerksamkeit und Theilnahme gewinnen will, wie diese denn auch ununterbrochen in der angenehmsten Spannung erhalten wurden, bis sie am Schlusse des Allegro in lauten und langsam verhallenden Beyfall sich ergossen. Wie wir hören, hat der willkommene Gast sich vorgenommen, seine Vaterstadt künftig zum bleibenden Aufenthalt zu wählen, und wir werden uns mithin noch oft an seinen Kunstleistungen erfreuen, die doppelten Genuß durch die damit verbundene, begeisternde Erinnerung gewähren.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Athanasia crithmifolia. Bacillenblättrige Athanasie. Vom Kap.
Bignonia Catalpa. Gemeine Trompetenblume. Aus Florida.
Coccoloba laurifolia. Lorberblättrige Seetraube. Von Caracas.
Campanula aurea. Goldfarbige Glockenblume. Auf Felsen zu Madera.
Datura suaveolens. Wohlriechender Stechapfel. Von Mexiko.
Hibiscus syriacus. Syrischer Hibiscus. Von Syrien.
Lobelia Erinus. Langgestielte Lobelie. Vom Kap.
Sophora japonica. Japanische Sophore. Aus Japan.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 21. August 1821.

100

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloriertes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im Juny 1821.

Sie wünschen, ich möchte Ihnen schon einiges über meinen Aufenthalt zu Palermo schreiben. Allerdings hätte ich das Beyspiel eines unserer Reisegefährten vor mir, der am zweyten Tage nach unserer Ankunft treuherzig versicherte, er habe schon alle Straßen von Palermo, alle seine Umgebungen [illegible] Sicilien; sich am folgenden Morgen auf demselben Fahrzeuge wieder einschiffte, auf dem er gekommen war, und auf seine Lebenszeit die glückliche Überzeugung mit sich trägt, mit einem der sonderbarsten Länder, welche der wißbegierige Reisende im Umfange unseres Welttheiles betritt, so bekannt geworden zu seyn, als ob er Jahre darin verlebt hätte. Im Ganzen spricht dieses Land aus dem Gesichtspunkte seiner Sonderbarkeit mehr an, als jedes andere, das ich bisher durchreiste. Wie oft dünkt es mich nicht, wenn ich Abends entlang der Küste wandle, und die dunkelschwarze abentheuerliche Gestalt des Monte Pellegrino aus dem Meere emporsteigt, so möge es ungefähr am Tafelberg des Kaps aussehen, und diese dunkelbraunen Gestalten in den kleinen Fischernachen, oder die sonnenverbrannten Kinderscharen, die in den Wellen plätschern, gehören schon einem afrikanischen Menschenstamme zu, der die Hütten seines Kraals in jenem Gehäge von Aloen unter Palmenschatten aufgeschlagen.

Der erste Eindruck, den Palermo auf mich machte, war nicht eben angenehm. Der Himmel, wie noch beynahe täglich seit unserm Hierseyn, war umwölkt, schwere bleyfarbene Nebelmassen zogen sich um die Gebirge hin, und verhüllten ihre Scheitel. Als ich an dem Molo an's Land trat, fing es heftig an zu regnen; ich war noch so sehr krank, daß mir jede Bewegung beschwerlich fiel; kaum aber hatte ich den Fuß aus dem Boote an die Küste gesetzt, als schon ein Haufe lärmender Bonachi, das Gegenstück der neapolitanischen Lazzaronis, mich unter die Arme faßte, und mit ausgebreiteten Regenschirmen über meinem Haupte mich mehr nach der Stadt, die noch eine kleine viertel Meile vom Molo entfernt liegt, trug und schleppte, als geleitete. Der ekle

Thran- und Öhlgeruch der geschmorten Fische im Hafen und auf den Straßen, die engen, schmutzigen Gassen, die finstere Außenseite der Häuser, durchgehends mit eisernen Gittergeländern vor den Fenstern, endlich der häßliche Anblick der Hauswäsche, die über die Gasse durch alle Stockwerke ausgespannt, Aussicht und Himmel verbirgt; alles dieses wirkte so widrig auf mich, daß ich mir die Brust ängstlich von dem Gefühle gedrückt empfand, vielleicht mehrere Monathe an diesem Orte verleben zu müssen.

Späterhin fand ich mich wenigstens zum Theile wieder ausgesöhnt. Die Straße des Kassaro und Maqueda, die sich im Mittelpunkt der Stadt durchkreuzen, und sie beynahe in vier gleiche Viertel theilen, sind zwar enge und die Wohnhäuser, einige Palläste, — wie jener des Fürsten Belmonte, Sessa und andere ausgenommen, — unansehnlich, aber die Aussicht nach allen Seiten, da die Straßen nach der Schnur gezogen sind, herrlich und überraschend, besonders im Mittelpunkte, wo auf der einen Seite die porta nuova, mit dem stattlichen, mit Galerien verzierten Thurme, auf der andern das Meer mit seiner unbegrenzten Ferne emporsteigt. Die Kathedrale im gemischten gothischen und altitalienischen Geschmacke, gebaut auf einem mit Ballustraden und Statuen eingeschlossenen Platze; der Pallast des bisherigen Statthalters, des Kardinal Gravina; der königliche Pallast mit seinen Bollwerken; der Pallast Butera an der Marine, und die früher genannten, mit dem Gebäude der Jesuiten, sind die vorzüglichsten, die mir bis jetzt bekannt sind. Vor den Thoren der Stadt, sind: der Pallast Orleans, die Palläste der Prinzen: Butera, Belmonte u. s. w. in Olivuzza, und die zum Theil noch gut erhaltenen Überreste eines maurischen Schlosses, vorzüglich sehenswerth, so wie überhaupt die Häuserumlagen, auf den Straßen gegen Monte reale, und Monte Pellegrino bey weitem schöner und lachender, als die finstern gedrängten Steinmassen der Stadt sind. — Das Pflaster aus breiten gehauenen Platten, ist im Kassaro und Maqueda vortrefflich, um so schlechter in den Seitenstraßen. Einige Butiquen fremder Kaufleute sind elegant eingerichtet, und reichlich mit Waaren ausgerüstet; um so unansehnlicher und ärmlicher ist das Aussehen und der Gehalt der übrigen. Deutsche Bücher würde man in den Buchhandlungen vergebens suchen, englische sind einige wenige aus der Zeit der englischen Besetzung zurückgeblieben. An französischen findet man einen größern Vorrath, selbst von den neuesten ihrer Werke. Lesebibliotheken, welche in Deutschland im kleinsten Städtchen blühen, haben sich hier nicht erhalten. — Beynahe hätte ich vergessen Ihnen ein Wort über das Theater zu sagen, aber auch ein Wort ist schon zu viel. Vor der Revolution gab es eine Oper, die mit jener in San Karlos gewetteifert haben soll, und die Dardanelli glänzten auf ihren Bühnen; jetzt besucht man nur eine schlechte Komödie, um in den Logen schwätzen zu können; das Haus kommt kaum mit dem Theater Fondo zu Neapel in Vergleich. — Indessen entbehrt man hier das Schauspiel leichter, als im übrigen Italien, da die Sitte der Konversationi, und besonders der Feste di Kampagna, d. i. kleine gesellige Zusammenkünfte in einem Landhause auf der Strada di Monreale oder der Olivuzza noch häufig im Gebrauche ist. Ein anderer Theil der höhern Klassen, besonders die Männer, kommen in Kasinos zusammen, die im Grunde von den gewöhnlichen Kaffehhäusern sich durch nichts unterscheiden, als daß sie etwas

eleganter möblirt sind, daß keine Erfrischungen ausgegeben werden, und daß man auf einen Platz abonnirt seyn muß. Die Kaffehhäuser selbst sind so, wie in Neapel, kleine Stübchen, nett ausgemahlt und glänzend erleuchtet. Ihr größter Werth besteht in der hier zu Lande unentbehrlichen und allgemein genossenen Eiserfrischung. Der Luxus hat ihre Abarten unendlich vervielfältiget und verfeinert.

Es gibt Granite, Schiumi, Sorbetti, Pezzi u. s. w. — und der Aufwand ihrer Benennungen ist eben so groß, als der Prunk derselben; so fand ich noch jüngst in einem Kaffehhaus ein Gefrorenes Schiumone di Scorze, di Limonelli Napolitano con dentro una bomba Americana.

Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt zu Palermo der Korso auf der Marine, der von der Porta Felice längs dem Meere zwey bis dritthalbtausend Schritte längs der terrassenförmigen Umfassungsmauer der Stadt, und an dem königl. Garten der Flora vorüber läuft. Die Façaden schöner Palläste, unter welchen der des Fürsten Katholika während der Revolution zerstört ward, erheben sich an der einen Seite über die Mauern, die mit architektischen Verzierungen und Gartenanlagen geschmückt sind, an ihrem Fuße sind Alleen gepflanzt, Statuen, Chioske, u. dgl. angelegt; auf der entgegengesetzten Seite der Straße zieht sich am Meere ein breiter, etwas erhabener Fußweg, mit weißen Marmorplatten gepflastert, und mit Marmorsitzen und Lehnen für die Spazierenden versehen, welche die drey bis vierfache Wagenreihe an sich vorüberziehen lassen. Nicht selten gewährt diese das drolligste Gemisch moderner Pracht und längst verschollner Alterthümlichkeit. Ein herrlicher Landauer mit dem schönsten englischen Gespann folgt der wackelnden Desobligeante eines alten Prälaten oder Senators, die von Maulthieren mühsam fortgezogen wird, und mit demselben Anspruch auf Vergnügen, tummelt hier ein sonst elegant und modisch gekleideter Reiter Bileams Klepper, mit dem ein anderer auf den kleinen geistvollen und muthigen Pferden des Landes, oder auf einem stolzen Britten seine Reiterkünste treibt. Überhaupt kostete es Anfangs Mühe, des Lachens Meister zu bleiben, bald einen Prälaten mit ernstem Anstande, bald eine bejahrte Amazone, zuweilen ganze Scharen junger Leute auf völlig gesattelten und gezäumten Eseln im kurzen Trabe durch die Straßen wackeln, oft wohl gar noch einen Zweyten en Kroupe wie Heymons Söhne über Berg und Thal galoppiren zu sehen. — So herrlich auch der Spaziergang des Korsos ist, so verleidet dem Fremden der unerträgliche Geruch des Meerschlammes, den die See an dem seichten Damme absetzt, alles Vergnügen. Die Heimischen, selbst das Geschlecht mit zartern Nerven, scheinen dieses Übelstandes nicht gewahr zu werden.

Die Flora, welche zunächst an den Korso stößt, ist ein im Viereck angelegter Gartenplatz, von sehr geringem Umfange. Er ist mit Alleen regelmäßig durchschnitten, und ein Paar Wasserbehälter, einige höchst mittelmäßige Statuen, ein Paar halb zerstörte Tempelgebäude, sind seine ganze Zierde.

Unter einem finstern, mit Cypressen umpflanzten Laubgewölbe befinden sich die Grabmähler berühmter Sicilianer, von deren Nahmen nur mehr jener des Dyodor und Theokrit zu lesen sind.

Mehr als diese wenig grandiosen oder geschmackvollen Anlagen zogen mich die reichen, in voller Blüthe stehenden Oleanderhecken, die herrlichen Pla-

allgemeine Bewunderung erregt. Aber der Ruf dieses ausserordentlichen Kindes war bisher mehr in Privatzirkeln, als im großen Publikum erschollen; Paris ist einem Meeresstrudel zu vergleichen, in welchem alles bis auf den Abgrund geschleudert wird, was sich nicht durch besondere Kraft auf der Oberfläche zu erhalten vermag. Auch die Journale hatten nur in dem gewöhnlichen Tone von diesem Wunderkinde gesprochen. So kam es, daß Viele (und ich gehöre mit unter diese Anzahl), welche die kleine Leontine nur vom Hörensagen kannten, in ihr eine jener Duodezmaschinen vermutheten, deren Gedächtniß, mit Worten und Geberden vollgepfropft, beydes mit eben so großer mechanischer Präzision ableyert, wie ein Automat die Bewegungen der in ihm vorhandenen Springfedern hervorbringt. Endlich hat die Direktion des Gymnase dramatique den Ältern sehr annehmbare Vorschläge gemacht, und die kleine Leontine ist nun auch vor dem großen Publikum aufgetreten. Dieß hat bisher nur in zwey Rollen geschehen können, weil die Repertoire aller übrigen Theater, an welchen sich das Gymnase nicht vergreifen darf, ihr unzugänglich sind. Diese beyden Rollen sind Frosine (eine sogenannte pièce à tiroirs, in welcher sie unter sechsfacher Verkleidung eine Schauspielerinn darstellt, die um ein Engagement bey einem neuzuerrichtenden Theater nachsucht), und La petite Soeur, ein eignes, neu für sie geschriebenes Vaudeville, in welchem sie keine erwachsene Person, sondern ein Kind von ihrem eigenen Alter vorstellt. Es ist hier der Ort nicht, mich in eine erschöpfende Kritik des Talents dieses bewunderungswürdigen Mädchens einzulassen, noch weniger steht es mir zu, in die bekannten Lobesphrasen, welche mit Ausrufungszeichen versehen werden, auszubrechen. Ich muß mich also bloß auf die Bemerkung beschränken, daß ich in den Leistungen der kleinen Leontine, besonders in der Frosine (eine Rolle, die sie vielleicht hundert und mehrere Mahle gespielt hat) auch bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit keine Verstoße gegen die mimische und deklamatorische Haltung der verschiedenen Charaktere, die sie vorstellt, entdeckt habe, mit Ausnahme aller solcher Intentionen, deren gehörige Auffassung allein dem eigentlichen tieferen Studium der Kunst zu Gebothe stehen kann. Sie trat als Bäuerinn, altes Mütterchen, erste Sängerinn, Fischweib und dann in ihrer wahren Gestalt auf. Außer dem schauspielerischen Talente, welches sie in diesen Rollen entwickelt, zeigt sie sich zugleich als eine höchst graziöse Tänzerinn und zugleich als eine für ihr Alter bewunderungswürdige Sängerinn. Als letztere hat sie die Bravourarie aus den Prétendus, freylich mit einer Kindesstimme, aber dagegen mit einer Vollendung gesungen, in welcher sie wahrscheinlich von keiner erwachsenen Künstlerinn übertroffen werden dürfte. Das hohe Fis kam so rein und präzise heraus, als ob es die Mad. Féron gesungen hätte. Aber mit wie viel technischer und künstlerischer Vollendung sie auch immer die Frosine geben mag, immer zeigt sich zwischen diesem Charakter einer erwachsenen Person und ihrer eigenen Kindesindividualität ein Kontrast, an welchem nicht allein das sittliche Gefühl Anstoß nimmt (z. B. da, wo sie glaubt, der Schauspieldirektor wolle ihr Gewalt anthun), sondern der sich besonders durch den Widerspruch, in welchem die Mittel mit dem zu erreichenden Zwecke stehen, bemerkbar macht. Dagegen zeigt sie sich hinreißend interessant, obgleich (weil sie die Rolle erst jetzt zum ersten Mahle eingelernt hat) an mehrern Stellen sehr ungleich, in der Petite Soeur, einem allerliebsten Stücke, welches, eben durch diese Kinderrolle, die größte Ähnlichkeit mit dem alten Bretznerschen Lustspiele: Das Räuschchen, hat, ausgenommen, daß in letztgenanntem Stücke das junge Mädchen eine völlig müßige Zugabe ist, während die petite soeur die ganze Intrigue leitet. Eine Scene darin erregt nicht allein durch ihren dramatischen Werth, sondern auch durch das vortreffliche Spiel der kleinen Leontine, Bewunderung und Entzücken zugleich; das Kind hat durch ihre neugierige Voreiligkeit die Liebe ihrer Schwester zu einem jungen Manne verrathen; den Vorwürfen darüber setzt es das Versprechen entgegen, sein Vergehen wieder gut zu machen. Der Vater, der der Tochter von diesem bestimmte Bräutigam und der Notar sind versammelt und wollen den Ehekontrakt entwerfen; die kleine Schwester sinnt auf eine List, wie sie dieses Vorhaben hintertreiben soll. Da ergreift sie ihre Puppe, setzt sich sie auf den Schooß und weiß in dem Gespräche mit derselben die versammelten Kontrahenten dergestalt zu intriguiren, daß alle drey in eiliger Hast davon laufen, ohne an die Vollen-

dung des Kontrakts zu denken. Wer die kleine Leontine in dieser Scene nicht gesehen hat, der kann sich keinen Begriff von der reizenden kindischen Natürlichkeit machen, welche sie darin an den Tag legt. Auch geweint hat sie in der Scene vorher, wo ihr ihre Schwester Vorwürfe über ihre Unbedachtsamkeit macht, mit einem so hinreißenden, unaffektirten Gefühle, daß das ganze Publikum mit geweint hat. Brauche ich erst noch zu sagen, daß ganz Paris läuft, dieses Wunderkind zu sehen, und daß die Direktion sich reichlich entschädigt sieht, obgleich die kleine Leontine für jede Vorstellung, welche meistens nur aus einem der beyden oben genannten einaktigen Stücke besteht, fünfhundert Franken bekömmt? Ihr wirkliches Engagement ist Schwierigkeiten unterworfen, weil das Gymnase, wie schon gesagt, keine Stücke der übrigen Theater aufführen darf, und also für sie lauter neue Stücke verfertigen lassen müßte. Für solche Arbeiten würde aber, da sie, aus Mangel an einer dazu tauglichen jungen Schauspielerinn, in den Provinzen nicht gegeben werden könnten, den Verfassern durch die Parts d'Auteurs von dem Gymnase dramatique allein nicht hinlänglich gelohnt werden. La petite Soeur dürfte auch auf deutschen Theatern, welche etwa ein talentvolles junges Kind besäßen, eine große Sensation hervor bringen.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

München im July.

Hr. Kettel, vom Wiener Hoftheater, setzte auf unseren beyden Bühnen seine Gastdarstellungen mit unverändertem Beyfalle fort. Er trat in der Ahnfrau als Jaromir, in Don Carlos als Carlos, in Donna Diana als Cäsar, in Heinrich Reiß von Plauen als Gedemin, und noch in einigen kleineren Stücken, nähmlich: der unterbrochenen Whistpartie, beschämten Eifersucht, dem häuslichen Zwiste, Taschenbuche und dem [illegible] Anspruch auf Seine Leistung als Jaromir verdient besondere Anerkennung, da er diese Rolle hier binnen wenigen Tagen einstudieren mußte, indem die Stücke, in welchen er aufzutreten gerechnet hatte, gegenwärtig nicht besetzt werden können. Das hiesige Publikum hat Hrn. Kettel den besten Künstlern seines Faches angereihet. Übrigens war die Ankündigung der Ahnfrau kein kleines Wagestück; denn der Schauspieler, welcher eine der Hauptrollen darin spielt (Hr. Vespermann), wurde erst Abends vorher oder am Tage der Aufführung von einer Reise von 50 Meilen zurück erwartet, und kein anderes Stück war vorbereitet. Eines anderen, gleichfalls sehr werthen Gastes hatten wir uns in Mad. Eberwein, vom Weimarischen Hoftheater, zu erfreuen. Als Fidelio in der Oper gleichen Nahmens, Julia in der Vestalinn, und Emilie in der Schweizerfamilie erhielt sie mehrmahlige Beweise verdienter Anerkennung. Sie besitzt eine schöne und angenehme Stimme; mehr noch ist ihr Vortrag ausgezeichnet. Ein dritter Gast, Mad. Kiel, vom Braunschweiger Theater, gab bis jetzt erst eine Darstellung, Mad. Herz, in Reue und Ersatz, und auch sie fand eine freundliche Aufnahme. Zum ersten Mahle gegebene Vorstellungen waren außer den bereits genannten Stücken — Fidelio und Heinrich Reiß von Plauen — noch die weiße Frau, ein Trauerspiel in fünf Akten von Zahlhaas, und das Doppelduell, ein Lustspiel von Clauren. Zu einigem Ersatze rücksichtlich der etwas mageren Neuigkeitenliste dieses Monathes theile ich Ihnen einige theatralisch-statistische Notizen mit. Nach einer jüngst erschienenen Übersicht sind im Laufe des vergangenen Jahres auf dem neuen Hoftheater und jenem am Isarthore 338 Stücke aufgeführt worden, und außerdem erfolgten 122 Wiederhohlungen. Am öftesten wurde das Ballet — Harlequins Abentheuer (als Lückenbüßer an Sonntagen) wiederhohlt, nähmlich siebenmahl. Unter den aufgeführten Stücken befinden sich 28 Trauerspiele mit 30 Wiederhohlungen. Der Opern waren nur 27 mit eben so vielen Wiederhohlungen. Außer der Zauberflöte und Figaro's Hochzeit vermißte man Mozart ganz, und neben unserem Winter und Paisiello's Müllerinn stehen fast nur Franzosen und mittelmäßige Komponisten. Gluck, Paer, Spontini,

Zumsteg, Beethoven u. a. fehlen. Die Ballete bestanden bloß in dem Feste der Winzer, Harlequins Abentheuer und Hochzeit, und einem Divertissement. Die italienische Oper gab in dem abgelaufenen Abonnement (vom 9. Okt. 1820 bis 29. Juny 1821) 25 Stücke ernsthaften und komischen Inhalts, und 19 Wiederhohlungen.

Augsburg im July.

Ich habe eine gute Zeit lang darüber nachgedacht, ob es mir denn nicht einmahl ausnahmsweise gelingen möchte, die im Allgemeinen fast zu viel besprochenen Theaterangelegenheiten als Nebensache zu behandeln, und Sie von anderen Dingen aus dem braven Schwabenlande zu unterhalten; allein umsonst, — wir sind gegenwärtig mit einer Neuigkeiten-Ebbe heimgesucht, welche nur mit der Fluth kalter Regengüsse, die noch immer mit geringem Aufwande der Phantasie uns in jene lieblichen Länder zaubert, wo die Sonne Monathe lang nicht aufgeht, verglichen werden kann. Auf dem Felde der Politik — diesem noch überdieß fern von der Tendenz Ihres Blattes gelegenen Felde — wächst in diesen Friedenszeiten hier gottlob kein Hälmchen; bedeutende Kriminalgeschichten fehlen, wieder zum Glücke, gleichfalls; unser gesellschaftliches Leben biethet nicht die geringste merkwürdige Erscheinung dar, und unsere häuslichen Freuden und Leiden im engeren Sinne können Sie wenig interessiren: also nolens volens in Thalia's Tempel, wenn unsere monathliche Korrespondenz keine Unterbrechung erleiden soll. Zum ersten Mahle wurden gegeben: Die Erben, Lustspiel, von Frau von Weissenthurn; Ein Tag in Wien, Lokalposse, von Meisl und das Kirchweihfest, von demselben Verfasser. Sie ersehen hieraus, daß wir nur lachen wollen, und daß wir von Wien unsern Lachbedarf verschreiben. Wenn die Theaterdirektion nicht ganz allein in dem leeren Hause weinen will, so muß sie die Trauerspiele verbannen, was hinwieder die traurige Folge hat, daß die besten Stücke der neueren und älteren deutschen dramatischen Literatur für uns so viel als gar nicht vorhanden sind. Die Anwesenheit des Hrn. Pegold, Sängers von Stuttgarter Hoftheater, verschaffte uns das Vergnügen einige gute alte Opern, und darunter die Hochzeit des Figaro, von Mozart, zum ersten Mahle zu hören. Pegold singt einen angenehmen Baß, und zeichnet sich durch einen seelenvollen Vortrag aus. Er gab den Figaro mit allgemeinem Beyfalle. Die Rolle der Gräfinn wurde von Mad. Roland mit vieler Kunstfertigkeit durchgeführt. Mad. Scharrer erwarb sich als Susanna die verdiente Anerkennung. Hr. Scharrer (Graf Almaviva) that sein Möglichstes, mit den anderen gleichen Schritt zu halten, und seine Bemühung gelang bestens. Die Ausführung dieser Oper im Ganzen fiel wider Erwartung gut aus; der Fleiß und die Einsicht unseres wackeren Musikdirektors Hrn. Maurer haben großen Antheil an diesem guten Erfolge. Mit zwey, höchstens drey Proben muß derselbe jede, auch die schwierigste Oper vom Stappel laufen lassen, was wahrlich Berücksichtigung verdienet, und das Talent des Dirigenten beweiset besonders, wenn man noch überdieß bedenken will, daß die Mitglieder des Orchesters keinen ständigen, eingeübten Verein bilden. Da das hiesige Publikum auch für die Oper eine große Vorliebe hegt, so war es mit den Spenden dieses Monathes, welche außer der erwähnten Oper noch in: Kapellmeister aus Venedig; Jakob und seine Söhne; das unterbrochene Opferfest; Tankred, und die Schwestern aus Prag, bestanden, sehr wohl zufrieden; mögen auch Ihre Leser es seyn mit dieser kurzen Epistel!

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 23. August 1821.

101

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im Juny.

(Fortsetzung.)

Wir hatten letztens eine geringe Probe des Sirocco, von dem man uns so fürchterliche Beschreibungen macht. — Die Abspannung und Verdrossenheit, die man fühlt, ist gewiß eine der unangenehmsten Empfindungen; der heiße erstickende Qualm, der sich entgegendrängt, so wie man eine Thüre oder ein Fenster öffnet, ist unerträglich, das einzige Mittel dagegen, alle Zimmer sorgfältig verschlossen zu halten, und den Boden immer mit frischem Wasser zu benetzen, um eine augenblickliche Kühlung zu verursachen. Dieser Wind der afrikanischen Wüste, den die Meeresluft um einiges abgekühlt hat, erglüht von neuem, indem er durch die heißen Thäler über die verbrannten Heiden und kahlen Felsen der Insel wegzieht, und der Wärmegrad der erhitzten Luft soll wenige Tage vor meiner Ankunft auf einige 70, im letzten Jahre bis auf 80 Grad Hitze gestiegen seyn. Auch die Gegenden um Palermo tragen die Spuren seiner Wirkung an sich, und so übertrieben die Vorstellung ist, die man sich von der Pracht, dem Reichthum und Luxus des Ortes macht, eben so irrig ist das Bild, das man sich von der Landschaft entwirft, die es umgibt. Palermo liegt in einem Kessel von Gebirgen, die sich einer Seits in Monte Pellegrino, anderer Seits im Vorgebirge von Mongerbino an der Küste enden, und sie mit diesen Vorsprüngen zum Golfo bilden. Der erste Anblick der Gegend ist reizend. Die Berge, wenn gleich vom Gipfel bis zu ihren letzten Abfußungen kahl, haben eine eigene romantische Gestalt, die mit wohlbekannter Erinnerung an die Berge um Wien in der Gegend von Baden und Mödling mahnet. Die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft gibt ihnen ein unnachahmliches Kolorit von sanftem Blau und tiefem Purpurschatten, das selbst noch jenes der italienischen Landschaften weit übertrifft. Die Thäler erscheinen auf den ersten Blick reich und lachend. Das Gelb der jetzt schon längst gemäh'ten Felder, die Abwechslungen des mannigfaltigen Grünes der Oliven, Eschen, Platanen, Akazien, die zahllosen zerstreuten

Villen, die sich in einem weiten Kreise um die Stadt herziehen, schmeichela und gefallen dem Auge. Aber so, wie man näher hinzutritt, verschwindet der optische Zauber. Das Gras des Bodens ist dürre und verbrannt, der verkrüppelte Stamm der Olive mit dem traurigen Grün, das häßliche Gewächs der indianischen Feige, deren mißgestaltete widrige Stachelpflanzen über ganze Felder wuchern, die verdorrten Aloehecken stehen im Vergleich weit gegen die frischen Matten unserer Thäler, gegen die reichen Auen und Fluren, gegen den kühlen Eichenschatten, gegen das feyerlich erhebende Dunkel unserer Tannenwälder, zurück; die hohen einförmigen Mauerumfassungen, die zu beyden Seiten der Straßen hinziehen, und nur selten eine Aussicht in die Umgegend gestatten; das graue Gemäuer der Bauernhäuser ohne Dach und Giebel, die seltenen Heerden, die dürftigen, widrigen Gestalten des Landvolkes; wie wenig dürfen sie sich mit dem friedlich heitern Anblick unserer Dörfer, mit dem frohen gemüthlichen Leben unserer Landschaften vergleichen. Den hohen Reiz, den manche der Gegenden hier für die Mahler haben mögen, will ich ihnen jedoch keineswegs absprechen. Romantische Klostergebäude mit gothischen Bogengängen, große Wasserbecken, mit Epheu umsponnen, um welche Marmorstufen und Marmorbänke sich erheben mit pittoresken Gruppen ruhender Landleute oder abentheuerlich gekleideter Mönche, die ihre Thiere an der frischen Quelle tränken, gewähren oft den überraschendsten Anblick. Überhaupt ist nichts so befremdend, so neu, als die Art hier zu reisen, und die allgemeine Bewaffnung des Volkes. Gewöhnlich sieht man Karavanen von zehen bis zwanzig Männern zu Pferde, eine lange Flinte quer über den Sattelknopf, zuweilen wohl auch einen Säbel, oder ein Paar Pistolen im Gürtel. Ihre Tracht dazu genommen, die in weiten Beinkleidern und einer Jacke von dunkler Farbe, und einer Art bunter Kappe oder auch einer weißen Mütze besteht, von welcher die Bonachi ihren Nahmen führen, die hohen sonderbar verzierten Sättel endlich, auf welchen sie in kurzen Biegeln reiten, und die Zäumung der Pferde, machen, daß man sie in der Ferne eben sowohl für eine echt orientalische Karavane oder wohl auch für eine Schar Guerillas ansehen möchte. Auch Frauen reisen auf diese Art zu Pferde; Reichere und Bequemlichkeit Liebende in Maulthiersänften. Die Sänfte selbst besteht aus einem geschlossenen Wagenkasten, für zwey, einander gegenüber sitzende Personen. Die Tragsättel der Maulthiere sind mit unzähligen Glocken bedeckt, damit sie in den Engwegen auf die nöthige Entfernung gehört werden können, um sich auszuweichen, oder, wie man mir sagte, um den Eifer des Maulthieres zu spornen, das noch ein anderes Thier hinter sich wähnt, dem es voreilen will. Beyde Arten zu reisen mögen ziemlich bequem seyn, da die Bewegung durch den Paß, den auch die Pferde, gleich den türkischen, gehen, äußerst sanft und gleichförmig wird. Noch habe ich keine von ihnen versucht, und alle meine Ausflüge beschränkten sich auf das nur 4 Miglien von der Stadt gelegene Monreale. Der Weg dahin, der Anfangs durch eine der hübschesten Vorstädte von Palermo geht, hat mannigfache Abwechslungen von Villen, Baumgruppen und Feldern, die mit dem nahen Gebirge gefällige Ansichten bilden; viele, besonders große Aloen, deren mehrere eben in die Blüthe treten, wachsen an demselben hin; vom Fuße des Berges, auf welchem Monte reale gebaut ist, steigt die Straße terrassenförmig zu dem Orte

hinauf. Eine herrliche Baumgruppe mitten in der üppigsten Vegetation ist an dieser Stelle um einen Marmorbrunnen gepflanzt, von dem man eine der schönsten Aussichten über Palermo, das Gebirg des Monte Gesu, und die weite See genießt. Der Mond ging eben, als wir Abends spät zurückkehrten, groß und leuchtend, wie ich ihn noch nimmer gesehen, über den Schattenmassen des weiten Thales auf, und sein Schimmer zitterte in einem endlosen Lichtstreif auf der weiten ruhigen Wasserfläche. Die Kuppeln von Palermo glänzten im hellen Wiederschein, und am Molo leuchtete der Farus über die dunkeln Thürme des Bagnos und des Kastells herüber. Eine Wolke von Wohlgerüchen der nahen Orangenbüsche, Geißblatt und Jasminen goß sich um uns aus, die Luft war frisch und erquickend, und der Augenblick ganz des Preises werth, der das Thal des alten Panormos das goldne und Siciliens Garten nannte. Mon-Reale verdient nur des Domes willen, der Sage nach einer der ältesten Kirchen der Insel, gesehen zu werden. Merkwürdiger, als das reiche Benediktiner-Kloster war mir das Erziehungshaus unbemittelter Offizierskinder beyderley Geschlechts unter der Aufsicht eines alten ehrwürdigen Schweizer Obersten. Ordnung und Reinlichkeit, die, man möchte sagen, an Eleganz grenzt, Gesundheit und Zufriedenheit sprach sich in allen Einrichtungen, auf allen Gesichtern aus, und dennoch hat der Ehrenmann, der das Ganze, wie durch ein Wunder leitet, seit den Tagen, da der Umsturz aller Anstalten und öffentlicher Einkünfte auch den Fond dieses Hauses zerrüttete, ohne Unterstützung, ohne Sold für sich und seine Untergebene, alles erhalten, alles fortgeführt, wie es in seiner frühern Vollkommenheit bestanden. — Die Zufriedenheit, mit der ich von diesem ersten Ausfluge wiederkehrte, ließ mich schon am nächsten Tage einen zweyten nach dem Monte Pellegrino vorschlagen, um dort das Grab der heil. Rosalie zu besuchen, und die Höhle, die sie, der Sage nach, bewohnt haben soll. Daß nähmlich diese Schutzheilige Palermo's, die Nichte Wilhelm des Gütigen, im Jahre 1159 in ihrer ersten Jugendblüthe hierher der Welt entfloh, und erst nach beynah' 600 Jahren durch die Auffindung ihrer Überreste, die sie einem frommen Manne der Stadt in einem Traumgesicht eröffnete, Palermo von einer verheerenden Seuche befreyte, werden Sie längst im Brydone und hundert andern Reisebeschreibungen wieder gelesen haben. Um den Zugang zu dem Berge zu erleichtern, auf welchem die schöne Heilige wohl schwerlich von neugierigen Besuchern verschont und unentdeckt geblieben wäre, wenn schon zu ihrer Zeit Straßen hinangeführt hätten, ist ein zum Theil auf steinernen Bogen schwebender Reitweg angelegt, der dem ungeachtet aber noch immer beschwerlich genug ist, um einige Sünden durch diese Pilgerfahrt abzubüßen. Wir waren bis zu dem Fuße des Berges gefahren, und hofften seinen Gipfel noch vor dem vollen Einbruch der Nacht zu erreichen, und dann mit dem Mondlichte zurückzukehren; allein wir hatten uns verrechnet; es war Nacht geworden, als noch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt war, und wir uns auf einem Abhange des Berges fanden, an dem sich der rauhe Steig zwischen einer Saat unförmlich auf einander geworfener Klippen und Felsblöcke zu dem Gipfel hinanzieht. Eine wüstere, traurigere Gegend vermöchte man sich kaum zu denken. Das verwitterte Gestein hat eine grauenvolle Ähnlichkeit mit riesenhaften menschlichen Gebeinen. Man glaubt auf dem Blachfeld einer

Titanenschlacht zu stehen. Erinnern Sie sich an die Sage von dem gräßlichen Mönche und seiner Mutter in Walther Skotts Lady of the Lake. So, denke ich mir, müßte die Heide ausgesehen haben, die er dort beschreibt. Das bleiche Mondlicht auf den weißen Leichenmahlen, die tiefe öde Stille, nur zuweilen vom Rascheln einer Eidechse oder Schlange in den verdorrten Büschen unterbrochen, die hier und da zwischen Steinen und Klippen sparsame Wurzeln geschlagen hatten, das langsame, lang verhallende Echo, das allein dem Rufe Antwort gab, mit dem wir einen unserer vorausgeeilten Gefährten zu uns zurückentbothen, um den willkommnen Heimweg anzutreten; alles zusammen erweckte eine so melancholische Stimmung, daß wir erst leichter zu athmen glaubten, als wir die düstere Gegend und die traurige Öde wußten, weit hinter uns, und uns wieder nahe fühlten dem Schall der menschlichen Rede. So unangenehm jedoch der erste Eindruck war, so bleibt unser Vorsatz, den Berg zu ersteigen, um so weniger aufgehoben, als die Aussicht von demselben eine der herrlichsten seyn soll, und man die nahesten der liparischen Inseln, ja selbst den so fern gelegenen Ätna deutlich von seinem Gipfel unterscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hoffnung.

Wie wenn das Abendroth mit goldner Helle
Der Wolken wetterschwarzes Meer bemahlt,
Und lächelnd von der Zukunft dunklen Schwelle
Darin der nächste Tag herüberstrahlt:

So glänzt die Hoffnung durch die düstre Seele
In ihrer hellen Sonnen-Prachtgestalt,
Und färbt mit schöner Gluth des Schmerzes Welle,
Die ungestüm in unsern Herzen wallt.

Sie schwingt uns auf in lichtumfloß'ne Sphären
Und auf der Ahnung goldnen Ätherbahn
Mahlt lieblich sich der hohe Strom der Zähren.

Und mit der Hoffnung gattet sich der Wahn,
Und an des Bundes seliges Verklären
Schließt sich das holde Kind des Glückes an.

Jos. Moshammer.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Das Théâtre des Variétés, dieser ursprüngliche Boden, in welchem Potier's Talent Wurzel gefaßt und dann so reichliche Früchte getragen, hat, seit dem Abgange dieses Schauspielers, wohl einzelne Perioden von Glück genossen, aber sich nie eines fortwährenden, ungestörten Beyfalls vom Publikum zu erfreuen gehabt. Auch Potier, zu

dem Theater de la Porte St. Martin übergegangen, glich einer Pflanze, welche man dem heimischen Klima entrissen und in eine fremde Zone versetzt hat. Letztes Theater, auf welchem bis dahin nur die Helden- und Staatsaktionen der Melodrame waren abgespielt worden, mußte, bey Potier's Überkunft, auch Farcen geben, in welche die Schauspieler sich nicht hinein zu finden vermochten. Man denke sich z. B. die Verlegenheit des Tyrannen, wenn er seine Arme, welche bis dahin wie Windflügel die Luft durchschnitten hatten, in der Rolle eines Dümmlings in die Tasche stecken, oder der verfolgten und belohnten Tugend, wenn sie, deren Stimme dem Tyrannen wie Trompetenklang in die Ohren zu donnern gewöhnt war, den Mund spitzen mußte, um eine Grisette im gehörigen Tone vorzustellen! Das Théâtre des Variétés und Potier begriffen endlich, daß sie sich beyder Seits unentbehrlich wären; ja, Brünet selbst, der von Potier verdunkelt zu werden geglaubt hatte, fühlte, daß er in Vereinigung mit demselben in den, für sie beyde geschriebenen, Stücken mehr Wirkung hervorgebracht hatte, als seit dem Abgange desselben, wo ihm minderbeliebte Schauspieler zur Seite gestanden waren. So hat sich seit einem Jahre eine Annäherung zwischen beyden angesponnen, welche die Rückkehr Potier's zum Théâtre des Variétés bezweckt; aber das Théâtre de la Porte St. Martin weigert sich, gegen eine bedeutende Entschädigung, in den Bruch des Kontrakts, der noch drey Jahre dauert, zu willigen. So ist es zwischen beyden Partheyen zum Prozeß gekommen, der noch in diesem Monathe entschieden werden dürfte. Ein Vaudeville, Frédéric et Voltaire, hat auf diesem Theater Glück gemacht. Die Individualität Voltaire's wird von Lepeintre vortrefflich aufgefaßt, dagegen steht die Vierschrötigkeit Bousquier Gavaudan's mit der Persönlichkeit Friedrichs in desto grellerem Abstiche. Der Inhalt des Vaudeville's ist folgender: Voltaire will den König in Potsdam überraschen; Friedrich erhält einen Wink davon und beschließt, Voltairen zu mystificiren. Er fährt dem Philosophen von Ferney entgegen und gibt sich für den Wirth einer Auberge aus, in welcher Voltaire übernachtet. Aber Voltaire reist inkognito und Friedrich weiß kein bessers Mittel zu ersinnen, um den wahren Nahmen der gegenwärtigen Person zu erfahren, als indem er den Vorschlag thut, sie wollten beyde ein Gedicht auf den König von Preußen verfertigen. Voltaire willigt ein: die Verse werden gemacht; der König erkennt in dem Gedichte Voltaire's den Verfasser der Henriade, aber Voltaire findet die Verse des Königs unter aller Kritik. Das Ende erräth sich. Brünet spielt den wirklichen Wirth auf eine hinreißend dumm-ergetzliche Weise. Eine Anspielung auf die bekannte Geschichte mit der Mühle zu Sanssouci bringt große Wirkung hervor; der König verlangt von dem Wirthe die Abtretung des Wirthshauses; dieser glaubt, es sey auf eine wirkliche Entäußerung abgesehen und bricht in die Worte aus: Ah, j'obtiendrai justice contre le Roi.

Auf dem Théâtre de la Porte St. Martin muß sich einstweilen Potier, wie man im Französischen zu sagen pflegt, jusqu' à la corde abnutzen lassen, freylich mit seinem freyen Willen, denn er erhält außer seinem jährlichen Gehalte von 12,000 Franken, für jede Rolle in einem einaktigen Stücke dreyßig und in einem mehraktigen funfzig Franken besonders bezahlt. Da die Farcen, mit innerem Gehalte versehen, eben so wenig den Schauspielern, als dem Publikum dieses Theaters, entsprechen; so kömmt nun daselbst die bloß materielle Posse an die Reihe. Dergleichen sind im letzten Monathe zwey gegeben worden, die aber nur durch Potier's Spiel ein momentanes Leben fristen: Houang-Pouff, ein abergläubischer Mandarine, der mit seinem guten und bösen Gestirne gefoppt wird, und le Fort de la Halle, der eigentlich ein Pastetenbäckergesell ist, aber sich in die Kleider eines Marktlastträgers steckt, um die Hand der schönen Marion zu erhalten, deren Mutter, selbst eine Dame de la Halle, durchaus auf einen Schwiegersohn vom nähmlichen Stande besteht. Potier, anfangs als Pastetenbäcker in seiner wahren Gestalt, d. h. klapperdürr, erregt ein wieherndes Gelächter, wenn er, nach allen Seiten ausgestopft, in der Gestalt des Fort de la Halle erscheint. Daß in dieser Posse das Wörterbuch der Halle weidlich geplündert ist, und daß die respektiven Personen nur in Calembourg's und Wortspielen à la poissarde reden, versteht sich von selbst. So sagt die Mutter der schönen Marion, wenn sie hört, daß ein Kuchenbäcker ihre Tochter heirathen will: Ma foi, je ne ferai pas cette brioche (But-

tersemmel und dummer Streich). Riquet à la houppe, für das derbe Nervensystem der ehrlichen Boulevardbewohner etwas zu ätherisch, wird jetzt seltener gegeben. Die Rolle der Abricotine wird von einer andern Schauspielerinn dargestellt, da Dlle. Jenny Vertpré, welche in derselben eine große Berühmtheit erlangt hatte, dieß Theater verläßt und ihrem Riquet in die Varietäten folgt, oder, wie man sagt, gar auf dem Theater Feydeau zu debütiren gedenkt.

Das Théâtre de la Gaîté hat „einen Zug gethan, wie es noch keinen that;" La Sorcière, großes Melodrama, à grand spectacle, ballets, décors, combats etc. hat es den ehrlichen Bewohnern des Boulevard du Temple, du Faubourg St. Antoine und du Marais dergestalt angethan, daß sie alles liegen und stehen lassen, um die Hexe zu sehen. Diese belle horreur von Melodram, dem Guy Mannering von Walter Scott nachgebildet, hat den berühmten Hrn. Pixérécourt zum Verfasser, denselben Melodramdichter, den die hiesigen Journalisten le Schiller des Boulevards nennen. Meinen Lesern eine Analyse der Hexe zu geben, ist mir nicht möglich, da ich das Stück noch nicht gesehen habe, ob es gleich bereits die dreyßigste oder vierzigste Vorstellung erlebt hat. Ich sehe in voraus, wie mehr als einem honnetten deutschen Schauspieldirektor die Zunge nach diesem Melodrame lecken möchte. Das Gelüste darnach kann leicht gestillt werden, da die Hexe bereits im Drucke erschienen ist.

Théâtre de l'Ambigu-Comique hat in dem verflossenen Monathe nichts von Bedeutung gegeben.

Auf dem Panorama dramatique wird seit der Eröffnung desselben jeden Abend Ismaïl gegeben, ein Melodrama, in welchem die Kinder des alten Testaments mit den Helden des Koran in's Handgemenge gerathen. Es ist eine Intrigue, wie im Lessingschen Nathan, darin: ein tugendhafter Türke rettet ein Judenmädchen und erhält dasselbe zur Frau. Weiter kann ich von dem Inhalte des Stücks nichts sagen, da es mir nicht möglich gewesen ist, dasselbe bis an's Ende zu sehen. Die Schuld lag am Stücke, an den Schauspielern und am Publikum zugleich, letzters macht es sich in diesem Theater so bequem, als wenn es zu Hause wäre. Der Spiegelvorhang würde eine bessere Wirkung hervorbringen, wenn es möglich gewesen wäre, die einzelnen Spiegel unmittelbar, und nicht, wie jetzt geschehen ist, durch eigentliche, fast zwey Zoll breite Rahmen an einander zu fügen. Letztere durchschneiden in so vielen Quadraten die Oberfläche des Vorhangs, daß der Effekt auf eine höchst unangenehme Weise gestört wird.

Schauspiel.

K. k. Burgtheater, den 11. d. Der Geitzige. Hr. Thürnagel, Regisseur des Mannheimer Hoftheaters, trat als Gast zum ersten Mahl in der Rolle des Fegesack auf.

Wir haben den Titel Kammerrath weggelassen, weil es gar nicht einzusehen ist, warum dieser Inbegriff von allen Eigenschaften, die den Geitz bezeichnen, also eigentlich diese Karrikatur von einem Geitzigen, wie es auch nicht anders seyn kann, einen Titel haben muß, wenn es nicht dem Koch und Kutscher zu Gefallen nur geschieht. Harpagon! das ist die passendste Benennung; Fegesack ist etwas affektirt und der Kammerrath macht mit dem übrigen einen widerwärtigen Kontrast. Wenn wir indessen bey diesem Titel stehen bleiben, und die äußeren Merkmahle betrachten, wodurch der Gastspieler den Charakter hier bezeichnete, so müssen wir gestehen, daß der Alles verschlingende Geitz sehr glücklich angedeutet wurde, daß aber diese Andeutung nicht nur überladen war, sondern auch mit dem Amtsverhältniß sich zu sehr im Widerspruch befand. Das Original konnte man in dieser Kopie nicht verkennen, und die Kopie selbst war im Allgemeinen gelungen zu nennen. Es gibt zwey Hauptansichten dieses Charakters. Die erste fordert eine noch kräftige Natur, die sich durch den aufbrausenden, starken Ton verräth, und war dem berühmten Künstler Schröder

eigen. Die andre will ihn kränklich, schwächlich dargestellt wissen; so gab ihn der geniale Iffland. Letzterer bezeichnete den Harpagon durch straff herabhängende Arme, mit aufwärts gehaltenen hohlen Händen und krampfhaft gebogenen Fingern. So sahen wir den Gastspieler, und hörten ihn, wie es die ersterwähnte Ansicht mit sich bringt. Es kommt hier wohl hauptsächlich auf die Durchführung an; fragt man aber, was die komische Wirkung, ohne welche dieser hart gezeichnete Charakter nicht bestehen kann, weil er sonst nur abstoßend und widrig wird, am leichtesten befördert, so ist man geneigt, die letztere in Schutz zu nehmen. Es gibt indessen andere Mittel, das Element des Komischen hervor zu bringen, genug, wir wollen uns ganz kurz erklären: diesen wesentlichen Theil vermißten wir in dem Gemählde. Überhaupt hob der Gast nur das Bedeutendste hervor; die feinere Schattirung wurde übergangen. Die Haltung war vorzüglich, mehr äußerlich jedoch, als innerlich. Einzelne Züge wirkten viel, wie z. B. die Verzerrung des Gesichts, so oft die dienstfertige Nachbarinn vom Geldleihen sprach. Loben müssen wir den Gastspieler ferner, der Verzichtleistung wegen auf eine Summe von theils akkreditierten, theils abgenützten Lazzi's, deren selbst Schröder, dem Alles, was ihm nahe kam, in die Hände spielen mußte, eine Menge in Bereitschaft hatte. Für mißlungen halten wir den Ausdruck der Verzweiflung, als der Neffe den brillantenen Ring verschenkt. Es zeigte sich eine dem Komischen widerstrebende Anstrengung darin. Diesem gleich war die allzu rasche und zu ernsthaft gehaltene Ausführung der Schlußscene des vierten Akts. Nicht zum Vortheil des Darstellers bleibt die im Original enthaltene Anrede gegen die Spektatoren weg. Der schalkhafte Molliere kannte das Theater und führte durch jenen tragikomischen Zug: „Ist er hier? ist er da? — O meine Herren!" — den Charakter, wenn gleich der alten Komödienform gemäß, in seine eigentliche Heimath, den Bühnenraum, zurück. Schröder behielt diesen Zug auch wirklich bey. Früher noch, als der Verzweifelnde den Dieb zu fassen wähnt, griff unser Gast sich an den Arm; der Hamburger Künstler, durch eine äußerst glückliche Bewegung, man sah nicht einmahl wie? — packte seinen eigenen Nacken, und die komische Wirkung war ergreifend. Wir stellen diese Vergleichungen bloß an, um die vermißte Seite dieser Darstellung einiger Maßen zu beleuchten. Künstlerische Besonnenheit leuchtete durchgehends hervor, und die Darstellung ist den werthvolleren mit allem Rechte beyzuzählen.

Den 13. Der Taubstumme. Hr. Thürnagel — den Abbé de l'Epee.

Für's Erste darf der Schauspieler nicht vergessen, daß er einen französischen Abbé vorzustellen hat, dessen würdevolles Benehmen sich mit jener gesellschaftlichen Grazie vereinigen muß, die besonders vormahls diesen Männern eigenthümlich war. Das Imposante, wie das Graziöse wurde hier großen Theils vermißt, und alles stellte sich zu schlicht und gerade dar. Aber auch etwas zu weich und schwächlich erschien uns dieser geistvolle, unternehmende Charakter. Ein Mann von sechzig Jahren, der auf solchen Fußreisen noch ausdauern kann, wird von der Hand der Zeit nicht gar so schnell gebeugt. Die Weichheit des Tons und die Verständlichkeit wirkten übrigens das Ihrige zum Besten des Darstellenden; doch ließ sich immer nur dieselbe Tonart hören, kaum irgendwo in einem etwas mehr bewegten Zeitmaß, immer blieb dieselbe Farbe sichtbar, kaum durch eine leise Schattirung hier und dort belebt. Die weitschweifige Erzählung wurde sehr langsam, durchgehends aber klar und einleuchtend vorgetragen; ein weniger stärker vor dem Schluß akzentuirt. Auch blickte der Erzähler immer vor sich hin, da doch die Theilnahme stets gewonnen, oder fest gehalten wird, wenn er bald Diesen, bald den Andern der Umgebung frey in's Auge faßt. Die Gestikulationen zeigten besonders einen Mangel an Wohlredenheit, und auffallend war das Anschmiegen der flachen Hand zwischen Brust und Unterleib, oft beyde zugleich, so wie jene zuerst nach dem innern Theil des Arms, und dann mit dem Zeichen der Darlegung vorwärts gehende Gestikulation. Abgesehen jedoch von diesem, erhält der Charakter durch eine zu gedrückte Haltung und ein kraftlos feyerliches Wesen einen etwas pietistischen Anstrich, nicht aber das Ansehen religioser Würde, wie es sich geziemt. Nimmt man, ohne charakteristische Beziehung, bloß auf die scenische Produktion, als solche Rücksicht, so enthielt diese manches Beyfallswerthe, und Beyfall wurde ihm zu Theil, mehr als der ersten, unsers Erachtens nach, gelungnern Leistung.

Eben daselbst d. 17.: Der Spieler. Hr. Thürnagel den Hauptmann Posert.

Dieser Charakter ist in der Darstellung nicht leicht zu verfehlen, der Verfasser hat ihn in theatralischer Hinsicht sehr in's Detail gemahlt, und dem Schauspieler durch die Grundlage, die in einer kränklich trägen Gemüthlosigkeit, einer fast gänzlichen Apathie, besteht, die Ausbildung der kleinsten Züge ziemlich bequem gemacht. Durch jene Trägheit und Hinfälligkeit, zu der sich grämliches Wesen und eine gewisse hämische Ironie gesellt, die aber als untergeordnet vielmehr aus dem ersteren hervorgeht, gewinnt die Rolle auch einen etwas komischen Anstrich, worauf es durch die Situationen selbst, im letzten Aufzug, hauptsächlich abgesehen ist. Unser Gast nahm diesen eingefleischten Spieler anfangs rüstiger und heitrer, auch wurden bey einem übrigens sehr natürlichen und entsprechenden Umriß doch manche Bezeichnungen übergangen. Der Auftritt mit dem General trug von Seite des Ausdrucks der Verwirrung und der stotternden Verlegenheit das Zeichen einer großen Konversations-Leichtigkeit; das Hin- und Herwanken aber gab dem Befangenen einen etwas possierlichen Anstrich, und durch immerwährendes Zerkneten des Taschentuchs schien die Konsternation zu sehr gemacht. Die komische Wirkung folgt von selbst aus der genauen Beobachtung der Hauptzüge in Verbindung mit jenem zerstückelten Phrasenspiel und den schnell veränderten Akzenten. In der ersten Scene nach der Verwandlung wurde das ängstliche Wesen mit einer Art von Todesangst verwechselt, die schwerlich wohl gemeint ist. Einer der Umstehenden gibt auf die Frage: „Mit wem sind Se. Excellenz vermählt?" zur Antwort: Sie sind sehr zerstreut. So etwas oder nicht viel mehr muß in diesem Verhältniß ausgedrückt werden, und durch den fest gehaltenen phlegmatischen Charakterzug gewinnt das Benehmen auch hier an ergetzlicher Kraft. Die Darstellung wirkte durch ihre Lebhaftigkeit, und der Gast wurde zuletzt hervor gerufen.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Acalypha macrostachya. Langähriges Brennkraut. Von Caracas.
Cicca disticha. Zweyzeilige Cicca. Aus Ostindien.
Goodenia ovata. Eyförmige Goodenie. Aus Neuholland.
Laurus indica. Indischer Lorber. Von Madera.
Stapelia sororia. Verschwesterte Stapelie. Vom Kap.
- - Asterias. Sternförmige Stapelie. Vom Kap.
- - variegata. Bunte Stapelie. Vom Kap.
- - marmorata. Marmorirte Stapelie. Vom Kap.

Modenbild XXXIV.

Kleid von gedrucktem Mouselinette mit einer in denselben Farben gestickten Streifen-Garnirung. Die Bajadere von chinesischen Krepp. Basthut mit Astern geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del. Fr. Stöber

XXXIV. Wiener Moden. 10. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend den 25. August 1821.

102

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im Juny 1821.

(Fortsetzung.)

Der Gastlichkeit der hiesigen Einwohner muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, diese Sitte des Alterthums scheint sich hier mehr, als in irgend einem Theile Italiens erhalten zu haben. Die Gewohnheit, den fremden Ankömmling mit großen Gastgelagen zu feyern, so wie sie Brydone schildert, ist auch jetzt noch im vollen Schwunge. Drey bis vier Stunden an einem Tische zuzubringen, der sich unter der Last von Speisen und Leckerbissen, besonders von Meeres- und Gartenfrüchten beugt, ist eine der Höflichkeiten, zu der sich jeder Fremde bequemen muß, sobald er Empfehlungsschreiben an irgend einen Duka oder Principe mitgebracht hat, durch den er in den nächsten Tagen überall eingeführt wird. Die Etiquette bey jenen Gastmahlen, so wie die der zahllosen Besuche, die man immer empfangen und wiedergeben muß, wird ziemlich lästig, doch herrscht am Tische selbst ein freyer und heiterer Sinn, und das Gespräch wird oft laut und lärmend genug. Der glühende begeisternde Wein des Landes, und der kalte Punsch, den man noch überdieß während dem Mahle herumzureichen pflegt, mögen wohl ihr Recht darin behaupten. Ich für meinen Theil kann weder dem hochgepriesenen Syrakuser, noch dem geschätzten Marsallo, Geschmack abgewinnen. Sie erhitzen das Blut auf eine ungeheure Weise, wenn man sie ungewässert trinkt, und mit Wasser gemischt, schmecken sie spröde und unangenehm. Wer sie nicht gewohnt ist, zieht ihnen die leichtern Weine von Kapri und Ischia bey weiten vor. Indessen findet man in den mehrsten Häusern auch französische Weine, und am Ende des Mahls wird, nach englischer Sitte, Porter herumgegeben. Auch der Nachtisch steht noch, wie zu Brydone's Zeit, in allen Ehren. Die Früchte, besonders Feigen, die man in Eis gekühlt ißt, und Erdbeeren von dem höchsten Wohlgeruche sind von vorzüglicher Güte; die indianische Feige, die späterhin beynahe als eins der Nahrungsmittel des gemeinen Mannes dient, ist noch nicht zur Reife gelangt. Ihr Geschmack soll nicht der angenehmste seyn. Ver-

zuckerte Früchte und Zuckerwerk überhaupt ist hier im großen Werthe, und wird, hier verfertigt, auch zu Neapel und im übrigen Italien sehr hochgeschätzt. Da man bey Gelegenheiten, wo man mehrere Gäste sieht, erst nach vier Uhr zu speisen pflegt, so geht man auch gleich nach Tische aus einander, um nach dem Korso zu fahren, der zwischen 8 und 8 ½ Uhr anfängt, und bis gegen 10 Uhr fortwährt. Es ist nichts Ungewöhnliches dieselbe Equipage jeden Tag, die ganze Zeit des Korsos über, an derselben Stelle stehen zu sehen, und eine Dame allein, oder auch mit ihrem Manne oder Begleiter, ohne den Mund zu öffnen oder nur durch eine Miene ihren Antheil an dem beweglichen Bilde um sie her zu erkennen zu geben. Bey der natürlichen Lebhaftigkeit der Nation läßt sich diese Erscheinung nur aus der Lebensart der höhern Stände erklären. Eine Dame von hohem Range erzählte selbst, auf welche Weise sie Tag vor Tag ohne Ausnahme zu leben pflegt. — Sie erwacht um die Mittagsstunde, wo man ihr das Frühstück reicht, das aus Gebratenem und Wein bestehet. Nach dem Frühstücke schläft sie bis zur Tischzeit; nach Tische, wenn nicht schon die Stunde zum Korso ruft, folgt noch eine zweyte Sieste; vom Korso fährt sie in die Konversation, und um eine oder zwey Stunden nach Mitternacht geht sie zu Bette, um am folgenden Morgen dasselbe äußere Leben wieder auf's Neue zu beginnen. Die blasse Gesichtsfarbe der Frauen, das häßliche Embonpoint des größern Theiles derselben, so wie ihr früheres Altern mag wohl diesem zuzuschreiben seyn. So habe ich hier die Tochter des Prinzen Katolika kennen gelernt, die zu den schönern Frauen der Stadt gezählt wird. Ihrem Aussehen nach schätzte ich ihr Alter zum mindesten auf 30 Jahre. Man sagte mir kurz darauf, sie habe mit 14 Jahren geheirathet, und zähle noch nicht volle 19. So fand ich ein verheirathetes Paar zu Neapel, das, Mann und Frau zusammt ihrem Kinde, 31 Jahre zählten, die man gerne, dem Aussehen nach, der Dame allein zugerechnet hätte. Wahrhaft jugendliche Physiognomien sind äußerst selten, und blühende Wangen mit einer Rosenfarbe, wie man sie bey uns sieht, kamen mir hier noch niemahls zum Gesichte. Äußerst befremdend schien mir in den ersten Gesellschaften, die ich besuchte, das Zuvorkommende der Damen, die man nicht nur zum Tanze aufzufordern berechtiget ist, ohne ihnen früher vorgestellt zu seyn, sondern die selbst den Fremden zuerst ansprechen, und sich ihn für die nächste Quadrille oder den Walzer wählen, die sie, nebenbey gesagt, weder gut, noch mit sonderlicher Grazie tanzen. Nichts desto weniger zeigen sie sich besonders an öffentlichen Orten und Spaziergängen mit einem weit größern Anscheine von Zurückgezogenheit und Schüchternheit, als ihre übrigen Landsmänninnen auf dem festen Lande. So berühmt die Kunstfertigkeit ist, die sie in der Sprache ihrer durchgehends schönen Augen besitzen sollen, so wenig halten sie den Blick des Fremden aus; sie sollen bey weitem treuer, inniger und uneigennütziger in ihren Neigungen und in dem Geschenke ihrer Gunst seyn, als ihre Nachbarinnen zu Neapel, aber auch hütet sie die Eifersucht der Männer weit schärfer, und Untreuen und Beleidigungen werden weit strenger gerächet, als dort. Das berühmte Beyspiel der sicilianischen Vesper, durch eine solche Verletzung der Achtung an einer edlen Frau von Palermo herbeygeführt, ist ein fürchterlicher Beweis, wie weit diese Rachsucht sie treibe.

Die gewöhnliche Unterhaltung in den Konversationen besteht im Tanze oder in Pfänderspielen, deren sich auch Personen von vorgerücktem Alter und oft von den ersten Stellen im Lande nicht entziehen. Unsere bekannten Collin-Maillards, der dritte Mann u. dgl. Spiele, finden sich hier alle wieder, und der freye, unbefangenste Scherz und fröhliches Gelächter herrschen dabey, ohne durch die Verschiedenheit der Anwesenden gestört zu werden. Die Auslösung der Pfänder ist für den Fremden um so schwerer, da mit der Unkenntniß des Spiels, auch noch gewöhnlich die der Sprache verbunden ist, die selbst dem Italiener unverständlich bleibt, und durchgehends selbst von Personen vom ersten Range gesprochen wird. Nur wenige sind der französischen Sprache kundig, englisch wird beynahe gar nichts, und deutsch, so viel mir bekannt ward, nur von einer einzigen Dame aus den höhern Zirkeln gesprochen. Auch von den Männern, solche ausgenommen, die im Militär gedient, oder im Auslande gereiset sind, höret man selten eine fremde Sprache, oder den reinern italienischen Dialekt. Sie scheinen im Durchschnitte nicht sehr wissenschaftlich und unterrichtet, aber sie sind höflich, zuvorkommend, und haben die Außenseite von Zutraulichkeit und Offenheit, obschon man sie im Verdachte der Schlauheit und Hinterlist hält. Lebensgenuß und Vergnügungen scheinen ihr Hauptaugenmerk und ihre Hauptbeschäftigung, zu der auch das dolce far niente ihrer übrigen Landsleute im vollsten Maße gehört. Für die Grundzüge des Volkscharakters, auch unter den gemeinen Klassen, halte ich dennoch eine gewisse Gutmüthigkeit, und einen heitern leichten Sinn, der im Ganzen selbst über die Einwirkungen der Unkultur und leidenschaftlichen Heftigkeit des Gemüthes, die es so oft zu Unthaten hinreißen, die Oberhand trägt; der Zustand der untern Klassen ist wirklich gegen jene der Bewohner unserer Länder gehalten, höchst beklagenswerth. Ihre Wohnung, ihre Nahrung, Kleidung und ihre ganze Lebensart würde dem elendesten unserer Bettler und Fröhner unerträglich dünken. Dennoch sieht man sie gewöhnlich guter Dinge, und wenn sich gleich, besonders seit den letzten Ereignissen, eine gewisse Dreistigkeit, den höhern Ständen gegenüber, äußert: so wird man doch nichts von dem Neide und dem Hasse gegen jene gewahr, die sich eines glücklichern Looses als sie zu erfreuen haben. Die Opfer, welche in der Revolution von ihren Händen gefallen, waren mehr des Zufalles und der augenblicklichen Veranlassung, als des Kastenhasses, und die Zerstörungssucht des Pöbels ließ die große Zahl der Palläste unangetastet, um sich gegen die öffentlichen Anstalten zu kehren. — Der Eindruck, den jene Erinnerung zurückgelassen, ist unter dem Adel und dem bemittelten Bürgerstande mit der ganzen Gewalt des Schreckens und der Furcht zurückgeblieben. Das gewöhnliche Gespräch dreht sich noch immer um diesen Gegenstand; mehrere Familien scheuen sich nach Palermo zurückzukehren und der Nahme Bonachi ist noch stets ein Schreckenswort für alle, welche Augenzeugen der Kühnheit und Gewaltthaten dieser Volksklasse waren. Am mehrsten gefürchtet unter diesen sind die Bewohner einer der Vorstädte vor Porta Macqueda, ihrem Gewerbe nach größten Theils Gärber, der wildeste und roheste Theil des hiesigen Pöbels, bey dem der Gährstoff der Empörung zu allen Zeiten der palermitanischen Geschichte zuerst zum Ausbruche kam. Auch in der letzten Epoche spielten sie eine Hauptrolle; zunächst an sie reihten sich die Bonachi des Vor-

gos der Marine, die gegen das Bagno, den Kerker der Hauptverbrecher, zu wohnen, in dem auch ein großer Theil von ihnen das Ziel seiner tugendhaften Laufbahn findet. Niemahls verschließt dieses Gebäude weniger als einige Hunderte solcher Verworfenen, die allmählig nach den Inseln bey Trapani abgeführt werden, von wo sie, so wie sich eine günstige Gelegenheit ergibt, wieder entweichen, um neue Schandthaten auszuüben. Auch im Bagno selbst ruhen sie nie Plane zu ihrer Befreyung zu schmieden, bey welchen sie nicht ermangeln auf die Mithülfe der Borgiaten zu zählen, die sich gerne mit ihnen zu Raub und Plünderung verbinden würden. Noch vor Kurzem entdeckte man durch einen ihrer Kerkergefährten eine ähnliche Verschwörung. Man eilte mehr als 300 von ihnen auf Pontons (alte, abgetakelte Schiffe) zu bringen, und erst, als eine stärkere Garnison die eingeschüchterten Gemüther wieder aufrichtete, wurden sie nach dem Bagno zurückgebracht, in dem ihre Zahl schon wieder gegen 500 hinaufsteigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Heilandes Gestalt.

Nach einer altdeutschen Dichtung des XIII. Jahrhunderts.

Aus Bruder Philipps Marien-Leben.

(Wiener Handschrift Nr. 682, Blatt 35. b. b.)

Von Julius Max Schottky.

Wie Jesus war in seiner Jugend
Geziert mit überreicher Tugend,
So hatte die Natur gegeben
Auch seinem Leib ein herrlich Leben:
Er war der allerschönste Mann,
Der je das Daseyn noch gewann.
Sein Leib erglänzte silberrein,
Braun that des Hauptes Haarwuchs seyn,
Mit gold'nem Schein und Locken reich,
Nicht mocht' man finden seines gleich.
Die Augenbraunen schmal und licht,
Im zarten Halbkreis' aufgericht't;
Das Aug' selbst blau und himmelfarb,
Deß' hellen Glanz kein Fehl verdarb, —
Es glich dem schönsten Edelstein,
War immer klar, war licht und rein.
Wie Milch schien seiner Augen Weiß,
Das lauter als ein Spiegelgleiß.
Die Nase stand erwünscht und fein,
Nicht mocht' sie zarter irgend seyn;
Des Heiland's süßes Mündelein
War wonniglich, die Lefzen sein
Mit Rosenröthe übergossen,
Von hohem Liebreiz stets umflossen.
Die Zähne glänzten gleich und rein,
Mehr noch als neues Elfenbein,
Und auf des Hehren Lil'genwangen
Sah man zwey rothe Röslein prangen,

So daß sein Antlitz wonniglich
Blieb anzuschauen minniglich.
Das Kinn war ihm der feinste Bogen
Mit Haut, wie Silber überzogen,
Drin eingesenkt ein Grübelein,
Drob Jedermann sich mußt' erfreun.
Dieß hatte, wie die halben Wangen,
Ein linder Bart ihm mild umfangen,
Nicht allzudunkel, schimmernd licht,
Nicht gar zu dünn, nicht allzu dicht.
Der Hals durchsichtig, lauter, blank,
Sehr schön gebaut und mäßig lang;
So auch die Hände wohlgethan,
Wie wir noch keine zarter sah'n.
Die Finger lang und zierlich schmal,
Ganz tadelsfrey, ganz ohne Mahl;
Ja herrlich war der hehre Christ,
Wie Keiner sonst gewesen ist.
Stets blieb voll hoher Würd' sein Gang,
Sein Anblick freut' für Vöglein-Sang.
Das Haupt und auch der süße Mund,
Wie Hand und Fuß, sie thaten kund
Des Himmel-Fürsten höchsten Stand,
Drob man ihn pries im ganzen Land!

Correspondenz-Nachrichten.

(Wegen Menge der Materialien etwas verspätet.)

Breslau, Ende Juny.

Der fast seit einem Decennium projektirte Bau eines neuen Schauspielhauses, wurde vor einiger Zeit auf's neue in Anregung gebracht, da zu diesem Zweck einige Männer zusammengetreten waren, von welchen man erwarten durfte, daß die endliche Ausführung dieses Unternehmens nicht mehr fern seyn würde. — Das Mitwirken des Herrn Baurath Langhans, welchem Breslau schon manches geschmackvolle Gebäude verdankt, berechtigte zu den kühnsten Erwartungen. Trotz diesen blendenden Aussichten (der dazu bestimmte Platz auf dem Kreutzhofe am Schweidnitzer Thor, war schon vorläufig ausgemessen) hat sich das Unternehmen dennoch wieder zerschlagen; vermuthlich weil man dabey eher an den Grundpfeiler des Gebäudes, als an den der ganzen Unternehmung — das Geld — gedacht haben mag. Die Mittel zur Herbeyschaffung desselben mögen in der That schwieriger seyn, als man glaubt, und auf den öfters gemachten Einwurf, „ohne königl. Unterstützung könne die erste Gründung dieses Werks nicht bedacht werden," läßt sich, genau beleuchtet, nicht viel einwenden. Wirft man nur einen Blick auf die pekuniären Verhältnisse der jetzigen Bühne, deren Existenz öfters durch das Mißtrauen des Vorschuß leistenden Direktors auf Augenblicke gefährdet ist, so läßt sich leicht denken, wie wenig bey einem weit höheren Risiko auf solche Männer zu rechnen seyn sollte. — Wir nähren also die Hoffnung: daß Breslau, als Residenz, als Hauptstadt der Provinz, bey Gründung eines, dem reinsten Vergnügen und der edelsten Bildung seiner Bewohner gewidmeten Instituts, auf die Unterstützung des kunstliebenden Königs Anspruch machen, und dessen huldvollste Gewährung erhalten dürfte. Der tausendste Theil der Summe, die seine Gnade der Residenz Berlin vor kurzem zugewandt hat, würde bey uns hinreichend seyn, das Werk zu gründen. — Indessen bleibt nach wie vor jedem Theaterfreunde die traurige Aussicht, bey irgend einer neuen Erscheinung, einem vorzüglichen Gastspiel oder zur Zeit der Messe und des Wollmarkts, das Schauspielhäuschen entweder gar nicht zu betreten, oder des

beengten Raumes wegen, wieder zu verlassen, wenn man zuvor mit Mühe den einzigen, schmalen, auf alle Plätze führenden Eingang passirt hat.

Neuigkeiten der Bühnen sind: Im Jänner: Zieglers vier Temperamente und dessen Nachspiel, 14 Tage nach dem Schusse. Beyde Lustspiele eröffneten am Neujahrstage die Bühne und zwar ohne vorhergegangenen Prolog. Da diese Art das Publikum zu begrüßen, an jenem Tage schon seit Beginn des hiesigen Theaters besteht, so ist dessen Unterlassung, eine Nichtachtung des Publikums bekundend, strenge gerügt worden. Die beyden genannten Stücke gelangten etwas spät zu uns; und es wäre kein Verlust gewesen, wenn sie ganz ausgeblieben wären. Einige komische Situationen entschädigen nicht für die locker zusammengewebte Handlung; einige grobe Unwahrscheinlichkeiten, und die zu leicht gezeichneten, nicht für die oft in den Hauptmomenten ganz verzeichneten Charaktere. Ersterem Stücke wurde mittelmäßiger, dem andern fast gar kein Beyfall zu Theil, und beyde sind schon wieder vom Repertoir verschwunden. Daß sie auf den meisten deutschen Bühnen gegeben und beyfällig aufgenommen worden sind, bürgt noch nicht für den Werth derselben, sondern ist einzig und allein dem Mangel an guten neuen Lustspielen zuzuschreiben. Ohne wenige sehr rühmliche Ausnahmen, gleichen die meisten einer schnell gefertigten Fabrikwaare, die oft ohne alle Feile, bloß mit dem Worte Patent, hier mit lockendem Titel und wohlbekannten Nahmen des Verfassers versehen, in die Welt geschickt wird, eine kurze Zeit florirt, und bald von einer noch leichtern Waare verdrängt, gänzlich verschwindet.

In den Ziegler'schen Lustspielen war Hr. Stawinsky ganz auf seinem Platze, und sein Bemühen, dem noch am richtigsten gezeichneten Phlegmatiker die komische Seite abzugewinnen, theilte er bloß mit Hrn. Dittmarsch, der den Sanguiniker mit dem ihm eignen Humor gab. Hr. Kriete, ein sonst viel versprechender junger Mann, war in der Parthie des Melancholischen zu weinerlich.

Im Februar. Pommer'sche Intriguen oder das Stell dich ein, ein Lustspiel in drey Akten von Lebrün, trifft der vorhingeäußerte Vorwurf weniger. Der Verfasser hat in diesem Stücke die Ehrenrettung der biedern Pommern übernommen, wofür wir ihm doppelt Dank wissen, da sie wahrscheinlich dazu beytragen könnte, die in Romanen und Komödien bis zum Ekel abgenutzten Pommeralia daraus zu vertreiben. Übrigens ist die Intrigue des Lustspiels gut ersonnen, ganz im Sinne der ehrlich-schlauen Pommerer ausgeführt, die Aneinanderreihung der Scenen leicht und natürlich, und die Charakterzeichnung, bis auf den militärischen Schulmeister, der zu sehr in Übertreibung fällt, richtig. Hr. Stawinsky bekundete in der Rolle des Letzteren den auf dem Wege zur Meisterschaft fortschreitenden Künstler. Einige Scenen, vorzüglich die, wo er sich von seinen Armaturen trennen und die Perrücke aufsetzen soll, gab er mit echt künstlerischem Spiel. Zunächst verdient Hr. Wallbach in der Parthie des kräftigen Landjunkers genannt zu werden. Der fleißige junge Mann hat in diesem Fache schon mehrere Rollen sehr lobenswerth ausgeführt.

Brief und Antwort, von Lebrün, nach einer französischen Oper bearbeitet, hat sehr gefallen. Obgleich diese Bearbeitung den Fehler des Originals — die Oberflächlichkeit — an sich trägt, so sind doch einige Scenen sehr gut ausgeführt und ganz auf den Effekt berechnet, den zur Zeit ähnliche unserer vielgesehenen Familiengemählde hervorgebracht haben und noch hervorbringen. — Mit Talent behandelt und auf einen Akt beschränkt, so wie das genannte Stück, mögen wir die an sich verwerfliche Zwittergattung noch wohl leiden. — Der lebensfrohe, stürmisch gutherzige Kapitän wurde von Hrn. Stawinsky ausgezeichnet brav gegeben, so wie die Bemühung des Hrn. Wallbach, als Fritz, mit ihm gleichen Schritt zu halten, nicht zu verkennen war. In der Verkleidung als Kastellan war er am besten, weniger gut, etwas steif, bey seinem ersten Auftreten als Fritz. — Mad. Anschütz spielte die Louise mit wahrem Gefühl, war aber doch in der Verkleidung als Kastellaninn noch vorzüglicher.

Das letzte Mittel, Lustspiel in vier Aufzügen von Fr. v. Weissenthurn, fand nur getheilten Beyfall. Wir mögen gern glauben, daß es ein ausgesuchteres Publikum als das unsrige verlangt, um sich mit Vortheil auf der Bühne geltend zu machen. Da das Stück selbst schon zur Genüge gewürdigt worden, so behalten wir unser

Urtheil zurück, und gehen bald zur Darstellung über. — Wollen wir diese loben, so sehen wir uns genöthigt, bey den minder bedeutenden Parthien anzufangen. Mad. Anschütz (Ida), Mad. Unzelmann (Baroninn Düthelm), Mad. Huber (Frau von Silben) befriedigten alle Forderungen. Hr. Stawinsky als Graf Sonnstätt ist diesen noch anzureihen, obgleich er viel zu viel deklamirte. Dennoch können Rollen, wie diese, welche die vertrauteste Bekanntschaft mit der großen Welt erfordern, in keine bessern Hände kommen. Gerade das Gegentheil hiervon zeigte Hr. Wallbach in der Rolle des Baron Gluthen. Dieser ist trotz dem Jugendfeuer, das in ihm auflodert, ein feiner Weltmann, und es darf daher seinem Benehmen der nöthige Grad von Gewandtheit nicht fehlen. Da diese hier durchaus vermißt wird, so läßt sich denken, was dadurch verloren ging. Dlle. Vohs hat die kurze Zeit ihres Hierseyns so manche Proben ihrer sehr richtigen Auffassungskraft gegeben; um so mehr war es zu bedauern, daß wir sie hier, als Baroninn Waldhüll, auf einem Abwege fanden. Ihr Bemühen dem luftigen Gebilde der lebenslustigen Baroninn eine konsequentere Haltung, man möchte sagen Festigkeit zu geben, war hier keineswegs zu loben; wohl aber daß sie bey späteren Vorstellungen, so weit es ihre Spielweise erlaubt, diese Klippe vermied.

März. Die diebische Elster, Oper in vier Akten. Um dieser vierten auf unsrer Bühne erscheinenden, eben so hochgepriesenen, als tiefherabgewürdigten Rossiniade, nicht das Schicksal des mit der ersten Vorstellung zu Grabe getragnen Othello zu bereiten, hatte die Direktion keine Kosten (ein verdoppeltes Orchester gehört hierher) und die Spielenden keinen Fleiß gespart. Die in 6 Tagen 4 Mahl wiederhohlte Vorstellung beweist den günstigsten Erfolg. Mad. Dittmarsch erntete in der Hauptrolle allgemeinen Beyfall, so wie Hr. Rafal als Amtmann, der im Gesang und Spiel gleich vortrefflich war. Hr. A. Wagner gab den Gianetto. — Wenn wir bisher der Meinung waren, dieser Schauspieler werde sich nie über die Grenze der Mittelmäßigkeit erheben, so wurden wir dießmahl vom Gegentheile überzeugt. Im Finale des zweyten Akts zeichnete er sich durch sein Spiel sehr vortheilhaft aus, und das im dritten Akt im Kerker vorgetragene Duett grenzte an Vollkommenheit.

Hamlet zum ersten Mahl nach Schlegel'scher Übersetzung. Bisher hatten wir dieß Gigantenwerk des englischen Dichters nur nach der Bearbeitung Schröder's auf unserer Bühne gesehen. In wiefern diese veraltete der genannten neueren nachsteht, ist anerkannt genug und bedarf daher, so wie die meisterhafte Darstellung des Hamlet selbst, durch Hrn. Anschütz, keiner weiteren Auseinandersetzung. Wir nehmen daher Gelegenheit, noch etwas im Allgemeinen über diesen Künstler zu sagen. Daß unsere Bühne durch seinen Abgang einen unersetzlichen Verlust erleidet, bezweifeln wohl nur solche, die von dem jetzigen Zustande derselben nicht gehörig unterrichtet sind, oder deren Urtheil noch zu Gunsten eines vorjährigen, höchst manierirten Gastspielers (C...e aus C.....g) befangen ist. Daß manche erst nach seiner Wiener Kunstreise, von dort aufmerksam gemacht, seinen Werth beurtheilen und schätzen lernten, darf nicht befremden. Trifft doch unsere gute Stadt schon längst der Vorwurf, das in ihrer Mitte befindliche Gute oft nicht geachtet, zuweilen wohl gar verachtet zu haben. Erst zur Zeit der Trennung erkennt man den Verlust. Ein gleicher Fall trat bey Hrn. Anschütz ein. Seine Meisterrollen, die er in früherer Zeit nur zu oft vor leeren Bänken gespielt hat, machten in dem angeführten letzten Zeitraum ein so volles Haus, als wir es nur bey ausgezeichneten Gastspielern zu sehen gewohnt sind. Um uns den entrückten Genuß noch einmahl zu vergegenwärtigen, theils um zu zeigen, wie mancherley Hr. Anschütz hier gespielt hat, wollen wir seine, im letzten Monath gegebenen Rollen anführen. Es sind: Makbeth, Paul Werner, Graf Strahl, Viertelsmeister Wolf, Bayard, Romeo, Don Juan in der Oper gleichen Nahmens und Don Gutierre. Mit Peter Bott in Peter in Saardam und Berger im Verräther beschloß er die Darstellungen, die jeden echten Kunstfreund seit fast sieben Jahren erfreut hatten. Dem Wunsche der letzteren, ihn noch als Othello und Beaumarchais zu sehen, konnte wegen mangelhafter Besetzung dieser Stücke nicht genügt werden. Hr. Anschütz hat uns jedoch in der Scheidestunde versprochen, baldigst als Gast bey uns einzukehren; möge er zu unserer Freude sein gegebenes Wort recht bald lösen.

(Der Schluß folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 17. d. die Waise aus Genf. Mad. Hoppe trat in der Hauptrolle zum zweyten Mahl als Gast auf.

Wenn es ein Wagestück ist, in einer Rolle zum ersten Mahl auf einer fremden und bedeutenden Bühne, und wie man sagt, mit einer Probe aufzutreten, so kann es darum doch nicht die Kritik entwaffnen, wie man sich wohl auszudrücken beliebt, es müsste dieses dann so viel heißen, als ihr gänzliches Stillschweigen auferlegen, was auch das Beste wäre. Die Rolle gehört unter diejenigen, die, dem Kunstausdruck zu Folge, sich von selbst spielen, welches ungefähr sagen will, mit einem jugendlichen Aussehen und einer leidlichen Figur kann es an Theilnahme nicht fehlen. Man ist indessen berechtigt, nach dem, was wir bey der zweyten Darstellung dieser Gastrolle gesehen haben, die laut gewordenen Äußerungen mehr für Nachsicht und Begünstigungseifer anzusehen. Mad. Hoppe verräth in Allem die größte Anfängerschaft, und die Breter sind ihr so sehr beschwerlich, daß sie nur mit Mühe einen Fuß dem andern näher rückt. Die Arme hängen in erzwungener Haltung abwärts, nur mit der in dieser Lage, oder etwas höher ausgestreckten flachen Hand, die kein besonders reizendes Bild darbiethet, werden die Gesten dann und wann gebildet. Die Sprache ist unendlich gedehnt und aus einander gezogen; das wäre noch wenig, denn es ist gewöhnlich; auch der immer schmelzende Thränenton könnte bey einer in der Höhe zarten und eindringlichen Stimme noch für anziehend gelten; doch die immerfort sich widersprechenden Betonungen, die allen Sinn zernichten, sind ein harter Prüfstein für die Geduld desjenigen, der nicht nur den Zuschauer, sondern auch den Zuhörer abgibt. Z. B. in der ersten Scene mit Strömhorst: „Eine Reihe von Verbrechen." (Beyde Hauptwörter scharf markirt.) Ferner: „Aber auch die Ihrige kann ich nie werden!" Das Wörtchen auch zeigt einen Gegensatz an, nähmlich: „Die Seinige will ich nicht werden" — folglich kann der Ton nicht auf das vorletzte fallen. Es ließe sich über jede Scene wenigstens ein Bogen schreiben, wenn man alle ähnliche und noch weit auffallendere Verirrungen dieser Art anführen wollte. Mein Gott! werden manche sagen, solches Raisonnement von einem Frauenzimmer, und einer Anfängerinn fordern! — Nicht das eben, sondern richtiges Gefühl. Für den, der sehen will, enthält diese Beurtheilung auch Beweise; zu ausführlicheren war das Gemählde zu unbedeutend und eignet sich nur für den Rahmen eines bürgerlichen Liebhabertheaters. Man muß doch einen Unterschied zu machen wissen. Der pantomimische Abschied am Schlusse des letzten Aufzugs war schlicht und grade, das Winken mit der Hand im Abgehen nicht glücklich angebracht. Die Hauptscene im zweyten, mit Strömhorst, wo Therese auf einen Augenblick zur Entschlossenheit erwacht, unterschied sich von dem Übrigen bloß durch stärkeren Ton und größere Dehnung der Perioden. Überhaupt wird zur Darstellung dieser Rolle, wie passiv das Mädchen auch immer sich verhält, doch eine gewisse Bedeutung erfordert, die es möglich machen kann, daß Therese unter so gewaltiger Last von unseligen Verhältnissen nicht erliegt.

Anzeige und Bitte.

Unterzeichneter hat die Herausgabe des Almanachs für die k. k. priv. Leopoldstädter-Bühne für d. J. 1822 übernommen. Den Inhalt machen Erzählungen, Gedichte und kleine dramatische Stücke, wodurch dieser Almanach für manche öffentliche oder Haus-Bühne erwünscht seyn dürfte. Hiezu ladet er nun geziemend alle wohlwollenden Autoren des In- und Auslandes und vorzüglich der Residenz ein, und glaubt, mit der Versicherung, daß kein unwürdiger Aufsatz sich in die Reihe gewählter Stücke einschleichen wird, und durch die Anzeige, daß der Ertrag der ganz mittellosen Witwe und den Waisen des verdienstvollen Schauspielers Ziegelhauser bestimmt ist, keine Fehlbitte zu thun. Man beliebe daher gefällige Beyträge für diesen Almanach unter seiner Adresse der Redaktion der allgemeinen Theaterzeitung zu übermachen.

Wien am 15. August 1821. Carl Meisl.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 28. August 1821.

103

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im Juny.

(Fortsetzung.)

Man feyerte gestern, so wie in allen Städten, wo der katholische Ritus der herrschende ist, das Frohnleichnams-Fest mit einem feyerlichen Umgange, bey welchem der Reichsverweser (ein Kardinal Gravina, Bruder des Admirals, der bey Trafalgar kommandirte) in Begleitung der Generalität und der ersten Behörden den Zug begleitete, der aus einer Kirche della Macchiona in den Kassaro, und diesen entlang nach der Kathedrale zu gehen pflegt. Es war nicht ohne Interesse für mich ein Vorspiel jenes Rosalienfestes zu sehen, zu dem jetzt schon hundertfältige Vorbereitungen beginnen, und ich war sehr zufrieden, in einem Hause Platz gefunden zu haben, aus welchem man den Zug mit Bequemlichkeit betrachten konnte. Nicht ohne Mühe drängte ich mich lange vor der gegebenen Stunde nach dem Pallaste, wo in der Zwischenzeit ein reichliches Frühstück von Zuckerwerk und Gefrorenem aufgetischt wurde, um der Hitze des Tages zu widerstehen, die sehr empfindlich zu werden anfing. Es war beynahe Mittag geworden, als endlich der Schall der Instrumente, das Geläute der Glocken, das Wirbeln der Trommeln, und das Drängen und Lärmen des Volkes die herannahende Feyer verkündeten. Ich war aus andern italienischen Städten auf manche Erscheinung gefaßt, die schon seit einem halben Jahrhunderte aus Deutschland verbannt ist; die kleinen nackten Kinder mit Fahnen und weißen, mit Bändern und Blumen geschmückten, Lämmern, Christum und den Täufer vorstellend; die Engel mit bunten pappenen Flügeln; die vermummten barfuß wandelnden Gestalten der Brüderschaften, die vielfärbigen Mönche in unzählbarer Menge, und all der gewöhnliche Staat, der solchen Prozessionen zu folgen pflegt, waren mir längst bekannt; doch hier war schon der Mazatore an der Spitze des Zuges, ein rüstiger Mann im alten Kostüm ganz roth gekleidet, mit einer silbernen Keule, eine mir neue Erscheinung. Ihm folgten die Senatoren in ihrer alterthümlichen Tracht, im schwarzen Wamms, spani-

schen Beinkleidern, und weiten Mänteln, silberne oder goldene Ketten mit Denkmünzen am Halse hängend; auch sie, mit den charakteristischen Physiognomien, dem braunen Teint und finstern Augen, echte Titianskröpfe, waren mir ganz betrachtenswerthe Gestalten. Nach ihnen drängte sich ein dichter Haufe von Bonacchis, alle im National-Kostume ihrer weißen Schlafmütze, bewaffnet und eine lärmende Trommelmusik an ihrer Spitze. Zwischen ihnen wandelten einige kolossale, vergoldete und reichgeschmückte heilige Bilder, auf hohen Gestellen, von Bonacchis getragen, die mit ihnen vor einigen der angesehensten Palläste, oder vor den Militärbanden der ausgerückten Truppen stille hielten, und ihnen allerley Ehrenbezeigungen erweisen ließen, die sodann mit den sprechendsten Geberden von Antheil und Beyfall begleitet wurden. Die Reihe dieser Heiligen beschlossen zwey Riesenbilder, man nannte sie uns Kosmas und Damianus. Diese beyden gingen nicht gleich den übrigen im ernsten und gemessenen Schritt, sondern wandelten, so viel es nur die Kräfte der Träger gestatteten, schnelleren Ganges einher. Die Bande eines fremden Regiments, die ihre ernstern Gefährten auch mit ernsten und feyerlichen Weisen empfangen hatte, bemerkte nicht so bald die fröhliche Stimmung jener beyden, als sie in eine lustige Krakowianke überging. Als endlich die Erschöpfung der Träger zu ruhen geboth, trat ein Mann mit einer ungeheuern Fahne auf, deren Spitze bequem in das erste Stockwerk gereicht, und deren ungeheure Wucht einen Menschen von gewöhnlicher Leibesstärke zu Boden gedrückt hätte. Der Athlete, der sie trug, ein Bonacchi, von erstaunenswerther Schulterkraft, schwenkte sie wie einen Rohrstab in seiner Hand, drehete sie über seinen Kopf, schwang sie um seine Lenden, balanzirte sie sitzend, stehend, bald auf den Fingern seiner Hand, bald auf dem Kinne und den Zähnen, daß man bey dem Gedanken erbebte, daß sie jetzt niederstürzen, und ein Dutzend der Umstehenden zerschmettern werde. Auch dieses Schauspiel dauerte wieder einige Minuten, und die Bonacchis jauchzten jedem Tour de force dieses indianischen Jongleurs den wüthendsten Beyfall zu. Diese letzte Scene hatte aber meine Geduld erschöpft; ich verließ das Fenster, und wandte mich zu einigen Männern der Gesellschaft, die zu dem aufgeklärtern Theile der Stadt gehören. Der Eindruck, den das Ebengesehene auf mich gemacht, war zu neu und stark, als daß ich es ganz hätte über mich gewinnen können, ihnen mein Befremden und die Art von Grauen zu erkennen zu geben, die der wilde, rohe Sinn dieser Menge einflößen muß. Sie konnten nicht umhin, mir beyzustimmen. „Sie haben vollkommen Recht," sagte der eine, „über die zügellose, von jedem Anstrich der Bildung so entfernte Weise dieses Volkes zu erstaunen, und es ist keinesweges zu läugnen, daß die Ausbrüche seiner Wuth eben so gräßlich und ungemessen, als jene ihrer Freude sind; dennoch glauben Sie mir, hat es manche Seite, die nicht ganz gering zu achten, manche Eigenschaft, die man zuweilen auch an kultivirten Nationen vergebens suchen würde; und ich stelle eine Wette, daß man es bey seinen natürlichen Anlagen in wenigen Jahren weiter zu bringen im Stande wäre. Es sind unerzogene Kinder, gewohnt ihre Unarten ungestraft ausüben zu können, und ohne Furcht und Achtung für jene, die sie leiten sollten. Lassen Sie mich zum Beyspiel ein Volk wieder finden, das von den Auftritten der

vollkommensten Ungebundenheit und Anarchie, kaum von einem Manne geleitet, dem es sein Vertrauen zu schenken geneigt ist, und von diesem noch getäuscht, von selbst zur Ordnung, zu einer Art derselben wenigstens, zurückkehrt; das, wenn es gleich noch immer die Kraft in Händen hat, von neuem zur Anarchie überzugehen, da im ganzen Umkreis der Insel, kaum die ersten Distriktsorte ausgenommen, eine polizeyliche Einrichtung besteht, um es in den Schranken der Ordnung zu halten, dennoch ohne Gewaltthat, ohne Spur einer neuen Unordnung abwartet, was da kommen werde, und sich unter Obrigkeiten ohne Macht, unter Gesetzen ohne Ausübung nur durch den eigenen guten Willen zusammenhält, der in den bessern Anlagen seines Gemüthes gegründet ist." Ich erfuhr, daß der Einfluß des Zunftwesens in der Hauptstadt; das Ansehen, in welchem die Zunftmeister bey den niedern Klassen der Gewerbe stehen, und der blinde Gehorsam, mit dem sie sich jenen Aussprüchen unterwerfen, einen sehr bedeutenden Antheil daran gehabt. Erst später bildete sich für die größern Städte eine besser organisirte Miliz unter dem Nahmen der Guardia d'interna Sicurezza, und erst in den letzten Monathen fing auch diese an (die den Dienst der Polizey mit um so größerm Eifer versah, als sie aus bemittelten Bürgern, zum Theil aus dem ersten Adel bestand, denen Sicherung des Eigenthumes und der Ruhe selbst von größter Wichtigkeit war) mehr Achtung und Zutrauen bey dem Volke zu gewinnen. Zwar üben sie ihr Amt mit äußerster Schonung und Bescheidenheit, zwar vermeiden sie jedes Zwangmittel, und müssen es vermeiden, da sie immer noch der bey weiten schwächere Theil der Bevölkerung sind, aber sie dürfen sich wenigstens im Gedränge der oft durch die unbedeutendsten Veranlassung herbeygeführten Auflaufe zeigen, die Menge mit Zureden entfernen, und den Platz vor neuem Andrange schützen, und so das Volk allgemach an die Gegenwart einer gesetzlichen Macht gewöhnen. Allein, dieses gilt nur für Palermo; weit höher stieg mein Erstaunen, als der Maun mir versicherte, daß im ganzen Innern des Landes für alle Sicherheit des Eigenthums, für alle Unverletzbarkeit der Person, als einzige Garantie der Erhaltung öffentlicher Ordnung keine andere Macht, als die der Compagnie d'armi bestehe, deren Organisation ihnen in einem Lande des Krieges aller gegen alle das Sonderbarste und Unbegreiflichste scheinen wird. Eine solche Compagnie d'armi bestehet aus einem Hauptmann, einem oder zwey Trompetern, und 12 bis 15 Mann Gemeinen, auf ihre eigene Kosten beritten, bewaffnet und abentheuerlich nach eigenem Geschmacke gekleidet. Der Capitano d'armi erhält, wenn ich mich recht besinne, monathlich 100 Dukati, 166 fl. unsern Geldes, jeder Gemeine 8 Taris, 4 Zwanziger täglichen Sold. Dagegen haftet jener, und stellt Ersatz für jeden Raub, jeden Diebstahl in seinem Bezirke; er verwaltet die Polizey auf dem Lande, spüret den Verbrechern nach, uud bringt sie ein, unterhält die Verbindungen der Posten, und den Briefwechsel der Behörden, geleitet die Reisenden, treibt die Steuern ein, und bringt die Gelder nach dem Distriktsorte, — und solche Kompagnien sind im ganzen Königreiche zwölf, folglich in allen höchstens zwischen 180 bis 190 Mann. — Allerdings schien dieses für die Gutmüthigkeit des Volkes im Ganzen zu zeigen. Eben so spräche bey der Menge gänzlich mittelloser und müßiger Menschen die Seltenheit der Diebstähle, die Sorglosigkeit, mit welcher die Waaren aller Art in den

Kaufgewölben, ja selbst die Münze auf den Tischen der Geldwechsler auf öffentlicher Straße ausgelegt wird, für einen gewissen moralischen Sinn der Tausende, aus denen so viele am Morgen nicht wissen, ob nicht ein Pfennig der lockenden Geldrollen sie bis zum Abende vom Hungertode retten würde. Betrachtet man anderer Seits die stets gefüllten Gefängnisse, die Scharen der Unglücklichen, die ihre Ketten durch die Straßen schleifen, und die noch größere Zahl, die auch dieses Vorrechtes beraubt, Tag und Tag ohne Wechsel, im engen verpesteten Luftraume der Gefängnisse, dessen Qual in diesem Klima bis an die Verzweiflung grenzen muß; bedenkt man, daß in einer einzigen Gemeinde, in der von Alkamo z. B. über 300 Menschen des Mordes bezüchtiget sind: dann kann freylich nur das zur Erklärung dienen, daß ein Todtschlag kein Entsetzen vor dem Mörder erregt. Man wir es an den hiesigen Gefängnissen nicht gewahr, daß Lord Hovarts Landsleute auf diesem Boden Gesetze geben konnten, — ein Gedank, der sich überhaupt bey jedem Schritte aufdringt, den man in Palermo macht. Was hat die Anwesenheit eines der aufgeklärtesten Völker, als Schutzherrn dieses Landes, für seine Bildung gefruchtet? Einige Bedürfnisse der Mode und des übertriebenen Luxus mehr, die wehmüthige Erinnerung an den größern Umlauf des Geldes, der damahls in den Städten kreiste, und aus dem letzten Grund allein der Wunsch und die Hoffnung des Pöbels, daß sie reichen Gäste wiederkehren möchten, — das ist alles, was von ihrer Gegenwart zurückgeblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gebeth.

Du, der die dunkle Nacht
Schmückest mit Glanz und Pracht,
Höre mein Fleh'n!
Schenk mir nicht Gold und Gut,
Nur in der Stürme Wuth
Laß mich mit festem Muth
Hoffend besteh'n.

Du, der den Blumenflor
Rufet im Lenz hervor
Aus tiefem Grund:
Schick meinen Blümelein
Freundlichen Sonnenschein,
Laß sie mir hold gedeih'n
Im Liebesbund.

Du bist mein Trost und Stab,
Bis einst im stillen Grab
Mein Pfad versinkt.
Was ist der Erde Glück,
Wenn nicht dein Vaterblick,
Hoch über'm Weltgeschick,
Aus Sternen winkt!

Friederike Susan, geb. Salzer.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) Breslau.

April. Der Bethlehemitische Kindermord, dramatische Situationen aus dem Künstlerleben in zwey Akten, vom königl. sächs. Hofschauspieler Geyer. Dieß ist der Titel eines neuen Stücks, durch welches das Repertoir unserer Bühne mit einem echten guten Lustspiel bereichert worden ist. Wenn man bedenkt, in welchem Umfange jetzt zuweilen diese Bezeichnung gebraucht wird, so können wir es bloß der Bescheidenheit des Verfassers zurechnen, wenn er dieß Stück nicht so nennt. Dagegen möchte bey einem schon genannten neuen Stücke, welches bey gänzlichem Mangel an komischen Figuren und Verwickelungen dennoch die Bezeichnung Lustspiel an der Stirn trägt, eine Umtaufe nicht schaden, und besser heißen: „Dramatische Situationen aus dem Leben der großen Welt." — Der Bethlehemitische Kindermord ist die Folie des gleichgenannten Stücks und befindet sich ein eben entworfenes Bild auf der Staffeley des Mahlers Klaus, eines gutmüthigen Libertins, dessen Thun und Treiben vom Verfasser so wahr als ergetzlich gezeichnet, vom Hrn. Stavinsky eben so wiedergegeben wurde. Von ungemein komischer Wirkung ist die Scene, wo er berauscht nach Hause kommt und seiner Frau das Geständniß des verthanenen Geldes macht. Mad. Stawinsky, des Mahlers Frau, sieht man in dergleichen Rollen jederzeit gern, und ihre Leistungen in diesem Fach verdienen Anerkennung, nur darf sie sich nicht höher versteigen wollen. — Noch eine höchst ergetzliche Parthie im genannten Stück ist der Theaterdiener Texel. Hr. Paul, der brave Darsteller derselben, erhielt den rauschendsten Applaus, welchen er, eine bewunderungswürdige Geläufigkeit der Zunge entwickelnd, wohl verdiente. Schade, daß er nur eine Scene hat. Das Stück selbst ist in recht fließenden Versen geschrieben und erhielt, was bey diesem Sujet etwas Seltenes ist, allgemeinen Beyfall.

May. Das Zauberglöckchen, Oper in drey Akten nach Theaulon, Musik von Herold. Wenn wir hergebrachter Weise zuerst den Dichter und Tonsetzer bekomplimentiren, so können wir dießmahl eine Ausnahme machen und dem Theatermahler (Hrn. Arrigoni) den Vorzug geben. Fast alle Dekorationen sind von diesem ganz neu nach eigener Erfindung gemahlt, und mit vielem Geschmack ausgeführt. Das schaulustige Publikum hat ihm dafür nach jedesmahliger Vorstellung durch Herausrufen gedankt; eine hier ungewöhnliche Auszeichnung für die, in diesem Fache wirkenden Künstler. Der Text der Oper ist zu loben. Leider können wir nicht das nähmliche von der Musik sagen, denn sie ist ein ziemlich schwaches Produkt und verräth nur zu sehr den Anfänger. Die Chöre, noch der gelungenste Theil derselben, wurden sehr brav exekutirt, welches wir der unermüdeten Sorgfalt des Hrn. Musikdirektors Bierey zu danken haben. Dlle. Wohlbrück als Lucifer zeichnete sich durch sehr angemessenes Spiel aus; die Gesangsparthie ist, so wie die der übrigen Spielenden, unbedeutend. Herr Schmeleka in der Rolle des chinesischen Prinzen belustigte wie immer.

Die Zahl neueinstudierter Stücke ist sehr bedeutend. Wenn die Direktion nur besser zu wählen verstanden, und nicht Spreu statt Körner aufgetischt hätte: so könnten wir derselben danken, so nicht. Spreu ist leicht und fällt durch. Eine Aufführung der famösen Zauberinn Sidonia hat dieß bewiesen. Wem etwa die, der Direktion zur Last gelegte Beschuldigung zu hart vorkommen möchte, dem diene folgendes zu unserer Rechtfertigung. Am 18. Jänner d. J. wurde zur Feyer der Erlangung der preußischen Königswürde ein Prolog gesprochen und hierauf die Hintertreppe gegeben. Läßt sich wohl ein solcher Mißgriff, von einer hiesigen Theater-Direktion, entschuldigen?

Neue Mitglieder zählen wir nur eins; diesem einen rufen wir aber ein herzliches Willkommen entgegen. Frau v. Holtey geb. Rogée, welche wir vor zwey Jahren, als Gast vom Berliner Theater, in mehreren Rollen sahen und liebgewannen, ist nun die unsrige, und seit ihrer Antrittsrolle der Gurli in den Indianern, nur in etlichen

kleinen Stücken, nahmentlich als Mariane in den Geschwistern, Pauline im getheilten Herz und als Baase in: Das war ich, aufgetreten. Ein so geistvolles, bis in die feinsten Nüancen durchdachtes Spiel, als Frau v. Holtey in den angeführten Parthien entfaltete, ist (mit wenigen Ausnahmen) eine wahre Seltenheit bey dem Damenpersonal unserer Bühne, und dürfte nicht nur Anfängerinnen, sondern auch sogenannten routinirten Schauspielerinnen nicht ohne Nutzen zum Muster aufgestellt werden.

Der Besuch so ausgezeichneter Gäste, welcher uns im vorigen Jahre erfreute, wurde uns im Laufe d. J. nur sehr eingeschränkt zu Theil, da die Leistungen der größeren Hälfte der Gastspielenden bey weitem nur mittelmäßig zu nennen waren. Eine Ausnahme davon macht zum Theil Mad. Münstermann, vom Theater an der Wien, und Hr. Löwe, vom Prager Theater. Erstere sollte in zwölf (?) Rollen auftreten, und dann festes Engagement erhalten. Sie hat jedoch nur die Hälfte davon gespielt, und das Engagement kam nicht zu Stande. Der Grund davon ist in der Lauheit, womit das Publikum ihre Leistungen aufgenommen hat, zu suchen. Mit weit besserem Erfolg würde sie gespielt haben, wenn sie andere Rollen gewählt hätte, und nicht in Denjenigen aufgetreten wäre, worin im v. J. Mad. Schröder gastirte. Der Eindruck, den diese zurückließ, war noch nicht verwischt, und stellte ihre Nachfolgerinn und Nachahmerinn nur zu sehr in Schatten. Als Fürstinn in Elise von Valberg zeichnete sie sich jedoch, von ihrer Persönlichkeit begünstigt, durch geistvolles und gemessenes Spiel sehr vortheilhaft aus. — Ein willkommner Gast war uns Hr. Ludwig Löwe, Bruder des hier vor zwey Jahren gastirenden Hrn. Ferdinand Löwe aus Leipzig. Er eröffnete seine Darstellungen am 31. May mit dem Jaromir und spielte dann noch den Hugo, Correggio zwey Mahl, Knecht in: Das war ich, Ferdinand in Kabale und Liebe, Paul in Peter und Paul, und Carl Moor in den Räubern. Hr. Löwe zeigte nicht allein in diesen Parthien den bühnengewandten, sondern auch den denkenden Schauspieler, dem überdieß noch ein gefälliges Äußere und ein wohlklingendes Organ zu Statten kommen. Die Vereinigung aller, den Künstler auszeichnenden, Eigenschaften zu bewundern, ist keine Parthie besser geeignet als Correggio. Der Ruhm, etwas ganz vorzügliches in dieser Rolle zu leisten, wird auch selbst auf den ersten Bühnen Deutschlands, die unser Gast zu bereisen gedenkt, Anerkennung finden. Minder genügt hat er uns als Ferdinand und Carl Moor, wiewohl er in letzterer Rolle die Scene am Thurm mit erschütternder Wahrheit spielte. Am wenigsten gefiel er als Hugo, wo Hr. Anschütz sehr vermißt wurde. Vergleichungen zwischen diesen beyden Künstlern sind pro et contra zur Genüge gemacht worden. Wir sind gemeint, es könnten füglich beyde bey einer Bühne neben einander bestehen, wenn Hrn. Anschütz das heroisch-, Hrn. Löwe aber das sentimental-tragische Fach angewiesen würde. Im Komischen scheint Hrn. Löwe eine wirksamere Mimik zu Gebothe zu stehen, als Hrn. Anschütz.

Der Herr Dom-Kapellmeister Schnabel gibt seine abonnirten Sommerabend-Konzerte, acht an der Zahl, auch diesen Sommer wieder im Liebich'schen Garten vor dem Schweidnitzer Thor. Sie werden von der eleganten Welt sehr besucht.

Hr. A. Siegert, ein hiesiger Künstler, welcher vor einiger Zeit Italien bereiste, hat seit dem 1. d. ein Rundgemählde des Ätnagebirges im Kreutzhofe aufgestellt. Nach dem, was man an früheren Arbeiten von diesem Künstler sah (seine als Skizze zum Panorama dienende Ätna-Landschaft gehörte zu den besten Gemählden der vorjährigen Kunstausstellung), konnte man viel Gutes erwarten. Es sind jedoch aller Erwartungen sehr übertroffen worden. Hr. Siegert, der sich eines zahlreichen Zuspruchs sowohl des kunstliebenden als schaulustigen Publikums erfreut, wird sein Rundgemählde in die vorzüglichsten Städte Deutschlands führen. Wir machen daher auf diesen Genuß in Voraus aufmerksam.

W. M.

London im July.

Der musikalische Verein oder die Gesellschaft zur Unterstützung des musikalischen Fonds feyerte kürzlich ihr jährliches Fest in dem großen Saale der Freymaurer-Loge. Der Herzog von Sussex präsidirte. Außer ihm waren auch der Herzog von Leinster und andere Personen vom ersten Range gegenwärtig. Ungefähr gegen 6 Uhr nahm ein glänzendes Mittagsmahl seinen Anfang, an welchem 250 Personen in heiterer Fröhlichkeit Theil nahmen. Kurz vor dem Schluß wurde Non Nobis Domine von verschiedenen ausgezeichneten Mitgliedern gesungen, und nachher der ganze Abend unter Lieblings-Scherzen und Gesängen, von einem großen Fortepiano begleitet, auf eine höchst angenehme Weise hingebracht. Dieses Institut befindet sich in einem blühenden Zustande und biethet dem alten oder verarmten Künstler eine sichere Stütze dar. Überhaupt geschieht in England außerordentlich viel zur Beförderung der Tonkunst und zur Ermunterung derer, welche sich ihr weihen; dennoch will nur Mittelmäßiges in diesem Kunstfache unter uns gedeihen, und Jahrhunderte dürften noch vielleicht verfließen, ehe die Welt einen englischen Mozart, Haydn oder Beethoven erblicken wird. Die Thatsache ist, man übet und beschützet die Musik, weil es die Mode will, aber der wahrhaften innigen Verehrer hat sie bey uns nur wenige, und wie sehr es den Engländern an musikalischem Sinn fehlt, zeigt sich besonders im Volke und den Bänkelsängern auf den Straßen, wenn mehrere zusammen zu singen versuchen.

Daß unsere Damen viel und gern zu reiten pflegen, ist bekannt. Es gewährt ein artiges Schauspiel, eine solche schöne Reiterinn mit mehreren Herren um die Wette galoppiren zu sehen, die auch gewöhnlich mit ihren zierlichen Pferdchen so vertraut sind, und sie mit so vieler Geschicklichkeit zu regieren wissen, daß sich selten ein Mißgeschick ereignet. Indessen wurde vor wenigen Tagen doch die Gräfinn von Warwick (im Hyde Park), wo es gewöhnlich von Kutschen, Reitern und Fußgängern wimmelt, so heftig vom Pferde geworfen, daß sie zwey Rippen brach.

Da Wettrennen zu Fuß und zu Pferde, Boxen und Hahnengefechte fortwährend die Lieblings-Unterhaltungen unseres Publikums sind, so werden deutsche Leser gewiß nicht ungern zuweilen etwas davon hören. So fand vor einigen Tagen folgende Wette zu Chillingfield bey Barnet Statt. Ein gewisser West sollte in zwey Stunden 12 engl. Meilen *) zurücklegen, und wirklich gewann er die Wette von 100 Guineen sehr ehrenvoll. Die ersten 2 Meilen machte er in 9 Minuten 54 Sek.

Die nächsten	2	—	=	=	9	—	55 —
= dritten	2	—	=	=	10	—	1 —
= vierten	2	—	=	=	9	—	58 —
= fünften	2	—	=	=	9	—	59 —
= sechsten	2	—	=	=	10	—	1 —

Der feste Takt dieses Fußgängers, welcher 40 Jahre alt ist, wird sehr bewundert, indem auf jede Meile nicht mehr als 8 Sekunden Unterschied kommen. Die übrige Zwischenzeit wurde natürlich mit Ausruhen zugebracht.

Ein anderer Wettläufer, Nahmens Reiner, unternahm um dieselbe Zeit 50 Meilen in 7½ Stunden zurückzulegen. Anfangs ging's auch recht gut; nachdem er aber 36 Meilen gemacht hatte, wurde er matt und verlor seine beträchtliche Wette.

Vor einigen Tagen erschoß sich hier ein Knabe von nicht mehr als 12 Jahren mit einer Pistole, die er zuvor mit einer Menge Pulver und mehreren Kugeln beynahe voll geladen hatte. Wie es heißt, war er von seinen Anverwandten hart behandelt worden.

In einem andern Theile der Stadt sprang ein 9jähriges Mädchen, das der Vater wegen Unart in ein oberes Zimmer des Hauses eingesperrt hatte, im Zorne zum Fenster hinaus, ohne Schaden zu nehmen.

---

*) Etwas mehr als fünf englische Meilen sind gleich einer deutschen Meile.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

K. k. Burgtheater, den 18. d. zum ersten Mahl: Das Bild. Trauerspiel in fünf Akten, von Ernst Freyherrn von Houwald.

Wenig dramatische Werke neuerer Zeit sind mit so theilnehmender und gerechter Anerkennung von dem deutschen Publikum aufgenommen worden, wie dieses; aber auch von den Kunstverständigen und strenger Richtenden ward es mit Kränzen vielfach und reich geschmückt. Für diejenigen, die es bisher weder in der durch den Druck bekannt gemachten Dichtung, noch auf der Bühne zu beschauen Gelegenheit hatten, wollen wir den Hauptinhalt zur Übersicht in kurzen Zügen hier zusammenfassen.

Der Ort der Handlung liegt in der Schweiz. Für die Zeit ist das Jahr 1708 vom Dichter angegeben. Der Marchese di Sorrento hatte seine schöne Tochter Camilla, mit Einverständniß seines alten Freundes, eines Grafen von Nord, dessen erstgebornem Sohne zur Gemahlinn bestimmt. Der aus einer zweyten Ehe entsproßne Bruder dieses letztern erhielt aber durch Hinterlist seiner Mutter, da der Vater vor des Planes Ausführung starb, die Hand der allgemein bewunderten Erbinn; jener nahm das angebothne deutsche Ordenskreutz und bekämpfte seine Liebe, als er selbst, bey der Vermählung des Bruders, von Camilla's Reiz bezaubert wurde. Ihr Gatte, Graf Nord, genannt von Ringen, hatte kühnen Sinn und ein unbeugsames Gemüth, die ihn in ein aufrührisches Unternehmen verwickelten, dessen Folge die Entdeckung und schleunige Flucht des Anführers mit seiner ganzen Familie war. Er wurde zum Tode verurtheilt, und da die strafende Gerechtigkeit ihn selbst nicht mehr ereilen konnte, ein bis zur täuschendsten Wahrheit ähnliches Bild, das die Fliehenden zurückgelassen, in contumaciam an das Hochgericht geheftet. Seine beschränkte Lage in Deutschland trieb ihn bald zu neuen Entwürfen fort, das Bild aber wurde sein Verräther, man bemächtigte sich seiner, warf ihn in den Kerker, wo er durch Gift um's Leben kam. Als die Nachricht seines schaudervollen Todes zum Aufenthalt des Marchese drang, lag Camilla mit der ersten Frucht ihrer Ehe an den Blattern auf dem Krankenlager; Gram und Thränen raubten ihr das Licht der schönen Augen. Der Knabe Leonhard lebte Anfangs unter Obhut seines Großvaters und der blinden Mutter; in der Folge sandte der Marchese ihn, begleitet von einem Diener, nach Italien, um sein anerkanntes Mahlertalent auszubilden. Als jener Begleiter starb, nahm sich der Mahler Spinarosa seiner an, und sorgte väterlich für ihn. Die dort veränderte Regierung endlich eröffnet dem Marchese wieder eine freundliche Zukunft; bald hoffte er sich in den Besitz aller Güter eingesetzt zu wissen, um dann mit seiner Tochter in das geliebte Land zurück zu kehren. Unter dem Nahmen eines Hrn. Burg hält er sich gegenwärtig mit Camilla auf dem Schlosse des Grafen Gotthard von Nord, Bruders seines unglücklichen Schwiegersohnes, auf. Hieher wird Leonhard von seinem Pflegevater gebracht. Bey dieser Gelegenheit verräth der Graf das Geheimniß seines Herzens, das noch immer für des Jünglings Mutter zärtlich glüht. Nach ihrem Besitz streben alle seine Wünsche, und der Vater gelobt mit vollem Nachdruck seiner väterlichen Rechte, ihm beyzustehen, wenn anders die erwartete Dispensation vom Ordensgelübde ihm zugestanden wird. Auch hat er seit dem ersten Anblick des geliebten Weibes sich geschmeichelt, Mitgefühl in ihrer Brust zu finden. Sie aber liebte vor ihrer Vermählung den deutschen Mahler Lenz und war beglückt durch seine Gegenliebe. Dem Gatten wurde das Verständniß kund, er sann auf Rache. Der Mahler mußte sich zu einem unbekannten Herrn verfügen, und erhielt den Auftrag, ihn zu mahlen. Das Bild gelang; der Graf aber tadelte das Werk und sprach dem Künstler Hohn, der das Gemählde auf den Boden, den Lohn ihm vor die Füße warf. So erzählt der Mahler Julien, Camilla's Freundinn, selbst, die Lenz in Spinarosa erkannt hatte. Und jenes Bild, das den Verhöhner seinen Feinden überlieferte? wer zweifelt noch, daß es jenes stolz verworfne Gemählde war, das die Rachegöttinn zur Beförderung seines Untergangs erkor. Vom Hochgericht hat es der treu ergebne, doch unversöhnlich rauhe Kastellan herab gehohlt; in der Ahnen-Galerie des Schlosses hängt es still verhüllt. Doch nicht genug. Am Rande wußt' er auch das Mahlerzeichen aufzuspüren: einen Adlerflügel mit dem Pfeil durchschossen, und dasselbe

Monogramm entdeckt er jetzt auf dem von Leonhard angefangnen, von Spinarosa vollendeten Bild Camilla's. Mit glühendem Haß verfolgt der Marchese, wie der Diener, den Ruchlosen, dessen vermeintliche Bosheit ihn verleitete, das Unheil bringende Gemählde mit solcher Kunst und Wahrheit auszuführen, und blutige Rache ist ihm aufgespart. Auch hier erblicken wir im Spiegel düstrer Ahnung das Schicksal des unglückseligen Künstlers, der, als er am Schluß des fünften Aktes vor dem Bilde seiner heiß geliebten Freundinn in der Nacht verweilt und wehmuthsvollen Abschied von ihm nimmt, weil er bald nachher die Burg verlassen will, und indem er nun auch jenes verhängnißvolle schnell enthüllte, zurück schaudernd vor der Erinnerung des Augenblicks empfangner Schmach, den Degen zieht, um das verhaßte Denkmahl zu zerstören, von dem Marchese, der in diesem Ausbruch die Mahnung des Gewissens zu erkennen glaubt, weil er nicht weiß, daß Lenz den Nahmen Spinarosa führt, plötzlich überfallen und durchbohrt wird. Der Lärm zieht auch Camilla und Julie herbey. Dem Verwundeten entfährt der theure Nahme der Geliebten, diese schaudert freudig auf, sie erkennt seine Stimme. „Er ist's!" ruft Julie, „er streckt die Arme liebend nach dir aus!" — Da zerreißt der Blindheit Schleyer, denn:

„Wenn ein Gefühl mit solcher Allgewalt
Das Herz durchzuckt, daß selbst die todten Nerven
Es aus dem Schlaf aufschüttelt, flieht der schwarze Staar." —

Camilla öffnet die Augen, erblickt den Liebling ihres Herzens, doch in seinem Blut — ermordet! — und sinkt entseelt an seiner Seite nieder.

Was diesem dramatischen Gedicht einen hohen poetischen Reiz verleiht, ist der darin enthaltene Sinn, der gleichsam den Anfangspunkt der tragischen Handlung bildet: daß der Frevler am Heiligthum der Kunst den Arm der rächenden Göttinn zu seinem Verderben waffnet. Verfolgen wir die Kette der Begebenheiten nun bis zu dem Endpunkt, so zeigt sich uns eine erhabene Dulderinn, die, nachdem sechzehnjährige Nacht die Augen ihr umdunkelt und der Strahl des himmlischen Lichts nur in ihrem Innern leuchtete, die Sehkraft wieder erhält und den Geliebten erblickt, dessen Hingang sie vor kurzem noch beweinte, um die schnell geöffneten Augen in Todesnacht zu schließen und mit ihm zur ewigen Verklärung einzugehen. Diese Idee ist neu und sinnreich. Erhabne Rührung gesellt sich dem Entsetzen ob der begangenen That der wilden Rache bey, und lähmt ihren Stachel. So geschieht uns, wenn wir den Ausgang für sich allein betrachten; anders freylich stellt sich's dar, wenn man sich geneigt fühlt, die hochtragische Wendung als eine Folge langer Vorbereitung und des absichtlichen Schweigens anzusehen; denn um eine solche Auflösung herbey zu führen, scheinen wirklich Alle sich das Wort gegeben zu haben, mit der Wahrheit nicht heraus zu rücken, und der Graf verspart ausdrücklich die Erklärung bis auf den andern Tag. Fahren wir indessen fort, die Schönheiten dieses Werkes zu beschauen; ein solches und ein solcher Dichter können es gar wohl vertragen, daß man auch den Blick auf ihre Mängel wirft; sie dürften das Gegentheil vielmehr für Geringschätzung oder Mißtrauen halten. Dieser Vorwurf ist aber auch der bedeutendste, der sich dem Bild entgegenstellen läßt. Zwischen jenen beyden angegebenen Punkten bewegt sich die Handlung, von dem Schleyer der höchsten poetischen Anmuth umflossen, in ruhiger Klarheit und dennoch reich an mannigfaltigen Verknüpfungen dahin; Aufmerksamkeit und Theilnahme werden stets von neuem angeregt, wir glauben das Folgende aus dem Vorhergehenden immer zu errathen, wir suchen bald in dem gefühl- und phantasiereichen Spinarosa den zärtlich liebenden und treu geliebten Lenz; durch die Decken des verhüllten Bildes dämmert furchtbar drohend sein Schicksal uns entgegen, nur das Ende bleibt noch im Dunkeln liegen. Der blühenden Einbildungskraft des Dichters wandelt die Besonnenheit überall zur Seite, und man muß den gehaltenen Charakter des ganzen Gemähldes von Anfang bis zum Schluß bewundern, indem nur hier die tragische Erhebung auf's höchste

steigt, obgleich der tragisch wirksamen Momente mehrere sind, deren jeder, nachdem er diese oder jene Stimmung des Gemüths besonders in Anspruch nimmt, in einer lieblich angemessenen Farbenmischung prangt. Selbst jenes wunderbar scheinende, wiewohl auf die natürlichste Weise entstandene Ereigniß, daß die Blinde durch gewaltsame Erschütterung ihrer Nerven wieder sehend wird, sollte uns nicht gleich einem Wunder überraschen, daher hat der Dichter schon im ersten Akt, wie die mehrmahls angezogne Stelle zeigt, darauf vorbereitet; und so wäre hier nichts dem Laufe der Natur Widersprechendes, nichts eigentlich Wunderbares, als etwa die bestimmte ärztliche Vorhersagung eines solchen Augenblicks. Mit welcher Zartheit und Tiefe des Gefühls ist nicht überall die Liebe geschildert! wie bedeutsam und ergreifend stellen die Verhältnisse der Liebenden sich dar! schon in jener Ahnung der Nähe des geliebten Freundes, sobald Camilla wieder Kunde aus dem heimathlichen Zauberland erhält, und mit der Bothschaft auch des Südens mildere Lüfte ihre Brust umwehen. In rastloser Sehnsucht, in dem regen Spiel wehmüthiger Erinnerungen und lieblicher Träume der Vergangenheit kündigt jenes ahnende Gefühl sich an. Eben so wirkt die Gegenwart der Unvergeßlichen auf den Mahler, dessen Herz in immer wachsender Unruhe sich bewegt, als er ihr Bild vollendet, unwissend, daß sie selbst, die Vielgeliebte, vor ihm sitzt. Von Gefühlen überwältigt, will er sich schnell entfernen, und sie erkennt den leisen Klang der Tritte, womit der Glückliche vor Zeiten, in verschwiegenen Nächten, durch den öden Kreutzgang in ihre Arme flog. — Sie erkennt ihn noch nach sechzehn Jahren! — So ungemein dichterisch dieser Gedanke ist, so leuchtet dennoch auf der Scene die Unwahrscheinlichkeit zu sehr in's Auge. Er würde sich trefflich ausnehmen in einem Sonnett, Madrigal, oder in einer Canzone, und selbst wirksamer seyn, als hier im Zusammenhang der dramatischen Handlung. Warum erkennt sie seine Stimme, *er* die ihrige nicht, obgleich die fremde Sprache auch dem Ton etwas Fremdartiges leihen mag? — Dennoch gibt es einen Grund *dafür*, nähmlich die gereizte Stimmung dieser Blinden und ihre besonders jetzt geschäftige Phantasie. Eine tiefe Rührung bringt die Zusammenstellung der Liebenden in der idyllischen Scene am Schlusse des dritten Akts hervor, wo Camilla zuerst bey ihrer Freundinn nach dem Aussehen des Mahlers forscht, der in der Ferne heimlich vor der Staffeley sitzt; dann bey dem Klang des Alp-Horns, dem Läuten der Abendglocke und der Aussicht auf das im Schimmer der Abendsonne strahlende Schweizergebirg, während sie sich allein glaubt, die Sehnsucht ihres Herzens in lyrischer Bewegung frey dahin strömen läßt:

„Ich hab' euch gesehen, ihr schönen Gebilde,
Eh' mich noch die ewige Nacht umfing."

Und endlich als die wehmüthig Schwärmende gleichsam in den rosigen Duft des Abends hinaus ruft:

„Antonio, auf welchen fernen Wegen
Führt *dich* der Abend jetzt heim in's Thal? —
Wer tritt aus *deiner* Hütte dir entgegen? —
Wer würzt mit Liebe dir das Mahl?" —

Es wurde oben der Ausdruck: lyrische Erhebung gebraucht, die auch in der Deklamation sich zeigen muß. Dieß führt uns auf die Darstellung, die wir sogleich berühren werden, wenn vorher noch etwas über die Charaktere selbst gesagt worden ist, weil alsdann die Beurtheilung der Darstellenden leichter in die Augen fallt. In einer schön geordneten, mahlerischen Gruppe stehen die Personen dieses Trauerspiels zusammen. Der Charakter des *Grafen* ist der imposanteste; ein edler, würdevoller, fester und doch gefühlvoller Mann, zu jedem Opfer willig, wenn es die Tugend fordert, und ohne Ostentation. Ihm gegenüber stellt sich der *Marchese di Sorrento* dar, der unstreitig die Beurtheilungskraft des Darstellenden am meisten in Anspruch nimmt. Stolz und Härte, Rachsucht und Gemüthlichkeit, Besonnenheit und Übereilung mischen sich

zu einem Wesen, das schwer zu behandeln ist, und dessen Handlungsweise überall Widerspruch finden muß. Eines Schwiegersohnes wegen, der immer dem Gesetz verfallen war, und den er nicht wohl lieben konnte, verfolgt er noch nach sechszehn Jahren mit Ingrimm den unbekannten Verfertiger eines Bildes, das auf jedem möglichen Wege als Zeuge gegen ihn eher an das Hochgericht kommen konnte, als auf dem angenommenen, und dessen treue Ähnlichkeit dem Mahler nicht zu größerem Vorwurf gereichen kann, als es die Stümperey vermöchte; meuchlerisch überfällt er endlich den muthmaßlichen Urheber und stößt ihn nieder, er, der Tages vorher mit Vorbedacht und Sorgsamkeit den Mahler zu einer Lüge zu bereden suchte, wodurch er in der Tochter Herzen die jahrelange, treue Liebe zu vernichten wähnt. Auch jetzt noch maßt er sich Gewalt über die Leidende an; der Gedanke, einen talentvollen Künstler, den er selbst in Ehren hält, seinen Schwiegersohn zu nennen, empört ihn, und doch sandte er den Enkel nach Wälschland in die Mahlerschule. — Genug! Es gibt ein Mittel diese Widersprüche zu vereinigen, der Dichter hat selbst die Hand gebothen, und der darstellende Künstler gab uns von der Möglichkeit einen triumphirenden Beweis. Mit sich selbst im Widerspruche bildet dieser Charakter, dennoch mit den übrigen zusammengenommen, von allen Seiten treffliche Vereinigungspunkte.

Ein liebliches Wesen zeigt sich uns Camilla. Dem Dichter ist es gelungen, ihrer Blindheit ungeachtet, die durch fünf Akte weit eher lästig werden müßte, sie äußerst interessant zu halten, sowohl durch ihre Stellung zum Vater und Geliebten, als früher schon durch das Geheimnißvolle ihrer Beziehung zu dem Mahler. Ihre sanfte Schwermuth, die unauslöschliche Anhänglichkeit ihres Herzens, ziehen eine stille Glorie um sie her. Die Außenwelt ist ihr verschlossen, zu den Sternen schwingt sie sich empor, nur die Erinnerung ihrer ersten Liebe und die Muttertreue scheinen sie noch an das Irdische zu fesseln; von ihnen spricht sie gern und theilt sich warm und offen jedem mit.

Ein echt künstlerischer Geist belebt den Mahler Spinarosa, der mit hochfliegender Phantasie und einem tiefen Gemüth begabt ist. Seine erste Liebe blieb ihm für das ganze Leben, sie ist der freundliche Genius, der den unvergänglichen Zauber über seine Werke haucht. Sein Herz neigt sich zur Schwermuth, die Begeisterung trägt ihn empor; um in sich selbst nicht zu versinken, muß er kräftig sich an jene halten, damit er immer höher stehe, als andere rein menschliche Naturen um ihn her, und der göttliche Funke nicht in ihm erlösche.

Sein Ebenbild ist Leonhard, mit edlem Sinne und feuriger Einbildungskraft ausgestattet, würdig, dem Meister in das Heiligthum der Kunst zu folgen; weder Knabe noch Mann, sondern mitten inne stehend; voll kindlicher Dankbarkeit und männlichem Muth, der ihn entschlossen macht, Allem zu entsagen und Alles zu entbehren für die Kunst.

Julie, die Beschützerinn der Liebe, die tröstende Freundinn, die Vermittlerinn zwischen Allen, steht ernst und ruhig an Camilla's Seite. Der Kastellan im Hintergrund; ein düstres, unheimliches Wesen, mit fester Hand gezeichnet, und darum wahr an diesem Orte, weil er gehalten ist, weil sein erstes Wort ihn also ankündigt, wie er im Augenblicke der blutigen That noch vor uns steht, bis auch das zweyte Opfer schuldlos fiel.

Die Diktion ist glänzend und gediegen, bildreich, ohne Überspannung; jedes Bild steht an der rechten Stelle, entsprossen von der Fülle einer lebendigen Einbildungskraft, und mit meisterlicher Hand vollendet. Diese blühende Hülle, die sich um den Stoff verwebt, die Härten mildert und das Rauhe ebnet, ist der Sphäre angemessen, worin die Handlung sich bewegt, dem Reiche der bildenden Kunst. Nicht alle Verse sind rein, doch der größte Theil ist trefflich.

Der Graf (Hr. Koberwein) wurde zwar nicht in dem eigentlichen Ton gehalten und löste sich zu sehr in Sentimentalität auf; aber auch in dieser Stimmung wußte der Künstler dem Charakter Eindringlichkeit zu verschaffen und ihn endlich in einen Brennpunkt zu bringen, wo er durch schnell auflodernde Flammen (IV. Sc. des V. Akts mit Julie) geläutert, und wenn gleich wieder etwas zu sehr über sich selbst erhoben,

nur desto kräftiger wirken mußte. — Hr. Anschütz lieferte als Marchese ein Kunstgemählde, das den Darsteller in die Reihe der würdigsten Künstler erheben würde, wenn ihm nicht früher schon sein Platz dort angewiesen wäre. Alles, was uns in diesem Charakter zweydeutig scheint, berichtigte er, hob die vortheilhafte Seite mit bewundernswürdiger Sicherheit hervor, und brachte in die, der Vereinigung und Milderung widerstrebendsten Theile, Einheit und Wohlklang. Der kleinste Zug verrieth Studium, und der schwierigste in der Ausführung zeigte glückliches Gelingen. — Die tiefe Gemüthlichkeit und den Edelsinn des Mahlers stellte Hr. Korn überall einleuchtend dar; die glühende Phantasie und die innere Lebenskraft des bildenden Künstlers, der sich leicht und rasch über die Schranken erhebt und aus der Verdüsterung schnell hervortritt, wurde weniger zur Anschauung gebracht. Jener Theil aber wirkte mit Herz durchdringenden Tönen und Zügen. Einzelne Stellen im Vortrag der Verse folgten auch hier in gleich gemessenen Abschnitten häufig auf einander und erhielten den Anklang einer bloß deklamatorischen Bewegung. — Mlle. Weber gab den Leonhard mit mehr Innigkeit als jugendlich feurigem Sinn, der den aus dem Knabenalter kühn empor strebenden Jüngling bezeichnet. Wenn eine junge Schauspielerinn in die Persönlichkeit eines jungen Menschen übergehen soll, so findet sie immer noch zu viel Ähnliches darin mit ihrer eignen, als daß es ihr gelingen könnte, eine von der andern ganz zu trennen, um auch noch ein Gepräge charakteristischer Verschiedenheit anzunehmen. Man muß hier die Forderungen im Voraus beschränken. — Camilla wurde mit Grazie, doch im Ganzen etwas zu leidend dargestellt und dadurch der idealen Welt zum Theil entzogen, der sie um so mehr angehört, da ihren Augen die wirkliche geschlossen ist. Stilles Dulden und Ergeben, das schöne Eigenthum der Frauen, geziemt im hohen Grad auch dieser; dazu gesellt sich noch die süße Schwärmerey des Herzens, die ihr Verklärung leiht. — Mlle. Hruschka verdient als Julie Auszeichnung. — Der Kastellan (Hr. Reil) genügte wohl in manchen Stücken, doch fehlte noch besonders ein fester und bestimmter Umriß.

Anzeige.

Durch Freyh. v. Mednansky gütigst aufgefordert, zu dem, von ihm und Freyh. v. Hormayr herausgegebenen historischen Almanach beyzutragen, forschte ich nach unbekannten Volkssagen und war so glücklich, eine von echt poetischem Gehalt aufzufinden, die ich in einem Gedichte: Willitanz für den Jahrgang 1822 dieses Taschenbuches vorbereitete. Das Manuskript kam zufällig in mehrere Hände, und einige Dichter wurden von dem Reichthum des Stoffes so ergriffen, daß sie ihn ebenfalls poetisch behandelten. Da nun diese Bearbeitungen, die eine im magyarischen Taschenbuch, die andere in der Aglaja für 1822, also gleichzeitig mit der meinigen erscheinen werden, und diese leicht an Vollendung übertreffen möchten, so habe ich hiemit meinem Willitanz nur das Vorrecht der Anciennität sichern wollen.

Berichtigung.

In Nr. 99 dieses Blattes Seite 836, Zeile 10 v. u. lese man welche statt welches.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 30. August 1821.

104

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k.k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im Juny 1821.

(Fortsetzung.)

Um nicht wieder von einem andern Gegenstande abgezogen zu werden, eile ich Ihnen die jüngst versprochene Beschreibung der Tonara nachzuhohlen, die Sie vielleicht unterhaltender finden werden, als meine Ausfälle gegen die armen Bonachi's.

Die Einladung also, welche wir zur Thunfischerey erhalten hatten, war zu einer der königlichen Tonaren zu Solanto, dem alten Solentum, unfern der Bagaria, wo an einer Landspitze ein eigenes, recht artiges Lustschloß, Beamten-Wohnungen, Magazine ꝛc. erbaut sind. Die Netze werden schon einige Tage früher ausgelegt, sie bilden, wie es Ihnen vielleicht schon bekannt seyn wird, mehrere Kammern, von welchen die letzte die Camera di Morte genannt wird. Sobald man eine hinreichende Menge von Fischen eingegangen glaubt, welche auf das geringste mehr als 100 Stücke beträgt, so verkündet eine rothe Flagge, die auf einen Thunen an der äußersten Landspitze aufgesteckt wird, allen Käufern der Umgegend, daß sie sich auf dem Platze einzufinden haben. — Als wir am Orte anlangten, versicherten uns die Oberaufseher und Beamten, daß man einen reichen Zug zu machen hoffe, und daß wenigstens 2 bis 300 Fische in's Netz gegangen. Wir stiegen nun in ein großes Ruderboth, und fuhren ungefähr zwey Miglien in die See hinein, wo wir schon eine große Menge von Barken, Lanzien und kleinern Schiffen, auf denen es von Menschen wimmelte, in einem weiten Kreise sich geschäftig bewegen sahen. Die See war etwas bewegt, doch immer noch ruhig genug unser Vergnügen nicht zu stören. — Als wir ganz nahe herangerudert waren, stiegen wir aus dem Bothe auf ein größeres Schiff in der Länge von ungefähr 12 bis 15 Kl., auf dem ein Gerüste mit Geländern, Bänken, Teppichen und Kissen für die Zuseher aufgeschlagen war, und welches fest auf einer Stelle von mehreren Ankern lag. Zu jeder Seite, und gegenüber des Schiffes war wieder eines, ungefähr von derselben Größe, und zwischen diesen

eine Menge kleiner Schiffe und Nachen, auf allen zusammen mochten zwischen 4 bis 500 Menschen, Männer und Knaben, vertheilt seyn, die beschäftiget waren, die Netze aufzuziehen, die man an starken, von Seegras geflochtenen Stricken mit großer Anstrengung emporzog. Allmählig im Verhältniß als die Netze eingezogen waren, rückten die Schiffe sich näher, so daß zuletzt alle kleineren aus dem Kreise hinausgedrückt, und endlich nur die vier Hauptschiffe, die jetzt ein Viereck bildeten, zurückgeblieben waren. Bis zu diesem Augenblicke hatte man noch keinen Fisch wahrgenommen, und wir Unkundige meinten schon, man habe uns mit dem gerühmten Fange zum Besten gehabt. Jetzt aber ward man in der dunkelblauen Tiefe einige und immer mehrere und mehrere Thiere gewahr, die so, wie der Raum sich verengte, in dem sie sich eingeschossen fühlten, schnell wie Blitze durch einander zuckten. Die Netze, in welchen der Thun gefangen wird, sind nichts weniger als besonders stark, und ein Thun, der oft 4 bis 5 Zntr. wiegt, und mit dem Schlag des Schweifes Arme und Beine zu zerschmettern vermag, würde sie mit Leichtigkeit durchbrechen; allein das Gefühl in seiner Schnauze ist so äußerst zart, daß er von dem leisesten Anstoß zurückflieht, daher die Fischer nur die einzige Sorge tragen, daß kein Schwertfisch, Spada, mit in das Netz gerathe, das dann unfehlbar von diesem zerrissen, und der ganze Fang zerstreut seyn würde. — Das Gewimmel in der Tiefe ward immer stärker, und jetzt eigentlich kam der Moment heran, der von dem ganzen Schauspiel der schönste und überraschendste ist. Mit einem Mahle wühlt sich die ganze Tiefe im ungeheuersten Aufruhr auf, ein weißer Schaum, der den Abgrund bedeckt, spritzt hoch empor, und mitten in der glänzenden Fluth tauchen von allen Enden die schwarzen Thiermassen auf, peitschen wüthend die Wogen, rasen nach allen Seiten, fahren wieder pfeilschnell in die Tiefe, und schnellen Ströme von Wasser in die Schiffe, die von den Schlägen zittern, mit denen sie ihre schwankenden Kiele treffen. Umsonst denken Sie sich fünfthalbhundert so gewaltige Geschöpfe in einen Raum zusammengedrängt, von dem wir selbst nicht begreifen konnten, wie er sie zu fassen vermochte. Wie lebhaft Ihre Vorstellung auch seyn mag, sie kömmt der Wirkkeit nicht nahe. Alle unsere Erwartungen waren durch den Anblick weit übertroffen. Es ist eines der Momente, wo man so stolz die Überlegenheit des Menschen über die Mitbewohner seiner Welt erkennt, die in Schrecken und Furcht, wenn auch an physischer Kraft weit überlegen, dennoch dem erhabenen Vorrecht seines Geistes huldigen. —

So wie die geängstigten Thiere sich einem Schiffe nähern, beginnt die Jagd derselben mit Lanzen und Harpunen, die mit starken eisernen Haken versehen sind, und mit denen man den Fisch an den Bord zu ziehen trachtet. Ich bewundre dabey die Behendigkeit und Kühnheit der Fischer. Ich habe eben zuvor erwähnt, daß der Thun eine ungeheure Schnellkraft besitzt, und eben sowohl mit dem Schlage seines Schweifes Knochen zu zertrümmern, als, wenn er den Körper des Menschen träfe, diesen zu tödten im Stande sey. Wenn daher der Fisch mittelst der Harpunen so weit auf den Rand der Barke gebracht ist, (welches immer mit dem Kopfe zuerst geschieht) daß er mit den Händen an den Bauch- und Rückenflossen zu erfassen ist, so schleudern die Fischer ihn, indem sie sich zugleich schnell auf den Boden des Schiffes niederbücken, mit unglaublicher Gewandtheit über ihre Köpfe weg, in den untern

Raum des Schiffes, so daß ein Unfall zu den seltensten Ereignissen gerechnet wird. Ein einziger Fischer ward durch seine Unvorsichtigkeit, mit der er sich einen Fisch, den er schon halb getödtet glaubte, zu nahe kommen ließ, von diesem über Bord geschnellt; da er außer der Taufe völlig unbeschädigt davon gekommen war, so diente sein Mißgeschick nur die allgemeine Lustbarkeit zu erhöhen. Zum Beweise, welche Kraft der Thun noch besitzt, wenn er schon einige Minuten außer dem Wasser, durch Blutverlust und Wunden erschöpft im Schiffsraume liegt, diene noch, daß einer derselben mit einem Streich den starken Tragbaum des Gerüstes zertrümmerte, auf dem wir standen, und es jedes Mahl mit 40 bis 50 Personen, die darauf befindlich waren, von jedem Schlage bis in seinen Grundstützen erschüttert ward. — Die See war jetzt im eigentlichen Sinne des Worts mit Blut gefärbt, betäubend schallten von allen Seiten die Schläge der zappelnden Thiere, und das Geschrey der arbeitenden Menge, und ich gestehe, daß von jetzt an auch das Schauspiel an seinem Werthe für mich verlor. Die Qual der gefolterten Geschöpfe, die blutgetünchten Gewände, Arme und Gesichter der Fischer, die Sorge, in der man bey aller Geschicklichkeit dennoch für sie schwebte, wirkte unangenehm auf das Gemüth. Anderthalb Stunden dauerte das Gemetzel, alle Schiffe waren so gefüllt, daß man nicht mehr wußte, wo die zuwachsende Beute hinzubringen. Endlich waren nur noch einige Verwundete übrig, die sich in der Tiefe verborgen hatten; Taucher warfen sich jetzt über Bord und trieben sie in die Höhe, der Boden des Netzes erschien auf der Oberfläche des Wassers und der Fang war geendet. Gegen 500 Fische hatte man an Bord der Barken gebracht.

Wir ruderten an das Land zurück, um das weitere Verfahren mit anzusehen, und die übrigen Schiffe, die mit ihrer Last kaum mehr die See halten konnten, von den kleinern Nachen fortgeschleppt, folgten in einiger Entfernung; in der Zwischenzeit, bis zu ihrer Ankunft, unterhielten wir uns, das Lustschloß des Königs anzusehen, das eine herrliche Aussicht gegen Termini, Bagaria und die See darbiethet. Der König, während seines Aufenthalts in Sicilien, ermangelte nie, dem Thunfange beyzuwohnen, von dem er ein eben so leidenschaftlicher Liebhaber, als bekannter Jagdfreund ist. Man erzählte uns, daß er einen so richtigen Blick sich eigen gemacht, im ersten Augenblicke die Menge der in's Netz gegangenen Fische bis auf das genaueste zu bestimmen, daß er oft auch nicht um einen gefehlt habe. Auch jetzt wird ihm jedes Mahl der Anfang einer Tonara und der Ausschlag, den sie gehabt, durch den Telegraphen bekannt gemacht. Die Schiffe waren indeß an das Land gekommen, und man fing an, die Fische unter einen Pavillon zu ziehen, um den sich die Käufer versammelt hatten. Jene, die nicht augenblicklich verkauft werden, haut man ohne Zeitverlust in große viereckige Stücke, und salzet sie in Fässern ein; alles am Thun ist brauchbar. Am geschätztesten sind aber die Stücke am Nacken und die Milch des Fisches. Das Rotollo, ungefähr $^5/_4$ unsers Pfundes, wird mit 10 bis 15 Bajocks gezahlt, so daß ein größerer Fisch zwischen 70 und 80 fl. zu stehen kömmt. Der ganze Betrag des heutigen Fanges war auf 8 bis 900 Dukati, 13 bis 1400 fl. angeschlagen worden. Der Käufer, der sich einen Fisch ausersehen, schneidet mit seinem Messer das Stück seines Flosses ab, das ihm, wie der Koupon einer Banknote dienet, seine Wahl

wieder zu erkennen, und gegen fremde Ansprüche zu behaupten. Nicht selten gerathen sie in Streit, der zuweilen auch blutige Folgen nach sich zieht. Ich sah zwey solche Kerls mit gezückten Messern und mit den gräßlichsten Geberden sich um ihre Beute zanken. Es waren ein Paar wahrhaft eingefleischte Teufel, und ich glaubte jeden Augenblick einen oder den andern in seinem Blute zu Boden stürzen zu sehen. Wer den Ausdruck der Leidenschaften in seinem höchsten Ausdruck studieren will, der komme hierher, es wird ihm an reichlicher Gelegenheit nicht fehlen; wer sich aber irgend einen ästhetischen Genuß zu schaffen hofft, der bleibe ja weg, denn jeder wird durch den Anblick solcher Scenen, oder wenigstens durch die ekelhafte und dreiste Zudringlichkeit der Bettler darin auf die widrigste Weise gestört werden. Auch wir sahen uns, als wir einige hundert Schritte weit zu unserm Wagen gingen, von ganzen Scharen der letztern, Kinder, Weiber und Männer, umringt, die uns nicht nur mit Geschrey verfolgten, sondern uns an den Kleidern, an den Armen und Händen festhielten. Vergebens warfen wir ihnen jeder mehrere Geldstücke zu, um sie vom Halse zu bekommen; sie balgten sich einige Augenblicke darum, um uns dann nur noch heftiger und zahlreicher zu verfolgen. Die compagnia d'armi, die uns zur Begleitung gedient hatte, mußte sich endlich ins Mittel legen und aus einander treiben, aber auch dieses gelang nur zum Theil, und wir dankten dem Himmel, als wir endlich im Wagen saßen, und der rasche Galopp unserer Maulthiere uns dem scheußlichsten Gueusenbunde entführte, den man in der Welt wieder zu treffen vermag.

Ich würde Ihnen vergebens ein treues Gemählde von dem Bettlerwesen in diesem Lande zu entwerfen trachten. Ich war jüngst nach Monte reale gefahren, um einige Merkwürdigkeiten daselbst anzusehen; als ich aus dem Wagen stieg, trat ein so anständig, und sogar elegant gekleideter Mann zu mir, daß ich seinen Gruß mit der zuvorkommendsten Achtung erwiedern zu müssen glaubte, und bereitwillig mit ihm zur Seite trat, als er mir etwas im Vertrauen mittheilen zu müssen versicherte. Mit beyspielloser Unverschämtheit erzählte er mir nun, er sey nach Monte reale gekommen um daselbst eine Summe Geldes zu erhalten, da ihm aber dieses fehlgeschlagen, so hoffe er, ich werde ihm ein kleines Geschenk nicht versagen. — Mit wahrhafter Beklemmung vor den kleinen Annehmlichkeiten, die man allenfalls davon tragen könnte, drängt man sich an öffentlichen Orten durch die Gruppen, deren ekelhafte Blöße kaum durch die scheußlichsten Lumpenhüllen bedeckt wird; sie belagern alle Kaffehbuden, Kirchen, Häuser, und nichts ist im Stande, sie zum Weichen zu bringen. Unbegreiflich bleibt es mir, womit diese Menge sich nährt, denn kaum erinnere ich mich, einen Eingebornen gesehen zu haben, der ihnen ein Almosen gereicht hätte. Aber so lieb ist dem Volke seine Trägheit, sein Schmutz und seine Lebensart, daß es lieber mit dem Hunger, als mit irgend einer Anstrengung kämpft. Nur so kann man sich die wirklich ungeheuern Preise des Arbeitslohnes zur Bevölkerung, und die Tausende von mittellosen Müßiggängern erklären. Sechs Tari oder 1 fl. C. M. unsers Geldes ist der gewöhnliche Taglohn, der nicht selten, wie man mich versicherte, bis auf 1 Pezzo oder 2 fl. steigt. Zur Zeit der Anwesenheit der englischen Truppen soll dieses noch um ein großes auffallender gewesen seyn. — Übrigens würde man den Sicilianern unrecht thun, wenn man ihnen noch einen Vorzug in dieser schönen

Eigenschaft vor den Neapolitanern zugestände. Ich erinnere mich, daß einer meiner Bekannten, als er zu Neapel ankam, einige Lazaroni, die vor dem Thore seines Gasthauses standen, ansprach, um eine angemessene Belohnung seinen Reisekoffer und sein übriges Gepäcke nach seiner Stube zu bringen. Avete fame? fragten sie ihn, und als er die unerwartete Frage verneinend erwiderte, antworteten auch sie ihm spottend: e bene anche noi non abbiamo fame, und gingen davon. — Noch muß ich Ihnen als Gegegenstück, eine kleine Geschichte des jungen Fürsten T... erzählen, der Italien und Neapel zum ersten Mahle zu sehen Gelegenheit hatte. Wir waren zusammen nach dem Theater Fondo gegangen, als hart vor dem Eingang des Schauspielhauses ein dumpfes, schmerzliches Gebrüll nahe an unsern Füßen uns stutzen machte. Es war ein ganz nackter Mensch, der höchst kläglich ächzte und heulte. Wir fragten die Umstehenden, was dieses zu bedeuten habe, und erhielten ganz kalt die Antwort: é un Lazarone che muoje di fame. Mein junger Freund entglühte von deutschem Mitgefühl und deutschem Edelmuth. Er ließ ein Paar Träger herbeykommen, den Elenden auflesen, in eine nahe Schenke bringen, ließ ihm Suppe, Brot und Wein reichen, aus den nächsten Buden Wäsche und angemessene Kleider bringen, gab ihm eine nicht unbedeutende Summe Geldes, und ging dann mit vollem und zufriedenem Herzen über seine That davon. Mit Erstaunen sah ihm das Volk, das sich zugedrängt hatte, nach, und ich, so wenig ich einer edeln Handlung Grenzen setzen wollte, den Ausgang ahnend, lächelte zu dem Eifer des Jünglings, und zu der Überzeugung, die er so stolz mit sich nahm, einem Menschen das Leben und die Möglichkeit seiner Selbsterhaltung gerettet zu haben. Absichtlich führte ich ihn am nächsten Abend wieder nach Fondo. Schon in der Ferne hörten wir das Gebrülle wieder, und als wir herankamen, lag derselbe Mensch, so nackt wieder, wie am Tage zuvor an den Stufen des Einganges und eine andere Ungestalt las die Bajocchi für ihn auf, die zuweilen einer der Vorübergehenden ihm hinwarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mähr vom Riesen.

Ein Beyspiel.

Nach einer altdeutschen Dichtung des XIII. Jahrhunderts.

Von Julius Max Schottky.

Zwölf Männer kamen einer Zeit
In einen Wald voll Dunkelheit,
Und gingen irr' darinne,
Sich selbst zum Ungewinne.
Sie eilten weiter unbedacht,
Und sahen da in Waldes Nacht
Ein Feuer lodern ziemlich fern,
Zu dem sich alle wandten gern.
Ein Haus gewahrten sie da steh'n,
Und drin ein Weib gar fein und schön,
Doch wie in's Haus sie kamen,
'N Riesen sie vernahmen
Vor sich im dunkeln Walde,
Der lief herbey gar balde

Mit fürchterlichem Schalle,
Daß sie verzagten alle.
„O weh mir!" sprach das Weib,
„Mein Mann nimmt euch den Leib;
Verkriecht euch auf den Gaden,
Nicht will ich euren Schaden,
Ich hälfe gern, ach wüßt' ich wie?"
Sie folgten, doch nicht ohne Müh'! —
Als jetzt der Ries' nach Hause lief,
Das Weib er zorniglich anrief:
Wo denn die Menschen wären; —
Sie wollt's zum Guten kehren,
Und sprach: „'s ist Niemand hier!"
Er schrie: „Und lügst du mir,
Gar bald werd' ich's gewahr!"
Er suchte hin und dar,
Und sah sie endlich oben steh'n.
„Ey," rief er, „das ist gar zu schön!
Werft Einen mir hernieder
Zum Fraß, nichts hilft dawider,
Es ist sonst euer Aller Tod!"
Sie thaten, wie er es geboth:
Der Schwächste unter allen
Mußt' vor den Recken fallen, —
Den nahm der Fresser ohne Maß
Sich alsogleich zum Abend-Fraß;
Und zornentbrannt schrie wieder er:
„Gebt auf der Stell' noch einen her!"
Dagegen nichts zu sagen war,
Er fraß auch den mit Haut und Haar,
Daß wenig mehr gesehen ward.
„Nun müßt ihr alle an die Fahrt,"
So sprach das Ungeheuer.
Er briet sie bey dem Feuer,
Ließ Einen sich und Einen geben,
Und kürzte ihnen so das Leben,
Verschonet wurd' da Keiner.
Jetzt war nur lebend Einer,
Den hieß er bald heruntergeh'n.
„Das soll wohl nimmermehr gescheh'n!"
Rief zitternd schnell der arme Mann.
„Auch selber ich dich hohlen kann,"
Sprach er, „ich muß dich noch verzehren!"
„Um meinen Kopf will ich mich wehren!"
Schrie der vom Boden bald herab.
„Jetzt ist's zu spät, du dummer Lapp,"
Entgegnet ihm der Recke schnell;
Wie ihr noch zwölfe war't, Gesell,
Da hätt' dein Wehren dich geschützt,
Indeß es jetzo dir nicht nützt.
Es hat dein Kämpfen keinen Sinn!"
So stand er auf und fraß auch ihn *).

(Altdeutsche Wälder III. 178.)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Moral dieses Gleichnisses liegt so nahe, daß ich sie, ohne dadurch groß verantwortlich zu werden, wohl füglich weglassen kann.

Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung.) London.

In Kings-Theater wurde am Sonnabende ein neues Ballet producirt, unter dem Titel: Nina, oder: La Folle par Amour. Es ist eigentlich von der königl. Akademie der Musik in Paris herüber gewandert und Ihnen vielleicht von dort her schon bekannt; also nur mit ein Paar Worten das ziemlich interessante Geschichtchen: Nina, die Tochter eines französischen Edelmannes, ist einem jungen Offizier versprochen, welcher noch keinen hohen Rang hat. Indessen bewirbt sich bald der Sohn eines Generals um ihre Hand. Die Ältern brechen daher ihr gegebenes Wort und versprechen sie nun diesem reichen Liebhaber. Dieses hat eine Herausforderung der beyden Nebenbuhler zur Folge und der Sohn des Generals wird verwundet. Der Offizier, welchen Nina wirklich liebt, wird von ihrem Vater verabschiedet, stürzt sich aus Verzweiflung in die See, und man hört nichts mehr von ihm. Dieser Schlag ist für Nina zu heftig, ihre Vernunft erliegt unter demselben. Vergebens sind alle Versuche, sie wieder zu heilen, als ganz unerwartet ihr der geliebte Gegenstand zurück gegeben wird, wodurch sie sogleich wieder zu Vernunft kommt.

Von diesem Inhalte nun ist ein glänzendes Ballet komponirt, das sich in der That von allen auf's vortheilhafteste auszeichnet, die neuerlich hier erschienen, und gleichsam eine neue Periode beginnen dürfte. Auch wurde es ganz brav ausgeführt. Mlle. Noble als Nina, Hr. Albert als ihr Liebhaber, zeigten ihre Kunst in hoher Vollendung. Nur schienen mir die Tänze, die bey der ersten Vereinigung der Liebenden Statt finden, etwas zu sehr in die Länge gezogen. Auch die andern Tänzer: Melanie, Varennes, Mangin, Leblond ꝛc. thaten dießmahl ihr Möglichstes. Die Musik ist von Persuis und den verschiedenen Situationen trefflich angepaßt. Das Haus war ungemein voll.

Es bildet sich gegenwärtig eine königliche Literatur-Gesellschaft hier, welche in ihrer Einrichtung viel Ähnlichkeit mit der Pariser Académie des Belles Lettres haben wird, und worüber ich zu einer andern Zeit mehr berichten werde.

Die Anzahl der Pairs von Großbritannien (ohne die Bischöfe) ist 500. Davon sind 56 als Hofleute oder Höflinge zu Pairs erhoben; 19 als jüngere Brüder des Adels; 39 als Staatsmänner; 16 als Diplomatiker; 17 in der Marine; 57 im Militär; 39 bey ähnlichen Ämtern angestellte und 227 durch den Einfluß ihres Vermögens ꝛc. 92 von jener Anzahl sind jetzt Junggesellen, 64 Witwer und 344 verheirathet. Von den 408 Verheiratheten und Witwern sind 99 ohne Kinder und die Übrigen (309) haben gegenwärtig 755 Söhne und 703 Töchter.

Der rühmlich bekannte Reisende Belzoni hat nun seine prachtvolle Darstellung des ägyptischen Grabmahls (wie er es nennt) oder den Pallast des ägyptischen Königs und Kaisers Psammis eröffnet. Zuvor hatten bereits der Herzog von Sussex, der Prinz von Coburg ꝛc. diese außerordentliche Ausstellung besucht. In der That scheint mir dieser Gegenstand werth, daß ich Ihnen davon eine ausführlichere Beschreibung mittheile.

Bullocks große Halle in Piccadilly (eine unserer schönsten Straßen) wurde für die beyden Abtheilungen eingerichtet, woraus das von Belzoni entdeckte Grab besteht, welches aus dem kalkartigen Felsen zu Theben gehöhlt wurde. Eine Erzählung dieses merkwürdigen Ereignisses findet sich weitläufig in seiner Reisebeschreibung. Diese beyden Abtheilungen oder Kammern stießen unter jenen vierzehn, worin er sich den Weg bahnte, nicht unmittelbar an einander, aber sie geben eine vollkommene Ansicht des Styles und der verschiedenen Theile. Eine dieser beyden Kammern ist besonders wegen ihrer Schönheit merkwürdig; die andere vorzüglich wegen ihrer Hieroglyphen schätzbar. Reisende versichern, daß die Treue der Zeichnung und der übrigen Bearbeitung dergestalt ist, daß sie so zu sagen vollkommen identisch mit dem Originale sind. Das konnte auch nicht anders seyn, denn Belzoni hat wirklich bedeutende Stücke des Originals an der Seite seiner Kopie, und die Zeichnungen des Ganzen sind in's Kleinste trefflich ausgearbeitet. Die Wände bestehen aus Gypsmörtel, worauf sich Gebilde in halb erhobe-

ner Arbeit befinden. Man hat genau die Farben des ägyptischen Originals nachgeahmt, die, als das Denkmahl geöffnet wurde, noch eben so frisch waren, als zu der Zeit, wo es errichtet ward. Es ist fast nicht möglich, wie Hr. Belzoni richtig bemerkt hat, sich eine diesen unterirdischen Werken entsprechende Vorstellung zu verschaffen, ohne sie gesehen zu haben. Ihr Glanz, ihr erstaunlicher Umfang, und der Fleiß, den man auf dieses Denkmahl verwandt hat, läßt sich nicht schildern. Das Innere ist mit Lampen erleuchtet, und der Anschauer glaubt sich in eine ganz andere Gegend versetzt. Die ganze Umgebung ist von der gewöhnlichen gänzlich verschieden. Die europäische Gesichtsbildung und Tracht, die heutigen Sitten, wie man sie etwa in einer Straße von London bemerkt, werden in einem Augenblicke vertauscht mit dem Dunkel eines ägyptischen Grabmahls, mit den schwarzen Gesichtern und dem uralten Kostum eines afrikanischen Volks, mit den grotesken Gestalten fremder Gottheiten, und allen den Sinnbildern eines noch unerforschten Alterthums. Die Erscheinungen, welche vor unserer Seele schwebten, wenn wir die Schriften eines Moses, eines Herodots, eines Plutarch und anderer alten Schriftsteller lesen, scheinen hier verwirklicht zu seyn. Die Mumien menschlicher Wesen mit gut erhaltenen Sehnen, die sie einstens in Bewegung setzten, stehen wie lebendig vor uns da. Die Werkzeuge, deren sich jene Menschen bedienten, der Putz der Frauen, die wohl damahls eben so liebenswürdig als geliebt seyn mochten, die Arbeiten der Künstler, deren einziges Vorbild die Natur war, diese und andere forschenswerthe Gegenstände werden uns in jenem Denkmahl theils durch die Gegenstände selbst, theils durch ihnen ganz ähnliche Gemählde vergegenwärtigt.

Haben wir die beyden Gemächer des Grabmahls hinlänglich betrachtet, so gehen wir weiter zur Galerie, wo ein vollkommenes Modell der ganzen Aushöhlung befindlich ist. Die Durchgänge und Gemächer sind über 300 Fuß lang, und die Kopie enthält einen Sechstheil des ganzen Umfangs. Sie besteht aus bedeckten Gängen, Treppen, einem Springbrunnen und Hallen von verschiedener Art. In einer derselben fand man den berühmten Sarkophag von orientalischem Alabaster. Die in diesem Grabe befindlichen Figuren sind ägyptische Götter und Göttinnen, für das mythologische Studium unschätzbar. Im innern Gemach befinden sich vier viereckige Säulen, die, so wie die Wände, mit überaus merkwürdigen Gegenständen bedeckt sind. Die Galerie ist mit Proben ägyptischer Skulptur bereichert, und hier ist eine Sammlung von anderen ägyptischen Merkwürdigkeiten, nähmlich von Götzenbildern, Münzen, Mumien, Skarabäen, Thränengläsern, Hausgeräth, Bildern, Vasen, verschiedenen zu Schmuck und Kleidung gehörigen Stücken, und ein herrliches Manuskript auf Papyrus. Die Mumie eines langarmigen Affen ist so gut konservirt, daß noch die Haare darauf bemerkt werden. Dieses Thier trank vor 3000 Jahren aus dem Nil. Die Mumie eines jungen Mannes hat sich ebenfalls sehr gut erhalten.

Kürzlich wurde ein Theil der Gemählde von Josua Reynolds versteigert. Man weiß sich nicht zu erinnern, daß der Wetteifer, die Werke eines englischen Mahlers an sich zu bringen, je so groß gewesen. So wurde z. B. ein einzelnes Stück: „die Mildthätigkeit" (charity) für nicht weniger als 1500 Guineen verkauft; eine Summe, die man bisher nur für ein Gemählde von West bezahlt hat, nähmlich für das Berühmte: Christ healing the Sick (Christus heilt die Kranken), welches unter besondern Umständen von dem Präsidenten der königl. Akademie gekauft wurde. Der Betrag von zwey Tagen der Versteigerung überstieg den Werth von 15,000 Pfund, nähmlich 5000 Pfund mehr, als man zuvor nach der höchsten Schätzung vermuthet hatte.

(Der Schluß folgt.)

Modenbild XXXV.

Kleid von Dünntuch mit gleichem Stoffe garnirt. Die Binde und die Busen-Verzierungen von Bändern.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. Del. Fr. Stöber.

XXXV Wiener Moden. 104/1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 1. September 1821.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im July.

(Fortsetzung.)

Da noch vor dem Anfange des Rosalienfestes ein Packetboth nach Neapel abgeht, so will ich diese Gelegenheit benützen, Ihnen das Merkwürdigste von einem etwas weitern Ausfluge, nach Trapani, einem ungefähr 60 Miglien von hier am westlichsten Theile der Insel, gelegenen Orte mitzutheilen. Der Weg über Monte reale und Partiniko bis Alkamo ist eine ziemlich gut erhaltene Fahrstraße; von Alkamo, wenn man nicht jenen über Kalatifimi einschlägt, kann man nur zu Pferde, oder in den gewöhnlichen Lettighen, oder Maulthiersänften reisen. Wir wählten das erstere, indem die Bewegung der Lettiga für den damit ungewohnten, eine höchst unangenehme Empfindung erregt, und der Sitz in denselben äußerst eng und beschwerlich ist, und ließen unsere Pferde bis Alkamo vorausgehen, wo wir das Nachtlager aufzuschlagen beschlossen. Der erste Ort, den man auf dieser Strecke berührt, ist Monte reale. Ich glaube Ihnen schon einiges über die anziehende Gegend längs der Straße dahin gesagt zu haben. Mehrere stattliche Villen mit Gartenanlagen, von welchen jene von Bocca di Falco die größte seyn mag, wechseln mit üppigen Pflanzungen von Oliven, indianischen Feigen, Aloen, die mit ihren Blüthenstängeln oft eine Höhe von zwölf bis zwanzig Schuh erreichen, Orangenbüschen und mahlerischen Baumgruppen, zwischen welchen man nach einer Richtung die blauen abentheuerlichen Berggestalten, nach der andern das Thal von Palermo, die Stadt, die Bagaria, das Vorgebirg von Mongerbino und das endlose Meer vor sich liegen sieht. Monte reale ist eine erzbischöfliche Stadt von ungefähr 12000 Einwohnern. Das Merkwürdigste derselben ist die Kathedrale, von Wilhelm II. in der Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut. 22 Säulen von Granit tragen das Dach der Kirche, deren Wände mit Mosaik und kleinern Säulen von Porphyr geschmückt sind. Die Thore sind von Bronze von oben bis unten mit Basrelief's heiliger Geschichten bedeckt, die das Gepräge des höchsten Alterthums tragen. Die Grabmähler

des Stifters und jenes Wilhelms I. sind von Porphyr. Das Grabmahl des Erzbischofs Testa u. a. verdienen gesehen zu werden. Das Gebäude hat vor Jahren durch einen Blitzstrahl beträchtlich gelitten, wird aber jetzt wieder hergestellt. In dem an der Kirche liegenden Benediktiner-Kloster befindet sich ein wahrhaft herrliches Bild jenes Pietro Novelli, der Siciliens Raphael genannt wird. Es stellt den heiligen Stifter des Ordens vor, der Brot unter das Volk vertheilt. Komposition und Ausführung sind gleich lobenswerth, besonders schön sind einige Köpfe, unter andern jener eines Weibes im Vorgrunde ausgeführt, der zugleich das Porträt von des Mahlers Tochter gewesen seyn soll. Um den innern Hofraum des Konvents läuft ringsherum eine doppelte Säulenreihe, deren Kapitäler Basrelief's in eben dem Style, wie jene auf den Bronzethürmen der Kirche vorstellen, und die auf verschiedene Weise kannelirt, jeder von oben bis unten eine andere Art von Gold-, Porphyr- und Lapislazoli-Mosaik bilden, von der sich freylich nur mehr hier und da die Spuren erhalten haben. Die Aussicht aus den hohen Bogengängen und Erkern des Konvents nach Palermo, und auf das gegenüberliegende Parko ist wahrhaft entzückend zu nennen. Von Mon reale läuft die Straße, längs der Lehne eines kahlen Felsgebirges, an den steilen Abstürzen gegen den Oreto, und endlich über die Einsattlung des erstern, in ein tiefes Thal zu einem kleinen häßlichen Orte, Borghetto genannt. Die Gegend, die, diese Strecke über, öde und unfreundlich war, wird jetzt reich und lachend Wiesen und Weinbau und üppige Kornfelder, zwischen welchen Oliven gepflanzt sind, von Aloehecken umzäunt, ergetzen das Auge, und stechen freundlich gegen die kahlen Felsenwände ab, die steil und rauh das Thal und die Aussicht begrenzen. Der Wein wird hier nicht, wie im übrigen Italien, in Festons an den Bäumen gezogen, sondern die Reben, beynahe wie in Österreich, an Rohrstäben aufgebunden, und mit vielem Fleiße geharkt. Die Trauben reifen schon in der Hälfte des July und erhalten sich bis zum nächsten Frühjahre. Der Wein ist dem Ungewohnten, der wilden Kraft wegen, die das Blut auf eine höchst lästige Art erhitzt, um so weniger angenehm, als man ihn selten ganz rein, sondern nur allzuoft mit Rum oder Branntwein verfälscht findet. Wahrscheinlich geschieht es, um ihm eine größere Haltbarkeit zu geben. Doch wächst auch in der Gegend um Termini, und an mehreren anderen Stellen der Insel, ein leichterer und gesunderer Wein. Von den übrigen Früchten der Insel findet man Erdbeeren, das ganze Jahr hindurch, hunderterley Arten von Feigen, von welchen besonders die kleine grüne Feige einen trefflichen Geschmack hat; die indianische Feige, die auf dem Kaktus wächst, und besonders vom gemeinen Volke genossen wird, hat einen faden, widerlichen Geschmack. Man muß sich besonders hüten, ihre zarte, aber mit äußerst feinen und spitzigen Stacheln bedeckte Hülle nicht mit ungeschützter Hand zu berühren; der Schmerz, den die Stacheln zurücklassen, ist brennend, weit empfindlicher als der der Nesseln, und hält durch mehrere Stunden an. Die Spitzen dringen sogar durch Handschuhe, verwunden auch noch, wenn man diese gewaschen hat, und lassen nichts weiters über, als die Handschuhe selbst wegzuwerfen. Zum Verkaufe theilen die Landleute, die sie nach der Stadt bringen, die Schale, fast ohne sie zu berühren, mit dem Messer mit großer Fertigkeit, worauf die Feige von selbst aus der Hülle fällt, und ohne

Gefahr genossen werden kann. Die Güte der sicilianischen Orangen ist bekannt, doch schätzt man die maltheser Orangen höher, so wie man auf Maltha die sicilianischen theurer als die einheimischen bezahlt. Unter den übrigen Fruchtgattungen sind Aprikosen und besonders Pfirschen, die nicht durch Kunst gezogen werden, sondern nur wild an den Weinbergen wachsen, nichts weniger als von ausgezeichnetem Geschmacke. Es wäre überflüssig, etwas über die Fruchtbarkeit der Insel hinzuzufügen. Die Treibhauswärme des vulkanischen Bodens, der häufige Thau der Nächte, die wechselnden Meereswinde, welche den sengenden Sonnenstrahl mäßigen, und die Schatten hoher Berge bringen die Vegetation in den Thälern auf den höchsten Grad der Üppigkeit. Die Getreidearten gedeihen beynahe ohne Pflege, und Gartengewächse, wie Zuckererbsen, Artischocken, und viele andere füllen, das ganze Jahr über, den Markt. Zwey Pflanzen, welchen Sicilien im Handel einen großen Theil seines Reichthums dankt, sind die Äsche, aus welcher das Manna gezogen wird, und der Somacco, Sumach, Korduan, der ohne alle Pflege, beynahe wild, in großen Feldern über die ganze Insel wächst, und von dem viele Schiffsladungen außer Land geführt werden. Der Somacco ist ein niederes Kraut mit beynahe akazienförmigen Blättern, der Stängel enthält einen weißen, milchfarbigen Saft, und die Pflanze wird von keinem Thiere genossen. Sobald das Kraut die völlige Reife erreicht, wird es gemäht, getrocknet, und dann in eigenen Mühlen gemahlen. Gerbereyen sind bey dem reichen Vorrathe dieses Gerbestoffes auch sehr häufig im Lande, und die Konciaria bildet einen beträchtlichen, obschon nicht allzuwohl berichtigten Theil Palermo's. Das Leder, welches hier verarbeitet wird, ist demnach auch von vorzüglicher Güte und zu sehr billigem Preise.

Doch ich kehre von meinen Abschweifungen in das Gebieth der Statistik zurück, um sie durch das kleine, wenig bedeutende Städtchen Partiniko von 9000 Seelen Bevölkerung nach Alkama zu führen. Der Weg dahin geht abwechselnd im Thale, und über die letzten Abfälle der Berge, zwischen welchen über die Ufer jetzt ausgetrockneter Torrenten mehrere steinerne Brücken erbaut sind, deren weite und starke Bögen zur Genüge die reißende Gewalt der Regenwässer anzeigen, die im Herbste und Frühjahre von Gebirgen herabstürzen. Alkamo zählt 14 bis 15000 Einwohner. Ihr Nahme beweiset ihren sarazenischen Ursprung, so wie das nächst gelegene verfallene Fort Kalatab, oder Kallata, von Martin I. zerstört. Alkamo hat 8 Klöster, unter welchen das Jesuiten-Kloster das vorzüglichste ist. Wir hatten Empfehlungsschreiben an den Vorsteher desselben, und fanden eine treffliche Aufnahme. Einige sehr gebildete und unterrichtete Männer unter den Geistlichen, und zu unserer nicht geringen Überraschung — eine von ihnen errichtete Lankastersche Schule, die sich eines ansehnlichen Zuspruchs erfreut. Mit Anbruch des Tages verließen wir die Stadt, und ritten Anfangs auf einem sehr schlechten und steinigen Wege, durch ein kleines Flüßchen, den Chenisos der Alten, ungefähr zwey Stunden weit, bis wir den bekannten Tempel von Segesth zu Gesicht bekamen. Er liegt auf einer ansehnlichen Höhe, eine halbe Miglie weit außer dem Wege, und ist noch trefflich erhalten; die Riesengröße seiner Verhältnisse ist erstaunenswerth, wir schätzten den Umfang der Säulen auf 15 bis 16 Wiener Fuß. Die Sage behauptet, der Tempel sey nie vollendet worden,

und das Dach desselben habe nie bestanden. Auf dem halben Wege nach Trapani findet man ein kleines Dorf Fastaja, im ganzen weiten Umkreise desselben sieht man nichts als die entfernten Berge, die Ruinen einer alten Kirche und den Tempel von Segest. Die Gegend weit umher ist eine wüste Steppe, auf der zahlreiche Ziegen und Rindviehheerden weiden; daß ihre Hirten keine Theokritischen sind, bedarf man wohl nicht zu bemerken. Die Ziegen haben ein sehr feines Haar, und gleichen den afrikanischen Arten, so wie man auch schon Schafe mit Fettschwänzen findet. Die Rinder zeichnet die ungewöhnliche Größe der Hörner aus; sie sind oft wild, und es ist gefährlich ihnen nahe zu kommen. Erst eine Meile von Trapani wird die Gegend wieder schön, und Felder und Gebirge erfreuen das Auge. Hier fängt auch die Straße wieder an, fahrbar zu werden, die an den Salinen vorüber nach der Erdzunge führt, auf welcher die Stadt erbaut ist. Trapani, das alte Dreparum der Römer, von ihnen zur Konsular-Stadt erhoben, ist noch jetzt einer der bedeutendsten Seeplätze Siciliens. Sein Hafen ist geräumig, aber feucht, und den Südwinden zu sehr ausgesetzt; es hat eine nicht unbedeutende Citadelle, und ist heute der Hauptort der Intendenz und der Diözese. Es zählt 24000 Einwohner, und darunter einige sehr bemittelte Handelsleute. Die Stadt selbst ist unansehnlich, die Gassen sind eng und unrein, und wimmeln von Bettlern und Mönchen. Trapani zählt 17 Klöster, ungerechnet die Konservatorien, sogenannten Case religiose, und andere geistliche Vereinigungen. Sein Handel ist sehr ausgebreitet; die vorzüglichsten Gegenstände sind, wie in ganz Sicilien, Getreide, Wein, besonders der benachbarte, sehr geschätzte Marsala; Sumach, Soda, Thunfische, Korallen, vorzüglich aber Salz. Die Salinen, die sich bis Marsala erstrecken, sind eine beträchtliche Reichthumsquelle für Trapani. Dagegen verpestet die Ausdünstung der Salzbehälter die Luft der Umgegend durch den Geruch, der besonders dem Fremden unerträglich fällt. Das Meereswasser wird nähmlich auf die Höhe eines Schuhes in die Behälter gelassen und bleibt dann 5 bis 6 Monathe darin stehen, bis die Sonnenhitze es ausgetrocknet, und das reine Salz zurückgelassen hat; dieses wird sodann an dem Orte selbst in pyramidenförmige Haufen aufgethürmet, in denen es bis zu seiner Verpackung jeder Witterung ausgesetzt bleibt. Auch eine sehr schöne Art von Marmor wird in der Umgegend gebrochen, und die Arbeiten der Einwohner in Alabaster, Korallen, vorzüglich aber in Muscheln, die größten Theils auf Gemmenart geschnitten werden, sind sehr geschätzt. Solche Muscheln, die zuweilen wirklich den schönsten Gemmen gleichen, findet man zu den wohlfeilsten Preisen, doch hatte ich auch Gelegenheit ein Halsband solcher Muscheln zu sehen, das man zum Verkaufe both, und das noch ungefaßt auf 200 Piaster geschätzt war. Es that mir leid, mit der Korallenfischerey nicht näher bekannt werden zu können. Eine große Tonara, die eben während meiner Anwesenheit gehalten wurde, trug ich kein Verlangen ein zweytes Mahl zu sehen. Doch lernte ich eine sonderbare Gewohnheit kennen, die man seit den ältesten Zeiten zu beobachten pflegt. Jedes der 17 Klöster von Trapani hat nähmlich das Recht, einen Fisch aus dem Zuge in Anspruch zu nehmen. Auf diesem nun wird zum Zeichen, welchem Kloster er zugehört, das Abbild des Heiligen befestiget, welcher der Schutzpatron eines dieser Klöster ist. In feyerlicher Prozession auf dem Fische reitend, den einige

Lastträger auf Stangen tragen, wird er von einer Menge Volk begleitet, und unter stetem Vivatrufen nach dem Konvente gebracht, wo ihn der Chor der Mönche mit vielen Ceremonien empfängt, um den einen den Händen des Sakristan, den andern jenen des Küchenmeisters zu überliefern.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) London.

Als ein Beyspiel, wie reichlich noch immer die Gaben zur Beförderung wohlthätiger Anstalten hier gespendet werden, mag folgende Übersicht von einigen derselben in einem Jahre zeigen:

Brittische und ausländische Bibelgesellschaft	93,336 Pf. St.
Kirchliche Missions-Gesellschaft	30,076 — —
Londoner Missions-Gesellschaft	25,409 — —
Gesellschaft zur Bekehrung der Juden	8,955 — —
Gesellschaft zur Vertheilung der Gebethbücher und Predigten .	1,987 — —
Hibernien-Gesellschaft	4,683 — —
Bibel-Gesellschaft für Matrosen und Soldaten	2,162 — —
Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß . . .	33,700 — —
Missions-Gesellschaft der Methodisten	2,400 — —
Missions-Gesellschaft der mährischen Brüder	5,000 — —
Missions-Gesellschaft der Baptisten	16,000 — —
Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums	13,800 — —
National-Gesellschaft für Erziehung	2,500 — —
Religions-Traktaten-Gesellschaft	6,180 — —
Außerordentliche Sammlung für die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums	50,000 — —
	296,188 Pf. St.

Bey dem letzten Pferderennen in Epsom (einer der vorzüglichsten, etwa 15 Meilen von London entfernten Rennbahn) gewann der Herzog von York 6000, und Kapitän Hunter 13,000 Pf. St. Letzterer kaufte sein Pferd vor zwey Jahren für 25 Guineen, und kurz vor diesem Wettrennen wurden ihm nicht weniger als 3000 Guineen dafür gebothen. Fürst Esterhazy, k. österr. Bothschafter am hiesigen Hofe, soll vor kurzem auch einen der besten Wettrenner für 1300 Guineen an sich gebracht haben.

Zu Edinburg will man jetzt dem beliebten schottischen Dichter Burns ein Denkmahl errichten. Schon sind dazu 1500 Pfund gesammelt, und der treffliche Künstler Flaxmann hat sich mit edler Uneigennützigkeit erbothen, das Werk unentgeltlich auszuführen, so daß man die ganze Summe bloß auf die Materialien und die nöthigen Arbeiter verwenden kann.

Die 27ste Hauptsitzung oder Versammlung der Londoner Missions-Gesellschaft — London Missionary Society — fand am Dinstage Statt. Ganz unerwartet wurden sie mit dem Besuche Ratafe's, Schwagers von Radama, Könige zu Madagascar, beehrt, welcher protestantische Missionärs und Arbeitsleute von England zu haben wünscht. Noch interessanter wurden die Verhandlungen, als Campbell herein trat, der so eben von seiner zweyten Reise nach Süd-Afrika zurück gekehrt war, welche er auf Ersuchen dieser Gesellschaft unternommen hatte. Hr. Campbell ist ungefähr 250 Meilen (Nord-Ost) von Cattakoo in das Innere des Landes eingedrungen, und entdeckte große Städte, welche vorher nicht bekannt waren. Eine davon führt den Nahmen Kurrechane und enthält 16,000 Einwohner, welche große Fabriken in Eisen- und Erden-Waaren ꝛc. unterhalten. Die Vorgesetzten verschiedener dieser Städte wünschen Missionärs zu erhalten, um ihre Unterthanen in der Religion unterrichten und sie Künste lehren zu lassen.

Auch fand in diesen Tagen die jährliche General-Versammlung der Port of London Society Statt, deren Hauptzweck es ist: religiösen Unterricht unter den

Seeleuten zu verbreiten. Im Berichte, den der Sekretär vorlas, hieß es unter andern: „Im Oktober besuchte Baron Just, Gesandter des Königs von Sachsen, die schwimmende Kapelle. Nachdem er seine Billigung über diese Einrichtungen zu erkennen gegeben hatte, äußerte er, daß er von seinem Könige den Auftrag habe, eine Subskription von 25 Pfund beyzutragen, und der Gesellschaft dessen Interesse an dem guten Fortgange zu bezeugen. Hr. Ackermann, welcher Se. Excellenz begleitete, entrichtete zugleich zwey Beyträge, nahmlich 150 Pf. von dem Magistrate in Leipzig und 75 Pf. von Fries et Komp. in Wien."

Dresden, Ende July 1821.

Nichts zog im Anfang d. M. die allgemeine Aufmerksamkeit unsers gesammten Publikums mehr auf sich, als die Verurtheilung Kaltofens, des überwiesenen Mörders unsers edlen unvergeßlichen Kügelgen und des armen Tischlergesellen. Alles drängte sich, den Verbrecher noch im Gefängniß zu sehen, wo mehrere Tage lang der Zutritt gestattet war. Der 12. July war zu seiner Hinrichtung bestimmt; Tausende drängten sich auf den Marktplatz, wo das peinliche Halsgericht, mit all seinen alterthümlichen erschütternden Formalitäten, öffentlich vor dem Rathhause gehalten wird; sogar die Dächer der umliegenden Häuser waren mit Neugierigen besetzt. So war es auf dem ganzen langen Wege zum Richtplatz, und in der Nähe des Letztern hatten Viele schon die Nacht zugebracht, um Augenzeugen der waltenden Gerechtigkeit zu werden. —

Von unserm Theater ist nicht viel Merkwürdiges zu berichten; als fröhliches Sommerabendspiel wurde das Donauweibchen oft wiederhohlt, und Mad. Haase erwarb sich als Hulda den allgemeinsten Beyfall. Unter den neuen Stücken gefielen die allerliebsten Kleinigkeiten aus dem Französischen: der Oberste und: der Sekretär und der Koch, ganz außerordentlich; im erstern gab unsere liebliche Schirmer den verkleideten Oberst mit dem reizendsten Muthwillen und zugleich dem feinsten Zartgefühl. Mlle. Mariane Kainz trat hier zwey Mahl mit dem ausgezeichnetsten Beyfall auf, einmahl als Emmeline in der Schweizerfamilie, nachdem sie zuvor eine Arie aus Rossini's „Barbiere di Seviglia" gesungen hatte, das zweyte Mahl entzückte ihre schöne Stimme und ihr trefflicher Vortrag noch mehr, da man in ihr nicht sowohl die dramatische als die Gesangeskünstlerinn bewundert. Sie trat da nur zwischen den Akten auf und sang erst eine große Arie aus der Cenerentola von Rossini, und zuletzt trug sie Variationen von Caraffa auf das Thema: „Oh cara memoria" ganz meisterhaft vor besonders ist die Reinheit und Rundung ihrer Passagen und die Abstufung ihres Gesanges vom leisesten Piano bis in's Forte ausgezeichnet schön. Für diesen Winter dürfen wir auf hohen musikalischen Genuß rechnen, da man versichert, daß die Kapelle mehrere große musikalische Akademien veranstalten wird. Zu Anfang Oktober wird unser Theater in der Stadt wieder eröffnet, es wird indeß eifrig daran gebauet. Überhaupt hat sich Dresdens Physiognomie jetzt sehr verändert, drey große und schöne Gebäude sind da in die Höhe gestiegen, wo sonst das Ausfallsthor unter dem Zwingerwall weg führte; das größte davon ist zur Börse für die hiesige Kaufmannschaft bestimmt, das andere zur Zucker-Raffinerie und das dritte zur Freymaurerloge. Das Seethor ist nun gleich dem Pirnaischen völlig abgetragen und man arbeitet an der Ausfüllung des Stadtgrabens.

Ein recht künstliches Automat, der eiserne Spanier in Lebensgröße, welchen ein Hr. Hirschberg zeigte, fand vielen Beyfall. Dieß Automat schreibt in sieben verschiedenen Sprachen, rechnet, zeichnet, spielt Schach und Dame ꝛc., alles in großer Vollkommenheit. Der Eigenthümer läugnet nicht, daß er es aus gewisser Entfernung durch magnetische Kraft lenkt, er zeigt auch das innere Räderwerk, doch, da denen, die sich gern klar darüber belehren möchten, der eigentliche Zusammenhang nicht völlig erläutert wird, so ist es fast zu bedauern, daß der Reiz des Wunderbaren durch jenes Geständniß zerstört ist, sonst würde dieß wirklich treffliche Automat wohl noch höheres Interesse erregen, als die ehemahls so berühmte Schachmaschine. Bey so etwas müssen entweder gar keine Räthsel gelöst werden, oder alle, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen.

Noch muß ich es mit Lob und Freude erwähnen, daß unsere eleganten und schönen Dresdnerinnen bis jetzt noch dem wahrhaft guten Geschmack treu blieben, und die häßliche, entstellende Mode der langen Kleidertaillen und steifen breiten Gürtel nachzuahmen verschmähten, welche von Paris aus sich leider schon über manche deutsche Stadt verbreitete. Mögen die Grazien ferner uns dafür bewahren! wir sehen mit Grauen, wie manche sorgfältig geschmückte Fremde dadurch entstellt, gleich einer formlosen hölzernen Puppe erscheint. Wenn werden doch endlich deutsche Frauen und Mädchen einsehen lernen, daß es sehr schwach ist, jede Thorheit der wankelmüthigen, neuerungssüchtigen Pariserinnen nachzuahmen, und daß Formen, welche der reine Kunstsinn verdammen muß, ewig häßlich bleiben, wenn auch die Mode sie empfiehlt; sobald dieß nicht anerkannt wird, sind wir für Allongenperrücken und Reifröcke eben so wenig sicher, als für die Nasenringe und das Tattouiren der Wilden, denn wie leicht kann es einer eiteln Thörinn am Ufer der Seine einfallen, sich dadurch auszeichnen zu wollen! Möge doch heitere Abwechslung in Stoffen aller Art, in Farben, Verzierungen, Stickereyen ꝛc. herrschen, wie es bey den Griechinnen und Römerinnen auch der Fall war, möge nur bey uns, so wie bey diesen mit feinem Schönheitssinn begabten Frauen, die Hauptform der weiblichen Kleidung immer sich gleich, naturgemäß, zwanglos und mahlerisch schön bleiben, so wie sie es nun schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren war, wo der gehörige Mittelweg, der für unser Klima paßt, zwischen dem altväterisch Geschmacklosen und Bizarren und dem nur für Hellas passenden ganz Antiken, längst gefunden wurde. Sollte der gute Geschmack hier und da schwanken und an Neuerungslust erkranken, so möge unsere freundliche Kunststadt doch frey bleiben von solchen Ansteckungen und ihre Bewohnerinnen unverführbar treu dem wahrhaft Schönen!

Bald wird unsere Kunstausstellung eröffnet, über welche ich Ihnen dann näher schreibe. Unser Staat hat kürzlich einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten: der Kreishauptmann Heinrich von Zeschau starb plötzlich in der Blüthe seiner Jahee durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde. Er war als Staatsbürger von rastloser gemeinnütziger Thätigkeit und Wirksamkeit; nahmentlich verdanken ihm die Waisenanstalten ganz ungemein viel; er war zugleich der Stolz und die Freude seiner ganzen Familie, der liebevollste Sohn, Bruder, Gatte und Vater; er, der so unermüdet für Waisen sorgte, hinterläßt acht noch ganz unerwachsene Kinder! In der literarischen Welt war er als einer der gefühlvollsten, innigsten Dichter bekannt; unter dem Nahmen: Wilibald, schenkte er der hiesigen Abendzeitung oft liebliche Blüthen seines Gemüthes. Innig und allgemein ist die Trauer um sein Scheiden.

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 20. August zum ersten Mahl: Torwaldo und Dorliska. Oper in zwey Aufzügen, nach dem Italienischen. Musik von J. Rossini.

Die Handlung ist weder ernsthaft noch komisch, doch soll sie beydes seyn; auch wollte man vielleicht zum Vortheil dieser Oper an Lodoiska mahnen, leider geschieht das aber nur zum größten Nachtheil. Graf Ordow entführt Dorliska den Tag nach ihrer Vermählung mit Torwaldo, durch Überfall in einem Wald. Bey dieser Gelegenheit wird der Anführer des Gefolges getödtet, doch hält man den Ermordeten für des Grafen Nebenbuhler. Die Dame entkommt durch Flucht, und verirrt sich in die Burg ihres Verfolgers. Hieher gelangt auch der Gatte, in der Tracht eines Landmannes, mit einem Brief an die trauernde Dorliska, die von ihrem sterbenden Gemahl beschworen wird, ihn zu vergessen und sich mit seinem Feinde zu verbinden. Ordow jubelt, die Gefangene erhält den Brief, und der Überbringer gibt sich zu erkennen, verräth sich aber auch zugleich dem Grafen und wird als ein Gefangener behandelt. Georg, der Kastellan des Schlosses, im Einverständniß mit dem Anführer der Kosáken, sorgt für die Rettung des Eingekerkerten, dessen Truppen die Burg überfallen, sie in Brand stecken und die Liebenden in Freyheit setzen.

Je mehr aber nun der Inhalt Stoff zur Vergleichung mit der vorher genannten Oper Lodoiska darbiethet, desto weniger befindet sich die Musik in diesem Fall; der Komponist hat recht dafür gesorgt, daß man ihn nur mit sich selbst vergleichen kann. Nichts ist indessen gewöhnlicher, als Rossini deßhalb zur Verantwortung zu ziehen; man muß daher zu seinem eigenen Vortheil eine Ausnahme von der Regel machen. Die Impresarien verlangen neue Opern! Morgen soll die allerneueste fertig seyn, und heute ist der letzte Akt noch gar nicht angefangen. Woher denn nehmen, und nicht stehlen? Eigentlich ist es kein Diebstahl, wenn man sein Eigenthum verwendet. In der Opera quaestionis hat es Rossini aber doch zu arg gemacht. Der Zuhörer findet kaum Zeit, alle Bekannte und Freunde zu begrüßen, die ihm während dieser musikalischen Konversation in den Wurf kommen. Wenn jetzt Einer ihm sein Kompliment macht, so ruft ihm dort ein Anderer schon entgegen, und ein Dritter jauchzt ihm aus der Ferne zu. Mit keinem ist ein vernünftiges Wort zu reden. Überdieß folgt auf die größte Traurigkeit sehr oft das allerdrolligste Trallyrum von der Welt, und die handelnden Personen singen noch dazu fast immer nur nach einer und derselben Leyer; was aber in den Werken dieses Komponisten gar nicht ungewöhnlich ist. Der zärtliche Gatte macht Figuren und Schnörkel, die liebende Gattinn macht's wie er; der grimmige Unhold gurgelt so wie sie; der spaßhafte Diener ahmt seinem Herrn pflichtschuldigst nach. Wer die Sänger in dieser Oper nicht ansieht, der kann sich leicht täuschen, indem man oftmahls glauben sollte, daß die Leutchen ein lustig Stückchen oben tanzten, während man sich durch die Augen überzeugen kann, daß der Tyrann zum Beyspiel vor Ärger bersten möchte. Nichts desto weniger wurden die da Capo's auch dießmahl nicht gespart. So ging es mit dem dritten Gesangstück gleich, dem Terzett zwischen Ordow (Hr. Seipelt), Georg (Hr. Spitzeder) und dem Anführer der Kosaken (Hr. Ruprecht), welches der Chor begleitet, und das von gutem Effekt ist. Das zweyte Terzett, gesungen von Ordow, Georg und Torwaldo (Hr. Heitzinger), wirkt eben so und hat noch größern Werth. Der Kontrast beyder Baßstimmen mit dem Tenor, der im Canto fermo sing, indem die Andern sich figurirt bewegen, steht am rechten Ort. Manches Ausgezeichnete enthält auch das Final. Im zweyten Akt ist das Duett zwischen Torwaldo und Dorliska (Mlle. Hornick) im nationellen Charakter zweckmäßig angebracht. Schließlich imponirt das mit Ernst behandelte Quintett, obgleich der schnell darauf folgende Glockensturm, der Kampf zu Pferde, Feuersbrunst und knallende Musketen diese Wirkung noch bey weitem überbiethen.

Die Sänger lösten ihre nichts weniger als leichten Aufgaben im Allgemeinen beyfallswürdig. Alles Fleißes ungeachtet sang Mlle. Hornick die Arie in Es weniger glücklich, als die im zweyten Akt. Die hinaufsteigenden Koloraturen gelingen ihr am besten. Zuweilen brodirt sie noch zu viel, und das Muster ist nicht gar so neu. Vorzüglich zeichnete sich Hr. Heitzinger aus, durch große Geläufigkeit und Sicherheit. Er setzt von unten über jedes Spatium in die höchsten Töne mit ungemeiner Leichtigkeit ein und eilt wieder abwärts in den fließendsten Rouladen fort. Am Schluß der Kavatine nahm er das hohe E mit solcher Ungezwungenheit, als ob er auch die darüberliegende Terze noch nicht scheute. Seine Bewegungen sind für diese Gattung von Gesang erträglich, und Manche, die viel länger singen, haben doch kein gewandteres Benehmen. — So unbedeutend dieses harmonische Werk ist, wurde es dennoch mit Beyfall gekrönt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 4. September 1821.

106

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 f. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 f. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 f. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Briefe aus Sicilien.

Palermo im July 1821.

(Schluß.)

Ein Gegenstand, der zu Trapani noch besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die Wasserleitung, die auf eine Entfernung von 9 Miglien das Wasser von dem Berge von St. Giuliano nach der Stadt bringt. Ich fand keine Gelegenheit mich über das Alter des Werkes zu unterrichten. Nicht unwahrscheinlich däucht es mir, es noch auf die Zeiten der Römer zurückzuführen. Bekannter Weise ist St. Giuliano das ehemahlige Eryce, wo, nach Virgils Dichtung, Äneas von dem Könige Acestes gastfrey aufgenommen, den nachmahls so berühmten Tempel der Venus Erycina erbaute, von dem man noch heut zu Tage Bruchstücke von Mauerwerken findet. In diesem Tempel stand auch jenes so hochgepriesene goldene Kalb, von Dädalus so meisterhaft gebildet, daß es, nach Ovid und Mela, zu leben und zu athmen schien. Das heutige Fort von Trapani, welches noch jetzt die Kolombare heißt, soll auch damahls schon zu Eryce gehört und jenen Theil der Tempelgebäude gebildet haben, den man die Kolombara nannte. Es ist indessen sonderbar zu bemerken, daß die Göttinn der Schönheit ihr Patronat auf St. Giuliano immer noch nicht aufgeben will. Während das Geschlecht der Frauen in Trapani und der ganzen Umgegend das häßlichste ist, das in Sicilien gefunden werden kann, soll, wo Anadyomenens Feste gefeyert wurden, noch jetzt das holdeste und lieblichste blühen, was sich die Phantasie nur immer von weiblichen Formen und Zügen zu schaffen vermag. Schade ist es, daß die Kleidung, ein schwarzer seidner Schleyer und Mantel, der nach alter Sitte die ganze Gestalt vom Kopfe bis zur Ferse verhüllt, so wenig geeignet ist, die Vorrechte geltend zu machen, die Aphrodite ihren Günstlingen gewiß nicht vergebens spenden wollte. Übrigens war wohl kein Ort besser geeignet, dieser Gottheit zum Aufenthalt zu dienen, als Eryce, denn während die heiterste klarste Luft Afrika's Küsten und den Gipfel des Ätna mit freyem Auge entdecken läßt, hüllt ein ewiger Nebel den Scheitel der Höhe, auf der es erbaut ist, in ver-

schwiegene Nacht, und entzieht die Mysterien der Göttinn dem Auge des Profanen. Wohl mochten also auch die Griechen gefühlt haben, was Demoustier sagte: l'ombre et le mystère doublent le prix de la félicité, als sie diesen Ort auserlesen, um ihn dem Dienste der Liebe zu weihen. Aber aus diesem Umstande erklärt sich vielleicht auch auf die natürlichste Art das Räthsel der Schönheit der Eryceerinnen. So wie die zarten Bewohnerinnen Albions den Rosenhauch der Flaumenhaut dem Nebelschleyer danken, welcher sie durch zwey Drittheile des Jahres vor dem Brand der Sonne schützt, von dem im übrigen Sicilien, besonders die Weiber und Mädchen des gemeinen Volkes, zu ausgetrockneten gelbbraunen Mumien zusammenschrumpften, so mögen auch jene in der stets gemäßigten Schattenluft ihrer Höhen besser gedeihen, und sich länger den Jugendreiz bewahren, den man sonst durchgehends vermißt. Trapani gegenüber liegen die kleinen Inseln Levanso, Favignana und Maretimo, einst Forbanzia, Egusa und Sakra genannt. Sie besitzen nichts Sehenswerthes, und dienen zur Aufbewahrung der Verbrecher, die man aus den Distrikten der Insel von Zeit zu Zeit hier zusammenschleppt, und sie nach einigen ausgestandenen Kerkerjahren, um nichts gebessert, dem bürgerlichen Leben, oder vielmehr neuen Missethaten wieder auszuliefern.

Wir hatten jetzt so ziemlich alles gesehen, was uns betrachtungswerth schien, dankbar für die gastfreyeste Aufnahme, die man nur erwarten konnte, und die oft, besonders durch die Dauer und den Überfluß der Gastereyen, beynahe lästig zu werden anfing, schieden wir von dem Prinzen Aci, einem Sohne des in der Revolution ermordeten Fürsten, der als General und Kommandant zu Trapani aufgestellt ist, und an den wir Empfehlungsschreiben mitgebracht hatten. So schieden wir auch von dem übrigen Kreise der Einwohner, der uns mit Höflichkeiten zuvorgekommen war, und schlugen den Rückweg, über Kalatafimi nach Alkamo und Palermo ein. Die Straße unterscheidet sich wenig von der, die wir zuerst zurückgelegt. Kalatafimi ist ein unbedeutender schlechtgebauter Ort, mit 10000 Einwohnern sarazenischen Ursprungs, so wie alle die Orte, die das Kalata — an der Spitze haben, welches gleich bedeutend mit Kadi, Richter, eine große Zahl ehmahliger Distriktsorte in Sicilien, wie Kalataniſetta, Kalatuba, Kalatagirone, u. a. m. andeutet.

Wollen Sie, ehe ich Sie nach Palermo zurückbringe, noch von einer der sonderbarsten, widernatürlichsten und barbarischesten Gebräuche hören, der noch vor wenig Jahren auf der ganzen Insel im Schwange ging, und an das Unglaublichste grenzt, was je der Aberwitz erfunden. Noch immer ist es Sitte, daß man die Leichen in den Grüften der Kirchen begräbt, und jene der schnellen Verwesung wegen, in die sie durch die Hitze übergehen, nicht länger als drey Stunden lang ausgesetzt lassen darf. Traf es sich nun, daß jemand lebendig begraben ward, so war er als dem Grabe verfallen angesehen, auch wenn er vom Todesschlaf erwachte, und noch gerettet werden konnte. Der Glaube der Sicilianer bewies ihnen, es sey nicht mehr der wiederbelebte Todte, es sey der Teufel, der sich seiner Hülle bemächtiget, und der müsse mit Gewalt wieder daraus vertrieben werden. Der unglückliche wieder Auferstandene war daher vogelfrey erklärt, und durfte von Jedermann todtgeschlagen werden.

Sturm und Klarheit.

Selig preis' ich den Mann vor vielen, welchem im Busen
Hoch, wie Aurorenglanz, flammet die Gluth des Gefühls.
Denn ein Himmel der Kunst ist ihm und der Liebe geöffnet,
Schöner in seinem Aug' spiegelt die Welt sich zurück.
Wie im nervigen Arm der Jüngling hält die Geliebte,
Feurig, umfaßt seine Brust Himmel und Erde, die Welt.
Aber glücklicher preis' ich den Mann, ja den glücklichsten, welcher
In der Begeisterung selbst wahret den ruhigen Blick;
Der es im Innern erkennt, daß Ruhe den Himmel bezeichnet,
Daß im Frieden allein Gott sich den Seinen erschließt,
Wie auf Angelo's Sturm *) des göttlichen Raphael Klarheit,
Der den Himmel herab in der Verklärung uns rief.

Carl Lindau.

*) Man nannte Michel Angelo den Sturm, der vor Raphael's klarem Tage herging.

Correspondenz-Nachrichten.

London im July 1821.

Von was sonst könnte ich Ihnen jetzt schreiben, als von der Krönung unsers Königs, der ersten legitimen Krönung, welche in diesem Jahrhundert in Europa Statt gefunden, und die an Pracht und Reichthum wohl nicht leicht übertroffen werden könnte.

Wie Sie wissen, war die Krönung Georgs IV. durch eine Proklamation vom 6. May 1820 auf den 1. August v. J. festgesetzt, und die Arbeiten dazu wurden schon damahls angefangen. Die Ankunft der Königinn im folgenden Juny aber setzte diesen ein Ziel, und die Westminsterhalle sowohl als die Abtey (in welcher letztern während dieser ganzen Zeit kein Gottesdienst gehalten werden konnte) blieben in einem unvollendeten Zustand, bis zum Anfange des Maymonaths d. J. Mit der Schaulust ihrer Landsleute vertraut, waren auch zu gleicher Zeit Hunderte von Unternehmern beschäftigt, Sitze für die erwarteten Zuschauer vorzubereiten. Gewöhnlich ist in dem Miethkontrakte der Häuser, welche die Aussicht auf einen Krönungszug gewähren, eine Klausel, welche für einen solchen Tag dem Eigenthümer den Gebrauch desselben zusichert. Demnach wurden alle solche Häuser auf der Vorderseite mit drey, vier bis fünf Logenreihen versehen, zu welchen man durch die in Thüren verwandelten Fenster gelangte (ein Mann hatte sogar die ganze Frontmauer seines Hauses wegbrechen lassen), auch die Dächer bis zu den Schornsteinen hinauf waren mit Gerüsten und Sitzen versehen, und auf allen offenen Stellen, deren es in dieser Nachbarschaft viele gibt, wurden Gerüste aufgeschlagen, wovon eines (the Central - Pavillon genannt) auf nicht weniger als 10,000 Personen eingerichtet war. Alle diese Gerüste, welche unter der Aufsicht einer Sicherheitskommission standen, waren mit Matten oder scharlachrothem Tuche belegt, und mehr oder minder geschmackvoll ausgeziert. Die Unternehmer, wovon einer bis 5000 Pfund Sterling Miethe für den Grund und Boden bezahlt hatte, fanden sich jedoch in ihrer Rechnung sehr getäuscht. Ich würde mich in politische Spekulationen einlassen müssen, wollte ich alle die Ursachen aufzählen, die man über dieses Fehlschlagen jener Spekulationen angibt; die vorzüglichsten darunter waren wohl der allgemein gefühlte Geldmangel und die Besorgnisse, daß der Versuch der Königinn, Einlaß in der Abtey zu begehren, welcher als gewiß angekündigt war, das Volk zu Exzessen verleiten könnte; auch fürchteten viele, daß der Zudrang so groß seyn würde, daß sie sich ihren gemietheten Sitzen nicht würden nahen können.

Am Mittwoch (18.) Abends um 9 Uhr begab sich der König ohne Gepränge in das Haus des Sprechers des Unterhauses, welches mit der Westminsterhalle in unmittelbarer Verbindung steht, und wo er die Nacht zubrachte. Gegen 2 Uhr des Morgens

(am 19.) bezogen die Truppen (Infanterie und Kavalerie zusammen zwischen 5 bis 6000 Mann) ihre verschiedenen Posten in der Hauptstadt und den nächstgelegenen Dörfern, deren Straßen (mit Ausnahme der Altstadt, welche ihrem alten Rechte gemäß von Truppen frey blieb) sie bis zum folgenden Morgen des 20. fortwährend patrollirten. Ungefähr um dieselbe Zeit fing das Wagengerassel auf den Straßen an, und die Wagen fielen an bestimmten Stellen in die vier Linien, welche den verschiedenen Inhabern von Einlaßkarten und den Personen, die an der Feyerlichkeit selbst Theil zu nehmen hatten, angewiesen waren, und wodurch ein jeder ohne Verwirrung an seine Stelle gelangte. Gegen 6 Uhr landeten die Korporationen von London, Oxford und Dublin in reichen Amtskleidern in einer prächtigen Barke bey der Westminsterbrücke und gingen in die Halle. Etwas später erschien die Königinn; über das Nähere dieser Erscheinung muß ich Sie wieder auf die Zeitungen verweisen, genug, ihre Rückkehr verursachte keine andere Unordnung, als daß einige Straßenjungen, die sie begleiteten, die Fenster einiger Häuser einwarfen, wo sie Vorbereitungen zur Beleuchtung bemerkten, und sich dann zerstreuten, ohne die Polizey oder das Militär den ganzen Tag und die Nacht über weiter auf's geringste zu beschäftigen.

Indessen ward in der Westminsterhalle alles zum Empfang des Königs vorbereitet. Diese Halle, ursprünglich von Wilhelm Rufus im J. 1097 erbaut, ist ein Meisterstück der gothischen Baukunst, wovon sich aber in allen Reisebeschreibungen das Nähere findet. Mit Ausnahme der herrlichen Spitzbogen, die das Dach tragen, war jetzt wenig von ihrer Urgestalt übrig; sie ist 240 Fuß lang und 68 Fuß breit. Dieser Umfang war aber jetzt bedeutend vermindert, denn auf beyden Seiten hatte man Gänge von 7 Fuß Breite angebracht, um das Essen ungesehen aus der Küche zu bringen, und ein prächtiger Triumphbogen in echt gothischem Geschmack, den man am Eingang errichtete, nahm viel von der Länge. Am entgegen gesetzten Ende, dem Eingang gegenüber, stand auf einem erhabenen mit kostbarem Teppich belegten Gerüste der prächtige Thron mit dem reichen Thronhimmel von rothem Sammet, vor diesem der königliche Tisch, und auf beyden Seiten desselben die mit reicher Scharlach-Drapperie behangenen Logen der königlichen Familie, der auswärtigen Minister mit deren Gefolge und einiger hohen Staatsbeamten, in zwey Reihen. Mit diesen beynahe in gleicher Höhe liefen zwey Reihen Galerien, deren Vorderseiten gothische Fächer vorstellten, bis an den bereits erwähnten 30 Fuß hohen Triumphbogen, über welchem eine Loge für die königliche Kapelle angebracht war. Das Throngerüst, welches aus mehreren Absätzen bestand, und von welchem mehrere Stufen hinab führten, war 42 Fuß tief und durch ein Geländer von dem übrigen Theil der Halle getrennt, in welcher auf der Seite drey Tische jeder von 56 Fuß Länge, bey 7 Fuß Breite standen, die von der Mitte der Halle, in welcher ein mit blauem Tuche bedeckter Raum von 19 Fuß blieb, durch ein eisernes Geländer getrennt waren.

Schon gegen 3 Uhr fingen hier die Zuschauer sich zu sammeln an. Unter den Gesandten, welche gegen 8 Uhr ankamen, ward besonders die reiche Uniform des Fürsten Esterhazy mit Beyfall und Bewunderung angestaunt. Während sich nun die Zuschauer hier sowohl als in der Abtey und den äußeren Sitzen versammelten, stellten sich die zur Feyerlichkeit unmittelbar gehörigen Personen in den ihnen angewiesenen Sälen in der Nähe der Halle ein, von wo sie in die Halle geführt und von den Herolden und Marschällen geordnet wurden, während der stellvertretende Lord Groß-Kammerherr mit einem andern Kammerherrn den König ankleidete.

Punkt 10 Uhr trat der König, von den großen Staatsbeamten begleitet, in die Halle. Bey seinem Eintritt stand die Gesellschaft auf, und blieb, so lange er da war, stehen; die Trompeten schmetterten God save the King, und ein Kanonenschuß verkündete von außen, daß die erhabene Feyerlichkeit angefangen habe. Nachdem die hohen Staatsbeamten ihre Stellen eingenommen hatten und das Schwert der Gnade und die beyden Schwerter der Gerechtigkeit, nebst den goldenen Spornen auf den Tisch vor dem König gelegt worden waren, näherte sich der Dechant von Westminster mit seinem Kapitel in feyerlichem Zuge, die königl. Regalien tragend. Diese wurden kniend überreicht und auf den Tisch gelegt, hierauf aber, als sich der Dechant mit dem Kapitel in

die Mitte der Halle zurückgezogen hatte, den verschiedenen Pairs und Bischöfen, die sie nachher zu tragen hatten, übergeben, nähmlich: der St. Eduards-Stab dem Marquis von Salisbury; die Spornen dem Lord Calthorpe; das Zepter mit dem Kreuze dem Marquis von Wellesley; das Schwert der Gerechtigkeit dem Grafen Galloway; das Schwert der Gnade dem Herzog von Newcastle; das Staatsschwert dem Herzog von Dorset; das Zepter mit der Taube dem Herzog von Rutland; der Reichsapfel dem Herzog von Devonshire; die St. Eduards-Krone dem Marquis von Anglesea; die Patina dem Bischof von Gloucester; der Kelch dem Bischof von Chester; die Bibel dem Bischof von Ely; die Bischöfe von Oxford und Lincoln unterstützten den König auf beyden Seiten. Alsdann gab ein zweyter Kanonenschuß das Zeichen zum Aufbruch, und die Prozession setzte sich in Bewegung. Deren Ordnung zu beschreiben würde nur ermüden, ohne dem Leser einen richtigen Begriff zu geben; genug, die Menge der im Zuge begriffenen Personen, die Mannigfaltigkeit, das Alterthümliche und mitunter Sonderbare, aber bey den meisten äußerst Reiche in den Kleidungen, welche verschiedenen Zeitaltern anzugehören schienen, worunter sich besonders die Pairs (ungefähr 190 an der Zahl) mit ihren Kronen und reichen Hermelinmänteln, die Ritter der verschiedenen Orden mit ihren prächtigen Ordenszierrathen und Straußenfedern, die Waffenkönige mit ihren Kronen und die Herolde mit ihren abentheuerlichen Kleidungen, das Farbengemisch von dem unschuldigen Weiß an den Blumenmädchen, die den Zug eröffneten und den Chorhemden der Chorknaben und dem düsteren Schwarz der Kanzellisten, bis zum herrlichen Dunkelblau, dem glänzenden Scharlach und Purpur und dem reichen Goldstoff in dem Thronhimmel, welcher über den König getragen wurde, die grotesken Perrücken von mannigfaltiger Größe und Schnitt, machten auf den unbefangenen Zuschauer einen gemischten Eindruck, welcher durch den Donner des Geschützes, das Geläute der Glocken, das Jauchzen der Menge (the King for ever! God save the King! God save your majesty, Ausdrücke, die nur selten durch mißbilligende Äußerungen unterbrochen wurden zur größten Bewunderung gesteigert wurde. Nach hiesigem Brauch wurden alle öffentliche Personen, je nachdem sie beliebt waren oder nicht, vom Volke beyfällig oder mißfällig begrüßt, meistens aber war derselbe gemischter Natur, und wen der Pöbel auf der Straße auszischte, den beklatschten die Zuschauer in den Galerien, welche meistens aus den reicheren und vornehmeren bestanden, und umgekehrt.

Im Hingehen trug der König noch keine Krone, sondern eine schwarzsammetne Mütze mit Federn, er schien aber unter der Last seiner Kleidung, besonders des schweren Hermelinmantels zu leiden; bey der Rückkehr aber nach der Krönung war er munterer. Eigentlich verließ ihn seine Heiterkeit den ganzen Tag nicht, und er nahm jede Gelegenheit wahr, sich mit seinen königl. Brüdern und andern Personen in seiner Nähe, selbst mit den Pagen, auf's freundlichste zu unterhalten, und bey seinem Eintritt in der Halle und der Abtey verbeugte er sich jedes Mahl auf's herablassendste gegen die fremden Gesandten und die Gemahlinnen der Pairs.

Während der Zug nach der Abtey ging, begaben sich die Mitglieder der königl. Familie, die fremden Gesandten und andere vornehme Personen, die nicht zum Zug gehörten, durch einen bedeckten Gang auf einem kürzeren Weg in die Abtey. Von dem Eingang der Abtey bis zum Chor, gerade 100 Fuß, war der erhabene Gang von außen ohne Unterbrechung fortgesetzt; hier führten einige Treppen zum Chor empor, welcher mit Ausnahme der Stelle, wo die Feyerlichkeit Statt fand, mit Sitzen für die Pairs, Ritter, geheimen Räthe, Richter u. s. w. versehen waren. Mitten zwischen den beyden Kreuzschiffen stand auf einem fünf Stufen hohen Gerüst, der Thron von reichgeblümtem Brokad. Dem Thron gerade gegenüber befand sich in dem Sakrarium der Altar, welcher mit blau und goldenem Brokad bedeckt war, eben so wie die hintere Wand und die vorderen zwey Seitengalerien. Ein vergoldetes Palmengewinde erhob sich auf beyden Seiten vom Fuße des Altars und verwob sich auf's geschmackvollste mit der Drapperie, welche die Wand bedeckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Grätz, Mitte August 1821.

Steyermark gehört zu den Alpenländern. Eine Reise auf die Alpen erfrischt das Blut, erneut die Kräfte, gibt ein liebliches Vergessen der städtischen Plagen, und gießt mit frischerer Luft in die müde Lunge einen rascheren Pulsschlag. Wie viel mehr als die flüchtige Reise müßte alles dieß ein längerer Aufenthalt bewirken? Darum habe ich mich oft gewundert, daß die psychischen Ärzte nicht auf den Gedanken verfielen, an schönen Punkten auf den Alpen Wohnplätze für gemüthskranke Hauptstädter anzulegen. Das Luftbad in der reinen Höhe und eine ländliche Lebensweise, verbunden mit natürlicher Nahrung und silberhellem Quellwasser, müßte eine große Wirkung hervorbringen. Bey Mariazell befinden sich unfern des Brandhofes und des Lasing-Falles mehrere dazu sehr geeignete Plätze; eben so ist nicht weit von dem romantisch gelegenen Admont die Klause bey Johnsbach und die sogenannte Kaiserau, wo eine pallastähnliche Wohnung nahe bey einer Sennerey von mehr als hundert Stücken bereits steht. Diese schönen Gegenden werden von Reisenden durchflogen und bewundert, aber nicht bewohnt und nicht genossen. Schumacher hat die Alpen der Steyermark am besten beschrieben. Er wählte zum Motto den treffenden Satz: „Könnt' ich's euch getreulich mahlen, solltet ihr's mit Dank bezahlen."

Die Alpenländer haben ihre eigene Flora. Um diese den Einheimischen von den Höhen in ihre Sammlungen herab zu hohlen, oder auch gegen die Floren anderer Landschaften auszutauschen, ist ein hiesiger Botaniker, Gebhard, früher in Diensten des Erzherzogs Johann (k. k. Hoh.), jährlich mit Ausflügen beschäftigt. Weil aber ähnliche Reisen viele Zeit und vielen Aufwand erfordern, hat der verdiente und erprobte Pflanzensammler für seinen dießjährigen Ausflug den nöthigen Vorschuß von dem hiesigen Lesevereine erhalten. Neben dem wissenschaftlichen Zwecke hat Gebhard vor mehreren Jahren auch aus getrockneten Pflanzen Billets verfertigt, welche schöne Bilder geben, in der Sprache der Blumen reden, und durch unterschriebene Nahmen eine nützliche Kenntniß verbreiten.

Von dem Ausschusse des Lesevereins ist nunmehr das erste Heft der steyermärkischen Zeitschrift herausgegeben, indeß die Ackerbaugesellschaft schon drey Hefte zum Drucke beförderte. Die steyermärkische Zeitschrift ist ernst gehalten, zu ernst möchte ich sagen, da Littrow zeigt, wie man sogar über die höchsten Gegenstände des Himmelsbaues anziehend und verständlich für alle Gebildete schreiben kann. Ein Aufsatz enthält eine wundervolle und wunderliche Geschichte, wie das Mittelalter sie häufig zeigt, und die Neuheit sie wieder gerne anhört. — Ein Graf Sonnenberg geht aus Kärnthen und Steyermark nach Paris, um nach Abälard und Sankt Bernhard sich zu bilden. Seine bescheidene Art, sein gemüthliches Wesen, und seine platonische Begeisterung verschaffen ihm bey Hofe die Aufmerksamkeit der Königinn, deren Tochter Constantia bey einem Turniere den Fremden zu ihrem Kämpfer mit ihrer Schärpe weiht. Der Geweihte siegt, erhält als Kampfpreis ein goldenes Geschmeide, und eröffnet das Bankett mit der königlichen Prinzessinn. Während des Tanzes entsteht in einem Nachbarhause Brand; der Sieger eilt dahin, wirkt wesentlich zur Dämpfung des Feuers und schenkt einer verarmten Witwe erbarmend das goldene Geschmeide, welches er aus der Hand Constantia's erhalten hatte. Constantia, über diesen Edelmuth entzückt, zieht aus dem Busen ein Kreuz und reicht es dem fremden Jünglinge zum Andenken des Tags und der That mit dem Beysatze, daß es ein Stückchen von dem heiligen Kreuze enthalte. Solche Auszeichnung erregte Neid, Neid gebar den Haß und Haß die Anklage, daß der Graf mit der königlichen Prinzessinn in sträflichem Umgange sich befinde. Vergebens erbiethet er sich mit dem Schwerte seine Unschuld gegen Jeden männiglich zu erproben; vergebens! die Richter verurtheilen ihn, waffenlos und ungerüstet gegen einen ausgehungerten Löwen zu streiten. Der Tag und die Stunde kommt, unbewaffnet und ungerüstet tritt der ritterliche Jüngling auf den Kampfplatz, der grimmige Löwe stürzt wüthend auf ihn, aber der Unschuldige hält dem Grimmigen das empfangene Kreuz entgegen mit den Worten: „Im Nahmen des gekreuzigten Heilands befehle ich dir, dich vor diesem Zeichen niederzulegen." Dem Befehl gehorchte das Thier, und zum Andenken dieser Viktoria wurde das Stift Viktring in Kärnthen gestiftet. Vergebens both

der König von Frankreich seine Tochter Constantia dem Grafen von Sonnenberg zur Gemahlinn; er wählte den Priesterstand und Cisterzienserorden, und wurde Abt und Bischof. Dieß bezeugen die Annalen des Stiftes Rein, welche sich im Archive des Joanneums abschriftlich befinden, wo sie der Ritter von Kalchberg benützte.

Die Künstlerinn Carolina Pienczykowska, deren Arbeiten bey der Ausstellung in Wien Aufmerksamkeit erregten, fährt in Grätz fort, durch ihre Leistungen in Miniatur-Bildern zu erfreuen und zu entzücken, denn die Freude der Kenner wird zum Entzücken der Liebenden beym Anblicke der völlig getroffenen Züge eines geliebten Wesens. Treue und Zartheit sprechen sich in lebendiger und belebender Kraft ihres Pinsels aus. Nachahmung und Wetteifer mit der Natur, worin die größten Lehrer der Ästhetik schon längst das Wesen aller schönen Kunst setzten, ist nirgends unerläßlicher, als im Porträte. Die Treue ist beym Abbild das wesentliche Erforderniß; ohne sie ist kein Werth gedenkbar, und aller Schmuck und alle Feinheit ohne sie wäre eitler Zierrath. Aber Schmuck und Feinheit vereint mit der treuen Ähnlichkeit des Bildes geben diesen Kunstwerken einen Werth, welcher sich nicht nur in dem bestochenen Auge des Liebenden, sondern auch vor dem besonnenen Blicke des Kenners geltend macht. Darum schätzt man die Arbeiten dieser Künstlerinn hoch, welche als Französinn geboren, als Wienerinn erzogen, als Pohlinn vermählt, in ihrem Pinsel die Eigenschaften dreyer Völker vereint, die Zartheit der Französinn, die Treue der Deutschen, den Schmuck der Pohlinn.

Hr. Jäger, vom Theater an der Wien, hat in einer Reihe von Gastrollen mehr Beyfall erhalten, als irgend Einer der früheren Sänger. Man hat ihn als Menschen lieb gewonnen, und er mußte wohl merken, daß man an ihm auch das freundliche Herz und das schlichte Wesen verehrte. Den Barbier von Sevilla und die diebische Elster brachte er eigentlich in Schwung; aber der richtige Geschmack unseres Publikums ließ sich von seiner schönen Stimme nicht bestechen, um die Italienerinn in Algier erträglich zu finden, welche er zu seiner Einnahme gab. Auch der Barbier und die Elster hatten Anfangs nicht mehr gefallen, als sie verdienen; aber wer wird nun die gefallene Italienerinn wieder zu Ehren bringen?

Mlle. Vio und Mad. Vogel, vom Hofoperntheater in Wien, beginnen nun ihre Darstellungen. Da man von diesen Beyden den Werth und den Grad desselben genau in der Hauptstadt kennt, so werde ich wenig darüber berichten. Überhaupt schreibe ich ungern über das Theater. Die Erscheinung ist flüchtig, flüchtiger als bey irgend einer Kunst; doch verweilen die Tagblätter lang und immer länger dabey. Ist nicht ein Bild mehr werth, als das Spiel einer Rolle? Ist nicht das Gedicht eines Schillerschen Drama's mehr werth, als jede theatralische Darstellung derselben? Ist nicht Mozart's Rezitativ vor den drey Thoren des Heiligthums mehr in der Tonführung als jeder Mordant und Tand aller Rossinianer zusammen genommen?

Houwald's Leuchtthurm wurde gegeben. Die Erscheinung freute mich. Deutschland hat wieder einen Dichter. Wie viel Schönes und Großes liegt in dem Worte — Poet — Schöpfer. Das Publikum war zu sehr mit Sing und Sang beschäftigt, um das trillervolle Ohr solch' einem ernsten Worte zu leihen; aber die Ernsteren gaben dem Werke großen Beyfall. Ich bewunderte die Feinheit, womit der Dichter die geheimnißvollen Gänge der Vorsehung zur Bestrafung des Verbrechens natürlich aufdeckte. Mich entzückte die Schönheit der leicht verständlichen Sprache, welche oft bilderreich und stets bildlich ist, worin noch ein größerer Vorzug liegt. Bey den lieblich klingenden Reimen fühlte ich die Wahrheit des Satzes der Mad. Stael, welche sagt*): Der Reim hält uns zwischen den Empfindungen süßer Vergangenheit und süßer Zukunft; das erste der Worte erregt die Erwartung, und das zweyte gibt die Erinnerung.

*) C'est une découverte moderne que la rime; elle est l'image de l'espérance et du souvenir. Un son nous fait désirer celui qui doit lui répondre, et quand le second retentit, il nous rappelle celui qui vient de nous échapper.

Schauspiel.

Auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg sahen wir am 28. des verflossenen Monaths: Partheywuth, oder: die Kraft des Glaubens, Schauspiel in fünf Aufzügen, von F. W. Ziegler. Hr. Thürnagel gab den Sir Gottlieb Koke.

Was Fleiß und Konsequenz betrifft, wurde hier, der einmahl gefaßten Ansicht gemäß, bis in die kleinsten Theile das Erforderliche überall geleistet. Anschaulich genug breitete sich das mimische Gemählde vor unsern Augen aus. Von dieser Seite war kein Mangel sichtbar; wenn etwas vermißt wurde, so war es vielmehr eine leichte Verduftung der Farben, wodurch die gräßliche Gestalt dieses altenglischen Kriminalrichters ein erträglicheres, wenn auch dessen ungeachtet nicht gefälliges Ansehen gewinnt. Ganz gegen die Natur des großen Haufens der theatralischen Bösewichter, tritt an diesem, während die komische Seite, wie es hier der Fall war, etwas stark hervor gehoben wird, auch die widerwärtige noch schärfer mit hervor, so wie der ironische Ton, den Gottlieb Kocke gegen sein eigenes hassenswürdiges Gemüth verrätherisch spielen läßt, wenn jener zu laut und deutlich angeschlagen wird, ihn um alle nöthige Bedeutung bringt, die ihm so lange doch nicht fehlen darf, als man noch vor ihm zittern muß. Sehr zweckmäßig und wirksam wurde hier und da der Ton erhoben, wie zum Beyspiel, als die Ausfälle des Sherifs gegen die frühere Funktion des Oberrichters erwidert werden, oder in der Verhörscene vom Auftritt der Johanna an. Überhaupt zeigte Kocke in dieser Darstellung (wir reden von der zweyten) mehr Energie am rechten Ort, als man ihm bey häufig ohne Noth übertriebener körperlicher Schwäche zutrauen darf, und das Ganze gewann dadurch an Regsamkeit. Die Außenseite war entsprechend; die Schattierung der Gesichtszüge konnte vielleicht ein wenig leichter gehalten seyn; die kleinste Bewegung trug aber zur Bezeichnung der Individualität bey. Wenn uns hier auch einzelne Reminiscenzen aus den Geizigen aufstießen, so lag an der zufälligen Ideen-Association des Zuschauers wohl größten Theils die Schuld. Einige fanden das Herabstürzen von dem Richterstuhl am Schlusse der Vorstellung nicht recht effektvoll; es kann im Grunde gleichgültig seyn, ob dieser oben richterliche Charakter herunter purzelt oder gleitet; dem dramatischen angemessener, wäre vielleicht das Erstere.

Lady Johanna Laud und Eduard Hamilton wurden durch Mad. Löwe und Hrn. Anschütz, alle Scenen durch, zu einer nicht gewöhnlichen Bedeutung erhoben und mit Kunstsinn fortgeführt. Eine leichte Aufgabe schien für Hrn. Kettel Sir Heinrich; eben deßwegen mochte wohl in der Scene des dritten Aufzugs mit dem Oberrichter der Kampf der innern Bewegungen weniger zur Anschauung kommen als nöthig war.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Cinchona Jacquini. Aus Chili.
Coffea arabica. Arabischer Kaffeh. Vom glücklichen Arabien.
Clerodendrum viscosum. Klebriger Loosbaum. Aus Ostindien.
Crescentia Cujete. Großfrüchtiger Kürbisbaum. Von den karaibischen Inseln.
Indigofera psoraloides. Psoralienartiger Indigo. Vom Kap.
Manulea oppositifolia. Gegenüberstehendblättrige Handblume. Vom Kap.
Pelargonium ardens. Vom Kap.
- - - laterinum. Vom Kap.
Solanum bonariense. Bonarischer Nachtschatten. Von Buenos-Ayres.
Daphne collina. Stumpfblättriger Seidelbast. Von Hügeln in Süd-Italien.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 6. September 1821.

107

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die neuentdeckte Venusstatue von Melos *).

Von G. L. P. Sievers.

Unser Zeitalter ist schwanger an Ereignissen, welche von welthistorischer Wichtigkeit seyn, und in mehr als einer Hinsicht auf die Kultur- und Staatengeschichte der ganzen civilisirten Erde Einfluß haben werden. Es war der jetzigen Generation vorbehalten, auch Zeuge einer Kunsterscheinung zu seyn, wie die neuere Zeit deren nur ein Paar, oder vielleicht gar keine, aufzuweisen hat.

Seit einigen Wochen schweigt die Politik in Paris; die Verhandlungen der Deputirtenkammer über das Budget, selbst der Prozeß der Verschwörer vom 19. August 1820, erregen keine Theilnahme mehr, man vergißt sogar, seinen Freunden guten Tag zu sagen. Statt dessen fragt einer den andern: „Haben Sie die Venus von Melos gesehen?"

Die Venus von Melos ist eine antike Statue, welche, im Archipelagus aufgefunden, von dort nach Paris geschafft und im hiesigen Museum, einstweilen im Dianen-Saale, aufgestellt worden ist. Alle Kenner stimmen darin überein, daß diese Statue eines der vortrefflichsten Denkmähler der älteren griechischen Statuaristik ist.

Ich fange mit den geschichtlichen Thatsachen an, welche die Auffindung der Statue begleitet haben, wie sie nicht allein von der öffentlichen Stimme als authentisch angegeben werden, sondern wie sie mir auch Hr. Lange, Restaurateur der Antiken des königl. Museums, als vollkommen wahr bezeichnet hat.

Ein junger französischer Naturhistoriker durchstreifte vorigen Sommer die Inseln des Archipelagus. Auf der Insel Melos (einer der Cycladen) besuchte er die Ruinen, welche, nach der Vermuthung des Barons von Haller,

*) Hierzu die Abbildung in der besonderen Beylage, bey welcher zu bemerken ist, daß die Körpertheile, deren Umrisse im Stiche nur mit Punkten bezeichnet sind, an der Statue fehlen und entweder bereits ergänzt (restaurirt) wurden oder dieß doch werden könnten. Diese Theile sind: der Winkel des Oberarms zunächst der Schulter, der Vorderarm bis zum Handgelenk, und auch der linke Fuß.

der hier im Jahre 1814 ein Theater entdeckt zu haben versichert, die Überbleibsel der alten Stadt Melos seyn sollen. An dieser Stelle stößt, als eben der junge Franzose sich in der Nähe befindet, ein griechischer Bauer bey Bearbeitung eines Ackers, kaum zwey bis drey Fuß unter der Erde, auf zwey Marmorblöcke von bedeutender Größe. Der Franzose entdeckt in ihnen eine fast vollkommen erhaltene antike weibliche Statue, die ihm von ungewöhnlicher Schönheit zu seyn scheint. Er eilt nach Konstantinopel, um dem Marquis de Rivière, französischem Gesandten am türkischen Hofe, Nachricht von dem Funde mitzutheilen. Dieser schickt sogleich seinen Ambassade-Sekretär, den Hrn. von Marcellus, Bruder des Deputirten, nach der Insel ab; ein Handel wird geschlossen, die Statue für sechstausend Franken gekauft und nach Frankreich abgesandt.

Bey ihrer Ankunft in Paris, im Febr. 1821, war das Gerücht von dem erlangten Kunstschatze bereits in der ganzen Stadt verbreitet. Tausende von neugierigen Künstlern und Kunstfreunden harrten des Augenblicks, wo es ihnen verstattet seyn würde, die Statue zu sehen. Aber die Administration des Museums hatte ihre triftigen Gründe, das Kunstwerk den Blicken des Publikums so lange zu entziehen, bis der wirkliche Werth desselben über allen Zweifel erhoben seyn würde. Aus diesem Grunde erhielten nur einige wenige Personen, unmittelbare Freunde der Administratoren, Erlaubniß, bey der Auspackung zugegen zu seyn. Hier entstand jetzt ein sonderbarer Streit unter den anwesenden Personen: sey es, daß die Trennung des Rumpfes von dem untern Theile des Kunstwerks, oder die theilweise Verstümmelung desselben und der Schmutz, von welchem die Statue vor ihrer Absendung von der Insel Melos mit Fleiß nicht gereiniget worden, der Anschauung derselben hinderlich waren, ein großer Antheil der anwesenden Künstler und Kunstfreunde glaubten, dem Kunstwerke nur einen geringen Werth beylegen zu müssen; einige befürchteten sogar, der Ruf des Pariser Museums würde durch die Ausstellung der Statue auf's Spiel gesetzt werden. Am meisten ließ der Kopf unbefriedigt. Zwey oder drey Künstler, unter diesen besonders der obenerwähnte Hr. Lange, erklärten sich jedoch unbedingt für die Statue; besonders glaubte letzterer ein Kunstwerk der ersten Größe in derselben zu erkennen. Auf seine Veranlassung ward die Statue in die Restaurationswerkstatt des Museums geschafft, hier von ihm an den bedeutendsten Stellen restaurirt und endlich im Museum der Antiken aufgestellt. Jetzt erkannte ganz Paris in der Venus von Melos, wo nicht das vorzüglichste, doch eines der vorzüglichsten antiken Kunstwerke, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind.

Ich versuche es, eine materielle Beschreibung der Statue, so wie diese mir während vier Wochen durch eine fast tägliche, mehrstündliche Anschauung kund geworden ist, zu liefern, dann einige technische Bemerkungen, zu welchen mir in diesem Zeitraume die häufigen Unterredungen mit Hrn. Lange Veranlassung gegeben haben, hinzuzufügen, und endlich mit einem Kunsturtheile zu schließen, welches ich mir in der Folge des eifrigsten Studiums aller, die Statue mittel- und unmittelbar angehenden Eigenschaften, und nach der reiflichsten Erwägung der Meinungen, welche darüber von den hiesigen Künstlern geäußert worden sind, erlauben zu dürfen glaube. Daß ich Gelegenheit gehabt habe, an mehreren Konferenzen der Herren Lange, Grafen

von Clarac, Konservateur der Antiken, Quatremere de Quincy und vieler andern hiesigen Gelehrten und Künstler Theil zu nehmen, kann meinem Berichte nicht anders als zur Empfehlung dienen.

Die Statue, 6 Fuß 3 Zoll hoch, dem allgemeinen Glauben nach, eine Venus, besteht aus zwey Stücken. Die Trennung, welche sich etwas unter der absoluten Mitte des Körpers, also etwa da, wo der inwendige Anfang der Beine seyn würde, befindet, ist auf eine, dem Auge fast unbemerkbare Weise durch die, auf den Hüften beginnende und nach dem Innern des Schooßes herabfallende Draperie versteckt. Die Statue steht auf den rechten Fuß gelehnt, und hat den linken auf eine Erhabenheit gesetzt. Der Kopf nebst dem ganzen Körper ist sanft nach rechts gebogen, steht jedoch in völlig gerader Stellung. Rumpf und Beine sind, außer einem, von einer spätern ungeschickten Hand zur Aufrechterhaltung des rechten Armes unter der rechten Brust, in die Gegend der kurzen Rippen angebrachten Loche, gänzlich unbeschädigt; der Kopf ist an der äußersten Nasenspitze und der untern Lippe verletzt; von dem rechten, nach der Mitte des Leibes gerichteten Arm, ist etwa der dritte Theil des Oberarms vorhanden; den übrigen Theil, offenbar unecht, hat man neben der Statue gefunden; von dem linken, — wahrscheinlich seinem ganzen obern Theile nach horizontal ausgestreckt, — der gänzlich fehlt, dessen Bruch sogar das Schulterblatt beschädigt hat, sind der Oberarm und die Hand, welche letztere einen Apfel hält, gleichfalls neben der Statue gefunden worden. Außerdem befindet sich an ersterm ein, von einem spätern Restaurator aus ganz anderm Marmor verfertigter Ansatz; die Hand ist des Daumes, und eines Theiles des Zeige-, des vierten und des kleinen Fingers beraubt. Noch fehlen der linke Fuß, bis da, wo die Draperie aufhört, oder bis auf die Wurzel, und die Ohrzipfel, in deren Überbleibseln man die Spuren von Ohrlöchern erblickt. Von diesen Verstümmelungen hat Hr. Lange die Nasenspitze, die Lippe, das Loch im Leibe und den rechten Fuß restaurirt; die Arme sollen gar nicht wieder hergestellt werden. Der linke, neben der Statue gefundene, am Obertheile beschädigte Oberarm biethet einige merkwürdige Erscheinungen dar: er ist etwa im dritten Theile nach der Schulter zu von dem ursprünglichen Verfertiger der Statue angesetzt, und späterhin, wie schon gesagt, bey eingetretener Verstümmelung durch ein etwa vier Finger breites, aus weit schlechterm Marmor verfertigtes Stück höchst ungeschickt restaurirt worden.

Hr. Lange glaubt aus der Vergleichung der Mortaise in der Schulter der Statue mit der, welche sich in dem untersten, echten Theile des Oberarms befindet, nicht allein auf den ursprünglichen, durch den Verfertiger der Statue selbst gemachten Ansatz des Armes, sondern auch auf die völlig horizontale Richtung des Oberarms schließen zu können. Das hier eingesetzte, falsche Stück besitzt eine, von einem ganz andern Instrumente verfertigte Mortaise.

Daß die Statue, trotz des Ansatzes der Mitte des Körpers und des linken Armes, das Werk eines und eben desselben Künstlers ist, ergibt sich aus der Vergleichung des Styls, und aller künstlerischen und technischen Eigenthümlichkeiten derselben. Jetzt entsteht die Frage: Warum hat der Künstler diese Ansätze gemacht, und nicht vielmehr die Statue, bey ihrer sehr mäßigen Höhe, aus einem einzigen Blocke verfertigt? Über diesen Gegenstand

ist in den Konferenzen, von welchen ich oben geredet habe, viel hin und her disputirt worden. Hr. Quatremere de Quincy läßt den Ansatz des Leibes bis jetzt noch unerörtert, glaubt jedoch aus dem Ansatze des linken Armes, so wie aus der horizontalen Lage desselben, auf die Anwesenheit einer Nebenfigur schließen zu dürfen, auf welche die Statue den linken Arm gestützt gehalten hat. Einem anderen hiesigen Beurtheiler gibt der Ansatz des Leibes die sonderbare Hypothese an die Hand, die Venus von Melos sey jene berühmte Venus des Agorakrit, welche dieser, wie uns Plinius erzählt, in eine Nemesis umschuf, weil ihr die Venus des Alkamenes, seines Nebenbuhlers, von den Athenienfern vorgezogen worden war. Andere erklären den Ansatz aus der Theurung des Marmors, welche den Künstler veranlaßt habe, sein Werk lieber aus zwey Stücken, als aus einem einzigen großen Blocke zu verfertigen. Mich dünkt, dieser Umstand verdient gar keine Berücksichtigung. Es ist bekannt, daß mehrere antike Statuen, z. B. der Antinous des Kapitols, der Träger genannt, der früher in Paris war, die drapirte Venus, im hiesigen Museum, u. a. ebenfalls aus zwey Stücken bestehen. Die griechischen Künstler trieben ihre Kunst wie ein Handwerk; sie waren weit entfernt, eine von ihnen zu verfertigende Statue mit derselben religiösen Verehrung zu betrachten, welche die Werke der antiken Skulptur den neueren Nationen eingeflößt haben. Sie gingen daher auf's Gerathewohl zu Werke und verfertigten ihre Statuen aus einem oder zwey Blöcken, je nachdem es der Zufall, oder ihre eigene Bequemlichkeit so mit sich brachte. Der Ansatz des linken Armes, dessen Oberarm eine absolut horizontale Richtung hat, und dessen Unterarm, so wie die den Apfel haltende Hand, wahrscheinlich hoch in die Höhe ausgestreckt war, dürfte allerdings in der Berücksichtigung der Quantität Marmor, welche zur Verfertigung einer Statue von so ungemein breiter Oberfläche erforderlich gewesen wäre, begründet seyn.

In Hinsicht der künstlerischen Ausführung herrscht zwischen dem Kopfe (den Hals mit eingeschlossen) und dem übrigen Theile derselben ein Kontrast, der jedem Beobachter auffallen muß, dessen Auge durch den Anblick antiker Kunstwerke geübt worden ist. Während, von den Achseln an, der ganze Rumpf nebst den Beinen, in der schönsten Idealität aufgefaßt, und mit der hinreißendsten Grazie wiedergegeben ist, spricht sich im Gesichte und überhaupt im ganzen Kopfe, bis auf den Absatz des Schulterblattes herab, eine Realität aus, welche eben durch die künstlerische Vollendung, mit der sie ausgeführt ist, um so frappanter erscheint; nur das Gezogene der Nasenflügel und der Mundecken, die drey Ringe um den Hals, der stumpfzulaufende Hinterhals, die Hervorragung der vordern Halsmuskeln, ja endlich sogar eine sehr merkliche Andeutung des Luftröhrenkopfes, sie sind unverkennbare Merkmahle aller und jeder Abwesenheit des Idealen. Auch der sittliche Ausdruck des Gesichts steht nicht im Einklange mit dem Tone des Körpers: in diesem entwickelt sich der Charakter der Grazie; die Züge des Gesichts hingegen deuten den höchsten Grad von Ernst und Würde an. Dieser Mangel an Idealität am Kopfe ist allerdings von mehreren Personen anerkannt worden: er war es besonders, der den ersten nachtheiligen Ausspruch über den Werth der Statue veranlaßte. Jetzt scheint, wahrscheinlich verführt von dem imposanten Eindrucke, den das Kunstwerk in seiner gereinigten und theilweise restaurirten Gestalt

macht, die Kritik des Kopfes vor der Bewunderung des Körpers zu schweigen; ja sie findet in den ernsten Zügen des realgedachten Gesichtes nur Würde und Hoheit. Auffallend ist, daß selbst Hr. Quatremere de Quincy in seinem, der Akademie abgestatteten und so eben im Drucke erschienenen Berichte des Mangels an Idealität, welcher sich im Kopfe der Statue zeigt, mit keinem Worte Erwähnung thut.

Welches kann die Ursache eines so grellen künstlerischen Widerspruches seyn? Woher kömmt es, daß derselbe Künstler, den bey Bildung des Körpers ein wahrhaft göttliches Ideal begeistert zu haben scheint, dem Kopfe eine, fast möchte ich sagen, gemeine Realität gegeben hat? Es gewährt mir eine seltene Genugthuung, daß Hr. Lange *), in dessen Augen die technische Vollendung des Kopfes den Mangel der Idealität bisher ersetzt hatte, jetzt nicht allein meine Vermuthung, daß der Kopf ein Porträt sey, theilt, sondern sie auch durch Gründe, welche allein dem Künstler vom Metier zu Gebothe stehen, über allen Zweifel erhebt. Hat das Gesetz, durch welches den Griechen die Bildung einer Götterstatue nach einem menschlichen Originale untersagt war, wirklich existirt, und ist es zu allen Zeiten streng befolgt, oder vielleicht in der dritten (der graziösen) Epoche der Bildnerey, in welcher unter Praxiteles die ideale Begeisterung der Nachahmung des Vorhandenen zu weichen begann, gemildert und späterhin gänzlich aufgehoben worden? Um diese Fragen genügend zu beantworten, fehlt es mir in diesem Augenblicke an Muße und Gelegenheit, die nöthigen Quellen zu benutzen. Aber selbst im Falle, wo jenes Gesetz zur Zeit der Verfertigung der Statue von Melos noch in völliger Kraft gewesen wäre, was zwingt uns, dieß Kunstwerk für eine religiöse Darstellung zu nehmen? Kann die Statue nicht für irgend einen Privatgebrauch, etwa zur Schmückung eines Pallastes, oder eines Gartens, oder vielmehr zur Fröhnung der Eigenliebe eines vornehmen Frauenzimmers, welches seine Körperschönheit durch die Kunst des Meißels verherrlicht zu sehen wünschte, angefertigt worden seyn? Ist überall dieß Kunstwerk eine Abbildung der Venus? Auf diese Frage werde ich weiter unten zurückkommen.

(Der Schluß folgt.)

---

*) Hr. Lange ist, wie schon oben im Texte gesagt, Restaurateur der Antiken des königl. Museums. Er hat über zwanzig Jahre ununterbrochen in Rom und dem übrigen Italien zugebracht und ist (wie er selbst mit Wohlgefallen sich auszudrücken pflegt) ein Handwerker und kein Dilettant der Bildhauerey. Ihm sind daher die materiellen Geheimnisse seiner Kunst eben so bekannt, als die künstlerischen. Von dem Antiken gebildet, verspottet er den sentimentalen Klingklang der neuern Statuaristik. Obgleich schon neun und sechzig Jahre alt, zeigt dieser Mann die ganze Lebhaftigkeit eines Jünglings von zwanzig Jahren. Den französischen Leichtsinn hat er durch seinen langen Aufenthalt in der Heimath der Künste gegen die tiefe und kecke Genialität des Italieners vertauscht. Den Einsichten und der Gefälligkeit dieses Mannes habe ich bey meinem Studium der hiesigen Antiken, insbesondere der Venus von Melos, viele Verbindlichkeiten. Dieser Künstler hat so eben, nach dem bekannten Anakreontischen Gedichte, wo Anakreon, der den Liebesgott in seinem Busen erwärmt, von diesem mit dem Pfeile verwundet wird, eine Gruppe entworfen, welche mir mit allen Produkten dieser Gattung, welche die neure Statuaristik aufzuweisen hat, wetteifern zu können scheint. Das Werk hat 2 ½ Fuß Höhe. Der Künstler fordert zwölftausend Franken. Sollte irgend ein Liebhaber Lust zum Ankaufe dieses wahrhaft allerliebsten Werks, dessen Nebentheile selbst mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Fleiß gearbeitet sind, besitzen; so würde ich mit Vergnügen zwischen ihm und dem Künstler zum Vermittler dienen.

Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung.) London.

Auf beyden Seiten des Altars verdeckten antike Bannerdraperien zwey Thüren, welche zu einem prächtigen Ankleide- und Ruhezimmer für den König führten. Reiche Franzen und Seile von Gold und Seide zogen sich um das Ganze her, das ein prächtiger Fußteppich bedeckte. Innerhalb des Sakrarium befand sich ferner auf der linken Seite des Altars der Armsessel des Erzbischofs von Canterbury mit einem Fußschämel und Bethkissen; ein ähnliches Kissen auf der andern Seite des Altars für den Diakonus. Rechts vom Altar stand der Opfertisch mit blauem Genueser-Sammet mit goldenen Franzen bedeckt, wo auf einem ähnlichen goldgestickten Kissen das reiche Altartuch von Goldstoff und ein Pfund reinen Goldes in einer Stange lag, die der König nachher zu opfern hatte. Auch war ein prächtiges Kissen bereitet, worauf der König während des Opfers kniete. — Auf der rechten Seite war eine reich verzierte Loge für die königliche Familie, und dieser gegenüber die Sitze für die Bischöfe, welche bey der Krönung administrirten, den Lord-Mayor von London ꝛc. Vor der königl. Loge stand ein blausammetner Armsessel mit einem Schämel, worin der König während der Litaney saß, und diesem gerade gegenüber auf der andern Seite ein ähnlicher Sessel und ein Schämel mit rothem Sammet bedeckt, wo nach der Krönung die Anerkennung geschah. — Der bekannte St. Eduards-Stuhl, mit erneuerten Zierrathen, stand mitten zwischen beyden, aber näher gegen den Altar, dem er die Vorderseite zukehrte, und darunter lag, jedoch durch die goldenen Franzen verborgen, der eben so bekannte schottische „Propheten-Stein." Daneben stand ein Gebethstuhl für die zwey Bischöfe, welche die Litaney zu lesen hatten. Die Kanzel stand an der nordwestlichen Ecke des Sakrarium der königl. Loge gegenüber; sie war achteckig mit Karmosin-Sammet, mit goldenen Franzen bekleidet, und mit den Buchstaben I. H. S. vorn in Gold gestickt. Auf derselben Seite befand sich auch die Loge für die fremden Gesandten, gerade der Loge des Lord-Großkammerherrn gegenüber, welche sich über der königl. Loge befand. Die übrigen Logen waren den übrigen hohen Staatsbeamten überlassen, wovon ein jeder eine bestimmte Zahl von Sitzen zu vergeben hatte. Die Orgel und das Orchester befanden sich über dem Altar. In der Abtey sowohl als in der Halle waren bequeme Sitze für den Berichterstatter der verschiedenen hiesigen Zeitungen, ohne alle Rücksicht auf die Politik dieser Blätter, eingeräumt. Sie kamen des Morgens alle zusammen in Hofkleidern in einer Barke, die ihrer bey der Waterloobrücke gewartet hatte, und landeten bey der Halle, wo sie der Sekretär des Großkammerherrn empfing und zu ihren Sitzen führte. — Von dieser schwachen Schilderung der Vorbereitungen im Inneren der Abtey (von deren Pracht, welche indeß gegen die große und hehre Gestalt des herrlichen Domes verglichen, beynahe in nichts verschwand, und davon selbst eine noch ausführlichere Beschreibung, ohne Abbildung, keinen richtigen Begriff würde geben können) kehren wir nun zu dem königl. Zug zurück.

Die Zuschauer und Zuschauerinnen, die bereits schon seit zwey Uhr des Morgens in der Abtey gesessen hatten, fingen bereits zu gähnen und hier und da zu schlummern an, als der lustige Klang der einander abwechselnden Trommeln, Pfeifen und Trompeten, welcher bald nach 10 Uhr aus der Ferne erschallte, neues Leben unter den Versammelten verbreitete. Um nahe an eilf Uhr erblickte man die Kräutermädchen an der Thüre der Abtey. Diese mit einigen andern vom geringeren Personale blieben bey der Thüre stehen, die Trommeln und Trompeten nahmen ihre Stelle auf der Galerie über dem Eingang. Inzwischen drängten sich die Gemahlinnen der Pairs zu ihren Sitzen, wo sie, 151 an der Zahl, in ihren mannigfaltigen und reichen Kleidungen und Kopfputzen ein herrliches Schauspiel darbothen. Im Fortschreiten des Zuges zogen sich dessen verschiedenen Theile, ihrem Range gemäß, zur Rechten und Linken, und nahmen ihre angewiesenen Stellen ein; besonders begab sich gleich anfangs die königl. Kapelle und der Chor auf das über dem Altar errichtete Amphitheater, und beym Eintritt Sr. Maj. in den Chor begrüßte ihn das prächtige Anthem von Händel aus dem Psalm CXXII. Vers 1. 5. 6. 7. vom donnernden Beyfallruf der versammelten Tausende begleitet. Der König schien sehr

ermüdet; mit wankenden Schritten trat er bis zu seinem Gebethstuhl, kniete nieder, und nach einem kurzen, stillen Gebethe setzte er sich auf den Sessel unterhalb des Thrones. — Jetzt trat der Erzbischof von Canterbury, begleitet von mehreren Staatsbeamten, hervor und rief, sich gegen die vier Seiten wendend, die folgende Proklamation aus: „Meine Herren! hier stelle ich euch den König Georg IV., den unbezweifelten König dieses Reiches, vor; deßwegen seyd Ihr alle, welche heute gekommen seyd, eure Huldigung darzubringen, willig, solche darzubringen?" Ein allgemeines Geschrey: God save the King! war die Antwort, welcher ein Trompetenstoß folgte. Hierauf trat der König zum Altar, kniete nieder, und unter mancherley Feyerlichkeiten überreichte er die obenerwähnten Opfer, worauf der Erzbischof ein Gebeth hersagte, nach welchem der König zu dem blauen Stuhl ging, auf dessen Schämel er niederkniete, während zwey Bischöfe die Litaney hersagten. In der Zwischenzeit wurden alle Regalien, mit Ausnahme der Schwerter, auf den Altar gelegt. Nach dem „Vater unser" verlas der Erzbischof die Kommunion und sprach dann ein besonderes Gebeth für den König. Hierauf las einer der Bischöfe die Epistel Pet. 1, 11, 13, und nachher ein anderer Bischof das Evangelium Math. XXII. 15. Alsdann verlas der Erzbischof das nicäische Glaubensbekenntniß, worauf der Erzbischof von York von der Kanzel herab eine Predigt hielt, welcher der König sitzend und mit bedecktem Haupte anhörte. — Nach geendigter Predigt trat der Erzbischof von Canterbury vor den König und ließ ihn den Eid leisten, indem er selbst die Formeln verlas und der König solche bestätigte. Alsdann erhob sich der König, trat zum Altar und beschwor denselben kniend auf dem Evangelium, und unterschrieb ihn. Hierauf kehrte er wieder zu seinem Sessel zurück, und nachdem er sich auf dem Bethschämel auf die Knie niedergelassen hatte, stimmte der Erzbischof die Hymne Veni Creator Spiritus, an, welche der Chor aussang. Dann folgte ein Gebeth und diesem das Anthem: Zadok der Priester und Nathan ꝛc. Alsdann trat der König vor den Altar und setzte sich auf den St. Eduards-Stuhl; der Diakonus von Westminster goß Öhl aus der Ampulla in einen Löffel, womit der Erzbischof den König auf Haupt, Brust und den flachen Händen unter gewissen Gebethsformen salbte, während vier Ritter vom Hosenband ein Tuch von Goldstoff über dessen Haupt hielten. Nach diesem kniete der König nieder und der Erzbischof sprach den Segen über ihn; alsdann setzte er sich wieder auf seinen Stuhl und der Diakonus wischte ihm mit feiner Leinwand das Öhl von den gesalbten Stellen ab. — Jetzt wurden die Spornen vom Altar genommen, ein Edelmann überreichte sie dem König kniend, worauf sie wieder auf den Altar gelegt wurden. Nach diesem wurde das Staatsschwert von dem Edelmann, welcher es bisher getragen, abgegeben und ihm dafür ein anderes in blausammetner Scheide eingehändigt, welches der Erzbischof unter gewissen Gebethen und Ermahnungen dem König umgürtete, welcher es aber gleich wieder abnahm und auf dem Altar opferte; der älteste Pair löste es sodann für 100 Schilling aus, zog es aus der Scheide und trug es bis zum Ende der Feyerlichkeit vor dem König her. — Als der König wieder aufgestanden war, bekleidete ihn der Diakonus mit der Armilla, welche er mit Bändern an den Armen befestigte, nach diesem legte er ihm den königl. Mantel von blauem Stoff, mit Hermelin verbrämt, um, nachdem er ihm den Scharlachmantel, den er zuvor angehabt, abgenommen hatte. Dann setzte sich der König wieder, und der Erzbischof gab ihm den Reichsapfel in die Hand, welches Zeremoniel er, wie jedes andere, mit einem ermahnenden Gebeth begleitete. Nun steckte er ihm den Ring an, der Reichsapfel ward wieder auf den Altar gelegt, und während der Diakonus das Zepter und die Ruthe von dort herbrachte, überreichte der Herzog von Norfolk, als der Besitzer des Gutes Worksop, dem König ein Paar reiche Handschuh und unterstützte nachher bey jeder Gelegenheit des Königs Arm oder hielt das Zepter für ihn; hierauf gab der Erzbischof dem König das Zepter in die rechte Hand und die Ruthe mit der Taube in die Linke. Dann trat der Erzbischof vor den Altar, und nachdem er ein Gebeth über die Krone gesprochen, setzte er sie dem König, der jetzt auf dem St. Eduards-Stuhl saß, auf das Haupt, eine Handlung, die das jauchzende God save the King der Zuschauer, das Geschmetter der Trompeten und (mittelst eines Signals) der Knall des schweren Geschützes im Tower begleiteten. Hierauf folgte eine Anrede des Erzbischofs und ein

kurzes Anthem vom Chor. In dem Augenblick, in dem der König gekrönt ward, setzten auch alle Pairs, die bisher ihre Kronen (coronets) in der Hand getragen, dieselben auf, dann sprach der Erzbischof den Segen über den König, und dieser küßte denselben und alle anderen Bischöfe, die in der Zeremonie ein Amt verwaltet, einen nach dem andern, wie sie sich vor ihm niedergekniet hatten. Alsdann stimmte der Chor das Te Deum an, während welches der König sich zu seinem Stuhl unterhalb des Thrones begab und sich niedersetzte. (Bey dieser, so wie bey jedweder anderen Gelegenheit, wo der König sich von einer Stelle zur andern zu bewegen hatte, traten immer die Regalienträger und andere hohe Personen, die ein Amt in seiner Nähe hatten, in bestimmter Ordnung vor ihm her).

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Auf dem Theater an der Wien wurden am 27. zwey große Scenen in italienischer Sprache aufgeführt, aus der Oper: Die Horatier und Curiatier, von Cimarosa. Mad. Mariana Sessi sang den Part des Curiatius.

Die Ausführung dieser beyden Scenen war ein neuer Triumph der Kunst, die, wo sie sich in voller Klarheit und mit ausgezeichnetem Talent verbunden, offenbart, auch wenn der Zauber einer jugendlichen Stimme das Ohr nicht mehr besticht, den Geist zu sich emporzieht und dem Herzen Huldigung gebiethet. Wer die Sängerinn nicht schon in frühern Zeiten hörte, oder wer nach ihrer unlängst hier gegebenen Akademie noch zweifeln könnte, daß sie in dieser höheren Sphäre des dramatischen Gesanges unter den vorzüglichsten Künstlerinnen einen Rang behauptet, den würde dießmahl die nach der Introduktion vorgetragene Arie: quelle pupille etc. aus dem ersten Akt der oben genannten heroischen Oper unwiderstehlich überzeugt haben. Kunstfreunde erinnerten sich der glänzenden Ausführung eines viel gepriesenen Sängers nur zu größerem Gewinn der Sängerinn, die nach Überwindung einiger materiellen Hindernisse ihrer Stimme durch Kraft und Gediegenheit, wie durch tragische Würde des Gesanges zur lauten Bewunderung hinriß. Der Enthusiasmus der zahlreichen Versammlung äußerte sich in der folgenden Abtheilung, wo das Finale des zweyten Akts ausgeführt wurde, fortwachsend bis zum Schlusse. Einzelne Theile mißlangen allerdings aus demselben Grunde, wie zuvor, auch wohl darum, weil die Gesangskünstlerinn sich hin und wieder von dem oft bewährten Gefühl ihrer Virtuosität augenblicklich fortreißen läßt, das Ganze aber bildete ein imposantes Tongemählde des echt dramatischen Gesanges, worin das majestätische Portamento, der einfache, edle Ausdruck, die lichtvolle Entfaltung der melodischen Elemente, und selbst der Triller in seiner höchsten Vollendung, als Hauptbestandtheile gepriesen werden müssen. Die Sängerinn wurde schon am Schlusse der ersten Abtheilung, unter rauschenden Beyfallsbezeigungen gerufen, erschien aber erst nach Endigung der Zweyten. Es würde unbillig seyn, von den Mitwirkenden, die aus Gefälligkeit für den Gast zur Ausführung beytrugen, mehr zu fordern, als sie durch eifrige Verwendung ihrer Kräfte leisteten. Das Orchester zeigte sich etwas schwankend.

Als die hierauf folgende Pantomime: Das Waldmädchen beendigt war, sang Mad. Marianna Sessi auf Verlangen, das in ihrer frühern Produktion bereits mit Jubel begrüßte Volkslied: Viva Francesco! dessen begeisternde Wirkung die Künstlerinn durch das Feuer ihres Vortrags noch erhöht.

Modenbild XXXVI.

Kleid von Perkal mit rother Wolle gestickt. Die Dame hat ein Spitzen-Halstuch, und einen Basthut mit Blumen und Bändern geschmückt.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

XXXVII. Wiener Moden. 10/182.

VENUS VON MELOS.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 8. September 1821.

108

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die neuentdeckte Venusstatue von Melos.

Von G. L. P. Sievers.

(Schluß.)

Daß der Leib der Statue die schönste, idealste Schönheit entfaltet, daß der Styl von der hinreißendsten Anmuth und zugleich von der klassischesten Korrektheit ist, habe ich schon oben gesagt. Wäre es nicht gewagt, aus einer sechsjährigen Erinnerung zu urtheilen, ich würde nicht anstehen, den ganzen Rumpf demjenigen der Venus von Medicis vorzuziehen: mehrere hiesige Künstler und Kunstfreunde sind meiner Meinung. Mich hier über die Schönheit der Statue in poetischen Formeln aussprechen zu wollen, würde zwecklos seyn: sie würden den Lesern wohl mein subjektives Gefühl, aber keine objektive Anschauung des Kunstwerkes darlegen. Nur so viel: ich stehe schon seit Wochen und fast täglich mehrere Stunden vor demselben, ohne mich an dem Anblicke sättigen zu können. Zum ersten Mahle ist mir deutlich geworden, daß man sich auch in eine Statue verlieben könne.

Die Stellung der Beine, der Wurf der Draperie, welche wie übergehaucht über die Unterhüften und den Schooß erscheint, der rechte echte Fuß, alle diese Theile stehen im vollkommensten Einklange mit dem Leibe. Daß die Arme fehlen, ist ein Verlust, den die Kunstwelt beweinen muß. Sie werden, wie schon oben gesagt, nicht restaurirt werden, denn immer würde die Herstellung, von welchem neuern Künstler sie auch unternommen werden möchte, im disparaten Verhältnisse mit der Vollendung der übrigen Statue stehen. Die Restauration des linken Fußes kann nicht als Vermessenheit angegeben werden, da der rechte zum Modelle gedient hat.

Über die den Apfel haltende linke Hand sind wichtige und ernste Diskussionen entstanden: Hr. Quatremere de Quincy möchte zu Gunsten seiner Hypothese, von welcher ich sogleich weiter reden werde, an der Echtheit derselben zweifeln. Ich habe diese Hand zu vielen Mahlen und oft Stunden lang vor Augen gehabt: sie ist, meiner Meinung nach, so wahrhaft idealisch schön, daß sie der Statue ursprünglich angehört haben muß. Ein materieller Grund

unterstützt meine Vermuthung: die Hand ist mit dem übrigen Theile der Statue absolut aus einem und ebendemselben Marmor verfertigt. Hr. Lange hat noch einen außerwesentlichen zufälligen Umstand aufgefunden, der einen Beweis von dem Scharfsinne dieses Künstlers gibt: am linken Oberarme läuft eine geringe, durch irgend eine äußere gewaltthätige Ursache verursachte Beschädigung herab, und diese Beschädigung findet sich an der Hand nach dem Innern zu, unter dem kleinen Finger, in derselben Nüancirung wieder.

Kommen wir jetzt zu der wichtigen Frage: Was hat die Statue bedeutet, und welches ist ihre ursprüngliche Stellung gewesen?

Die öffentliche Stimme und einige hiesige Künstler und Kunstkenner (unter diesen besonders Hr. Quatremere de Quincy) haben die Statue zu einer Venus gemacht, und sie Venus von Melos genannt. Es wäre nicht das erste Mahl, daß ein bereits von der ganzen Kunstwelt getauftes, antikes Kunstwerk wieder umgetauft würde, oder vielmehr seinen Nahmen verlöre, ohne einen andern zu bekommen. Hr. Quatremere hat sich einmahl das Wort gegeben, die Statue müsse eine Venus seyn; mir aber scheint, aus Gründen, welche ich bereits oben angedeutet habe, höchst wahrscheinlich, daß sie irgend eine in der damahligen Zeit lebende Person darstellt, also Porträt ist, und daß sie die Draperie und den Apfel als bloß zufällige Attribute erhalten hat, um eine Venus darzustellen, aber nicht, um eine solche wirklich zu seyn. Meiner Meinung nach würde der Künstler, wenn sein Werk wirklich eine Venus gewesen wäre, mit einem so gänzlich von allem Ausdrucke der Grazie und Anmuth entblößten Gesichte, eine seinen Zeitgenossen höchst mißfällige Wirkung hervorgebracht haben. Als Darstellung einer lebenden Person, mußten die Züge des Gesichts, wenn sie sonst nur dem Originale ähnlich waren, den hohen Werth des Porträts beurkunden.

In welcher Stellung hat sich die Statue ursprünglich befunden? Hr. Quatremere glaubt, sie habe einen Mars neben sich gehabt, und führt, zum Belege seiner Meinung, zwey andere ähnliche Gruppen an, von denen sich die eine in der Galerie zu Florenz (sechs und dreyßigstes Kupfer des Museum Florentinum) und die zweyte, 6 Fuß hoch, im Museum Capitolinum befindet; letztere ist mit einer Tunica bekleidet. Auch ein geschnittener Smaragd (Museum Flor., Vol. V. p. 73.), so wie eine Medaille der jungen Faustina, Gemahlinn des Markus Aurelius, auf welcher diese als Venus Victrix dargestellt ist, scheinen ihm seine Vermuthung zu bestätigen. Da aber auf allen diesen Darstellungen kein Apfel vorhanden ist, wie denn auch eine Venus Victrix, im Augenblicke, wo sie den kriegerischen Zorn ihres Geliebten besänftigt, den ihr von Paris ertheilten Preis des Sieges über die Juno und Minerva unmöglich zur Schau tragen kann; so möchte Hr. Quatremere, wie schon oben gesagt, die Hand mit dem Apfel, welche seine ganze Hypothese über den Haufen wirft, gern für unecht erklären.

Der linke, absolut horizontal ausgestreckte Oberarm zeigt allerdings an, daß die Statue sich auf irgend einen Gegenstand gestützt haben müsse; ohne diese Vermuthung als gegründet anzunehmen, würde die Anstrengung des Armes, deren Hand nur einen Apfel zu halten hat, gänzlich unnatürlich erscheinen. Aber der Gegenstand, auf welchem der Arm geruht hat, ist kein Mars, kein Paris, überhaupt keine lebendige Person gewesen; diese Be-

hauptung glaube ich nicht durch künstlerisches Raisonnement, welches hier überhaupt zu nichts führen dürfte, sondern in Folge einer psychologischen und mimischen Erörterung über allen Zweifel erheben zu können. Hier sehe ich mich von selbst auf den sittlichen Ausdruck, auf die Handlung, in welcher sich die Statue befindet, mit einem Worte, auf den mouvement de la statue (wie es die französische Kunstsprache nennt) geführt.

Alle hiesigen Kunstkenner, mit so vielen ich zu sprechen Gelegenheit gehabt habe, wollen in den Zügen des Gesichts, so wie in der Haltung des Körpers, ein freudiges Entzücken, eine thätige Mittheilung nach außen hin, entdecken; die Statue soll eine Venus, und zwar eine siegende Venus, seyn. Mir aber scheint im Gegentheile die Physiognomie derselben eine absolute Ruhe, eine in sich zurückgezogene, passive Reflexion auszudrücken. Wer hat je gehört, daß sich eine thätige, nach außen hin strebende Freude, durch das Lehnen des Körpers auf das rechte Bein und durch Aufhebung des linken zu erkennen gibt? Man muß ohne alles Studium der menschlichen Geberden seyn, um einen solchen psychologischen Mißgriff zu thun. Meine Meinung daher ist, die Statue hat in völlig ruhender Stellung gestanden, den linken Arm auf ein Postament oder deß etwas gestützt und mit der rechten die herabfallen wollende Draperie zu halten geschienen.

Daß die Draperie dem Cyklus der Grazien- und Venusgestalten angehört, scheint außer allem Zweifel: sie ist mehr enthüllend als bedeckend, und die Koketterie spricht sich in ihr auf eine unverkennbare Weise aus.

Schon oben habe ich angeführt, daß der Ernst der Züge den hiesigen Kunstkennern nicht entgangen ist, ob sie gleich daneben auch die Grazie (welches aber ein Widerspruch im Gesichte einer Venus seyn würde) entdeckt zu haben vermeinen. Um diesen Ernst zu rechtfertigen, ist ein hiesiger Kunstfreund so weit gegangen, die Statue, wie schon gesagt, für die Venus des Agorakrit zu erklären und zu vermuthen, der Künstler habe, um seine Venus zu einer Nemesis umzuschaffen, außer den Korrekturen des Gesichts, auch die Draperie (nähmlich durch Ansetzung des neuen Blocks) hinzugefügt. Daß eine Nemesis nicht wie eine Venus drapirt seyn könne, scheint diesem Schriftsteller entgangen zu seyn.

Endlich entsteht die Frage: von welchem Künstler ist die Statue verfertigt, und ist sie Original oder Kopie?

Wie unerschrocken immer die Kenner antiker Kunstwerke sich unterfangen mögen, aus dem Style derselben auf den muthmaßlichen Verfasser schließen zu wollen, immer scheint mir eine solche Anmaßung sehr gewagt zu seyn. Besäßen wir von jedem großen Künstler des Alterthums nur ein einziges, demselben mit mathematischer Gewißheit zugeschriebenes Werk; so wäre allerdings eine Möglichkeit (aber immer noch keine Gewißheit) vorhanden, sich durch eifriges Studium desselben eine ungefähre Kenntniß der inneren und äußeren Eigenthümlichkeit der verschiedenen Style verschaffen und von ihnen analog auf die Verfasser anonymer Antiken schließen zu können.

Über den Urheber der Venus von Melos sind hier Vermuthungen aller Arten entstanden: man hat sie der Reihe nach dem Phidias, Praxiteles, Apollodorus, Polydorus u. s. w. zugeschrieben, ja die Parische Venus des Praxiteles, oder gar (wie mehrmahls erwähnt) die zur Nemesis umgeschaffene

Venus des Agorakrit darin finden wollen. Wird es mir erlaubt seyn, nach allen diesen, theilweise offenbar irrigen Vermuthungen meine eigne Meinung, oder vielmehr eine dunkle Ahnung, nicht über den Meister der Statue (denn diesen mit Gewißheit bestimmen zu wollen, möchte ein gänzlich unstatthaftes Unternehmen seyn), sondern über die Zeit ihrer Entstehung, anzudeuten?

Und hier biethet sich mir die erste Gelegenheit dar, von der merkwürdigsten Eigenthümlichkeit des Styls zu reden, welche die Venus von Melos charakterisirt, eine Eigenthümlichkeit, durch welche sich diese Statue von allen auf uns gekommenen Nachahmungen älterer großer Kunstwerke unterscheidet. Während sich in den Formen der letztern, trotz der hohen Schönheit und Grazie, welche die Werke aus der dritten Epoche der griechischen Skulptur bezeichnet, immer noch eine materielle Starrheit, eine deutlich ausgesprochene, ich möchte sagen, eckige Schroffheit offenbart, geht das Antike, ja selbst die ganze Haltung des Leibes an der Venus von Melos in die sentimental-romantische Schattirung über; das Basrelief und die Rundheit der gewölbten Muskeln verschwinden; an ihre Stelle treten Schlankheit und wirklich wellenförmige Vertiefungen, und die deutlich gezeichneten Linien der Antike verwischen sich in luftigen Schmelz. Mit einem Worte, der Körper besitzt einen gewissen zart-zerbrechlichen Charakter (gracilis), der den übrigen in ihrer Nähe stehenden Venusstatuen: — die der Capitolinischen nachgebildete Venus, die Meervenus (in derselben Stellung wie die Capitolinische und Medizäische), die siegende, die drapirte, die troadische und die Venus, welche man jetzt Nymphe nennt, — fehlt, welchen dagegen eine freylich graziöse, aber nichts desto weniger materielle Gediegenheit eigen ist. Diesen romantisch-sentimentalen Charakter glaube ich in der Venus von Melos entdeckt zu haben; ich theile dem deutschen Publikum meine Meinung mit, unbekümmert, daß keiner der hiesigen Kunstkenner, gegen so viele ich mich geäußert habe, über diesen Punkt mit mir einverstanden ist, ja, daß es mich sogar Mühe gekostet hat, ihnen einen deutlichen Begriff von meiner Ansicht zu verschaffen: die französische Kunstkritik ist noch weit entfernt, sich über den haarscharfen Unterschied, welcher zwischen dem Antiken und dem Modernen herrscht, genügend Rechenschaft abzulegen.

Somit glaube ich, die Vermuthung wagen zu dürfen, daß die Verfertigung der Venus von Melos nicht früher, vielleicht sogar bey weitem später, als die Eroberung Griechenlands durch Paulus Ämilius (164 Jahre vor Christi Geburt) fällt, eine Epoche, in welcher durch den Einfluß des erwachenden Kunstsinnes und der beginnenden Prachtliebe des römischen Volks, das Genie der nach Italien ausgewanderten griechischen Künstler einen neuen Schwung erhielt.

Die fast augenscheinliche Gewißheit, daß der Kopf der Statue Porträt ist, bestärkt mich in meiner Vermuthung über die Zeit ihrer Entstehung: es ist fast unmöglich, daß irgend ein großer Künstler der dritten oder schönen Periode (von Praxiteles bis nach Lysippus), in welche nähmlich die allgemeinere Stimme den Ursprung der Statue versetzt, der noch vom Ideale begeistert zu werden vermochte, eine solche, höchst gewöhnliche Wirklichkeit in seinem Kopfe hätte zu porträtiren unternehmen sollen; der Künstler, welcher eine Venus von Melos verfertigen konnte, mußte, obgleich noch mit dem

bewunderungswürdigen Genie des Praxiteleſſiſch-Lyſippiſchen Zeitalters begabt, ſchon eine Hinneigung zum Porträt in ſich verſpüren. Vielleicht iſt die Statue gar in Rom verfertigt, vielleicht ließen ſich in dem Profile des Geſichts eher römiſche, als griechiſche Züge entdecken.

Iſt die Venus von Melos Original oder Kopie? Hat meine Vermuthung, daß der Kopf das Porträt einer damahls exiſtirenden Perſon ſey, Grund; ſo würde ſchwer zu begreifen ſeyn, wie ein Künſtler von ſo umfaſſendem Genie, wie wir in dem Urheber derſelben finden, eine Statue, welche keine, zu einem religiöſen Zwecke beſtimmte Göttinn vorſtellen ſollte, hätte zu kopiren der Mühe werth halten, oder, wenn ihm ja die Luſt dazu geworden wäre, wie er den porträtirten Kopf nicht vielmehr in eine ideale Schöpfung hätte umwandeln ſollen. Der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach iſt die Statue alſo Original und erhält dadurch einen um ſo unſchätzbarern Werth. Dieſer bloß logiſchen Vermuthung kommt ein materieller, aus dem Handwerke der Kunſt ſelbſt abgeleiteter Beweis zu Hülfe, den ich dem Scharfſinne des Hrn. Lange zu verdanken habe. Kunſtkenner wiſſen, was die italieniſchen Mahler Pentimento nennen: eine Korrektur, welche ſie durch Übermahlung des verfehlten Theils unternehmen, ohne die urſprüngliche Mahlerey zu verwiſchen. Ein ſolches ſtatuariſches Pentimento will Hr. Lange vor dem linken Vorderfuße der Statue auf der Plinthe derſelben entdeckt haben: eine, ſeiner Meinung nach, hier befindliche Erhabenheit deutet an, daß dieſer Fuß im erſten, rohen, von einem Schüler des Meiſters gemachten Entwurfe etwas länger geweſen und hernach, bey der Vollendungder Statue, durch den Meiſter ſelbſt verkürzt worden iſt. Wäre die Statue eine Kopie; ſo würde der Künſtler ſchwerlich auch dieſe Erhabenheit nachgebildet haben.

Ein beſonderer Zufall hat mir bey einer meiner Streifereyen an den Quais, wo man nicht ſelten auf literariſche und Kunſtſchätze von mehr oder minderm Werthe ſtößt, ein Recueil des Antiquités de la galerie du Roi de Pologne, Dresde 1733, in die Hände fallen laſſen, in welchem, Seite 24, die Abbildung einer Statue befindlich iſt, welche mit der Venus von Melos eine große Ähnlichkeit beſitzt. Dresdner Kunſtkenner werden darüber an Ort und Stelle nähere Nachforſchungen anſtellen, und den Grad der Verwandtſchaft, in welcher beyde Statuen mit einander ſtehen dürften, unterſuchen können.

Neben der Statue von Melos ſind in derſelben Vertiefung ein Hermes und eine Tafel (etwa von einem Quadratfuße Größe) gefunden worden. Letztere enthält folgende Einſchrift:

ΑΝΔΡΟΛΙ ΗΙ (hier ſcheint ein Buchſtabe verwiſcht zu ſeyn) ΙΔΟ,
ΙΟΧΕΥΣ ΑΠΟΜΑΙΑΝΡΟ
ΕΠΟΙΗΣΕΝ.

Ich werde vielleicht nächſtens Gelegenheit finden, auf dieſe Einſchrift, über welche ich hier keine Vermuthung wagen will, zurückzukommen. Den Hrn. Grafen von Clarac ſcheint das εποιησεν einen Fingerzeug zu Auffindung des Künſtlers oder der Künſtler geben zu können; wenigſtens glaubt er, daß die Tafel mit der Statue ſelbſt in unmittelbarer Verbindung geſtanden habe.

Um den Leſern der W. Z. die Verſtändlichkeit des vorſtehenden Artikels zu erleichtern, habe ich an Ort und Stelle einen Umriß von der Statue mg-

chen lassen, der, ob er gleich sehr mangelhaft ausgefallen ist, dennoch dazu dienen kann, ihnen einen ungefähren Begriff von derselben zu verschaffen. Der linke Arm ist auf demselben gezeichnet, wie er wahrscheinlich ursprünglich vorhanden gewesen. An der Statue fehlt er gänzlich, wie schon oben angemerkt worden ist.

Correspondenz-Nachrichten.

(Fortsetzung.) London.

Als das Te Deum geendigt war, hoben die Bischöfe den König auf den Thron, und umgeben von allen Großen des Reiches, hielt der Erzbischof eine feyerliche Anrede an ihn; worauf er und nach ihm alle Bischöfe und dann alle Pairs, ihrem Range nach, ihm auf den Knien huldigten; zuerst die Herzoge. Dann die Marquise, dann die Grafen, zuletzt die Baronen, indem der älteste von jedem Stande den Huldigungseid aussprach und die übrigen solchen wiederhohlten. Dann kam jedweder einzeln zum Thron hinan, nahm seine Krone ab, berührte die Krone des Königs mit ausgestreckten Händen, und küßte diesen auf die linke Wange. In der Zwischenzeit wurden Krönungsmedaillen umhergeworfen und der Chor sang das letzte Anthem. Nach diesen Zeremonien fing das Offertorium an, und der König opferte den Wein und das Brot für's Abendmahl, und eine Mark Goldes. Nachdem die im Dienst begriffenen Bischöfe kommunicirt hatten, reichten der Erzbischof und Diakonus auch dem König das Abendmahl, und während dieser es empfing, hielt ein Bischof ein weißes Handtuch vor ihm. Ein allgemeines Gebeth und der Segen von Seiten des Erzbischofs endigten die ganze Feyerlichkeit.

Hierauf begab sich der König, begleitet von den Regalien, mit der Krone auf dem Haupte und dem Zepter in der Hand, durch eine der obenerwähnten Öffnungen nach der St. Eduards-Kapelle, wo die Krone nebst allen Regalien auf den Altar niedergelegt wurde. Der König begab sich dann in das Ruhezimmer, wo ihm der königliche Mantel, der auch auf den Altar niedergelegt ward, abgenommen und sein voriger Mantel wieder umgehangen wurde. Als der König wieder in die Kapelle zurückgekehrt war, setzte ihm der Erzbischof die reiche Krone, welche für diese Gelegenheit gemacht wurde, auf, die er nachher den ganzen Tag über trug, und mit dem Zepter in der einen und dem Reichsapfel in der andern, kehrte er, vier Edelleute mit den Schwertern vor ihm hertretend, in den Chor zurück, von wo er sich mit dem ganzen Zuge in der vorigen Ordnung nach Westminsterhalle zurückbegab.

Sobald sich der König zurückgezogen hatte, verließen auch die Damen, die fremden Gesandten, kurz alle, die eine Stelle hatten, um den Zug auf der Straße gehen zu sehen, schnell ihre Sitze, und als der König zurückkam, sah er nichts, als leere, schmutzige Bänke und die Rücken der Fliehenden, welches einen störenden Anblick gewährte. Der König aber schien besserer Laune und rüstiger als vor der Feyerlichkeit, und drückte seiner königl. Schwester der Prinzessinn Maria im Vorbeygehen die Hand.

Während der Abwesenheit des Königs von der Halle waren dort die Tische gedeckt worden, Bogen, Tempel ꝛc. von mannigfaltigen Gestalten, geschmackvoll mit Blumen geziert, schmückten dieselben, und zu gleicher Zeit wurden alle kalte Speisen und die Weine aufgestellt, der königl. Tisch besonders war auf's reichste und geschmackvollste gedeckt. Auch die Kronleuchter, welche auf beyden Seiten der Halle sehr zahlreich herabhingen, und die reich vergoldeten Kandelaber auf den Tischen, wurden vor des Königs Rückkehr, die bald nach vier Uhr erfolgte, angezündet. Se. Maj. zog sich sogleich zurück, um sich auszuruhen, während welcher Zeit die Gäste zu Mittag aßen, inzwischen gingen die Zuschauer von den Galerien um die Tische her, und nahmen gelegentlich an den Erfrischungen Theil. Gegen fünf Uhr mußten diese sich bey der Ankündigung, daß der König antrete, entfernen. Der König, immer mit der Krone auf dem Haupt, nahm seinen Sitz auf dem Thron. Gleich darauf erschien ein prachtvoller Zug von den unteren Hofbedienten mit zwanzig goldenen Schüsseln, aus denen der erste Gang be-

stand. Mitten in demselben ritten der Herzog von Wellington als Truchseß, der Marquis von Anglesea als Lord-Groß-Konstabler und der Lord Effingham als Stellvertreter des Erbmarschalls von England, des Herzogs von Norfolk, der als Katholik diese Stelle nicht selbst verwalten konnte, in ihren vollen Pairskleidungen mit den Kronen auf den Köpfen, auf reichgeschirrten, zu diesem Dienst abgerichteten Pferden. Nachdem die Speisen auf den Tisch gestellt waren, ging der Zug zurück. Der König, umgeben von den Großen seines Gefolges, wusch sich die Hände und fing an zu speisen. Mit ihm saßen an derselben Tafel seine königl. Brüder. Während der Mahlzeit überreichten zwey Herren (einer der Herzog von Argyll) jeder einen Becher Wein, aus welchen der König trank, und die diese dem Herkommen gemäß behielten.

Nach einer Pause öffnete sich die Hauptthüre wieder und herein ritt der Kämpfer (Hr. Dymoke) in prächtiger Rüstung mit 27 Straußenfedern auf seinem Helm und 22 auf dem Kopfe des Pferdes. Ihm zur Seite ritten der Herzog von Wellington und der Marquis von Anglesea, eine Menge Knappen und Pagen folgten zu Fuße. Vor ihm her traten zwey Trompeter, seine beyden Schild- und Lanzenträger und der Herold, welcher jedmänniglich im Nahmen des Kämpfers Fehde auf Leben und Tod both, der des Königs Titel in Zweifel ziehen würde. Drey Mahl geschah diese Ausforderung, bey welcher der Kämpfer jedes Mahl den Handschuh niederwarf, und da ihn keiner aufnehmen wollte, so ritt er vor die Stufen des Thrones, wo ihm der König zutrank und ihm dann den goldenen Becher durch den Mundschenk überreichen ließ, den er, nachdem er den Handschuh wieder angezogen und sich tief verbeugt hatte, austrank und sich dann mit seinen Begleitern rückwärts reitend, den Becher mitnehmend, zurückzog.

Gleich nach dem Rückzuge des Kämpfers verkündeten die Waffenkönige dreymahl des Königs Titel, auf Lateinisch, Französisch und Englisch. Als die Tafel vorüber war, kredenzten der Lord-Mayor von London, begleitet von zwölf Bürgern, dem König einen goldenen Becher mit Wein, und ersterer erhielt den Becher als Eigenthum. Der Lord-Mayor von Oxford, begleitet von acht Bürgern, kredenzte eine Schale Wein und erhielt drey Becher; der Eigenthümer des Gutes Lyston brachte einen Teller voll Oblaten; der Herzog von Athol, als Herr der Insel Man, überreichte dem König zwey Falken. Verschiedene Edelleute füllten die Ämter als Mundschenke, Vorschneider u. s. w. Während dieser Zeremonien brachte ein Edelmann des Königs Gesundheit mit drey Mahl drey Hurrahs aus; mit so großem Jubel tranken auch die Übrigen. Der Großkanzler sagte hierauf: Mit drey Mahl drey pflegen wir eines Unterthanen Gesundheit zu trinken, also neun Mahl neun! — und die Halle erbebte auf's Neue vom lauten Jauchzen. Der Chor sang God save the King, in dessen Chorus die Versammlung oft mit einfiel. Der König schien gerührt, er dankte den Pairs dafür, daß sie seine Gesundheit getrunken, und sagte, er wolle ihnen die Ehre anthun, die ihrige und die seines guten Volkes zu trinken. Die Halle ertönte auf's Neue mit dem Geschrey: „Es lebe König Georg IV." Hierauf sang der Chor: Non nobis Domine; und nachdem mehrere Edelleute zum Handkuß gelassen worden, zog sich der König zurück, und fuhr bald darauf, gegen acht Uhr, nach seinem Pallast zurück; wurde aber unterwegs zwischen der Menge der Wägen eine Zeit lang eingehemmt, indem er früher Willens gewesen war, auch diese Nacht im Hause des Sprechers zuzubringen, und also keine Anstalten für seine Rückkehr getroffen waren. — Dem alten Gebrauch gemäß stürzte sich, sobald sich der König entfernt hatte, alles auf seinen Tisch, um sich irgend etwas zum Andenken zu bemächtigen.

Die von Seiten der Regierung angestellten Volksunterhaltungen waren von mannigfaltiger Art, und besonders, da man an den meisten derselben bis innerhalb vier Tage vor der Krönung nicht gedacht zu haben schien, ziemlich glänzend. — Um halb eins Nachmittags stieg aus dem Green-Park ein großer, prächtiger Luftballon auf, mit welchem ein Luftschiffer in einem Boote empor schwebte, und sich ungefähr 15 englische Meilen von London wieder herabließ. Im benachbarten Hyde-Park erwarteten andere Scenen die Schaulustigen. Ein Bootrennen auf dem sogenannten Serpentinefluß, ei-

nem fließenden Teiche von ziemlicher Länge und Breite. Fünf Böte, die man aus der Themse auf Wagen hierher gebracht hatte, fuhren auf ein gegebenes Zeichen auf ein Ziel los, jedes hatte nur einen Ruderer, und der Sieger erhielt ein neues Boot zum Preis. An vierzig andere Böte mit Zuschauern angefüllt, die sich auf dem Teich kreuzten, belebten die Scene. Die sonderbarste Erscheinung aber war ein Triumphwagen, welcher, von zwey Elephanten aus Pappe gezogen, auf dem Wasser schwamm und von mehreren Böten getauet ward. Auf jedem Thiere saß ein Mädchen in orientalischer Kleidung als Führerinn und in dem Wagen waren mehrere Musiker. Des Abends ward diese Maschine beleuchtet, und schien ungeachtet des auffallenden Widerspruchs, einen Wagen von Elephanten auf dem Wasser ziehen zu lassen, den guten John Bull auf's beste zu unterhalten. Eine Menge von Spekulanten hatten in diesem Park Eßwaaren und Getränke jeder Art, wobey es besonders nicht am Porter fehlte, unter Zelter, Buden oder auch unter dem bloßen Schutz der Bäume ausgesetzt; andere hatten Schaukeln, andere Riesen, andere Zwerge, Affen und Meerkatzen und hundert andere Dinge hierher gebracht, welche für jeden Sinn und zu allen Preisen Genüsse und Unterhaltung darbothen; kurz die Scene glich einem Jahrmarkt, mit dem, in England ungewöhnlichen Zusatz, von einer Truppe Infanterie und Kavalerie, welche hier als Reserve aufgestellt war, und einem Park von neun Stück Kanonen, die von Zeit zu Zeit mitten unter dem Gewühl abgefeuert wurden. — Gegen Abend nahm dieses zu, und die Menge, die gegen neun Uhr zu Wagen und Pferd, meistens aber zu Fuß, den Park erfüllte, darf, ohne Übertreibung, auf eine halbe Million Menschen angegeben werden. Das Feuerwerk ward etwas verzögert und diese Pause gab John Bull Gelegenheit, seinen Humor vorzüglich durch Wortspiele (Puns) an den Tag zu legen, die zu verstehen eine vollkommene Sprachkenntniß, oft auch eine Bekanntschaft mit der Londoner Pöbelsprache (Plang) erfordert, und des gemeinen Engländers Geschicklichkeit in der Bildung und dem Auffassen dieser Art von Witz ist wirklich bewundernswerth. Dieser Witz ist indessen meistens roh und unanständig. Neid gegen den Vornehmeren und besser Gekleideten bleiben immer bey dem englischen Pöbel vorherrschend und verkündet sich in den mannigfaltigen Versuchen, Kleider und Equipagen zu verderben. So lange er nüchtern ist, zeigt er sich trübsinnig, wird er betrunken, so sinkt er zum Thier herab. Was aber dieser Nation wahrhaft zur Ehre gereicht und worin ihnen die übrigen Völker, die auf Civilisation Anspruch machen, nacheifern dürfen, ist der ritterliche Geist, der bey einem vorfallenden Streit, selbst in dem niedrigsten Pöbelhaufen, es nicht duldet, daß mehrere über einen herfallen. „Fair plais!" ist das erste Wort, welches man bey solchen Gelegenheiten aus jedem Munde höret; man bildet um die zwey Streitenden einen Kreis, diese werfen Hut, Stock, Weste, Halsbinde und Hemd ab, und nun beginnt der Faustkampf. Fällt einer, so wird er von den Umstehenden aufgehoben und gelabt, und der Gegner darf ihn nicht anrühren, bis er sich wieder erhohlt und zum neuen Kampf gestellt hat. Unmännliche Vortheile, z. B. Fußstöße, Steine oder Prügel werden nicht geduldet, sogleich gebiethen dann die Umstehenden Einhalt; ja selbst wenn der eine Kämpfer auffallend schwächer als der andere ist, pflegt dieses zu geschehen, und wenn der andere darauf bestehen wollte, sich seiner Vortheile zu bedienen, so würde sich bald ein rüstiger Kämpe aufwerfen, der ihm in wenig Minuten den Kitzel vertriebe. So weit also müssen wir den brittischen Geist loben. Das aber, wofür die Engländer mit Recht von allen gesitteten Völkern getadelt werden, ist das grausame Vergnügen, womit Leute aus allen Ständen unter Menschen und Thieren, alt und jung, Zweykämpfe jeder Art anfachen und durch Wort und That befördern, und sich an dem fließenden Blut der Schlachtopfer zu weiden scheinen. Ich habe also nur bloß zwischen dem Gebrauch und Mißbrauch, welche sich beyde an diesem Abend zur Genüge zeigten, unterscheiden wollen.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 11. September 1821.

109

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 f. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

In der alten Stadt Neapel lebte gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der edle, hoch begüterte Marchese Felesmondi, den die Lust der Waffen und unaufhörliche Züge über Meer und Land in Jünglingsjahren abgehalten, sich zu vermählen. Schon mischte sich Silber in seine braunen Locken, als er zu überlegen begann, ob er eine der Schönen, welche ihn mit günstigen Blicken ansahen, zur Gemahlinn nehme, oder es nicht rathsamer sey, die fröhliche Freyheit seines Lebens zu behaupten, und seines verstorbenen Bruders unbegüterten Sohn, Federiko, den letzten Sproß des Stammes Felesmondi, zum Erben einzusetzen. Für keine der Damen Neapels sprach sein Herz; so brachte er einige Zeit nach seiner Wiederkehr unentschlossen und voller Mißmuth zu, als ihn plötzlich ein unerwartetes Ereigniß von dem Gedanken an eine Heirath ablenkte und ihn zur Theilnahme an das Leben auf eine andere Weise aufrief.

Giovanno, der Jugendfreund des Marchese, der Retter seines Lebens bey einer Seeschlacht, fühlte seinen Tod herannahen und empfahl noch sterbend dem Marchese Weib und Kind, die hülflos zurückblieben. Tiefbekümmert eilte Felesmondi selbst nach Florenz und hohlte Giovanno's Witwe und seine zehnjährige Gianettina ab, denen er sein Landschloß, einige Meilen von Neapel gelegen, von Waldung und Genüssen reizend umgeben, zur Wohnung bestimmte. Giovanno's Witwe folgte bald ihrem geliebten Gemahl nach, Gianettina blieb sohin als ein heiliges Vermächtniß in des Marchese Schutz und wurde ihm so theuer, daß er die Welt über das wunderholde Kind vergaß und beschloß, nur für sie zu leben. Dunkel nur war sich der Marchese seines Gefühls für die verlassene, immer lieblicher sich entfaltende Schönheit, die, vom Sturme des Geschickes, wie eine Blüthe an sein Herz geweht war, bewußt; er glaubte, sie als sein Kind zu lieben, da ihre Anmuth ihn bezauberte und bestrickte. Schon, als er sich entschlossen, ihr seine Hand zu geben-

glaubte er noch, dieß geschehe nur, um ihr Daseyn vor jedem feindlichen Einfluß zu sichern; die eifersüchtige Sorge, womit er sie allen männlichen Blicken fern erzog, die Behutsamkeit, womit er jedes Wort von Liebe, jede Kenntniß von der Welt von ihr entfernt hielt, nahm er in seiner Verblendung für die väterliche Fürsorge, die ein unschuldiges Herz von den Gefahren der Welt und den Schlingen der Argen zu behüten wachsam war. Eben so verschwieg auch der Marchese Gianettinen seine Entwürfe für die Zukunft. Oft wenn der Blumenkranz, den sie Morgens um ihr blühendes Antlitz gewunden, noch vom Frühthau strahlte, sah der Marchese schon im Geist den Kranz von Edelsteinen, mit welchem er sie als Braut schmücken wollte, auf ihrer weißen Stirne funkeln; sie selbst war in seinen Augen ein roher Diamant, dem erst Liebe und Glück seinen vollen Gehalt geben sollten. So wie sie dem Marchese mit stürmischer Freude entgegen flog, wenn er nach kurzer Trennung wiederkehrte, ihm ihre Blumen, ihre Vögel brachte, alles auf ihn bezog, was sich anmuthig in einsames Denken hineinwob, so wollte auch er sein reichbewegtes Leben als Schmuck und Spielwerk zu des holden Kindes Füßen niederlegen, von welchem er sich geliebt glaubte. Wohl leuchtete der hohe, schöne Mann, wie die Verkündigung eines freudigeren Daseyns, in Gianettinens Einsamkeit hinein. Schalkhaft und kosend spiegelte sie sich in seinen großen, schwarzen Augen, die sonst so dunkel flammend, sich bey ihrem Blicke zu Sternen der Liebe verklärten; eine fröhliche, unentweihte Jugend, ein thatenreiches, frisches Heldenleben auf offner See, hatten dem edlen Felesmondi die Blüthe schöner Männlichkeit noch in reifern Jahren erhalten, bedeutsam leuchtete die hohe, weiße Stirn aus dem Gewirre dunkelbrauner Locken hervor, jugendlich blühten die rothen Lippen, geistvoll war sein Lächeln und schön der Stimme Klang, nicht minder einnehmend die Huld seines Anstandes und liebreichen Wesens. Einzig und ganz war Gianettina ihrem zweyten Vater ergeben, sie ahnete nicht, was Liebe sey, ihr ganzes Gefühl schlummerte noch als Knospe in ihrer Brust, ihr ganzes Glück war das Umherschwärmen im waldähnlichen Park, sobald sie die wenigen Lehrstunden, die sie empfing, überstanden; ihre Gespielen dort, Blumen, Schmetterlinge, schwärmende Libellen, welche in Sträuchern Nester bauten und das freundliche Kind nicht scheuten.

Der Marchese träumte sich immer tiefer in den süßen Wahn hinein, mit welchen Gianettinens Anmuth und unschuldige Hingebung ihn befing; er ließ die innere Stimme nicht laut werden, die ihn mahnte, dem Kinde eine andere Erziehung zu geben, ihr die Welt zu zeigen, damit sie sich selbst klar würde, zitternd sein beseligendes Glück zu gefährden, bewachte er es mit der ängstlichsten Sorgfalt, und wunderbar bekämpfte sich in seiner Brust der Drang, mit Gianettinen, damit nichts sie ihm entrisse, sich in die tiefste Einsamkeit zu vergraben, und die Sehnsucht sie als seine glänzende Gemahlinn, als die schönste und lieblichste der Frauen, eine Fürstinn in den geselligen Kreisen des Hofes und der Stadt, bewundert zu sehen. So schwankend, wie er sein ganzes Leben hindurch gewesen, so oft es darauf ankam, seine Verhältnisse dauernd zu gestalten, blieb er auch in dieser Sache; nur das Eine war ihm klar, daß er sie über alles liebte, und wenn er einige Zeit mit sich gekämpft, kam er stets auf den Entschluß zurück, Gianettina fernerhin in der gewohnten Ein-

gezogenheit leben zu lassen, damit sie in kindlicher Zuversicht ihm einst ihre Hand reiche, wie einem Genius, dem sie ihr Geschick befohlen.

Gianettina hatte ihr sechszehntes Jahr vollendet, als ein unumgängliches Geschäft den Marchese nach Rom rief. Er trennte sich zum ersten Mahl auf ganze Wochen, und nicht ohne tiefe Wehmuth, von seinem liebsten Gut auf Erden. Was seine Bangigkeit noch erhöhte, war die Wahrnehmung, daß seine Neigung kein Geheimniß mehr sey, daß seine häufigen Besuche auf Felesmondi bemerkt und gedeutet worden. Nicht unempfindlich gegen die hämischen Anspielungen so mancher Neapolitanerinn, die mit Wonne diesen Anlaß ergriff, sich für seinen Kaltsinn zu rächen, schmeichelte es gleichwohl der männlichen Eitelkeit, daß sein Verlust kränke, und dieser Honigtropfen war hinreichend den ganzen Wermuthkelch, den der Verdruß der Schönen auszuleeren zwang, zu versüßen.

Nicht lange nach der Abreise des Marchese kam Federiko Felesmondi von Bologna zurück, allwo er seine erste Jugend zugebracht und auf Veranstaltung seines großmüthigen Oheims in ritterlichen Übungen und den einem adelichen Jüngling jener Zeit geziemenden Kenntnissen unterwiesen worden. Die ehemahligen Gespielen des jungen Federiko, welche wohl wußten, daß er sich mit der Hoffnung schmeichle den kinderlosen Oheim zu beerben, theilten ihm die falschen Nachrichten mit, welche das Gerücht über Gianettina ausbreitete. Sie war als eine listige Häuchlerinn geschildert worden, die den Marchese in ihr Netz gezogen. Vergnügensdurstig, ehrgeitzig, allen Weltmächten ergeben, wie Federiko war, brachte ihn die Aussicht auf den Verlust der Schätze seines Oheims zur Verzweiflung, und sein ganzer Sinn war auf Plane gerichtet, welche dieß Unglück von ihm abwenden sollten. Da der Marchese nicht in Neapel war, sein Edelmuth, seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit den Einfluß der Verleumdung nicht zerstreuen konnte, fanden die Eingebungen der lockern Gesellen, die ihn zu bereichern wünschten, um ihn zu berauben, ein offnes Ohr, und er beschloß, das Äußerste zu wagen, um nicht der Schätze verlustig zu gehen, welche er stets als sein Eigenthum betrachtet hatte. Federiko's Gesellen bathen ihn, ohne Kummer zu seyn, ihrer Sorge Alles zu überlassen, und begannen damit, daß sie Gianettina auf ihren einsamen Streifereyen belauschten, die viel lieber im Park umherschwärmte, als daß sie ihrer ernsten Aufseherinn, Frau Mimmi, der Ehegenossinn des deutschen Gärtners Walter, gefolgt, und mit einer Arbeit in der Nähe der Villa geblieben wäre.

Die Elenden merkten sich die Abendstunden, in denen Gianettina ihre Lieblingsplätze zu besuchen pflegte, hier wollten sie sich in aller Stille ihrer bemächtigen, und sie in eine abgelegene Meierey bringen, deren Besitzer dieser Rotte schon zu ähnlichem Frevel behülflich gewesen. Federiko sollte nicht bey der Unternehmung zugegen seyn, um im Entdeckungsfalle nicht verrathen zu werden. An einem mondhellen Abend wurde der Plan in das Werk gerichtet. Gianettina, die im Gebüsch am Quelle, die Laute spielend, auf beblumtem Rasen saß, wurde überfallen, vermummt, fortgeschleppt, ehe sie sich besinnen konnte; die Gesellen hoben die Wehrlose über die niedrige Mauer des Parks hinweg, die ihnen selbst zur Pforte gedient, und brachten sie in einen Wagen, wo sie aus Angst und Mangel an Luft ohnmächtig blieb. Die Maul-

thiere begannen den Zug mit geflügelter Eile, die einsam gelegene Meierey war bald erreicht, und Gianettina wurde bewußtlos in eine Kammer getragen, wo Federiko, wie der Habicht der Taube, seiner Beute harrte. Hier wurde sie auf ein Ruhebett niedergelassen, sie gab keinen Laut von sich, die bestürzten Frevler ließen Federiko mit ihr allein, sie befürchteten, Gianettina sey ein Raub des Todes geworden.

Der rachedürstende Jüngling war ungeduldig, die Schönheit zu betrachten, die seinen Oheim zu bethören gewußt. Er hatte sich vorgenommen, sie durch die fürchterlichsten Drohungen zu bewegen, den Schleyer zu nehmen. Es gab in einem abgelegenen Winkel des Reichs ein Kloster, in welchem von Federiko's Genossen zuvor Anfrage gethan, und Alles auf Gianettinens Empfang eingeleitet war. Die getäuschte Äbtissinn sollte der Unglücklichen, wenn sie dort anlangte, mit der äußersten Strenge begegnen. So entsetzlich dieser Rathschluß für Gianettina war, so hätte sie ihre Sterne noch dafür segnen müssen, denn ein Schlimmeres war über sie verhängt, von dem Augenblicke, wo Federiko den Schleyer und die Tücher, mit welchen man sie umwunden, um sie am Schreyen zu verhindern, von ihrem Antlitz nahm, das, umwogt von goldenen Locken, weiß wie der Schnee, im Mondenlicht in unaussprechlich rührender Lieblichkeit ihm entgegenstrahlte. Die heilige Gewalt der Unschuld besiegte nicht die Gluth, welche Gianettinens entzückende Schönheit in Federiko's Brust anfachte, dennoch wurde es ihm alsbald klar, daß die Geraubte nicht das sey, wofür sie galt, und so schön war sie, daß es Federiko unmöglich schien, ihr weh zu thun. Seine Hassesgluth schmolz in Liebesgluth um, und schnell besonnen beschloß er, die Rolle des Entführers in die des Befreyers umzuwandeln, und durch sanftern Zwang, als ein Kloster both, dem Oheim das schöne Kind zu rauben. Als Gianettina die wundervollen Augen aufthat, Federiko's Bethörung zu vollenden, neigte er sich vor ihr mit angenommener Ritterfitte und sprach: „Faßt euch, theure Gianettina, ihr seyd frey und in Sicherheit, die Verwegnen sind gezüchtigt!"

„Wo bin ich?" fragte Gianettina, schon halb beruhigt, und wunderbar überrascht durch die Ähnlichkeit des Jünglings mit dem theuern Marchese. „Ihr seyd unter Schutz und Obhut eines Felesmondi," erwiederte Federiko, „ich bin des Marchese Neffe, und kam zeitig genug von Bologna nach Neapel zurück, um den Todfeind meines Oheims zu hindern, ihm sein Pflegekind zu rauben!"

Gianettina's feuriger Dank beschämte nicht den Verstockten, er wußte sie nun geschickt zu überreden: in der Villa Felesmondi, wo sie von ihren eignen Leuten verrathen worden, sey keine Sicherheit für sie, und sie müsse hier in dem friedlichen Hause bleiben, wo er selbst sie beschützen wolle, bis sein Oheim von ihr Nachricht habe. Gianettina bath Federiko sie lieber in ein nahes Kloster zu bringen, doch auch davon wußte er sie abzulenken, indem er ihr vorstellte, es sey wichtig, daß diese ganze Begebenheit so viel als unbekannt bliebe. Für Federiko sprach der süße Ton seiner Stimme, dem seines Oheims so ähnlich, sein liebeflehender Blick, der Zauber der Jugend und Schönheit, die Überredungskunst der Leidenschaft. Nie hatte Gianettina's Ohr den Syrenengesang der Liebe vernommen, und nie hatte dieser von schöneren Lippen getönt. Sie glaubte ihm Alles, was er sagte, ja, sie pries im Stillen die

Begebniß, die sie der leeren Einsamkeit ihres Lebens entrücket, und für das ruhige Loos, dessen ihr Herz schon müde war, ihr nun ein so süßes Bangen, eine so ahnungsvolle Lust gewähre, als aus Federiko's Blicken und Worten, aus den feurigen Küssen, die er auf ihre ihm willig überlassene Hand drückte, in ihre Seele drang. Spät erst ließ er sie allein, damit sie ruhen könne, doch sie blieb nur träumend an der Stelle, wo der Traum der Liebe sie zum ersten Mahl begrüßt. Die mondbeglänzte, einfache, weiße Kammer, in der nichts stand, als einiges ländliche Geräth, war ein Pallast für sie, der Waldbach rauschte Melodien und die Lüfte wehten Düfte hinauf. Zarte Liebe, so glaubte Gianettina, hielt sie hier unter ländlichem Dache für die Stürme des Lebens geborgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.) London.

Das Feuerwerk fing gegen zehn Uhr an und dauerte, mit langen Pausen, bis um Mitternacht fort. Was das Volk besonders erfreute und jedes Mahl mit einem lauten Hurrahgeschrey empfangen wurde, waren die Racketenschüsse, welche meistens vortrefflich gelangen. — Inzwischen waren auch die Lampengewinde um die Bäume, die Lampensterne und andere Devisen, nebst den chinesischen Lampen, die man längs dem Serpentine-Flusse aufgerichtet hatte, desgleichen ein prächtiges transparentes Gemählde (vorstellend den König in einem von milchweißen Pferden gezogenen Triumphwagen, mitten unter einer schönen Gruppe allegorischer Gestalten) angezündet; aus der Entfernung tönte militärische Musik und Tanzmusik. Von Zeit zu Zeit sah man auch aus der Ferne von dem Primrose-Hügel, wo man ein anderes Feuerwerk veranstaltet hatte, wie Blitze aus einem feuerspeyenden Berge, große Massen von Racketen in die Luft fliegen. — Schon am Tage vorher war eine Kriegsbrigg von zehn Kanonen, die man den Fluß herauf getauet hatte, zwischen der Blackfriars- und Waterloo-Brücke aufgestellt, und obgleich man bey der Durchfahrt unter den Brücken dessen Masten kappen muste, so hatte es doch am Krönungsmorgen, wo es mit den Flaggen aller Nationen ausgeziert erschien, ein lustiges Ansehen, und der Donner seiner Kanonen half am Tage das Fest verherrlichen. Von diesem und fünf oder sechs daneben liegenden Kriegsschiff-Böten wurden Tausende von Racketen in die Luft geschleudert, um auch dem östlichen Theil der Stadt, der von der obenbeschriebenen Scene zu weit entfernt lag, ein festliches Schauspiel zu geben. — Die vier vorzüglichsten Schauspielhäuser standen dem Publikum diesen Abend, auf Kosten der Krone, offen, und waren gedrängt voll; aber hier soll die Harmonie nicht sehr vollkommen gewesen seyn, und das God save the King mehrere Unterbrechungen erfahren haben.

Die Beleuchtung der Häuser war im westlichen Theile der Stadt ziemlich allgemein. Am häufigsten sah man Kronen oder Sterne mit den Buchstaben G. IV. R. aus Lampen gebildet; auch die Inschriften God save oder bless the King erblickte man an einigen Häusern. Transparente gab es nur wenige, und diese stellten die Krönung des Königs entweder in Wirklichkeit oder allegorisch dar; eines der letzteren Gattung, von sehr großem Umfang und vorzüglich guter Ausführung, zierte das Haus des deutschen Kunsthändlers, Hrn. Ackermann. — Große Schwärme Menschen zogen bis spät nach Mitternacht umher, um alle diese Herrlichkeiten anzustaunen, aber sie verhielten sich vollkommen ruhig, und die Gardekavalerie, die für diesen Tag neue glänzende Uniformen, und zum ersten Mahl ihre blanken Harnische anhatten, die, als eine völlige Neuheit in England, die größte Aufmerksamkeit erregten, patrouillirten bis an den Morgen, ohne mit dem Volke in irgend eine unangenehme Berührung zu kommen.

Gleich am andern Morgen fing man mit dem Abbrechen des erhöheten Ganges, über den die Prozession nach der Abtey und zurückgegangen war, an. Nicht so schnell

ging es an die Hinwegnahme der andern, von Spekulanten errichteten Gerüste, wovon einige kaum so viel eingebracht hatten, um die Kosten des Abbrechens zu decken. Auch an Eswaaren litten diese Spekulanten, die sich auf die Konsumtion einer großen Menge Zuschauer für einen ganzen Tag vorgesehen hatten, großen Verlust, und am Abend, nachdem die Zuschauer sich entfernt hatten, konnte man Hammels- und Lammskeulen, Geflügel, Pasteten und Obst oft für weniger als ein Viertel des Ankaufspreises haben.

Nebst den hohen Personen, die in der Halle speiseten, waren noch mehrere hundert Kouverte in anstoßenden Sälen gelegt. Von dem ungeheueren Verbrauch des Tages mag Ihnen folgendes einen Begriff geben. In allem wurden aufgetragen 160 Schüsseln Suppe, nähmlich 80 Schildkröten, 40 Reis und 40 Vermicelli; 160 Schüsseln Fisch, nähmlich 80 Platteisen, 40 Forellen und 40 Salm; 80 Schüsseln Wildbraten, 40 mit Roastbeef, 40 mit Hammel- und Kalbfleisch; 160 Schüsseln Gemüse, 480 Saucen. — Von kalter Küche: 80 Schüsseln mit Schinken, 80 mit Fleischpasteten, 80 mit 160 Gänsen, 80 mit Fleischkuchen, 80 mit Rindfleisch, 80 mit 160 Kapaunen, 1190 mannigfaltige Nebenschüsseln, 640 mit kleinen Pasteten, 400 mit Gelees und Creme, 160 mit Schalfische, 161 mit Geflügel, 80 mit Hauslamm. Im Ganzen 7442 Pfund Rindfleisch, 7133 Pf. Kalbfleisch, 2474 Pf. Schaffleisch, 20 Viertel Hauslamm, 20 Hauslammkeulen, 5 Lammsrücken, 55 Viertel Graslamm, 160 Lammsbrustdrüsen, 389 Ochsenfüsie, 400 Kalbsfüsie, 250 Pf. Fett, 160 Gänse, 720 junge Hühner und Kapaunen, 2130 Stück andern Geflügels, 1730 Pf. Speck, 550 Pf. Schweinschmalz, 912 Pf. Butter, 8400 Eyer. Die Eyer, Butter, Mehl, Zucker ic. für die Conditorey nicht mitgerechnet. Von Weinen waren 800 Duzend von jedweder Gattung bestellt; von Bier, vorzüglich für die Küche, an 100 Faß (Barels). An Porzelaine war geliefert worden: 1406 Suppenteller, 6794 flache Teller, 1499 Desertteller, 288 große Bierkannen. Ferner 16,000 Messer und Gabeln, 612 Paar Vorschneid-Messer und Gabeln; an 1306 Ellen Tischtücher, über 150 Duzend Tischservietten und vielleicht halb so viel für die Aufwärter u. s. w. Feuerspritzen und Wasser waren an den bequemsten Stellen gegen mögliche Feuersbrunst aufgestellt. Die Küchen hatte man für die Gelegenheit von Grundaus erbauen lassen. Bey aller angewandten Sorgfalt aber zeigte sich doch der Mangel einer umsichtig waltenden Hausfrau, denn, um mit einem Alles zu sagen, als sich der König zu Tische gesetzt hatte, die Speisen aufgetragen waren, und die beyden Lords Vorschneider mit vielen Bücklingen herantraten, ihr Amt zu verwalten, da fehlte es an Messer, Gabel und Löffel! — Der König aber begnügte sich mit einem Lächeln, und man fand sie bald auf einem Seitentisch.

Ich versprach Ihnen eine Beschreibung der Regalien; hier ist sie. Von der Krone habe ich sie Ihnen schon vor einiger Zeit gegeben. Der Reichsapfel ist ein goldener Ballen von sechs Zoll im Durchmesser, umgeben von einem ähnlichen Band, geziert mit diamantenen Rosen, mit andern kostbaren Steinen in der Mitte, und mit Perlen eingefaßt. Oben ist ein sehr großer Amethyst, welcher das Fußgestell zu einem prächtigen goldenen, mit großen Perlen besetzten Kreuze bildet; die Höhe des Globus mit dem Kreuze ist ungefähr eilf Zoll. — Das Taubenzepter ist von Gold, 6½ Fuß lang und hat drey Zoll im Umfang am Griff, nach oben dünner zulaufend. Der Griff ist mit einem Filet von Diamanten umgeben, andere kostbare Steine zieren die übrigen Theile. Oben ist ein kleines Jerusalemkreuz, worauf eine Taube mit ausgespannten Flügeln, das Sinnbild der Gnade, schwebt. — Das königl. Zepter ist zwey Fuß 9¼ Zoll lang und drey Zoll dick; der Griff ist glatt, der obere Theil von einem Gewinde umgeben. Der untere Theil ist mit Rubinen, Smaragden und kleinen Diamanten geziert. Er endigt sich in einer Lilie mit sechs Blättern, wovon drey aufrecht stehen und drey herabhängen und die gleichfalls reich mit Steinen besetzt sind. Mitten aus der Lilie erhebt sich ein prächtiger mit Brillanten eingefaßter Amethyst, und über diesem ein äußerst reich verziertes Kreuz, mit einem großen Diamant in der Mitte. — Der St. Eduards-Stab, fünf Fuß lang, ist von Gold, mit einem stählernen Fuße von ungefähr vier Zoll Länge, mit einer Erhöhung und Kreuz an der Spitze. — Das Schwert der geistlichen Gerechtigkeit ist spitz, die Klinge an 3½ Fuß lang und 1½ Zoll breit. Der Griff ist mit Goldpraht bedeckt; die Länge des Kreuzes, welches aus vergoldetem Stahl besteht, ist un-

gefähr acht Zoll. — Die Kurtana oder das Schwert der Gerechtigkeit ist 3a Zoll lang und an zwey Zoll breit, dessen Kreuz und Knopf gleichfalls von vergoldetem Stahl und mit Golddraht bedeckt. — Das große Staatsschwert steckte in einer prächtigen Scheide von karmosinrothem Sammet und mit goldenen Platten geziert, welche die verschiedenen Theile des königl. Wapens vorstellen; auch der Griff ist mit ähnlichen Figuren geziert.

In vier Schauspielhäusern gibt man jetzt Abend für Abend eine Vorstellung der Krönungsfeyer zum Besten. Im Coventgarden-Theater hatte man schon seit einiger Zeit den zweyten Theil von Shakespear's Heinrich IV. aufgeführt, worin zuletzt eine Krönung mit Heinrich V. vorgenommen wird. Im Surrey-Theater hat man in einer ähnlichen Absicht ein fades Melodrama auf die Bühne gebracht, genannt Buonaparte, General, Feldherr und Kaiser, wo man diesen innerhalb weniger Stunden alle drey Würden durchlaufen läßt, um ihn hernach zu krönen.

Die Abtey und Halle waren an acht Tage für's Publikum offen, und es soll an eine Million von Zuschauern gegeben haben. Die Regalien sind wieder in den Tower zurückgebracht, wo man sie wieder für zwey Schilling die Person dem Publikum zeigt.

München, Ende August.

Die auf unseren beyden Theatern in diesem Monathe zum ersten Mahle gegebenen Stücke waren: Die Liebeserklärung, der Schneider und sein Sohn, die vier Temperamente und vierzehn Tage nach dem Schusse — sämmtlich Lustspiele —; Bettina, Schauspiel von Vogel, und die schöne Oper von Rossini, Richard und Zoraide. Die Gaste Dlle. Fleckenstein, Hr. Eisenhut und Hr. Bader fanden eine freundliche Aufnahme. Der letztere besonders (Tenorist des Berliner Hoftheaters und einst der unsrige) erregte unsere Bewunderung durch die großen Fortschritte, welche er seit seinem Abgange gemacht hat. Er trat bisher im unterbrochenen Opferfeste, in Johann von Paris und im Rothkäppchen auf. Mit bleibendem Beyfalle setzten Hr. Kettel und Mad. Eberwein ihre Gastdarstellungen fort, und beendeten dieselben. Die neulich Ihnen mitgetheilte Übersicht der im vorigen Jahre gegebenen deutschen Opern wurde von der Direktion öffentlich berichtiget. Es ist meine Pflicht, Ihnen nun auch diese Berichtigung mitzutheilen. Nach derselben wurden in dem erwähnten Jahre 44 deutsche Opern gegeben, worunter 18 Wiederhohlungen, 18 Übertragungen aus dem Französischen, 16 dergleichen aus dem Italienischen, 13 Originaldeutsche und 9 ganz neue Opern sich befinden. Daneben wurde noch bemerkt, daß die meisten dieser Opern neu einstudiert werden mußten; daß Mad. Vespermann einige Mahle krank, und sowohl sie als Hr. Löhle abwesend waren; daß Dlle. Steger abgegangen und Dlle. Sigl noch wenig einstudiert war; daß ferner unter den gegebenen Opern sich zwar nur zwey Mozartische zeigten, allein zu anderen Kompositionen dieses Meisters sowohl, als zu denen, von Gluck, Poisl, Paer und Spontini u. s. w. eine hohe Sopransängerinn gehöre, welche aller Anstrengungen der Intendanz ungeachtet, nicht zu erhalten gewesen; daß sich endlich unter den Opern von französischen Meistern neun von dem trefflichen Mehul, und unter den von deutschen Autoren die herrliche Stunz'sche befinden. Audeatur et altera pars!

Unter der Genehmigung der Regierung wurde jüngst von dem sehr verdienten Redakteur der Münchener allgemeinen Literatur-Zeitung, Hrn. Dr. Müller, hier ein Schreibbüreau errichtet, welches mit strenger Beseitigung aller Winkeladvokatie die folgenden Arbeiten liefern wird. Privatkorrespondenz aller Art, in der deutschen, französischen, italienischen und englischen Sprache; Übersetzungen aus lebenden und todten Sprachen und in dieselben; rein orthographische und kalligraphische Abschriften; Entwürfe größerer und kleinerer Aufsätze, als z. B. Inschriften, Grabschriften, Anfragen, Ankündigungen für öffentliche Blätter bestimmt, Gelegenheits-Gedichte u. s. w.; Verfertigung von Rechnungen, Revision bereits gestellter u. s. w. Die Gebühr wird auf Verlangen sogleich im Voraus bemerkt, und Verschwiegenheit und schnelle Dienstleistungen dem Publikum zugesichert. Eine solche, in mehreren anderen Städten bereits schon auf ähnliche Weise eingeführte Anstalt ist gewiß ein sehr nützliches und lobenswürdiges Unternehmen, dem gute Fortschritte zu wünschen sind.

Ein höchst erfreuliches Fest seltener Art hat am vergangenen Freytage Abends eine grosie Menge Bewohner der Hauptstadt und der Umgebung nach Tegernsee gezogen. Se. Maj. der König gaben Ihrer erhabenen Tochter der Kaiserinn Königinn Majestät das imposante Schauspiel einer Beleuchtung der hohen Alpen, welche das Schloß und den Tegernsee umgrenzen. Auf allen Berggipfeln brannten Holzstöße und beleuchteten den See und die reizende Gegend; die Flammen strahlten aus dem Wasser wieder, und glühend bewegten sich die Wellen in der heitern Sommernacht. JJ. MM. fuhren während der Beleuchtung von dem Kaltenbrunnerhofe, am unteren Theile des Sees, nach Tegernsee zurück, und ihnen folgten, mit Fackeln beleuchtet, alle Gondeln und kleinen Schiffe, welche da vorhanden sind. Auf dem hohen Walber brannte, von Holzstößen stufenweise gebildet, in kolossaler Größe die Nahmenschiffer der erhabenen, geliebten Fürstinn, welcher dieses Fest geweihet war. Das schönste Wetter begünstigte dasselbe, und die zahlreichen Anwesenden sahen es mit Entzücken.

Tonkunst.

Die k. k. Hofoperngesellschaft eröffnete nach der im Monath August genossenen Ruhezeit am 1. September das Kärnthnerthortheater mit einer sehr gelungenen Vorstellung der Oper Raoul Blaubart. Die Verdienste des Hrn. Vogl als Curt, des Hrn. Forti als Blaubart und der Dlle. Schröder als Marie, sind in früheren Anzeigen gewürdigt worden. Heute wirkten die gedachten Hauptpersonen und auch der Chor mit besonderem Fleiße. Dlle. Schröder wurde am Schlusse gerufen und erschien mit Hrn. Vogl. Blaubarts tragisches Ende hätte dessen Vortreten unschicklich gemacht, doch galten auch ihm die Beyfallsbezeigungen des Publikums.

Eine umständlichere Erwähnung gebührt aber der großen Verbesserung, die dem Lokale des Orchesters während der Ferialzeit bereitet wurde, und die sich heute durch Kraft des Ganzen und engere Verbindung der einzelnen Theile schon in der Ouverture erwies. Wir können es uns nicht versagen, in einer besonderen Beylage die nähere Einrichtung zu erläutern. Die Anordnung ist von unserer mit regem Eifer für alles Gute und besonderer Sachkenntniß im Fache der Tonkunst ausgerüsteten jetzigen Oberdirektion der k. k. Hoftheater, einverständlich mit dem Hrn. Hofoperndirektor Joseph Weigl, getroffen worden. Das Klavier, an welchem sonst der Kapellmeister saß, ist als ein im Orchester fremdtönendes Instrument verbannt worden; der Kapellmeister steht jetzt in der Mitte der Seinigen, rings um ihn sind die gleichfalls stehenden Bässe geordnet. Die Blasinstrumente sind vereinigt, und dadurch eine größere Genauigkeit im Vortrage möglich geworden. Sämmtliche Bratschen und Violinen bringen ihre Töne unbedeckt gegen die Zuschauer, während sonst die zweyten beyder Instrumente hinter den Pulten und gegen das Theater klingend, saßen. Die Hörner und Posaunen, in neueren Musiken das große Wort führend, bleiben nicht mehr in den Nischen verborgen, wo jetzt allein die türkische Musik wohnt. Die Notenpulte sind nett gearbeitet, dunkelgrün, die über jedem angebrachte argantische Lampe ist mit einem ebenfalls grünen Schirme bedeckt, wirft ihr helles Licht nur auf das Pult und blendet nicht die Zuschauer. Das Publikum erkannte Wollen und Vollbringen und bezeigte nach der sonst wenig beachteten Ouverture lebhaft seine Zustimmung. Andere größere Musiken, Don Juan, Figaro, Cortez u. s. w. dürften bald den Werth dieser Einrichtung noch deutlicher bewähren.

Erklärung der Beylage. a Operndirektor. b Orchesterdirektor und erste Violine. c Erste Violinen. d Zweyte Violinen. e Bratschen. f Kontrabässe und vier Violoncelle. g Harfe. h Oboen. i Klarinetten. k Flöten. l Piccoloflöte. m 4 Hörner. n Fagotte. o Kontrafagott. p Trompeten. q Pauken. r Posaunen. s große Trommel.

(Mit einer besonderen Beylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Orchester im k.k. Hoftheat. n. d. Kärnthnerthore.

Besondere Beylage z. Wiener Zeitschr. 1822.

Fr. M. sc.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 13. September 1821.

110

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Mansteín wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

(Fortsetzung.)

Federiko war zu seinen Genossen hinabgegangen, die in einem entfernten Theil des Gebäudes beym Zechgelag schwelgten. Er bangte vor dem Spotte der rohen Gesellen, wenn er ihnen gestehen würde, was zwischen ihm und Gianettina vorgegangen, und daß er entschlossen sey, sie nicht zu kränken, da sie mit so unverkennbarer Unschuld des Herzens, mit so rührender Zuversicht ihr Schicksal in seine Hand gegeben. So sehr er auch in seinen Reden die Wahrheit zu umgehen suchte, konnte er sie dem Scharfblicke der Arglistigen nicht entziehen, sie wußten ihn nun so behend und beißend zu verspotten, daß sein besseres Gefühl verstummte und an die Stelle seiner guten Entschließungen der ruchloseste Plan in seiner Seele aufkeimte, so daß Federiko's Milde der Verlassenen entsetzlicher wurde, als seine Grausamkeit gewesen. Es dient nicht zu berichten, mit welchen Schlingen er sie umwob, durch welche Vorspiegelungen er sie nach wenigen Tagen bewog, ihm als Braut in eine nahegelegene, einsame Waldkapelle zu folgen, wo einer seiner Genossen den Priester spielte; — es war nicht schwer die Unerfahrne zu täuschen, ihre Bedenklichkeiten zu beschwichtigen; sie ergriff unberathen und unkundig aller List der Welt, wie sie war, Federiko's Hand, wie der Versinkende in den Fluthen nach einem Strohhalm greift, sich zu retten; der Nahme Gemahlinn beruhigte sie über sein ganzes Beginnen. Federiko's Genossen, reichlich von ihm beschenkt, hatten sich entfernt, und mehrere Tage blieb Gianettina mit ihrem vermeinten Ehegemahl allein und träumte sich glücklich; nur der Marchese fehlte ihr, sie war gewohnt, alles, was sie erfreute, auf ihn überzutragen, und trostlos über seine Abwesenheit.

In einer Stunde der Nacht, wo Gianettina an Federiko's Brust gelehnt von der Seligkeit sprach, die sie genießen würde, wenn erst der Oheim zurück von Rom, und sie mit Federiko vereint, seine Tage versüßen könne,

enthüllte ihr der Treulose mit erheucheltem Schmerz, daß dieß Glück nicht zu hoffen sey, da der Marchese selbst sie liebe. Ein ertödtender Blitzstrahl war das Wort, das die rosigen Nebel zertheilte, welche Gianettina bis dahin den Abgrund verborgen, der zu ihren Füßen gähnte. Federiko, der seine Gewalt über sie kannte, ließ nun nicht ab mit Flehen, bis sie ihm geschworen, sie wolle dem Marchese ihren Aufenthalt nicht verrathen, ihm nichts von Allem, was vorgefallen, noch von ihrem Bunde entdecken, und still erwarten, bis Federiko das Versöhnungswerk vollendet, und sie dem Marchese wieder zuführte. Von dem Allen begriff Gianettina sonst nichts, als daß sie sehr unglücklich und verlassen sey, sie hatte nun auf Erden keine Stütze, keine Zuflucht als Federiko's Herz; dieß sagte sie ihm mit Thränen, und empfing seinen Schwur, ihre Zuversicht nie zu täuschen. Beruhigt und ermattet schlummerte Gianettina ein. Federiko war am Morgen verschwunden, wie ein Traum der Nacht.

Die Rohheit der Menschen, unter denen Gianettina allein in der Meierey zurückblieb, belehrte sie in wenig Tagen, wie entsetzlich ihr Loos sey, doch jede Kraft ihres Lebens war gelähmt. Der Eid des Schweigens, das sie gelobt, war ihr heilig, und ihrer reinen Seele schauderte von dem Übermaß von Heucheley, Trug und Tücke, welches sie in Federiko's Handlungsart sah; wie vor einem Giftkelch erbebte ihr reines Herz von dem Glauben daran, und sie verschmähte, ihn zu fassen, sondern gab lieber der schmeichlerischen Hoffnung Raum, die ihr vorspiegelte, Federiko werde wiederkehren, alles wieder gutmachen; diese Hoffnung allein fristete ihr hinwelkendes Daseyn.

Indeß die Einsame unter den wehenden Wipfeln der Pinien und Buchen des schönen Waldes, darin die Meierey lag, ihre Tage vertrauerte, war Federiko seinem Oheim entgegen gekommen, und hatte ihn nach Neapel begleitet. Hier empfing der Marchese die Bothschaft von Gianettinens räthselhaftem, spurlosen Verschwinden. Den Zusammenhang ahnete der Arglose nicht, auch hielt er sein armes Pflegekind nicht für gewaltsam entführt, sondern glaubte, sie sey freywillig seiner Obhut entflohen. Grenzenlos war sein Kummer über ihren Verlust, die Falschheit und Pflichtvergessenheit, deren er sie fähig hielt, drückte einen Dolch in sein Herz. Der Tiefgebeugte suchte Linderung seines Kummers an der Brust, die ihn verrieth; Federiko vermied jeden Anlaß, daß der Marchese sich ihm entdeckte, er scheute eine Erklärung, bey welcher sein böses Gewissen ihn verrathen konnte, und den Marchese hielt eine innere, räthselhafte Beklemmung ab, mit seinem Neffen von dieser Angelegenheit zu sprechen. Sein Lebensmuth war gebrochen, die Stimme, die sich oft zu Gianettinens Fürsprecher in seiner Brust erhob, wurde übertäubt durch alle Umstände, welche sich vereinigten, sie anzuklagen; mächtig rang sein Herz nach Erquickung und ergriff mit allen Lebenskräften die Hoffnung, in Federiko's Anhänglichkeit und in dem Glück des geliebten Neffen den Trost seines Lebens zu finden. Gern wäre Federiko nach der Meierey gekommen, Gianettina zu beschwichtigen, zu erheitern, denn sein Herz mahnte ihn die Getäuschte nicht ganz zu verlassen, doch der Oheim gab ihn gar nicht mehr frey, und betrieb auf das Schleunigste die Anstalten zu seiner Verlobungsfeyer mit einer edeln, doch unbegüterten Neapolitanerinn, die er ihm von Kindheit an zug-

dacht, ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres hohen Standes wegen, — nach Reichthum brauchte ein Felesmondi nicht zu freyen, und obwohl Erminia's Ältern kein Vermögen besaßen, lebte ihr reicher Oheim Kosimo unvermählt in Indien, und man hoffte, daß er seine Nichte dereinst, als die nächste Verwandtinn, zur Erbinn einsetzen werde.

Federiko hatte Erminia öfters in den glänzenden Kreisen gefunden, in welche sein Oheim ihn eingeführt; ihr Rang, ihr zu hoffendes Vermögen, mehr noch ihre Schönheit und Anmuth hatten aus seinem wankelmüthigen Herzen Gianettinens Bild verbannt. Als ihm jedoch sein Oheim eröffnete, dieß reizende Geschöpf habe er ihm zur Gemahlinn erlesen, überkam den Verräther ein ahnungsvolles Gefühl von der Wichtigkeit des Augenblickes, in welchem die Wahl zwischen dem Verbrechen und der Wiederkehr zur Rechtlichkeit ihm noch frey stand, und eine innere Stimme rief ihm zu, dem edlen Oheim Alles zu gestehen, der unschuldigen Gianettina Genugthuung zu geben.

Stets im Leben erscheint ein Augenblick der freyen Wahl, wo der Mensch beym Drang der Umstände das Bessere noch ergreifen kann, wo es ihn von Innen und Außen mahnet, sich vom Übel abzuwenden. Dräuend steigt dann aus den Nebeln der Zukunft das Bild der Vergeltung vor seinem innern Auge empor und verscheucht das Trugbild der Hölle; alle Mächte des Lichts rufen das Herz zur Entscheidung auf. Läßt der Verlockte diese Mahnung vorübergehn, so ist sein Lebensglück den finstern Mächten verfallen, und er hat die Nemesis auf sein Haupt herabgerufen.

Ein solcher Augenblick war es, in welchem Federiko den Kampf mit seinem bessern Selbst zu Gunsten seiner neuen Liebe entschied. In wenigen Wochen sollte der Hochverrath an Gianettina gekrönt werden. Federiko wollte zu ihr, sie wiederum zu täuschen, ihr Beruhigung zu geben, die, wenn noch so eitel, doch fähig war, sie zu erquicken. Zu schreiben hatte Federiko nicht gewagt, senden wollte er Niemand; daß Gianettina ihn ihrem Wohlthäter nicht verrathen würde, dafür bürgte ihre Hingebung, ihre süße, rührende Liebe, ihr Eidschwur — so ließ er denn, ruhig über sie, Tag für Tag vergehen, bis es ihm am Morgen vor der Vermählung gelang, sich zu entfernen. Er eilte zur Meierey. Wie der Anatom das zuckende Opfer seiner Forschbegierde unter dem Messer langsam verbluten sieht, und seine letzten Herzschläge mit stiller Wollust des kunstgerechten Prüfungsblickes belauscht, so wollte Federiko das sanfte Herz, das ihn liebte, in seiner Marter sehn, sich seiner Gewalt darüber erfreuen, wohl wissend ein Wort, ein Blick habe Tod oder Leben in sich — doch er fand Gianettinen nicht mehr, sie hatte den Schlüssel zu dem ganzen Räthsel ihrer Entführung und seiner List erlangt, und war entflohen, zu edel sich zu rächen. In einem reinen weiblichen Gemüth überlebt die Liebe selbst den Glauben an die Vortrefflichkeit ihres Gegenstandes; sich selbst kann Liebe täuschen, während sie sich zum Hasse verwandelt, aber zerstört kann sie nicht werden, weil ihr Wesen göttlich und unendlich ist.

Federiko kehrte ahnungsvoll und trübe von der Meierey nach Neapel zurück, ihm blieb nicht Zeit, nicht Muße, irgend einer Spur der Verlornen nachzuforschen. Das holde Lächeln, womit ihn die Braut am Vermählungstage bewillkommte, scheuchte nicht die Wolken von Federiko's innerm Blick. Die mit der höchsten Pracht begangene Feyer ging gleichwohl wunderbar

trübe vorüber, da diejenigen, von denen die Freude ausgehen mußte, voll Kummer waren. Der Marchese, den bange Vorstellungen um Gianettinens Schicksal bewegten, war verstimmt. Auch Federiko war traurig; nicht ganz so verderbt, daß er sich nicht Vorwürfe gemacht hätte, nicht edel genug, um Gianettinens Edelmuth ganz zu vertrauen und nicht Entdeckung seines Frevels zu befürchten, trübten ihm dunkle, bange Ahnungen das schönste Fest.

Nach einigen Wochen, in welchen noch Verwandte und Freunde die Nachfeyer der Vermählung Federiko's mit der holden Erminia glanzvoll begingen, eilte der Marchese, von innerer Sehnsucht gerufen, nach der Stätte ehemahligen Glücks, dort schöner um die Verlorne zu trauern. Die Zeit versöhnte ihn mit ihrer vermeinten Schuld, die nie rastende Stimme in seinem Herzen sprach, sie könne, allem Schein entgegen, getäuscht und unfreywillig entflohen seyn; je milder er Gianettinens gedachte, je mehr zerfiel er mit seinem Bewußtseyn. Er fühlte sich strafbar, minder weil er seiner Neigung für ein Kind Raum gelassen, als weil er so gewaltsam sein Glück begründen und festhalten wollen, so daß er es zumeist durch die Sorge, es zu gefährden, eingebüßt. Warum ließ er Gianettina in so tiefer Einsamkeit aufwachsen ohne gehörige Leitung und Umgebung? Wehe dem Glück, das sich nicht freywillig vom Himmel neigt, das Zwangmittel uns festhalten müssen! — Diese Vorwürfe wurden von Tag zu Tag mächtiger in des Marchese Gemüth, und er versank in eine düstere, herzverzehrende Schwermuth, in der er sich jede Erhohlung, jede Zerstreuung versagte, und wunderbar genug, vor Allem jedes Zusammentreffen mit Federiko scheute, der ihm innerlich verhaßt wurde, sey es nun, weil irgend ein Umstand ihn auf den Gedanken brachte, sein Neffe habe Einfluß auf Gianettinens Verschwinden, sey es, weil ein Blick oder ein Wort ihm einen tiefen Blick in Federiko's Innere gewährt; denn der Verräther verräth Niemanden schlimmer und gewisser als sich selbst, und die Hölle verläßt ihn, wo er es am wenigsten denkt.

Einige Jahre waren verflossen, als eines Morgens der Marchese an der Lieblingsstelle Gianettinens im Park, wo er um sie am liebsten zu trauern pflegte, ein sanftes Wimmern vernahm, und aus des Rasens Blumen einen verdeckten Korb hervorragen sah, darin ein zartes Kind lag, welches auf der linken Wange das Mahl trug, das Federiko, dem Marchese, im Allgemeinen allen Abkömmlingen der Familie Felesmondi eigen war. Frau Marie, die Gärtnerinn, kam eben herbey, als der Marchese bestürzt das sanftweinende Kind betrachtete. Aus des Kindes Brustlatz ragte ein Brief hervor, er war versiegelt und an den Marchese überschrieben; dieser erbrach ihn, und fand folgende Worte von Gianettinens Hand, die, von Thränen halb verlöscht, kaum zu lesen waren.

„Der barmherzige Gott gibt mir noch die Kraft, euch, o treuester Vater und Freund, im Tode ein Lebewohl zu sagen. Ein Eid versiegelt und fesselt Hand und Lippe. Nehmet es liebreich auf, das unschuldige Kind, dessen Züge euch verrathen werden, was ich verhehlen muß. Ich habe es an meiner Brust; ach! zumeist mit meinen Thränen ernährt. Seyd sein Vater und Beschützer, das auf Erden keine Zuflucht hat, als euch. In seinem Busen schlägt mein Herz, und ich sterbe nicht, da Minnefriede lebt. Gewiß, mein Vater, habt ihr oft meiner gedacht; glaubet mir, jeder Gedanke an mich hat sich

mit meinen Thränen begegnet! Lebet wohl! Gottes reichster Segen über euch! Sollte sonst Jemand nach mir fragen, so saget ihm, meine Seele scheide ohne Groll und werde vor Gottes Thron für ihn um Gnade flehen."

„Als ich mich dem Netz des Verbrechens, womit ich als wehrlose Beute der Gewalt und List umstrickt war, entwunden, hat mir ein Kloster Zuflucht gewährt, hier hat mein Kind in heiliger Taufe den Nahmen Minnefriede empfangen, der auf Deutsch, wie mir Walther gesagt: Friede in Liebe bedeutet, diesen gewähre der Himmel — ich kann nicht mehr schreiben. Bethet, mein Vater, für eure unglückselige Gianettina. — Im Kloster zu ***

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Ullins Tochter.

Eine Ballade.

Aus dem Englischen des Thomas Campbell.

Von Georg von Gaal.

Ein Hauptmann ruft an Hochlands Strand:
Herbey, o Schiffer! schnell zur Hand!
Ein Silberpfund sey dem beschert,
Der schnellen Boots uns überfährt!

„Wer seyd ihr, deren Übermuth
Trotz biethet Lochgyl's grauser Fluth?"
Das Haupt von Ulva's Inselhöh'n,
Und dieß Lord Ullins Tochter schön.

Rasch flieh'n vor ihres Vaters Troß
Wir schon drey Tag und Nacht zu Roß,
Und hohlt er uns im Thal hier ein,
So färbt mein Blut Gebüsch und Stein.

Man hörte uns'rer Renner Lauf,
Und fänden uns're Spur sie auf,
Wer würde trösten meine Braut,
Wenn mich der kalte Tod umgraut.

So flehet des Bedrängten Wort
Und schnell begegnet ihm vom Bord:
„Wohlan es sey! zwar nicht um Sold;
Doch für das Fräulein z rt und hold.

Nicht soll die edle Braut fürwahr
Noch länger zagen in Gefahr!
So wild auch dräut der Wellen Wuth,
Ich fahr euch über durch die Fluth."

Und wie er's spricht, da wächst der Schwall
Und schwerer stürzt der Wogen Fall,
Und Nacht den Himmel rings erfüllt
Und jedes Antlitz Grau'n umhüllt.

Doch wie der Sturm auch tobt und brüllt,
Und Erd' und Himmel Nacht umhüllt,
Bald kommt der Waffenknechte Zahl
Herangesprengt in's dunkle Thal.

Geschwind! die Lady ruft, geschwind!
So sehr auch drohen Wog' und Wind!
Nicht schreckt des Himmels Ungestüm
Mich so, wie meines Vaters Grimm.

Es stieß das Boot vom stürm'schen Strand,
Vor ihm das Meer zu Bergen stand;
Denn ach! — zum Himmel schwillt die Fluth
Und grimmig rast des Aufruhrs Wuth.

Doch kräftig rudern sie hinan
Trotz Schwall und Wellen und Orkan.
Lord Ullin ist am Strand der See
Und ach! sein Ingrimm wird zu Weh.

Und gräßlich von Gefahr umgraut
Im Todeskampf sein Kind er schaut;
Die Linke sie nach Hülfe ringt,
Die Rechte um den Trauten schlingt.

Da ruft er laut mit Schmerzensblick:
Zurück, o Schiffer! schnell zurück!
Verzieh'n soll euch das Wagniß seyn,
O theure, theure Tochter mein!

Doch ach, umsonst! vom Strande rafft
Sie weit in's Meer der Wogen Kraft:
Sein Kind das Wellengrab verschlingt,
Und er vor Schmerz die Hände ringt.

Correspondenz-Nachrichten.

Rom, July 1821.

Philipp Veit hat durch seine Judith — für Hrn. v. Quandt in Dresden — wieder Alles in Bewegung gesetzt. Es ist ein so großartiges Bild, als wohl seit lange nicht gemahlt worden ist. Er ist vom ersten Karton abgegangen, hat das Bild ganz von Neuem angefangen, und nun scheint es ganz frisch und lebendig in die Welt getreten zu seyn. Das umgürtete grüne Gewand läßt eine schöne Gestalt wahrnehmen, der Mantel ist unter den Hüften leicht befestigt; die ganze Anordnung, so wie die Züge des Gesichts, sind schön, rein, grandios und einfach. Sollte ich etwas an dieser Figur tadeln, so wäre es der Kopfputz; dieser Tadel trifft aber eigentlich nicht so sehr das Bild selbst, als den Mahler, der es zu sehr verschmäht, auf Abwechslung im Haarschmuck Rücksicht zu nehmen, so schön auch seine künstlerische Anordnung gewöhnlich ist. Ein Bild von Philipp Veit zu sehen, gewährt immer einen großen Genuß, weil seine Kunstgebilde immer frey geboren und mit tiefem Kunstsinn aufgefaßt da stehen. Man sieht es den Werken dieses Künstlers deutlich an, daß es ihm gewiß nicht einfiel, dieses oder jenes so zu mahlen, weil die Alten es so gemacht haben, sondern weil es der Natur und der Kunst gemäß, so und nicht anders gemacht werden muß. Allerdings erkennt man die Quellen, woraus er schöpfte, aber nur als Nahrung des eigenen Geistes, aus welchem seine Erfindungen hervorgehen.

Das Bildniß des Fräulein Therese von Stein, von demselben Künstler gemahlt, ist ein herrliches Bild, und nach dem Ausspruch aller, die sie kennen, die vollkommenste Ähnlichkeit, sowohl in den ernsten schönen Zügen, als in der ganzen Auffassung des Geistes und des Ausdrucks. Die schöne Gestalt in edler, einfacher Haltung, im jugendlich glänzenden Farbenton, keines andern Schmuckes bedürfend, als die eigene Schönheit, ist von einem Lorbergebüsch umgeben und die Hand ruht auf dem braungelben Shawl. Dieser und das rothe Kleid und — etwas zu viel — kleine Puffen aus dem rothen Ärmel sind die einzigen Farben des Anzugs. Durch das Lorbergebüsch sieht man von der linken Seite des Bildes klare, blaue Berge, von der rechten Seite Orangenbäume und nach oben etwas Luft. In den Blüthen und Blättern, wie in der Farbe der Luft und der Berge, erkennt man Rom, als den Geburtsort des schönen Bildes, das man zu des Künstlers gelungensten Arbeiten zählen darf.

Philipp Veits Arbeiten al fresco in der Villa des Marchese Massimo, rücken auch vor, so wie Overbecks Arbeiten ebendaselbst, doch werden alle diese dem Publikum noch nicht gezeigt.

Mehrere unserer deutschen Künstler mochten wohl im Stillen sich Hoffnung gemacht haben, das Bildniß der schönen und höchst liebenswürdigen Kronprinzessinn von Dänemark zu mahlen, aber dieser ausgezeichnete Auftrag wurde dem italienischen Mahler, Agricola, zu Theil. Das Bildniß soll, wie es heißt, nicht ganz zur Zufriedenheit ausgefallen seyn.

Julius Schnorr mahlt die Verkündigung des Engels für den Baron Ampach. Maria ist sehr zierlich und überaus anmuthig; die Gestalt des Engels spricht mich weniger an. Schnorr hat jetzt angefangen eine nackte Figur zu mahlen, die ich noch nicht gesehen. Man sagt sehr viel Gutes von dieser Arbeit.

Carl Eggers hat eine Gräfinn B. gemahlt und diese Aufgabe mit vieler Kunst gelöst. Die Dame scheint gewohnt zu seyn, durch einen sorgfältig gewählten Putz, wobey man ihren Geschmack nicht tadeln kann, ihre schöne Gestalt noch mehr hervorzuheben, und machte natürlich dieselben Ansprüche an den Mahler. Dieser ist so glücklich gewesen, diese Forderungen vollkommen zu befriedigen, und Federn, Juwelen, Sammet und eine ziemlich erhöhte Gesichtsfarbe in die glücklichste Harmonie zu bringen.

Auguste Klein hat eine allerliebste Kranzwinderinn gemahlt, die von den mannigfaltigsten Kränzen auf's freundlichste umgeben und fast verdeckt ist.

Jetzt beschäftigt uns am meisten die schöne, die wunderschöne Vittoria. So heißt ein junges Geschöpf von 14 Jahren aus Albano, die von so auserlesener, seltener Schönheit ist, daß jeder, der dieses holde Mädchen sieht, ergriffen und fast bezaubert wird. Sie vereinigt in ihren Zügen die hohe Regelmäßigkeit antiker Schönheit aus der besten Zeit mit einer so blühenden und reizenden Gesichtsfarbe, mit einem so wundervoll schönen Blick ihrer strahlenden Augen, kurz sie ist eine so durch und durch vollendete Schönheit, als man wohl noch nie im Leben gesehen haben mag. Sie ist von unsern Künstlern gemahlt, gezeichnet, in Ton und in Gyps geformt worden, von allen Seiten und in den verschiedensten Stellungen, aber keiner hat noch Vittoria's Schönheit erreicht, keiner sie getroffen. Auch unser berühmter Thorwaldsen hat in der Abbildung ihres Kopfes, von dessen Schönheit er mit der höchsten Bewunderung spricht, sich selbst nicht Genüge geleistet. Der Kronprinz von Baiern hat nun Overbeck den Auftrag gegeben, sie für ihn zu mahlen; er hat auch wirklich schon das Gemählde angefangen. Alles hier ist auf den Erfolg dieser Arbeit begierig und gespannt, aber Overbeck läßt noch Niemanden etwas von seiner Arbeit sehen.

So viel für dießmahl über die Arbeiten unserer hiesigen Künstler. Aber was soll ich Ihnen von dem Nachwuchs der Künstlerjugend sagen? Ach! Sie würden hier vieles anders als vorher finden, wenn Sie diese Künstlerjugend sähen. Diese Lehrlinge bewähren nicht den geringsten Beruf zur Kunst, und dennoch scheint es, als hätten sie alles vollkommen weg, und dünken sich zu sehr fertig und vollendet, um von den ältern Künstlern etwas zu lernen und sich jene Mühe und Anstrengung im Studium zu geben, was diese doch gethan haben. Man sieht also, wie Unrecht man hat, diese Künstlerju-

gend eine neue Schule zu nennen, bey der die Anmaßung so groß und das Talent so gering ist. Was kann man wohl Tröstliches von einem solchen Künstler-Nachwuchs erwarten?

Augsburg, Ende August.

Ich weiß nicht, ob man es auch anderwärts schon gewagt hat, den Tankred, in der Rossinischen Oper dieses Nahmens, mit einem Bariton zu besetzen. Darum melde ich Ihnen, daß es neulich bey uns mit recht vielem Erfolge geschah. Hr. Pegold, vom Stuttgarter Hoftheater, gab diesen Part mit einer so überraschenden Wirkung, daß die Oper wiederhohlt werden mußte. Die schöne männliche Gestalt des Gastes, sein ausgezeichneter Vortrag und sein treffliches Spiel bewirkten größten Theils diesen Erfolg; denn im übrigen ist nicht zu läugnen, daß Gewinn und Verlust bey einer solchen Besetzung oder vielmehr Übersetzung sich die Wage halten. So wenigstens urtheilten Leute vom Fach; während die Gefühlsleute sich unbedingt für den männlichen Tankred gegen einen halbmännlichen oder weiblichen erklärten. Die zum ersten Mahle gegebenen Vorstellungen dieses Monaths sind: Der Bürgermeister von Saardam, Lustspiel, nach dem Französischen bearbeitet, von Römer; Fehlgeschossen, Lustspiel von Costenoble; Elisabeth, Landgräfinn von Thüringen, Schauspiel von Ziegler; die Brautwahl, Lustspiel von Lembert, und der Geist auf dem unteren Schießgraben, eine Lokalposse. Sie werden die Heimath dieses Geistes, ungeachtet des halben Inkognito's, welches er annahm, doch sehr leicht errathen. Unter den übrigen Spenden des Augusts ist vor allem der Schauspiele: Das Alpenröslein, das Patent und der Shawl, und Johann, Herzog von Finnland, als recht gelungener Darstellungen zu erwähnen. Das erstere Stück wurde zum Vortheile der Dlle. Roland, einer jungen talentvollen Anfängerinn, welche eine vortheilhafte Anstellung bey dem Hoftheater in Weimar erhalten hat, und uns nächstens verlassen wird, gegeben. Sie trat darin als Liesli mit sehr großem, wohlverdienten Beyfalle auf. Im Herzog Johann hatten die Gäste Hr. Gneib, vom Mannheimer Theater, und sein Töchterchen die Rollen des Jöran und Sigmund übernommen. Hrn. Gneib wünschen wir Glück auf den Weg, den er Behufs seiner Kunstreise einschlagen wird; er dürfte es nöthig haben. Seinem, ein gutes Talent entwickelnden Töchterchen senden wir dagegen den Wunsch nach, daß sie Gelegenheit bekomme, sich nach guten Mustern zu bilden, da sie sonst Gefahr läuft, bey bereits erworbener technischer Routine, sich stets tiefer in den Fehler einer höchst manierirten Deklamation hinein zu arbeiten. Übrigens gingen beyde Vorstellungen recht gut, und unserem Schauspielervereine sey hiermit im Allgemeinen gerechte und dankbare Anerkennung dargebracht.

Zum Schlusse noch die meteorologische Beobachtung, daß nach achttägigem Lächeln, welches uns der Sommer zum Abschiede noch schauen ließ, derselbe nun mit dem kalten, weinerlichen Gesichte abgeht, wie er ankam. Um mit dem Tone zu reden, womit ich anfing, hätte ich sagen können, der Sommer habe seine Rolle äußerst schlecht gespielt.

Modenbild XXXVII.

Kleid von façonirtem Gros-de-Florence mit Garnirung von Dünntuch und Atlas. Die Binde von Band.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 15. September 1821.

111

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

(Fortsetzung.)

„Nimm das Mägdlein und pflege sein," sprach der Marchese, und winkte der Gärtnerinn sich hinweg zu begeben. Liebkosend nahm die rüstige Frau Minnefrieden auf den Arm, und eilte mit ihr nach der Hütte. Als Felesmondi sich allein befand, sank er wie vernichtet auf den Rasen nieder, und weinte seines sonst so hochstrebenden, freudigen, nun in den Staub gebeugten Lebens erste Thränen. Nachdem er sich dem herzzerschneidenden Schmerz um die geliebte, wohl schon dahingeschiedene Gianettina überlassen, war es ihm, als rief ihn eine Stimme nach ihrem Kloster, um dort ihren letzten Seufzer, wofern sie noch lebte, und nähere Kunde von all den Räthseln zu empfangen, die ihm den Sinn verwirrten. Der Zusammenhang der Begebenheiten war ihm nicht klar, wie vor dem Tode schauderte seine Seele vor dem Gedanken des Verbrechens seines Neffen zurück. Die reinste, liebevollste Vatertreue mit Hohn und Tücke vergolten, die Unschuld gemordet, die Liebe verrathen, dieß waren Begriffe, welche des Marchese reines Gemüth noch nicht gefaßt; er fühlte tausend Dolche im Herzen und rang mit Verzweiflung.

In diesem Augenblicke führte sein schwarzes Verhängniß Federiko herbey. Er war mit seiner Gemahlinn Erminia und seinem Söhnchen Giovanno gekommen, einige Wochen auf Felesmondi in der reinen Landluft zuzubringen, nach dem sich die Kränkelnde sehnte. Sie war im Schlosse geblieben, und Federiko hatte den Oheim im Park aufgesucht, ihm ihre Ankunft zu melden. Der Marchese erstarrte zu Eis, als der Gegenstand seiner qualvollsten Zweifel, seiner höchsten Wuth und Schmerzen ihm in dem Augenblicke erschien, wo es ihm zu Muth war, als müsse er die Lösung des frevelhaften Geheimnisses in Federiko's Herzblut finden; „Elender, Ehrvergessener, Schmach des Stammes Felesmondi!" rief er ihm im urplötzlichen Übergang vom Erstau-

nen zur Wuth entgegen, und drang mit gezücktem Schwert auf ihn ein. „So hat Gianettina den Eid gebrochen," stammelte geisterbleich Federiko. Dieß Wort gab dem Marchese Gewißheit. „Zieh!" donnerte er dem Erbebenden zu; besinnungslos zog Federiko, das böse Gewissen lähmte seinen Arm, nach kurzem Kampf floß sein Blut aus tödtlicher Wunde, ein Sühnopfer der unglücklichen Gianettina, sank er nieder und hauchte den Geist aus, an der Stelle, wo seine Mitgesellen sie geraubt hatten.

Mit scheuen Blicken sah sich der Marchese um, als sein Neffe als Leichnam vor ihm lag. Gianettina war gerochen, doch was hatte Erminia begangen? Die Beleidigte hatte nicht um Rache gefleht, sondern Versöhnung verheißen!

Nichts kühlt so schnell die Hassesgluth als das starre Eis des Todes im erloschenen Blick des Feindes, und die furchtbarste Beredsamkeit wohnt der Lippe inne, die den Tod versiegelt. Die bitterste Reue nahm in des Marchese Brust die Stelle des Unwillens, der Wuth und Rachsucht ein, es war zu spät! — Langsam verließ er den Leichnam und schwankte in das Gärtnerhaus, wo er dem treuen Walther alles sagte, was vorgegangen, und ihm den Entschluß kund that, erst die Zuflucht Gianettinens aufzusuchen, um ihren letzten Seufzer zu empfangen, oder, falls sie dahin sey, an ihrer Gruft zu weinen, und dann nach Rom zu gehen, um seine That zu bekennen und Buße zu thun. Walther verhieß dem tiefgebeugten und vielgeliebten Herrn, sich seiner Angelegenheiten treulich anzunehmen, und für Minnefriede zu sorgen, wie für sein eignes Kind, auch sie für seine Tochter gelten zu lassen, welches in dieses Wohnsitzes tiefer Einsamkeit und bey den wenigen Dienern, die der Marchese hatte, nicht schwer war.

Auf schnellem Roß enteilte der Marchese nach dem Kloster, wo er Gianettina noch lebend, doch schon bewußtlos fand. Seine Stimme rief die fliehende Seele von den Pforten des Grabes zurück, noch einmahl blickte die Erblassende ihren Freund an, mit einem Blick, einem Lächeln, darin ein Himmel der Herzenstreue und Wonne des Wiedersehens lag. „So grüße mich einst im ewigen Licht!" rief der Marchese ihr zu, gab den ersten Kuß den erbleichenden süßen Lippen, und drückte sanft die blauen Augen zu, deren Abschiedsblick sein müdes Herz zum ersten Mahl wieder gelabt. Von der frommen Äbtissinn vernahm er Gianettinens ganze Geschichte, und eilte, nachdem er sie zur Gruft bestatten sah, nach Rom, dort in strenger Buße Trost und Seelenfrieden zu finden.

Indeß empfing die kränkelnde Erminia mit aller Schonung, welche die Umstände zuließen, und ohne zu erfahren, wer Federiko's Feind gewesen, die Nachricht von seinem Tode durch den getreuen Walther. Der zügellose, stets leidenschaftlich bewegte Federiko hatte das sanfte Weib nicht beglückt, auch war ihr nicht unbekannt, daß ihn unwürdige Netze umstrickten; dennoch empfing sie die Schreckensbothschaft seines Todes mit Entsetzen und tiefem Schmerz, und blieb, von der Krankheit festgehalten, auf der Villa Felesmondi zurück, wo seit der Flucht des Marchese die größte Verwirrung herrschte. Der Tod Federiko's und die Flucht seines Oheims, über welche nur Walther Licht geben konnte, jedoch es nicht that, wurde gleichwohl in Zusammenhang gebracht, und bis zur Aufklärung der Begebenheiten wurden die Güter

des Marchese unter gerichtlichem Siegel verwahrt. Kaum daß man, aus Rücksicht für Erminia's hohe Abkunft, ihr das Schloß Felesmondi, und was sich eben an Kostbarkeiten und Golde daselbst befand, zum Gebrauche überließ.

Tiefgebeugt von Kummer genas Federiko's verwaiſete und verlaſſene Witwe wenige Monden nach dieſem Trauerfall eines Mägdleins, welches ſie, ihrer verſtorbenen Mutter zum Angedenken, Viktoria hieß. Mit dem Daſeyn des holden Kindes ſchien neuer Lebensmuth in der Seele der Mutter zu erwachen, und ſie erheiterte ſich oft in der Gegenwart ihrer fröhlichen und friſch blühenden Viktoria, welcher auch die liebliche Minnefriede als Geſpielinn theuer wurde. Ohne den Zuſammenhang zu kennen, rührte und gewann Erminien Minnefriedens Ähnlichkeit mit ihren eignen Kindern, welche ſie für ein nicht ungewöhnliches Spiel der Natur hielt. Vor allen liebte ſie Minnefrieden wegen der unverkennbaren Zuneigung, welche ihr düſtrer Giovanno für ſie hegte; der Knabe wurde heiter und lebendig, ſobald er ſie nur ſah, und verlangte unaufhörlich nach ihr. In ſchönen Tagen war der Park der Kinder liebſter Aufenthalt. Keine Geſpielen ſonſt hatten ſie in dieſer Einſamkeit, als Guglielmo Darineo, den Sohn des benachbarten Marcheſe dieſes Nahmens, der ſich oft durch die Myrthenhecke hindurchſtahl, welche die an einander grenzenden Gärten trennte, um mit Giovanno zu ſpielen, und Minnefrieden, von der Giovanno unzertrennlich war, zu ſehen. Er hielt ſie für Giovanno's Schweſter. Mit tiefem Schmerze ſchied Guglielmo von dem blumenreichen Wieſenplatz am Quelle, wo er ſtets Minnefrieden gefunden, und von ſeinen Geſpielen, als ſein Vater ihn fort und nach Bologna nahm. Auch Minnefriede weinte, als er von ihr Abſchied nahm, ihr Verſtand begriff das Wort Trennung noch nicht, als ihr Herz ſchon ſeine Schmerzen kannte. Viktoria, welche Kränklichkeit und die übergroße Sorge der Mutter vom feuchten Wieſenplatz und der kühlen Luft überhaupt fern hielt, hatte Darineo gar nicht geſehen, er kannte nur Minnefrieden, nur ihr hatte er ſtets Blumen, ſüße Früchte und glänzendes Spielwerk gebracht, und ſein Angedenken blieb wie ein goldner Traum in ihrer Erinnerung zurück.

Als Minnefriede herangewachſen war, verringerte ſich ihre Ähnlichkeit mit Viktoria und Giovanno. Ihr goldnes Haar umwallte noch immer in leuchtenden Locken den weißen Nacken, doch ihr Auge war veilchenblau, ihr Wuchs höher und ſchlanker als der Viktoriens, und, mit Ausnahme des ſchwarzen, zirkelrunden, leichthin getuſchten Mahls auf der Wange, das gleichſam als Punkt auf dem Schönheitsbrief ſtand, den die Natur ihren Zügen mitgegeben, war ſie ihrer Mutter Gianettina ganzes Ebenbild.

Giovanno erwuchs in voller Kraft und Schönheit, und wer ihn ſah, freute ſich, daß der zerſplitterte Stamm Felesmondi einen Sprößling hege, der fähig ſey, den verſunkenen Glanz dieſes einſt ſo blühenden Geſchechtes wiederum zu beleben.

Doch unbegreiflich raſch und traurig nahm das kindiſche Behagen, das Giovanno an Minnefrieden gefunden, bey reiferem Alter die Farbe der Leidenſchaft an, und dieſe verzehrende Flamme in ſeinem Innern kannte keine Schranke, ließ ſich durch keine Gewalt dämpfen. Minnefriede blieb ungerührt von allen Beweiſen ſeiner glühenden Zärtlichkeit; je höher ſeine Leidenſchaft ſtieg, je mehr erhöhte ſich ihr Unwille gegen den Jüngling. Ein tiefes Ent-

setzen bemächtigte sich ihrer. Wenn Giovanno betheuerte, nichts solle ihn abhalten, sobald er unabhängig sey, und eine Laufbahn erwählt habe, sie um ihre Hand zu bitten, denn er sterbe in Liebe für sie. „Meine Liebe," sagt er einst Minnefrieden, „hat mit meinem Daseyn begonnen, denn als lallender Knabe schon war ich außer mir vor Wuth, wenn Guglielmo Darineo dich auf seinen Armen umhertrug, dich küßte und sein Bräutchen nannte. Ich war zu schwach gegen den starken Knaben, doch ich habe damahls geschworen, ihn zu tödten, wenn ich größer sey!" Bey diesen Worten dämmerte in Minnefrieden das ganze Bild ihrer rosigen Kindheit wieder auf, und sie verstand es, warum der Nahme Guglielmo sie stets so wunderbar gerührt, und oft wie eine Musik in ihrem Innern erklungen.

Erminien allein blieb Giovanno's stürmische Leidenschaft noch lange verborgen, als Viktoria und Minnefriede, die holdverschwisterten Zwey, sie schon oft beweint, und jedes Mittel angewandt, welches ihr kindliches Herz ihnen eingab, diesen Geist des Verderbens zu beschwören. Die Furcht, Erminien durch eine Entdeckung unheilbar zu verletzen, war der einzige Gedanke, der selbst auf den wilden Jüngling noch einige Gewalt ausübte; so ließ er es dann ungehindert geschehen, daß die Mädchen sich unter dem Vorwande trennten, Minnefriede sey Frau Marien bey herannahendem Alter in der Wirthschaft und zur Pflege unentbehrlich, und er trauerte nur im Stillen über ihre Grausamkeit. Mit Wehmuth verließ Minnefriede das anmuthige Schlafgemach oben im Schlosse, das, wie des Adlers Horst, weit in die heitre Gegend über Meer und Gebirg hinaussah, und bezog das Giebelstübchen in der weinumrankten Gärtnerhütte, die gen Osten gelegen, auf grüner Au im Frühroth lieblich flammte, und sich in der Fluth des klaren, vollströmenden Waldbachs spiegelte, der dort rieselnd vorüberfloß. Nicht fürder mehr betrat die Verschüchterte die porphyrne Brücke, welche sich in zierlichem Bogenschwung üben den Bach erhob, der dieß einfach ländliche Gebieth von den Orangenhainen und prangenden Gartengebäuden der Villa Felesmondi trennte. Oft blickte sie wehmüthig hinüber nach den hohen, bunten Blumenstauden im Morgenglanz, vom Wasserfall mit glänzenden Perlen überstreut, umgaukelt von Schmetterlingen. Viktoria, die dort oft lustwandeln ging, grüßte Minnefrieden, sie pflückte ihr die schönsten Blumen, band sie zum Strauß und warf sie ihr über die Fluth hinüber, oft auch kam sie selbst, wann sie ganz sicher war, daß Giovanno sie nicht sähe; beyde Mädchen verlebten dann einige schöne Stunden. Doch nur heimlich konnte dieß geschehen, weil Giovanno stets dringender nach Minnefrieden forschte, und die Schwester mit tausend Fragen quälte, wenn er erfuhr, daß sie die Unerbittliche wiedergesehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Götter des häuslichen Glücks.

(Bey der Vermählung einer Freundinn.)

Chor.

Laßt uns freundlich es umschlingen
Dieß geliebte, holde Paar!
Laßt uns unsre Gaben bringen
Auf den festlichen Altar!

Der Frohsinn
(mit einem Zweige Jelängerjelieber).

Ich wohl bin im Ehestande
Ein vorzüglich werthes Gut;
Lüftend manches Kummers Bande
Ich der heit're, frohe Muth.

Schleichen nach den Morgenträumen
Auch zuweilen Sorgen ein,
Laß ich nie den Zwiespalt keimen;
Halte Stirn und Himmel rein.

Lebt je länger so, je lieber!
Und am späten Ziel der Bahn
Schifft in jenes Land hinüber!
Wo euch nimmer Wolken nah'n.

Die Häuslichkeit
(mit einem Stengel Reseda).

Ich auch will euch treu begleiten
Durch des Lebens Sturm und Streit,
Ich, verehrt zu allen Zeiten,
Fromme, sanfte Häuslichkeit.

Innig, mild, wie diese Blüthen
Hauchen den bescheid'nen Duft,
Werd' ich stilles Glück euch biethen
Noch im Wehn der Abendluft.

Die Eintracht
(mit einer Epheuranke).

Was Concordia schön verbindet,
Nie wird es geschieden seyn!
Selig, wenn ein Band sich findet,
Wo sich hold vereint mit rein *).

Leicht wird Schweres selbst getragen,
Jede Wunde leicht geheilt,
Wenn vereint die Herzen schlagen
Freud und Kummer treu sich theilt!

Die Wahrheit.

Ich die Wahrheit, edlen Gatten
Werd' ich unverletzbar seyn!
Zwar verschwiegen, heil'ge Schatten
Werden fremdem Loos sie weih'n;

Doch das eig'ne Herz es liege
Unverhüllt der Liebe Blick!
Strahl' im Spiegel holder Züge
Innern Ausdruck stets zurück!

Die Unschuld
(ein Kind mit einem Liljenstengel).

Schwebe stets der Unschuld Engel
Weihend über eurem Band!
Mächtig ist der Liljenstengel
Aus der kindlich reinen Hand.

*) Concordia und Reinhold, Geschwister der Neuvermählten.

Rein und offen darf sich heben
Vor dem Andern Herz und Blick,
Findet im zerstreuten Leben
Eins im Andern nur sein Glück.

Die Treue
(mit einem Vergißmeinnicht).

Ich die heil'ge, feste Treue,
O wo siegt ein Mißgeschick,
Da wo ich die Herzen weihe?
Höher steh sie als das Glück.

Nehmt dieß Blümchen! das mit leisen,
Innig zarten Tönen spricht:
„Könnt' auch je das Band zerreißen,
Auch im Tod — Vergißmeinnicht!!"

Louise Brachmann.

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin im September.

** So eben geht der Kollege-Korrespondent, den Sie in Ihren geschätzten Blättern mit * bezeichnen, von mir, dem Sie gar zwey ** angehängt haben; es gab eine kleine Lustspielscene zwischen uns: denken Sie nur, er zeigt mir Ihren letzten Brief, worin Sie ihn mahnen, doch aus dem „überreichen" Berlin fleißiger Korrespondenzen einzusenden, als er es thut. Er kommt, der liebe Freund, ratherhohlend zu mir — und ich — ziehe statt aller Antwort aus meinem Pulte einen andern Brief von Ihrer Redaktion hervor, worin sie auch mich ermahnt, fleißiger zu seyn. Mag Kollege * seine salva venia Trägheit selber entschuldigen — er ist längst majorenn. Was aber mich betrifft — — denken Sie denn, meine geehrten Wiener Leser, daß wir in Berlin hier lauter Neuigkeiten in Kunst, Leben und Literatur athmen? Glauben Sie, daß jeder Tag, jeder Augenblick etwas gebiert, das würdig wäre, in diesen Blättern besprochen zu werden? Wir hören mit Vergnügen, und haben handgreifliche Beweise davon gehabt, daß unsere Berliner Korrespondenzen von Ihnen nicht ohne Theilnahme gelesen werden, und * und ** machen Ihnen sammt und sonders ihre ergebenen Kratzfüße dafür — aber um desto mehr ist es uns auch Pflicht, dafür zu sorgen, daß unsere Berichte wenigstens immer etwas Gehalt haben, denn ewig und immer Ihnen zu erzählen, daß heute sich ein Husar erschossen, gestern ein Schiffer sich erhenkt, vorgestern ein Fischweib sich geprügelt hat — das wollen wir gern Hrn. K**l M****r in seinen — — Korrespondenzen für die Elegante überlassen! Ernstlich fortzufahren: wir haben es Ihnen bewiesen, daß unsere Feder rüstig ist, wenn sie einen würdigen Gegenstand weiß, nun müssen Sie uns aber auch dafür erlauben zu schweigen, wenn wir Ihnen eben nichts zu sagen haben.

Und dieser letzte Satz mag Ihnen den Thermometerstand unsers augenblicklichen Lebens und Webens in Kunst und Literatur andeuten. In der That herrscht seit einigen Wochen eine seltsame Windstille! Das herrliche Gemählde von Begasse ist seit Pfingsten durch die Huld Sr. Maj. in dem Dome aufgestellt, der so eben nach Schinkels Zeichnung neu ersteht. Sonst hatten wir in der Mahlerey, leider! aber nur für einen Augenblick, eine höchst interessante Erscheinung an dem genialen Landschafter Catel aus Rom (einem gebornen Berliner), der, wie man sagt, in Familienangelegenheiten auf einige Wochen hierher gekommen war, und bey dieser Gelegenheit mehrere seiner Landschaften für Freunde in seiner Wohnung mit seltener Gefälligkeit ausgestellt hatte. Beschreibungen von Landschaften lassen sich Ihre Leser wohl von Walter Scott, aber nicht gern von mir gefallen, und ich will sie auch damit verschonen; aber gönnen möchte ich jedem Kunstfreunde den Genuß, vor der „Grotte am Meere

im Pallaste der Königinn Johanna in Neapel" zu schwelgen. Jeder würde mit mir den Fürsten Putbus beneiden, der dieß Meisterwerk für sechszig Karolin erkauft hat. Außer den Landschaften hatte Carel auch mehrere Skizzen von italienischen Bewohnern, Priestern, Bauern, Bettlern, Musikanten u. dgl. in seinen Kartons, worin sich ein wahrhaftes Genie bekundet, und die auch gewiß noch dereinst berühmt werden dürften.

Einem andern Fremden gebührt in anderer Sphäre Ehrfurcht und Achtung. Der Erzherzog Ferdinand von Österreich ist seit einigen Tagen in unsern Mauern, und da Er inkognito reist, und deßhalb die Ihm von Sr. Maj. angebothene Wohnung auf dem Schlosse ausschlug, in einer Privatwohnung unter den Linden abgetreten. Ein fremder Fürst ist hier zu Lande eine nicht gewöhnliche Erscheinung; deßhalb können Sie auch den ganzen Tag über Leute unter seinen Fenstern finden, die gar zu gern doch einmahl die fremde Hoheit anstaunten. Der Erzherzog will den Herbstmanövres beywohnen, die auch so eben wirklich schon begonnen haben. Sieben Kavallerie-Regimenter aus der Provinz haben bey Charlottenburg ein Lustlager bezogen, und das soll „ganz jettlich" aussehen, sagen die Scharen von Berlinern, die jetzt täglich dahin wallfahrten! Ihr Korrespondent kennt diese „Jettlichkeit" nur noch vom Hörensagen und dürfte es wohl auch dabey bewenden lassen. Wir sehen in Berlin der Militärs und Uniformen so zahllos viel, daß es uns nicht gelüstet, darum nach Charlottenburg zu wandern!

Eine merkwürdige Rolle spielt seit mehreren Monathen unser Theater. Das neue Schauspielhaus hat in seiner innern Organisation den allgemeinen Erwartungen so wenig entsprochen, daß vielmehr nur eine Stimme darüber ist, wie unbequem und geradehin unbrauchbar die meisten Plätze seyen. Die Parterrelogen, in denen zwar — car tel est notre bon plaisir, anders läßt sich kein vernünftiger Grund herausfinden — ein Platz Einen Thaler kostet, so daß dieß mit die theuersten Sitze im Hause sind, diese Parterrelogen sind finstre, ganz verbaute, dumpfe, drückend heiße Kerker, in die man obendrein nicht ohne Gefahr des Fußbrechens durch doppelte Thüren und auf vielfachen Stufen gelangt; Komödienzettel und Arienbücher, beydes bey unserm Theater doch unumgänglich nothwendige Requisiten, können hier unmöglich gelesen werden. Daher stehen diese liebenswürdigen Logen alle Abend leer. Nicht viel besser geht es den Logen in den beyden übrigen Rängen, nur sind diese besser erleuchtet. Aber die Inhaber müssen darauf verzichten, zu sehen, wer außer Ihnen sonst noch im Theater ist, und von diesen Andern gesehen zu werden — darum stehen denn auch diese liebenswürdigen Logen alle Abend leer. Und so ist das Publikum auf die gesperrten Sitze im Parquet und auf den Balkons beschränkt, die nicht Jeder liebt, weil nicht Jeder liebt, im Theater eben „gesperrt" zu seyn, und so ist man dann am Ende ganz kopfhängerisch über das neue Schauspielhaus geworden, und die Kasse seufzt und schmachtet, um so mehr, da das Opernhaus seit einiger Zeit wegen innerer Restaurationen geschlossen ist. Nun muß man sich im kleinen Theater mit einer Durchschnittseinnahme von 200 Rthlr. (in einem Gebäude, das gegen eine Million Thaler gekostet, und das das einzige Theater der großen kunstsinnigen Residenz Berlin ist) begnügen, die nur dann einmahl überschritten wird, wenn „der Freyschütz" gegeben wird, ein Werk (ich rede nur von der genialen Weber'schen Musik), das seinen genialen Bau bey jeder nähern Bekanntschaft immer mehr und mehr bekundet, und wie selten Eines hier Lieblingsstück des Theaterpublikums geworden ist, was Sie daraus schließen können, wenn ich Ihnen sage, daß es schon — mirabile dictu! — zwölf Mahl dieses Haus gefüllt hat! — Sonst hat man aber auch freylich von Seiten der Intendanz dafür gesorgt, daß unser letztes Repertoir die Fehler nicht eben gut mache, die die Baudirektion verschuldet hat, denn so leer und mager ist wohl selten Monathe lang unsere Austheilung gewesen, als jetzt. Mad. Milder ist verreist — wer weiß, wie lange schon! Sie gibt den Königsbergern eine Art von (musikalischem) „Schauspieler wider Willen" zum Besten, womit die Herrn und Damen in Preußen auch gewaltig zufrieden sind, und wacker dafür klatschen und zahlen. Hr. Devrient hat trotz seiner mäßigen Lebensweise das Unglück gehabt, durch eine kleine Indigestion an den Rand des Grabes gezogen worden zu seyn, und hat seit Monathen die Bühne nicht betreten; mit ihm stocken die Räder unsers Lustspieles. Drey andere Damen des Theaters sind, wie es heißt, gleichfalls

krank. Die Neuigkeiten, deren wir im Fache des Lustspiels einige hatten, waren alle aus dem Französischen übersetzt und gefielen nicht auffallend. Wie sollte es auch anders? Unsere eben so heißhungrigen als geistesarmen Theaterschriftsteller, in sich die ewige Leere fühlend, betteln auf den Boulevards in Paris um einige Fetzen von der reichen Garderobe, und seelensfroh, wenn sie etwas erwischen, übersetzen sie frisch weg, und zeigen uns nun triumphirend, was sie erbeutet haben, sich auch wohl noch dünkend, daß sie den Gipfel des dramatischen Ruhmes erklommen hätten! Wie fabriksmäßig aber und geistlos dieses Geschäft getrieben wird, habe ich und der Einsternler neulich einmahl in einem kleinen Stücke gesehen, das im Antichambre eines Ministers spielt, und wo die Kammerjungfer sich beym Kammerdiener bedankt, daß er ihr „die Templiers" geliehen habe! Nun kann ich es selbst mehreren der gebildeten Leser dieser Blätter und viel weniger dem gemischten Theaterpublikum nicht verdenken, wenn sie es nicht wissen, daß „die Templiers" ein neueres französisches Trauerspiel sind, das eine Zeit lang, was man in Paris Vogue nennt, machte, und das also wohl auch von mancher Kammerjungfer gelesen worden seyn mag. Wie ungeschickt aber, so craß hin dieß der übersetzten Kammerjungfer in den Mund zu legen!

Auch die Gastrollen sind nicht im Stande, die feyernde, trauernde Bühne ein wenig zu beleben. Hr. Maurer, früher der unsrige, ist jetzt in Stuttgart, hat sich in mehreren par force-Rollen gezeigt, und sich als der Alte bewährt! Für Sturm- und Drang-Rollen ist er mit seiner kräftig-gedrungenen Persönlichkeit höchst brauchbar, und nächst dem „nordischen Herkules" dürfte Niemand so gediegene Formen und so derb hervortretende Muskeln haben, als er. Nun hat er aber auch im höhern Lustspiele, als Don Cäsar in Donna Diana, einen Versuch gewagt, und ich muß der Wahrheit zu Ehren sagen, daß er dieß schwierige Thema, nach unserm Wolf eine solche Rolle zu geben, nicht ohne Glück ausführte. Jetzt spielen Hr. Stein aus Leipzig und ein Hr. Zahrt aus Darmstadt. Ersterer ohne bedeutende Aufmerksamkeit zu erregen, letzterer still sein Pensum abspielend.

So eben trifft ein anderer Gast hier ein, auf den die Blicke aller Harrenden gerichtet sind, von dem man sich große Genüsse versprechen darf und der vielleicht ein momentanes Leben in unsern neuen Theatersälen erwecken dürfte. Mad. Campi aus Wien ist so eben eingetroffen, und ihr erstes Konzert (in Gemeinschaft mit der Theater-Intendanz) ist noch für diese Woche angesetzt. Mein nächster Brief soll Ihnen unsere Meinung über Ihre Sängerinn und deren Erfolg in Berlin melden.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Achyranthes porrigens. Ausgebreitete Spreublume. Aus Peru.
Asclepias fruticosa. Strauchartige Schwalbenwurz. Vom Kap.
Achania Malvaviscus. Baumartige Tuttenmalve. Aus Jamaika.
Cussonia thyrsiflora. Keilblättrige Cussonie. Vom Kap.
Costus speciosus. Schöne Kostwurz. Aus Ostindien.
Limonia trifoliata. Dreyblättrige Limonie. Aus Ostindien.
Lobelia coronopifolia. Schlitzblättrige Lobelie. Vom Kap.
Rubus rosaefolius. Rosenblättrige Himbeere. Von der St. Moritz-Insel.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 18. September 1821.

112

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

(Fortsetzung.)

Giovanno, der seiner Liebe Wahnsinn kaum von Haß zu unterscheiden wußte, vermied bey Tage sorgfältig das Gebieth des Parkes, wo er Minnefrieden antreffen konnte, dahingegen er oft zur Abendzeit, verborgen in der Rebenlaube, vor ihrem Fenster lauschte. Wie Pfeile drangen seine Liebesblicke durch das feine Gewebe der Vorhänge, und weideten sich bey der Lampe Schimmer an der Schönheit, deren Licht der Unglücksstern seines jungen Lebens war. Minnefriede wähnte sich unbelauscht, doch, wie ein keuscher Reiz die eigenen Blicke flieht, wurde auch die Unbefangene im Kämmerlein von den Engeln der Sittsamkeit gehütet. Des Busens Schnee umwob der Schnee des feinsten Linnens, nur die Arme waren unverhüllt, welche so zart und weiß glänzten, weil sie nie die Sonne gesehen. Ihres weißen Nachtkleides Falten umflossen anmuthig die schlanke Gestalt; das purpurne Mieder glühte wie von Lust, die zarten Glieder zu umfangen, und über Alles entzückend war der Augenblick, wo das schöne Haar, aller Bande befreyt, bis zum Boden herabfiel, wie mit goldnen Wellen um die Füßchen spielend.

Wenn nun Minnefriede mit feenhafter Eil das üppig quellende Haar eingeflochten, und, wie eine Goldkrone um den Scheitel gewunden, im Kämmerlein alles wohl geordnet, und bereit war, sich zur Ruhe zu begeben, kniete sie auf die Bethbank nieder, welche in alten Zeiten in keiner Jungfrauenkammer fehlen durfte, und sagte kindlich ihren Abendsegen, vernehmlich, mit sanfter Stimme her. Sie wußte es nicht, die holde Unschuld, daß dieß Gebeth mit seiner stillen Gewalt den bösen Geist in der Brust Giovanno's verscheuchte, und den Verwegenen so mächtig ergriff, daß er statt einen der frevelhaften Vorsätze auszuführen, die durch sein Inneres blitzten, sich auf sein Zimmer schlich und dort die Nacht in Thränen zubrachte, indeß Minnefriede die Ruhe der Unschuld genoß.

Wohl tausendmahl hatte Giovanno die Beschränktheit seiner Lage beseufzt, die ihn hinderte den Ort zu verlassen, wo er, selig und elend, in Minnefriedens Nähe lebte, durch ein herbes Geschick in ihren Zauberkreis gebannt. Die Stunde schlug, welche dieser Qual ein Ziel setzen sollte, denn der edle Kosimo, der Oheim, der große Schätze in Indien gesammelt, ließ bey seiner Wiederkehr seine Nichte mit ihren Kindern zu sich nach Neapel durch einen Eilbothen einladen, weil er bey seiner Ankunft erkrankt war. Noch in derselben Nacht eilte die schmerzlich und freudig zugleich überraschte Erminia zu dem verehrten Mutterbruder, der, schwach und leidend, sie und die schönen Kinder, die theuern Überreste seiner ganzen Familie, mit unendlicher Liebe aufnahm, und an der Freude genas, sie um sich zu haben. Kosimo war ein herrlicher, milder Greis, in seinem Hause herrschte eine morgenländisch-fürstliche Pracht. Diener flogen jeden Wink der Gebiether zu erfüllen, Blumen der seltensten Art schmückten die Säulenhalle, fremde Vögel flatterten in künstlich versteckten Kerkern umher, die sie, der Fröhlichkeit ihres Daseyns nach zu schließen, selbst nicht mehr für Kerker ansahen. Fremdartig, doch wundersam lieblich leuchtete die Pracht der blumendurchwirkten, purpurnen Fußteppiche, der persischen gold- und silberschimmernden Stoffe, womit die Wände bekleidet waren, der Becher und Vasen von seltnem Edelgesteine, herrlich und sinnreich in Gold gefaßt, der künstlich gearbeiteten Geräthe aus allen Welttheilen, die hier vereint waren. Zu den hohen Fenstern leuchtete das Meer hinein, den Horizont begrenzte ahnungsvoll und groß der flammende Vulkan, umgeben von Waldgebirg, sein Fuß vom grünen Thal umgeben, das, wie der Traum des ewigen Friedens, die Quelle ewigen Kampfes schmeichelnd umblühte.

Der so viele Jahre lang Bedrückten, die so manchen Schmerz der Armuth, der Verlassenheit erfahren, wurde es wohl in dieser sonnigen Region des Glückes und der Pracht. Die sanfte Erminia fühlte hier ihre Wehmuth um den von Geheimnissen umhüllten Tod ihres Gemahls, um das Verschwinden des Marchese gelinder werden, und Vittoria wußte ihrem Großoheim mit einer Innigkeit und Sorgfalt zu begegnen, die sie ihm lieb und unentbehrlich machte. Weder sie noch den düstern Giovanno wollte er fürder von sich lassen, und heitre Tage des freudigen Lebensgenusses gingen den ehemahls so einförmig lebenden Geschwistern auf. Der junge Felesmondi stürzte sich in einen Taumel von Vergnügungen, doch sein innigstes Sehnen rief unaufhörlich nach Minnefrieden, und raubte jedem Genuß, den die Welt ihm both, seinen Werth.

Obwohl die Villa Felesmondi seit diesem Zeitpunkt unbewohnt war, die Schlange der Leidenschaft Giovanno's nicht mehr unter den Blumen seiner Gärten lauschte, wollte Minnefriede die selbstgezogene Grenze ihres Gebiethes nicht übertreten, und ging Abends mit der Laute, welche sie anmuthig zu schlagen und mit schönen Liedern zu begleiten verstand, in den Myrthenhain, der die geliebte Stelle am Wiesenquell umblühte, wo, Minnefrieden unbewußt, auch ihre Mutter einst so gern geweilt, und wo sie als Kind ihre angenehmsten Stunden verlebt hatte. Unweit von da war die Myrthenwand befindlich, durch welche Guglielmo sonst in den Park gekommen, er war seit seiner Abreise nach Bologna nicht wieder nach dem Landschlosse zurückgekehrt, sondern in

frühester Jugend mit den Johannitern gegen arabische Seeräuber gezogen, welche mit tollkühner Raubsucht die Sicherheit der Meeresbahnen störten. Lange Zeit war keine Nachricht von dem jungen Glaubenshelden nach Neapel gekommen, sein Vater war gestorben, ein harter Mann, voll Argliſt, Geitz und Tücke, der seine sanfte Gemahlinn durch grobe Mißhandlungen in das Grab gebracht hatte. Seit seinem Tode stand die Villa Darineo leer, öde und verlassen, sie glich mit ihren stehenden Teichen, ihren zu Grunde gerichteten, künstlichen Ruinen und den erstorbenen Bäumen und Stauden einer Zauberwildniß, darin ein böser Geist hauste. Von Zeit zu Zeit gelangte eine Nachricht von den Siegen der Johanniter über die Ungläubigen selbst zu Minnefriedens einsamen Wohnort hin, der Ruhm des Nahmens Guglielmo Darineo klang in ihre Einsamkeit hinein, und gab dem goldnen Traumbild aus der Kindheit neuen Zauber, frischen Glanz. Oft glaubte sie beym Rieseln der Bäche, beym Gesäusel der Wipfel im Morgenwind den Nahmen Guglielmo wie von Geisterstimmen zu hören, sah im Zuge schöner Wolkengebilde, und im Wasserspiegel, oder bey Mondlicht im Walde ein Bild, das ihre Seele Guglielmo nannte.

Als an einem mondhellen Abend Minnefriede, der Kühlung zu genießen, ihre Lieblingsstelle wieder aufgesucht, war es ihr, als erblicke sie das Traumbild ihrer Seele, nur deutlicher und schöner, als es ihr jemahls vorgeschwebt. Wie Narziß an der Quelle lag ein Jüngling im Rasen an des Baches Rande, und blickte, nicht nach dem eignen Bilde, sondern nach den freundlichen Himmelslichtern, die sich in der Fluth spiegelten. Minnefriede blieb angefesselt von Bewunderung und Erstaunen, die Laute entglitt ihrer Hand, bey dem Geräusch ihres Falles blickte der Jüngling empor, sprang auf und neigte sich schweigend vor Minnefrieden, geblendet vom Schönheitslicht, das ihn wie Morgenroth von ihren Wangen anstrahlte.

„Verzeihung," sprach Guglielmo mit sanften Tönen, „Verzeihung, schönstes Fräulein, daß ich mich hier in den Erinnerungen der Kindheit verlor. Kennt ihr mich nicht mehr? Noch seh' ich in euch das goldgelockte Engelsbild, mit dem ich hier im Garten unter Blumen spielte." „Guglielmo!" lispelte Minnefriede. „Ja, derselbe, der euch auf seinen Armen wiegte, euch seine kleine Braut, sein holdes Schwesterlein hieß, um den ihr die zarten Mayenblüthen der kleinen Hände schlanget, der euch mehr als sein Leben liebte! Ich mußte nach Bologna, kaum noch lallten eure rosigen Lippen den Nahmen Guglielmo. Erst dreyzehn Jahr alt, sucht' ich den Ruhm in Kämpfen auf offner See. Auf Wogen und in Wolkengebilden, bey Morgenglanz und Sternenlicht lächelte mir euer süßes Bild, das meine bedrückte, trostlose Kindheit erheitert. Oft, im Sturme der Schlacht, beym Aufruhr der Elemente, war es mir, als umwehe mich melodisches Säuseln, als träufle der Maythau süßer Thränen stärkend und erlabend in meine lechzende Brust. Vierzehn Jahre lang irrt' ich auf den Meeren umher. Oft, wenn die Sonne aufging, am Tage der blutigen Schlacht, glaubt' ich ihre Pracht zum letzten Mahle zu sehen; da meint' ich, im himmlischen Morgenroth würdet ihr der Engel seyn, der mich empfinge; in allen meinen Träumen fühlt' ich das selige Walten des Denkens an euch, und alle Gedanken verkörperten sich zu eurem Bilde. Nun bin ich heimgekehrt, schalte als Gebiether hier, wo ich als Kna-

be schüchtern umherschlich, von meiner Mutter Leiden und des Vaters wildem Sinn stets gequält. O himmlisches Mädchen, wird mir der Trost des Lebens wieder blühen, den ich als Knabe schon in euren Blicken fand? hat eure Seele mein Bild bewahrt?"

Guglielmo schwieg und sah zu der Lieblichen fragend, sanft bittend hin. Die tiefbewegte Minnefriede fühlte nun das reine Licht des Bildes, das sonst wie Mondschein in ihrer Seele gewaltet, zur verzehrenden Flamme emporlodern. Das Wunder dieses überraschenden Begegnens erschloß ihr, wie ein Blitzstrahl aus heitrer Luft, in einem Augenblick die unbekannte Wunderwelt der Lieb' und Sehnsucht mit ihren Höhen und Tiefen, vor denen sie wie vor einem Abgrund zurückbebte, in die eine innere Gewalt sie unwiderstehlich mit sich fortriß. Alle Wonnen, alle Schmerzen der Liebe und des Scheidens faßte dieser Augenblick in sich; denn sie war es, die er meinte, sie war es, die er liebte; aber sie war Viktoria nicht, für die er sie hielt, er wußte nichts vom Daseyn der Gärtnerstochter Minnefriede, er hatte sie Fräulein genannt!

So schlug dann jetzt auch für Minnefriede, wie einst für Federiko der Entscheidung Stunde, und auch in ihrer Brust übertäubte der Sturm der Gefühle die sanfte, warnende Stimme, die ihr zurief, nur das eine Wort zu sagen: ich bin Viktoria Felesmondi nicht, bin kein Fräulein, Guglielmo! Sie sprach es nicht aus, sie hoffte nur, sie würde es einmahl sagen können, sie wußte nicht, daß es nie so leicht war, als in dieser Stunde! „Guglielmo!" rief sie mit einem Tone, der Darineo mit unverkennbarer Lust durchdrang; sein Blick sagte ihr, was er bey diesem Wort empfunden, hohe Gluth färbte ihre Wange und schüchtern blickte sie um sich her. Darineo meinte, die Besorgniß, bey später Abendzeit mit ihm allein zu seyn, mache sie schüchtern, und sagte nur mit flehendem Tone: „Morgen, bey Sonnenuntergang hier am Quell wieder?" Fast bewußtlos winkte Minnefriede Gewährung, Guglielmo ergriff ihre Hand, drückte sie an Herz und Lippen, und war mit einem kühnen, leichten Sprung über den Bach, durch die Myrthenwand hindurch, verschwunden.

Betäubt sah Minnefriede ihm nach. Nun er fort war, kam es ihr beynahe vor, als habe ein Geist aus dem unheimlichen Park der Villa Darineo sie mit süßen Worten bethört, doch wiederum erschien ihr der Jüngling zu hold und sittig für ein Lügenbild der finstern Mächte. Nachsinnend betrachtete sie die Wiesenblumen, welche gebeugt, noch die Spuren der schönen Gestalt trugen, die an der Quelle geruht; lange noch weilte sie hier, sie wunderte sich, daß der Mond heut goldner prangte, die Blumen süßere Düfte hauchten, ihr ganzes Wesen, ergriffen vom Zauber der Liebe, war Gluth und Klang, doch vergebens funkelte die Laute mit mondbeglänzten Saiten aus den Blumen hinauf zu ihr, sie wagte es nicht, ihr Töne zu entlocken, und ging schüchtern in ihre Hütte zurück, wo sie der Morgenstern in sanften Träumen überraschte.

Während Guglielmo die Tage damit zubrachte, sein wüstes Landschloß zu einem Wohnsitz voll Glanz umzugestalten, und die Gärten, geschmückt mit neugepflanzten blühenden Büschen und mit den köstlichsten Blumen von allen Farben, süße Ströme nach dem Orte hin strömten, wo seine Liebe wohnte,

traf ihn jede Abendsonne auf der dichtumbuschten Wiese am Quell, die dem Auge des Lauschers unzugänglich war. Hier erzählt' er Minnefrieden von seinen Zügen, von den Gefahren, die er überstanden, hier sagte sie ihm, wie sie sein Bild in der Seele getragen, ihn sich bald als todt gedacht, bald für ihn gebethet habe. Darineo nannte sie nur den süßen Engel, denn diesen Nahmen hatt' er Minnefrieden als Kind, dem Bilde seiner Träume als Jüngling gegeben. Oft schwebte Minnefrieden das Wort auf der Lippe, das ihm Aufschluß über sie geben sollte, doch sie vermocht' es nicht auszusprechen, und schob den entscheidenden Augenblick der Entdeckung Tag für Tag auf, indem sie ihr strafendes Bewußtseyn stets mit der Hoffnung auf Morgen zu versöhnen suchte.

Die letzte Spätrose war entblättert, dunkler und kühler wurden die Abende, und Darineo wollte nach den ersten Stürmen des Herbstes schon auf das Glück verzichten, Minnefrieden an der geliebten Stelle, die der Schauplatz seiner ersten Seligkeiten war, wieder zu sehen, als überraschend die Stürme mit den Regenschauern wegzogen, der Himmel sich verklärte, sanfte Lüfte wehten, und ein neuer Frühling die Erde grüßte, und jetzt, im Spätherbst, frische Knospen und Blüthen auf Wipfeln und im Rasen hervorlockte. Darineo, dem eine stille Ahnung sagte, sein Erdenglück sey in den Blumenkreis am Quelle gebannt, wo er in der Kindheit so selig gewesen, schien dieser neue Frühlingsglanz von günstigen Sternen über ihn verhängt, die ihm das ungetrübte, durch keinen weltlichen Andrang verletzte Glück noch länger gewähren wollten. Er scheute Ältern, Verwandte der Geliebten, er bangte, man könne sie ihm entreißen wollen; hier unter Gottes freyem Himmel war sie sein eigen, wie die Blumen der Luft, die Welle dem Ufer, der Stern der Fluth, der Honigkelch der Biene, ihre Seele war sein, Schöneres hat die Liebe nicht zu geben! So ließ er denn ohne Ungeduld die Arbeiter gewähren, die seine Villa in alter Pracht wieder ausbauten; erst wenn sein Schloß bereit seyn würde, sie zu empfangen, wollte er um ihre Vergünstigung bitten, im Schlosse Felesmondi zu erscheinen, sein erster Besuch daselbst sollte über das Schicksal der Liebe, von der seine Blicke nur sprachen, entscheiden, bis dahin verschwieg er sich selbst, so viel er konnte, seine Wünsche und Hoffnungen, und hielt mit allen Seelenkräften das Traumbild der süßen Kindheit fest.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erdberg im Jahr 1734.

Aus dem Lateinischen *).

An einen Freund.

Dörflich und städtisch umgibt dich, o Freund! die wechselnde Gegend,
Ländlichen Pflanzungen reihn traulich Paläste sich an.

*) S. Lustra decem Coronae Viennensis, seu Suburbia Viennensia etc. Viennae 1734. Typis Van Ghelen. 8vo. p. 92 et 93.

Zwar hier eifert das Land nicht mit Thessalia's 1) Fluren,
Und kein hirtliches Fest weihet der Pales 2) dieß Feld:
Lockt kein buntes Gefild, worin zu üppigen Weisen
Der gargettische Gast 3) Attica's Schüler erzieht.
Hier entgrünt nicht Adon 4), beklagt von Paphia's Venus,
Blonde Caltha 5), du siehst liebend nach Phöbus nicht auf:
Bleicht nicht der Knabe Narciß 6) mit goldumlocketem Antlitz,
Schneeiger Lilien Hals ragt nicht zum Äther empor.
Landesverwiesen ist hier die ganze Blumengemeinde,
Dennoch gebricht es an Frucht diesem Gefilde hier nicht.
Kohl erzeugt es, und Lattich und Kress' und Rosenmarine,
Dir, o verbreitetes Wien! reichlich zum Tafelgenuß.
Was an Spargel entsprosset hier nicht für lüsterne Gaumen,
Rettich, ausländischem Salz, schmerzlichen Schäden zum Heil?
Podalyrius 7) pflücket sich hier heilbringende Kräuter,
Liefet zum ärztlichen Trank Schätze der Gärten sich auf.
Zu gedeihlichem Kraut gesellt sich die giftige Wolfswurz 8),
Tod und Leben entkeimt ringsum dem Boden zugleich! . . .
Zeigt sich ein Dichter, der euch, ihr Fluren! würdig besinget,
O so reichet ihr auch Kränze von Lorber ihm dar!

Gottlieb v. Leon.

---

1) Thessalien, die schönste Landschaft Griechenlands; in ihr lag das reizende Thal von Tempe, berühmt durch die Liebe des Apoll und der Daphne.

2) Pales, eine der ältesten Gottheiten Roms. Sie war die Schützerinn der Hirten und Heerden.

3) Epikur. Er war, obschon ein Athenienser, gleichwohl nicht in Athen, sondern zu Gargetti, im Gebiethe von Athen, geboren: darum er in ersterer Stadt als ein Gast oder Fremdling angesehen wurde. Der Dichter spielet hier auf den Garten dieses berühmten Weltweisen an, in dem er gewöhnlich seine Schüler zu unterrichten pflegte.

4) Adonis, vormahls ein Liebling der Venus, nun aber in eine Blume verwandelt.
5) Caltha Linn. die Dotter- oder Ringelblume, als des Phöbus verwandelte Geliebte.
6) Narcissus, von der Echo geliebt, gleichfalls in eine Blume verwandelt.
7) Podalyrius, der Sohn des Äskulap, wird hier poetisch für Arzt gebraucht.
8) Aconitum Linn. die Wolfswurz, das Wolfskraut, auch der Sturmhut genannt.

Correspondenz-Nachrichten.

Pesth, am 3. Sept. 1821.

Ich habe meinen letzten Brief mit der Zusage geschlossen, Sie im nächsten mit Kleinigkeiten, und zwar 1. mit den Leistungen unserer neuen Schauspieler, 2. von Hrn. Saphirs Erstlingen und 3. vom Geschwätz in der S.schen Wochenstube zu unterhalten, aber ich kann mein Versprechen nicht erfüllen. Denn ad 1. habe ich mich zu bescheiden ausgedrückt, weil die mehrsten unserer neuen Akteurs und Aktricen doch zeither und so oft sie sich Mühe gaben, mehr als mittelmäßig, ja oft sehr brav sich bewährt haben. Dieß gilt von den Ehepaaren Deny und Wächter, von Hrn. Grimm und Dlle. Enders; Hr. Karschin hat wegen Kränklichkeit zu wenig gespielt, um ein Urtheil zu begründen, und Dlle. Zelleshuber hat nicht nur nicht gefallen, sondern ist mehrentheils, besonders in Ofen, durchgefallen. Auch die Relicten der vorigen Gesellschaft haben ihr anerkanntes mittelmäßiges Verdienst gehalten und nicht selten durch den Hebel der Ambition gesteigert. Sonach kann und mag ich Ihnen weder von einzelnen Kunstleistungen, noch von den individuellen Fehlern und Vorzügen der Agirenden etwas schreiben, weil ich doch nirgends Meisterstücke schildern könnte, und weil ich es nicht liebe, einen Großstädter, der fast alle Tage etwas Besseres sieht, mit den leidlichen Kunstgenüssen zu unterhal-

ten, womit wir vor der Hand zufrieden sind. Zufrieden, sage ich, denn im Ganzen ist doch im Publikum Eine Stimme darüber, daß sich das Theater unter der neuen Direktion wesentlich gebessert und allerdings den ihm gebührenden ersten Platz in der Reihe öffentlicher anständiger Unterhaltungen wieder eingenommen habe. Die zunehmende Frequenz der Vorstellungen spricht diese öffentliche Meinung fast täglich aus und bestärkt uns in der Hoffnung, daß bey bevorstehender Hauptrechnungslegung durch die Direktoren und damit verbundene Berathung der Aktionärs der Fortgang des Unternehmens aus den Prüfungen und Beschlüssen resultiren werde. Inzwischen hat die Direktion doch für gut gefunden „mit 1. d. M. sämmtlichen Schauspielern die alten Kontrakte aufzukündigen, und so ihren Wunsch mit erstem Oktober d. J. nach und nach neue Kontrakte zu schließen und bis dahin Anträge von auswärtigen Orten zu erhalten und zu benutzen, geoffenbart."

Dieser Schritt ist jedoch zunächst durch die geschäftliche Lage der Aktien-Gesellschaft bedingt und keineswegs für durch Unzufriedenheit der Direktion mit den Schauspielern veranlaßt anzusehen, obschon Einzelne, sowohl durch Nachlässigkeit als Mangel an Talent, mehr aber noch durch Übermuth und Eigensinn (leider! sind diese Erbsünden bey kleinen, mittlern und großen Künstlern anzutreffen!) bisweilen zu gerechtem Mißfallen Ursache gegeben und dadurch den Direktoren ihr verdrießliches und undankbares Geschäft sehr verleidet haben mögen. Daher ist es auch schwerlich allen neuen Mitgliedern, ja selbst nicht den älteren zu verbürgen, daß man sie künftig beybehalten oder ihnen die vorigen Kontraktsbedingungen billigen werde, jedoch zu hoffen, daß, da nun die Direktion von Neuem und mit Neuen zu kontrahiren haben wird, sie in keiner Art sich übereilt. Wenn es nur auf den Theatern Deutschlands bekannt genug wäre, wie gut und wie wohlfeil in Pesth zu leben, wie dankbar das Publikum und wie diskret und human die jetzige Direktion ist, gewiß! es würden eine Menge vorzüglicher Künstler sich melden. Wie wenig deutsche Schauspieler wissen denn, daß sie in Pesth nicht den dritten Theil der Kosten aufzuwenden haben, welche ihnen das Leben in Berlin, Hamburg, Leipzig, Dresden ꝛc. macht! Ist's ja doch in den kleinern Städten des nördlichen und westlichen Deutschlands noch einmahl so theuer, als hier! Noch wenigere wissen, daß sie hier vor dem Publikum zweyer gegen 150,000 Einwohner zählenden Städte, die in aller Art Centralen eines großen Reichs sind, ihre Talente zu entfalten haben: vor einem Publikum, welches, von der Überbildung und Prätension mancher Residenzen und Emporien frey, es dankbar erkennt, wenn sich die Künstler dessen einzige öffentliche Lust zu Herzen nehmen; vor einem Publikum, dessen deutsch-sprechender und deutsch-verstehender Theil die Elite der gebildeten und vermögenden Einwohner ausmacht, und welches alljährlich vier Mahl durch Meßfremde verstärkt wird; vor einem Publikum endlich, welches den Einflüssen der neuerdings in der deutschen Bühnenwelt grassirenden Ziererey en und Schwindeleyen sich keineswegs hingegeben hat. Ferner! — welchen seines Berufes kundigen und frohen Schauspieler muß nicht die Geräumigkeit und Stattlichkeit des Thalien-Tempels, die Trefflichkeit des Orchesters, der Garderobe, der Dekorationen, der Maschinerie — kurz alles Beywerks anziehen, welches die Hebel und Flügel der Kunst suppeditirt! Endlich! wer wird nicht gern mit einer in kollegialer Form operirenden Direktion zu thun haben, wo vorwaltendes Recht und Billigkeit allen unlautern Umtrieben und Chikanen, denen zumahl das aufkeimende Talent am mehrsten ausgesetzt ist, weit behufiger steuern, als wenn alles in der Willkühr eines Einzigen liegt, oder den Launen und Vorurtheilen gewisser Kasten und Stände unterworfen ist! — Gewiß! mancher in den Frier- und Nebelländern auf kleinen und ambulatorischen Bühnen verkümmernde brave Priester Thaliens, welchem alles dieses klar wäre, würde sich entschließen, seine Truppe zu verlassen, und, wenn vollends alle den gastlichen Sinn des Sprichworts: „Ungarn ist der Deutschen Grab!" — und den triftigen Gehalt des so stolzen, als triftigen magyarischen Prokardikons: Extra Hungariam non est vita etc. begriffen; wenn sie wüßten, daß Pesth gerade in der gesundesten Lage und in der Fülle des klimatischen Segens sich befindet — gewiß! die Direktion würde mit Anträgen überschwemmt werden! —

Sie lächeln, wertheſter Freund! und ſchreiben meine lockenden Anſichten auf Rechnung unſers Melonen-Markts, mit deſſen Fieranten mein Brief abgeht; aber Sie irren ſich, denn dieſer könnte meine Werbetrommel eher dämpfen, als ſpannen. Die Marktgeſchäfte waren nicht ſonderlich und die dießjährigen Melonen, weder Arbuſſen, noch Canteloupen, ſind magyariſche Zauberfrüchte, weil dort Geld und Kredit, hier Aroma und Süßigkeit mangelten, ſo ſegensvoll auch die Friedensſonne geſchienen hat. Dieſe Mängel führen mich

ad 2. und 3. auf die Kleinigkeiten, wovon ich noch mit Ihnen zu ſprechen habe; auf die Saphiriſchen Erſtlinge und was ihnen anhängig: denn auch dieſe Geiſtesfrüchte entrathen des Kredits, des Aroma's und des Applauſes. Zwar hat die Pannonia darüber in ihrer engen Sphäre einen ſo gewaltigen Trompetenſtoß gethan, daß die Kritik, welche eben im Begriff war, ſich, weil dieſe Sächelchen unter ihr wären, für inkompetent zu erklären, furchtſam verſtummte, und auch der Ofener Journaliſt hat, unter der Rubrik: „Vaterländiſche Ehre," begonnen, dieſe Primeln mit ſeinem Weihwaſſer zu benetzen, jedoch für gut gefunden, nachher (man ſagt durch eine inzwiſchen erfahrne, ihm von Hrn. S. im Berliner Geſellſchafter zugefügte Unbilde veranlaßt) einige Tropfen Lauge beyzumiſchen; allein! ich fürchte, ich fürchte — wenn die kritiſchen Würgengel in Wien und andern Orts bey ihren Streifzügen auf dieſe Erſtgeburt treffen, ſo iſt ſie, und ob die ganze Blutsverwandtſchaft ſich aufopfern wollte, ohne Rettung verloren. Wer kann dafür? — Ich nicht — ich habe, wie Sie wiſſen, recht freundſchaftlich gewarnt, und viel deßhalb ausſtehen müſſen. Doch, was ſchadet's Hrn. S.? Seine ihm bis in den Tod treue, holde und gewärtige Freundinn Pannonia hat ihn im voraus mit Balſam verſehen.

Der Ofener Charaden- und Logogriphen-Fabrikant fährt fort, ſolche allwöchentlich nebſt wunderlichen Motto-Verſen von ſeiner Drechſelbank zu liefern und bleibt bey dem y in Logogriphen ſo beharrlich, als bey ſeinem Un-Witz und Unſinn ſtehen. Noch unlängſt gab er uns folgende feine niedliche Charade:

„Bekanntes zwar, jedoch kein deutſches Wort:
Ein Drittel Thier, doch nur im Reden;
Zwey Drittel für den Handfleiß Schöpfungs-Ort;
Zum Fahren dient es ganz für Jeden."

Dieſes war aufgelöſt — Vieh-aker und resp. Fiaker. —

Verzeih' ihm das der heilige Fiacre! — und laſſ' es ihm kein profaner Wagenlenker durch rächenden Umſturz entgelten!

Ich erhohle mich von allen dieſen elenden Kleinigkeiten durch die Anzeige des ſo wichtigen, als angenehmen Werks:

Constantinopolis und der Bosporos örtlich und geſchichtlich beſchrieben von Joſ. von Hammer (mit 120 griechiſchen, lateiniſchen, arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Inſchriften und zwey Planen). Peſth. Hartlebens Verlag. 1821 und 1822. 2 Bände in gr. 8.

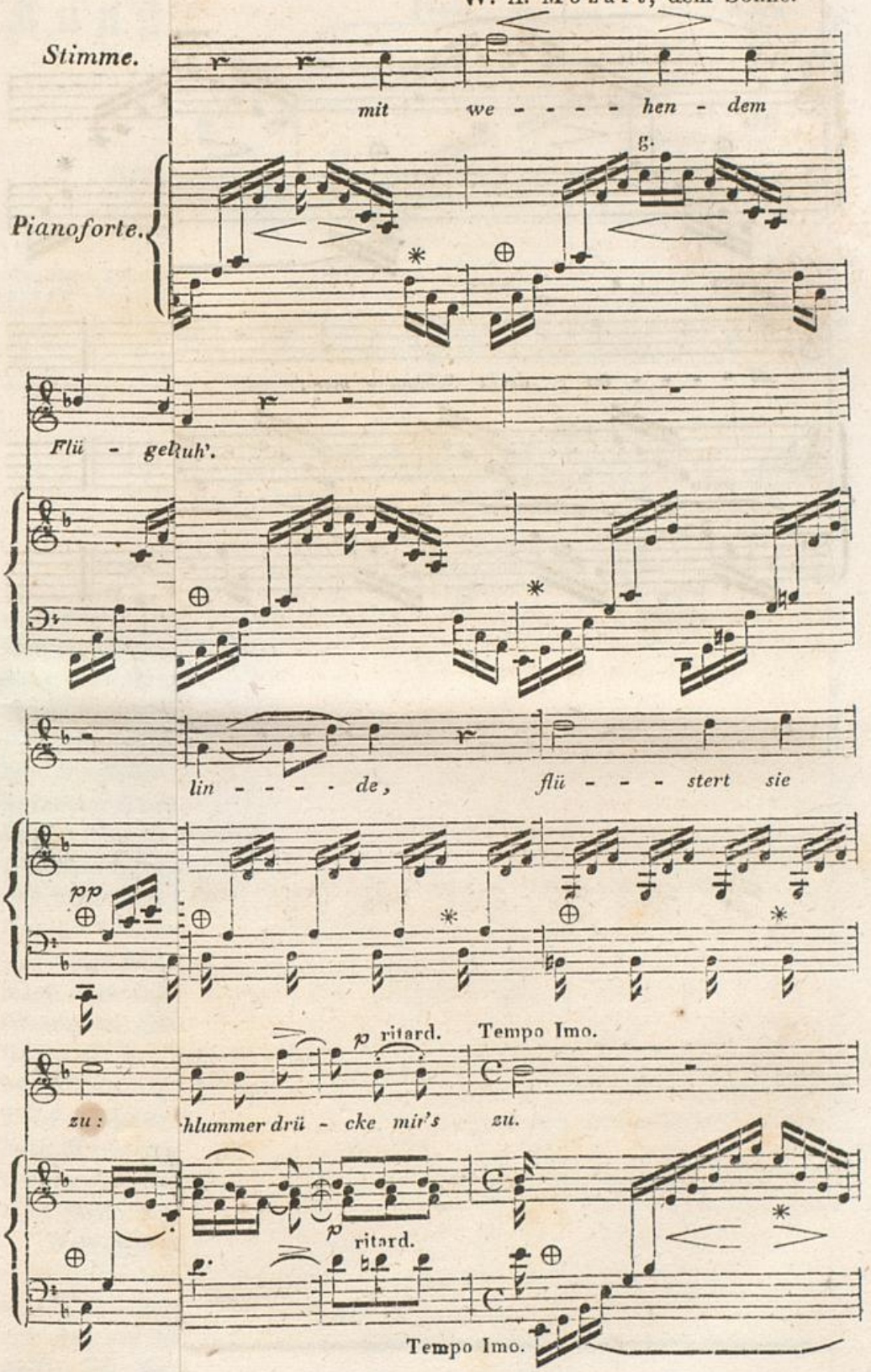
welches ſo eben die Preſſe verlaſſen hat und in der Hartleben'ſchen Buchhandlung hier erſchienen iſt, und dem Autor, wie dem Verleger Ehre macht. Erſterer hat ſeine weltbekannte Gelehrtheit und Gründlichkeit bewährt und das Gemählde des ungeheuren Istambol und der reizenden Geſtade des Bosporos mit orientaliſcher Fülle und Genauigkeit ausgeführt und die beygefügten vortrefflich geſtochenen Plane, wie die ganze typographiſche Ausſtattung laſſen nichts zu wünſchen übrig, als daß der Verfaſſer und ſein Heber und Leger bald fortfahren mögen, die Welt mit ſo gediegener Ausbeute der Gelehrſamkeit und Induſtrie zu beſchenken.

(Nebſt einer Muſikbeylage.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

In Musik gesetzt
von
W. A. Mozart, dem Sohne.

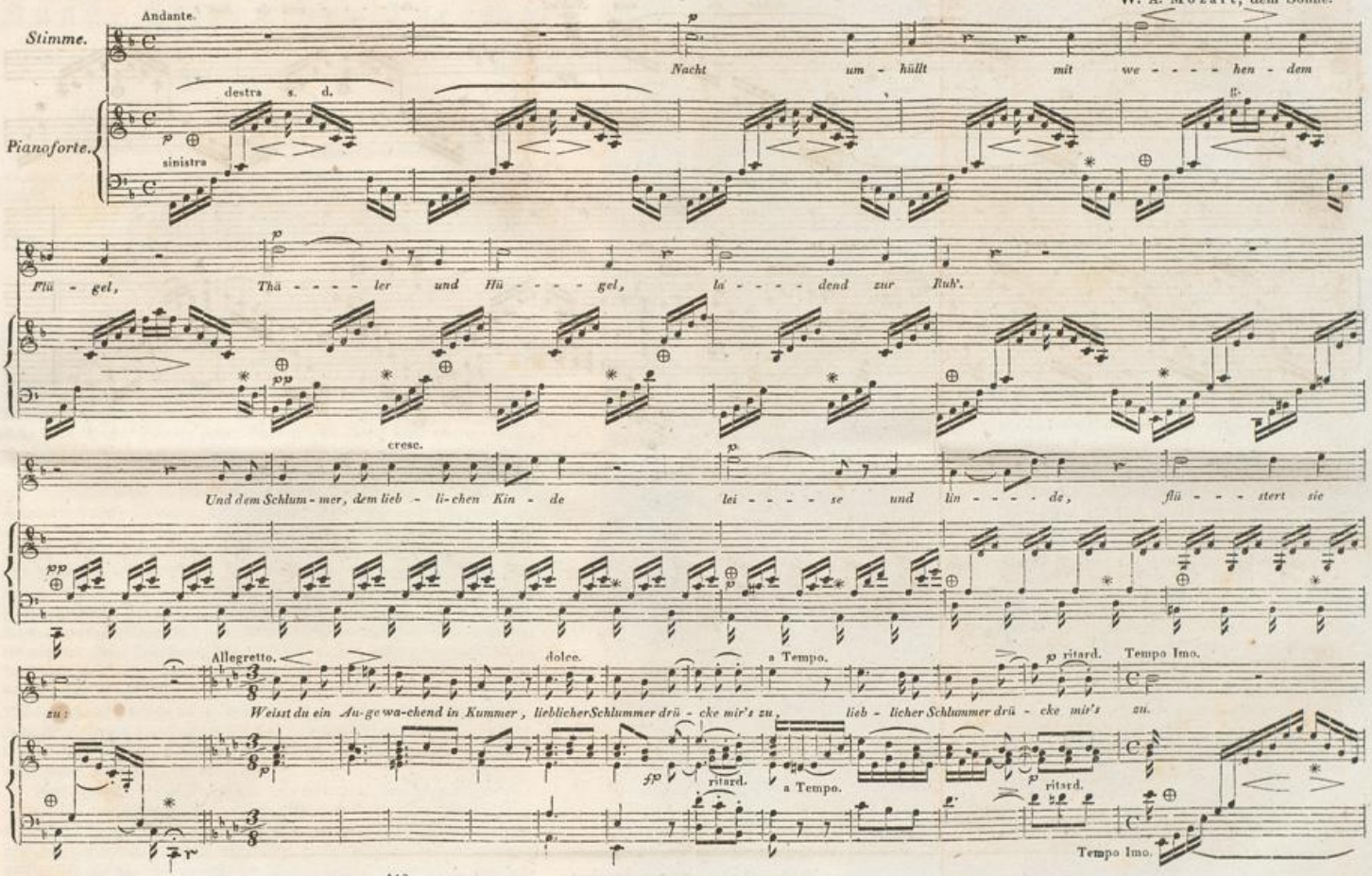


Musik-

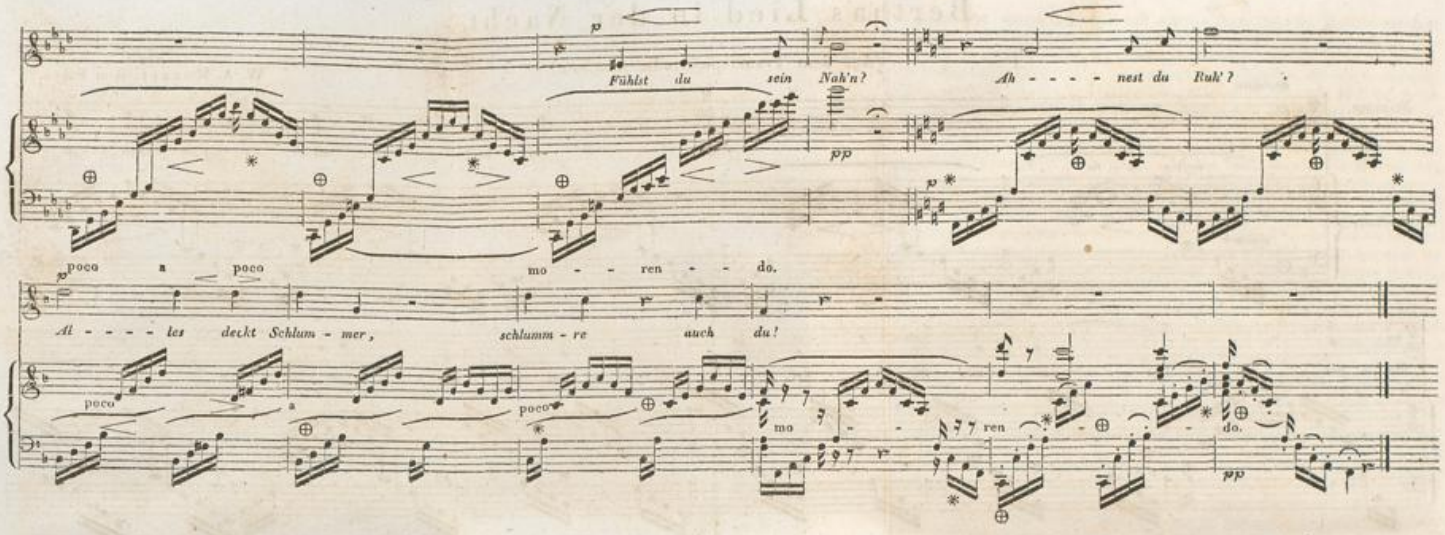
Bertha's Lied in der Nacht.

(Aus dem Trauerspiele: die Ahnfrau.)

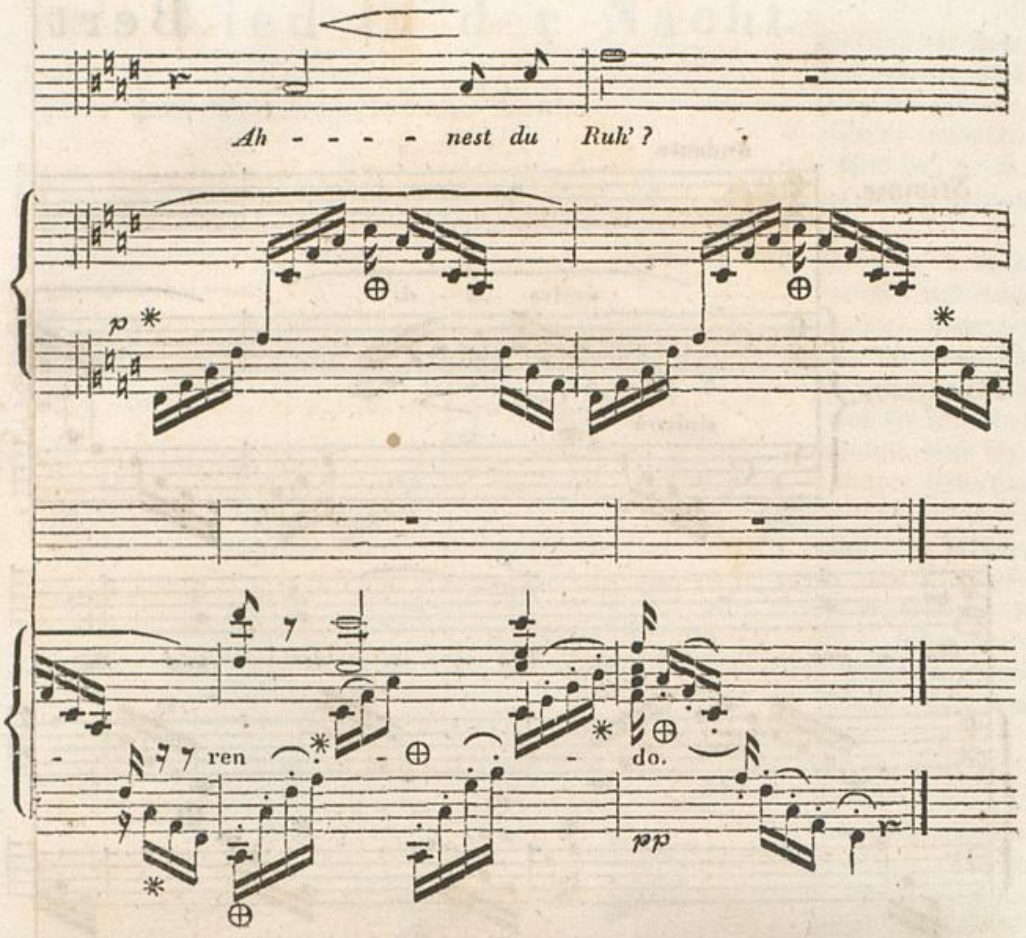
In Musik gesetzt von W. A. Mozart, dem Sohne.



Musik-Beylage zur Wiener-Zeitschrift 112. 1821.



Gedruckt bey Anton Strauss.


Ah - - - - nest du Ruh'?
p
ren
do.
pp

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 20. September 1821.

113

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

(Fortsetzung.)

In diesen Tagen war in Neapel die sanfte Erminia zu einem bessern Daseyn hinübergegangen. Ihr Tod war Viktoriens erster Lebensschmerz und übte seine volle Gewalt über ihr zartes Gemüth aus, das, vom warmen Hauch der Mutterliebe nur gehegt, keine Waffen und keine Kraft gegen den Kummer hatte. Giovanno beweinte die gute Mutter, doch wenige Zeit nach ihrem Hinsterben fühlte er seine Leidenschaft für Minnefrieden mit neuer, unnennbarer Gewalt erwachen, keine Schranke stand ihm mehr entgegen, erloschen war der Mutter Blick, den er zu schonen und zu scheuen hatte, still stand das Herz, das er nicht hatte kränken wollen, und es war, als stärke und belebe sich seine Gluth an dem aufrichtigen Schmerz, den er um den Tod der Mutter empfunden. Unfähig sich selbst zu gebiethen, gab er seinem Verlangen nach, Minnefrieden wieder zu sehen, und eilte, bald einen Vorwand dazu auffindend, eines Nachmittags spät mit schnellem Roß, unbegleitet nach der Villa Felesmondi hin, woselbst er bey tiefer Dämmerung anlangte. Er band sein Roß im innern Hofe des Schlosses an, und eilte durch das Wiesenthor nach der Hütte, wo Walter Sämereyen, das scheidende Liebespfand der Blumen an die Erde, aus ihren Kapseln schüttelnd, ordnete. Frau Marie drehte die Spindel bey den Flammen des Kamines; in raschen Strömen zog der Duft jungen Mostes, der in vollen Krügen auf dem Steintische stand, durch das helle Gemach.

Giovanno trat freundlich grüßend ein, mit einem Freudenschrey empfing ihn Walter, heiter lächelte Frau Marie ihm entgegen. Sein scheues Auge überflog die Anwesenden, er hatte es sich so reizend ausgedacht, wie er Minnefrieden zur Abendzeit in der Hütte überraschen und in ihren Blicken lesen wollte, wie sie für ihn gesinnt sey. Sein seltsames Wesen, seine Ängstlich-

keit und Hast, befremdeten nicht weiter das wackere Ehepaar, als sie von ihm seiner Mutter Tod erfuhren, sie maßen es nun seinem Schmerze bey. Giovanno nahm zögernd die dargebothenen Erquickungen an, welche die Alte herbeybrachte, kaum daß er den Becher süßen Mostes kredenzt, so fragte er stammelnd nach Minnefrieden. „Sie wird in ihrem Kämmerlein oben seyn," sagte Frau Marie, „ich will sie rufen; vielleicht auch ist sie im Garten, wo jetzt die Rosen zum zweyten Mahle blühen." „Den Garten muß ich sehen!" rief Giovanno, und befahl Waltern für sein Roß zu sorgen und sein Zimmer erleuchten zu lassen. Dann eilte er hinaus in die mondhelle Nacht, in den Park, wo ein lindes Säuseln durch die hohen Pinien wogte. Leise schlich er hin durch wohlbekannte Pfade, seine Sporne warf er in das Gras und hielt den Degen fest, damit ihn kein Geräusch Minnefrieden, die er überraschen wollte, verriethe. Er hoffte alles für seine Liebe von ihrem Erstaunen, ihn wieder zu sehen, von den süßen Worten, die er sich ausdachte, sie zu rühren, von Einsamkeit und Nacht. Was er eigentlich wünschte, wußte er selbst nicht; gleich trunken und schwindelnd von dem Gedanken ihrer Gegenliebe und ihres Verschmähens, wußt' er nicht, ob er Minnefrieden seine Hand biethen werde, nicht ob er, wenn sie ihn nicht erhörte, seinen Grimm in ihrem Herzblut löschen müßte, denn sein tobendes Herz verlangte heute Entscheidung für Zeit und Ewigkeit über die Qualen, die ihn seit früher Jugend verzehrten. Mit solchem Sturm der Hoffnungen und des Bangens im Busen gelangt' er bis zur Stelle, wo Minnefriede neben Darineo am Quelle saß.

Nur heute noch wollte Guglielmo sein Mädchen an dieser Stelle sehen, nur heute noch das Wort der Liebe im Busen gefangen halten, morgen wollte er die Schwelle ihrer Wohnung betreten, von ihren Angehörigen das gewährende Jawort erflehen.

Auch Minnefriede, immer strenger gemahnt von der innern Stimme, wollte diesen Abend dem Geliebten sagen, wer sie sey, und auf immer von ihm Abschied nehmen. Ihr Glück war entseelt durch dieß Trennungswort, daran ihr Herz verbluten wollte, als sie es wie einen Dorn im Busen noch unausgesprochen trug. Das Aussprechen war das Ziehen des Todespfeils aus der Wunde, dem der Tod sogleich nachfolgt, dieß fühlte, dieß hoffte sie; doch welches frische Leben der Jugend und Liebe bebt vor dem Tode nicht zurück? So saß denn Minnefriede neben Darineo blaß und schweigend, ihre Blicke schwammen in Thränen, alle Zauber der Liebe und des Leides verklärten ihr holdes Angesicht.

„Dieß ist die letzte Nacht," begann Guglielmo mit Beben, „dieß ist die letzte Nacht," tönt' es wie ein Echo aus Minnefriedens Brust; da strömten unaufhaltsam ihre Thränen hin. Übermannt vom räthselhaften Weh, das in Minnefriedens Blick und Stimme lag, durchzuckt von einem unnennbaren Schauder der Ahnung und des Bangens, schloß Guglielmo sie an sein Herz und drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen. Minnefriede entzog sich ihm nicht; nur dieser Moment trunknen Vergessens lag noch zwischen ihr und der Zukunft voll Einsamkeit, Reue und Gram. Hoffend, am Herzen der Liebe den Tod zu finden, verbarg sie die weinenden Augen an Guglielmo's Brust, und hätte gern in Seufzern das Leben ausgehaucht.

Um Darineo her verschwand die Welt. Er sah nur den Jammer seiner Geliebten, ihre Thränen sagten ihm, daß ein feindseliges Geschick über ihrem Haupte schwebe; verworrene Bilder von einem frühern Bund, den sie vielleicht geschlossen, tausend Möglichkeiten kreuzten sich vor seiner Vorstellung, indeß Minnefriede ihr Bewußtseyn verlor, und mit geschlossenen Augen wie todt danieder sank. In dem Augenblicke, wo Darineo sie auf den Rasen sanft niederlassen wollte, um ihr durch Wasser aus der Quelle Hülfe zu bringen, fühlte er sich von starker Hand hinweggerissen, und als er ergrimmt um sich blickte, stand vor ihm eine hohe Jünglingsgestalt mit funkelndem Schwert, und mit dem Rufe: „Elender, zieh!" drang ein Unbekannter auf Darineo ein, der kaum noch Zeit hatte, sein Leben zu vertheidigen. Der Kampf war kurz, die blinde Wuth Giovanno's warf ihn selbst in seines Gegners Schwert, sein letztes Wort war ein Fluch über die Heucheley, deren Opfer er falle. Minnefriede, die Unglückselige, war nicht an Darineo's Herzen gestorben, wie sie heiß gewünscht, sie erwachte, um diesen Jammer zu sehen! Der Mond stand hell über den Gebüschen und zeigte ihr Giovanno's Leiche. Wie von unsichtbarer Gewalt fortgerissen, eilte sie diesen schaudervollen Anblick zu fliehen, während sich Guglielmo noch um den Sterbenden bemühte, in dessen bleichem Angesicht das schwarze Zeichen auf der kalten Wange und die Ähnlichkeit mit den Zügen seiner Geliebten ihn tief und heiß bewegten. Die bitterste Reue zerschnitt sein Herz; je milder der Frieden des Todes und der immer höher steigende Mond die Züge Giovanno's verklärten, je ähnlicher wurde er seiner Schwester, so daß Darineo ein Schauder anwandelte, als läge sie selbst vor ihm im Grase mit der Todeswunde im Herzen! Gewiß war es ihr Bruder selbst, den er getödtet, er hatte ihre Ehre, für deren Räuber er ihn hielt, rächen wollen, und war mit dem schnödesten Verdacht gegen ihn und Viktoria gefallen! Nun war jedes Band zwischen ihm und der Geliebten zerrissen, nun konnten ihre Verwandten, konnte sie selbst ihm nie verzeihen! Zu tief und gut hatte sein Schwert getroffen, Giovanno rief keine Gewalt der Erde mehr in das Leben zurück! Verzweifelnd ließ er endlich von den Versuchen ab, ihm zu helfen, und wankte nach der Villa zurück, die mit hellen Fenstern, frisch und herrlich aufgeschmückt, aus hohen Blumenstauden und dem wieder üppig quellenden Geriesel und Gefunkel der zierlichen Wasserkünste ihm entgegenprangte, als wolle sie in ihrer Pracht seines Elends spotten. Nur für seine Liebe hatte er diese Stätte aufgeschmückt, nur um dem Glücke, das dort einkehren sollte, huldigend zu begegnen; dieß Glück war dahin und die Geister der zum Fluch umgewandelten Seligkeit scheuchten Giovanno's unglücklichen Mörder unaufhaltsam in die Ferne.

Erst spät in der Nacht ging Walter, bestürzt über sein Außenbleiben, im Park seinen Herrn zu suchen. Er fand ihn entseelt am Quelle, Minnefriedens blauer Schleyer lag, vom Blute des Ermordeten bepurpurt, neben ihm auf grünem Rasen. Der Tod hatte Giovanno's Lippen verschlossen, doch es zeugte sein Degen, fest gekrampft in der Rechten, daß er im Zweykampf, — die Wunde in der Brust that dar, daß er als tapfrer Mann gefallen, und nicht meuchlerisch erlegt worden sey. Minnefriedens Schleyer bewies, daß sie zugegen gewesen, und die Gluth seiner Leidenschaft für sie, die Walter kannte, gab dem schmerzlichen Argwohne Raum, der Kampf an dieser Stelle mit einem Fremden habe ihr gegolten.

Wehklagend rief Walter seine Leute herbey, den Leichnam in die Villa zu tragen, dann eilt' er Minnefrieden aufzusuchen, um sie zur Verantwortung zu ziehen, doch sie war nirgend zu finden.

In derselben Nacht noch machte sich der treue Greis auf den Weg, um Viktorien die entsetzliche Nachricht zu bringen, die sie erfahren mußte, und ihr den wahren Zusammenhang, so weit er ihm bekannt war, von Minnefriedens Abkunft zu enthüllen, welche Viktoria für des Gärtners Tochter hielt. So theuer das holde Mädchen ihrem Pflegevater war, vereinigten sich doch, zumahl, da sie entflohen, alle Umstände so sehr, sie anzuklagen, da er sie mit tiefbetrübtem Herzen für die listigste Heuchlerinn hielt, die es jemahls gab. Wer Giovanno's Mörder sey, konnt' er nicht ahnen. Von dem Nachbar der Villa Felesmondi, von Guglielmo, war nur Gutes und Rühmliches bekannt, er dachte nur an ihn, um über sich selbst, dieses Gedankens wegen, zu zürnen.

Zu schnell traf dieser Schlag des Geschickes unmittelbar nach der Mutter Verlust Viktoriens Herz. Ohnmächtig sank sie bey der Schreckensnachricht zusammen, und ließ Walter keinen Raum, ihr etwas mehr von Minnefrieden zu sagen, als daß ihr Schleyer bey Giovanno gefunden wurde. Der edle Kosimo trug den Schmerz mit der Fassung, welche das herannahende Ende des irdischen Lebens gottergebenen Gemüthern über alle irdischen Begebnisse verleiht, er dachte nur daran seine holde Viktoria zu trösten und aufzurichten. Walter eilte, so matt er war, nach Felesmondi zurück, dem Leichnam seines jungen Gebiethers die letzte Pflicht zu erweisen. Von Minnefrieden fand sich keine Spur.

Diese Nacht hatte Guglielmo in einer elenden Osteria vor Neapels Thoren zugebracht, wo der Lärm eines Trinkgelages, mostberauschter Zecher und tanzender Dirnen ihn betäubte und zerriß. Früh Morgens verließ er den unheimlichen Ort, und schlug den Weg nach Rom ein, denn in jenen Zeiten öffnete sich den Büßenden eine Zuflucht des Trostes und der Vergebung an heiliger Stätte, die dem Verirrten wie ein Leuchtthurm in Stürmen winkte. Im nächsten Flecken vertauschte Darineo seine reiche Kleidung mit demüthiger Pilgertracht, und wandte, unbekümmert um alles Irdische, seinen reichen Besitzungen den Rücken, um Frieden für seine Seele zu suchen. Er lebte unter Weges von wilden Früchten, Wurzeln und Quellwasser, Nachts war sein Lager der Waldung Moos, jede Beschwerde war ihm willkommen, die Mühseligkeit gereichte seinem Gemüthe zur Erquickung, und in den Leiden des Körpers verlor sich die Pein der Seelenleiden. Versunken in seine Trauer entfernte sich Darineo auch vom rechten Wege, und gelangte erst nach vier Wochen der mühseligsten Reise nach Rom, wo dazumahl Julius II. thronte. Antheilnehmend an Allem, was ihn umgab, wandelte der Pilger auf und nieder in den Stanzen, und sah sich wie betäubt in der fremden Welt um, die sich um ihn her in so feyerlicher Pracht aufthat. Ein blühendes Leben der Wissenschaften und Künste entfaltete hier freudiglich die goldnen Schwingen, die Wände prangten mit Schildereyen von der Hand der ersten Meister, die Nischen mit den Bildsäulen der alten Götter, und aus den Hallen der Kirchen trugen die Lüfte sanfte Harmonien herüber. Ritter und Edle aller Nationen eilten mit stattlichem Gefolge durch den heiligen Raum. Raphael Sanzio

ging mit dem Anstande eines Fürsten die Marmorstufen des päpstlichen Pallastes hinauf; Große, Kardinäle, Künstler und die Schüler des Göttlichen schlossen sich huldigend seinen Schritten an, und blieben an der Pforte der innern Zimmer Julius II. zurück, in welche Raphael einging, wie in sein Vaterhaus. Darineo hörte ihn nennen, ihn preisen, stand vor seinen schönsten Werken, und kein Himmelsstrahl des Entzückens drang in die Nacht seiner Schmerzen, denn fürchterlich allein steht der Unglückliche im raschen, fröhlich treibenden Gewühl der unbekümmerten Außenwelt, und jede Pracht der Erde, die dem Fröhlichen den Reiz des Lebens erhöht, drückt einen Giftpfeil in sein wundes Herz.

Plötzlich hörte Darineo von wohlbekannten, lange ihm nicht erklungenen Stimmen seinen Nahmen rufen, er fühlte sich von Freundesarm umschlungen, ein Herz schlug an dem seinen, ein treues Auge blickte tiefbekümmert und liebevoll in das seinige. „Girolamo!" — „Mein Miralemonte!" rief er aus, denn vor ihm stand ein edler Venetianer, sein Waffenbruder und geliebtester Freund, der in dem blassen, abgehärmten Pilger nur mühsam, und mit dem Herzen mehr als mit Blicken, Darineo erkannte. Er zog ihn mit sich fort in seine Wohnung, und drang liebreich in ihn, sein ganzes Leid ihm zu sagen. „Drücke mich nicht an deine Brust," rief Guglielmo, „laß nicht um mich deine Thränen fließen, mein Weg ist der deine nicht, er geht durch die Nacht der Buße in das Grab!" — „Eine Schuld drückt dich nieder?" fiel Girolamo ein, „O Guglielmo, und wenn dein Herz dir den Stab bricht, wenn dein Verbrechen zum Himmel schreyt und du verurtheilt wirst, ich weiche und wanke nicht von dir, denn dort oben ist die Gnade, hienieden die Liebe, die Alles verzeiht!" Von Neuem schloß Girolamo den Freund an seine Brust, in seinen Thränen fand Guglielmo Linderung seines Kummers, und die Kraft, ihm Alles zu sagen. Girolamo's Freundschaft erschöpfte jeden Trostgrund für ihn, und schon in etwas beruhigt, brachte er diese Nacht bey ihm zu, entschlossen, am folgenden Morgen dem heiligen Vater seine That und seine Schmerzen zu entdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang Sept. 1821.

Die Kunstausstellung ausgenommen, both uns der vorige Monath nicht viel Erfreuliches, wohl aber mannigfaltige Unglücksfälle. Mehrere junge Leute verunglückten beym Baden in der sehr angeschwollenen Elbe.

Einen Beweis der traurigsten Geistesverirrungen, die leider heut zu Tage nur zu oft durch mystisch frömmelnde Überspannungen vermehrt werden, gibt uns eine gräßliche Mordthat, welche Anfangs August hier an einem armen, schuldlosen, von Allen, die sie kannten, geachteten und geliebten Mädchen verübt wurde. Diese diente hier in der Rathsbaderey, sie war von ihrer Herrschaft ihres Fleißes wegen sehr geliebt, sie unterstützte ihre armen Ältern und war glückliche Braut eines braven Mannes! Erschöpft von vieler Arbeit, besucht sie eines Sonntags gegen Abend eine Freundinn, eine Näherinn. Diese gibt ihr Kaffeh mit Rum gemischt zu trinken und sucht sie dadurch einzuschläfern, dieß gelingt ihr, und nun ermordet sie auf das grausamste das

sorglose Mädchen, welches mit Freundschaft und Vertrauen zu ihr kam! Dann reinigt sie emsig die ganze Stube, legt die Ermordete in das Bett, zieht sich recht nett an, und geht kaltblütig zu dem Rathswachtmeister, klagt sich des vorsätzlichen Mordes an, übergibt ihre Stubenschlüssel, und sagt, sie verlange nun hingerichtet zu werden, um auch eines so schönen Todes zu sterben, wie der Mörder Kaltofen! — Bey weitern Verhören zeigt es sich, daß sie schon früher einen Mord beging. Bey der vor sehr vielen Jahren erfolgten Hinrichtung der Weicholdtin, sagt sie, sey schon der Wunsch in ihr erwacht, auch so zu sterben, jetzt sey er unüberwindlich, und ihr Durst nach Menschenblut so glühend geworden, daß sie täglich die Absicht gehabt habe, die erste mögliche Gelegenheit dazu zu ergreifen. Nur verlange sie eben so sorgfältig von dem Geistlichen vorbereitet zu werden, um einen so seligen Tod zu sterben, wie jene Hingerichteten! — Leider ist keine Spur von Wahnsinn in ihr, der bey so furchtbarer Verirrung wahrer Trost für die Menschheit wäre.

In den Kohlenbergwerken zu Burgk im Plauenschen Grund entzündete sich ein furchtbares Schlagwetter, welches aus dem dreyhundert Ellen tiefen Schacht mit einem gewaltig erschütternden Knall einen großen Wasserkübel herauswarf, und die sämmtlichen Arbeiter theils sehr schwer beschädigte, theils tödtete.

Unser Theater erfreut sich jetzt eines lieblichen Gastes, einer Frau von der Klogen vom Hamburger Nationaltheater. Sie trat schon im Jahr 1814 als vielversprechendes Kind hier auf, und die Art, wie sie damahls als Dlle. Mayer den Otto in der Schuld gab, blieb uns unvergeßlich. Sie in voller Jugendblüthe, als herangereifte Künstlerinn jetzt wieder zu sehen, ist eine wahre Freude für uns, da sie alle Erwartungen erfüllt, zu denen sie damahls berechtigte. An der Verschönerung unsers Hoftheaters wird rasch fortgearbeitet, Anfang Oktober wird es wieder eröffnet. Als erste Oper verspricht man uns Rossini's: „Donna del Lago" deren Schönheit selbst seine Feinde anerkennen.

Die Vorlesungen unsers verehrten Hofrath Böttiger in den Antikensälen dauern noch fort zur Freude der zahlreichen Fremden. Sie enthalten dieß Jahr den reichen Mythencyklus der Herkulesfabel.

Notizen über das spanische Theater in Madrid.

(Aus der spanischen Zeitung El Universal, von N. Fürst.)

Der Beyfall, den das Publikum der Gewandtheit und Geschicklichkeit der Gesellschaft des Romanine zollte, als selbe ihre equilibrischen Künste im Theater de la Cruz produzirte, war außerordentlich groß. Alles strömte mehrere Monathe hindurch in's Theater, um die Reize und den beflügelten Tanz der holden Rosalia auf dem Stahldraht zu bewundern. Die Kühnheit mit der lieblichsten Grazie verbunden, womit sie die schwierigsten equilibrischen Kunststücke ausführte, entzückten jedes Mahl das zahlreich versammelte Publikum dergestalt, daß es seinen lautesten Beyfall zu erkennen gab.

Nachdem man sich aber an diesen Künsten, die wohl das Auge befriedigen, aber das Herz leer lassen, satt gesehen, begannen die gewöhnlichen dramatischen Vorstellungen von Neuem wieder. Der angebliche Neffe (El sobrino fingido), der Lehrmeister des jungen Mädchens (El maestro de la niña), der Taube im Gasthofe (El sordo en la posada), die Dame als Poltergeist (La Dama duende) und die Misantropie, wurden mit mehr oder weniger Beyfall dargestellt. Der Lehrmeister des jungen Mädchens wurde von den Zuschauern ziemlich kalt aufgenommen, weil es dem Stücke, in der That, an Witz und Originalität gebricht. Die Darstellung entsprach auch ganz dem Werth dieses Schauspiels. Der Taube im Gasthofe ist eine lustige Farce, die immer gefällt, und Guzman spielte die Rolle des Tauben mit jener Meisterschaft und Eigenthümlichkeit, die man an ihm stets bewundert, und wodurch er sich mit Recht im Beyfalle des Publikums schon seit geraumer Zeit erhält. Die stumme Scene, womit der erste Aufzug schließt, gefiel außerordentlich und

bestärkte uns von Neuem in der Idee, daß Guzman in dergleichen Karikatur-Charakteren noch seines Gleichen sucht. Die Dame als Poltergeist dürfte vielleicht das schwächste unter Calderon's Stücken seyn. Señora Agustina Torres spielte die schwierige Rolle der Dame mit vieler Geschicklichkeit und Gewandtheit. Aber die Zufälle in diesem Stücke häufen sich zu sehr und die Entwickelung ist zu unwahrscheinlich und frostig, als das es gefallen konnte. Die Misantropie gehört zu jener Art sentimentaler Schauspiele, die große Langweile bey demjenigen Theil der Zuschauer erregt, die bloß in's Theater gehen, um sich zu unterhalten, wozu aber hier, wo eine reumüthige Buhlerinn durch drey Akte ihre früher begangenen Sünden auf's jämmerlichste bereut, gar keine Gelegenheit war. Bey allen diesen Vorstellungen war das Theater fast ganz leer, welches auf die Darstellung der Schauspieler einen höchst ungünstigen Einfluß hatte.

Die Worte eines berühmten Schriftstellers, daß die mannigfaltigen Kritiken, die über Homer's Werke gemacht wurden, verschwunden sind, Homer aber uns geblieben ist, läßt sich auch auf Calderon, Moreto, Rojas, Solis und mehrere berühmte Dichter des siebzehnten Jahrhunderts anwenden. Ihre Werke wurden Anfangs mit großem Beyfall aufgenommen, und man ließ diesen gefeyerten Dichtern die ihren ausgezeichneten Talenten gebührende Gerechtigkeit widerfahren. Später aber hatten beynahe alle spanische Kritiker sich gleichsam gegen sie verschworen, und alle kamen darin überein, daß Stücke, die vormahls das Publikum entzückten, jetzt keineswegs mehr gefallen könnten. So geschah es, daß, um diese Stücke zu ersetzen, man jene einschläfernde (soporiferos) Schauspiele auf die Bühne brachte, die, mit unverdaulicher Moral angepfropft, eben so wenig dem Geschmack der Spanier entsprachen, als sie die Regeln der Griechen und Römer, deren Befolgung eine unerläßliche Bedingung ist, beachteten. Wenn wir seit jener glänzenden Periode die Stücke von Moratin und einiger andern Dichter ausnehmen, ist kein dramatisches Werk erschienen, das auf irgend eine Art einen Vergleich mit jenen Stücken auszuhalten vermöchte. Das Publikum ist aber glücklicher Weise von seinem Irrthume zurückgekommen, und statt an den langen Reden, Deklamationen und dem sentimentalen Geschwätze sich zu ergetzen, findet es wieder Behagen an den Feinheiten eines Lope de Vega und an den sinnreichen Scherzen eines Calderon.

Unter den gegenwärtigen Lieblingen der Musen verdient der, unter dem angenommenen Nahmen: Tirso de Molino, bekannte Dichter eine ausgezeichnete Stelle. Sein Styl ist einfach, natürlich und von aller Gemeinheit fern, obgleich er sich zuweilen zu sehr der Volkssprache in seinen Stücken bedient. Der Plan seiner Schauspiele ist stets von einer so ausgezeichneten Originalität, daß man ihn schon deßwegen mit keinem andern Dichter vergleichen kann. Der Wohllaut und die Leichtigkeit seiner Verse sind so bezaubernd, daß sie beym ersten Anhören sich gleich dem Gedächtnisse einprägen.

Der Plan seines Stückes: La Celosa de si misma, ist in der That eben so seltsam als unwahrscheinlich. D. Melchior, Sohn eines gewissen armen Edelmannes aus Leon, kommt nach Madrid, um sich mit der Tochter eines alten Freundes seines Vaters zu verheirathen. Bevor er sich aber in das Haus seiner Braut begibt, verliebt er sich plötzlich in der Kirche in eine Dame, die, in einen Mantel gehüllt, bey Berührung des Weihwassers ihre weiße und schöne Hand blicken läßt. Diese Dame ist aber keine andere als seine künftige Gemahlinn. Da er sie aber bis zur Entwickelung nicht erkennt, so folgt daraus, daß die Dame auf sich selbst eifersüchtig wird, indem sie sich von ihrem Geliebten (D. Melchior) zugleich verschmäht und angebethet sieht. Dieß Quid pro quo gibt zu mehreren Verwickelungen Anlaß, die bey den Zuschauern allmählig ein so hohes Interesse erregen, daß sie dem Augenblick der Entwickelung mit neugieriger Ungeduld entgegen sehen. Es bleibt immer höchst seltsam, daß ein Mann, bey vollkommenem Verstande, sich blindlings in eine Dame verliebt und diese Leidenschaft so weit treibt, daß er eine junge schöne Braut mit einer ansehnlichen Mitgabe verschmäht, so wie ohne Zweifel die Vermummungs-Scenen, die ohne Nothwendigkeit herbeygeführt werden, sehr gegen den guten Geschmack anstoßen. Die Entwickelung

ist sehr mangelhaft, wie dieses überhaupt in den meisten Stücken dieses Dichters der Fall ist. Auch sehr auffallend ist die Wankelmüthigkeit des D. Melchior, der im Begriff steht, der unbekannten Schönen seine Hand zu reichen; als aber seine wirkliche Braut, Donna Magdalena, erscheint, die nun ihre Vermummung abgelegt hat, erwacht seine Liebe zu ihr, und ihre gegenseitige Verbindung wird auf der Stelle geschlossen. Abgesehen von diesen wirklichen Mängeln, ist die Gewandtheit, womit alle diese Scenen angelegt und ausgeführt sind, so groß, daß sie, ungeachtet ihrer Unwahrscheinlichkeit, dennoch die Zuschauer zu täuschen vermögen, und zwar dergestalt, daß man über diese sinnreichen Zufälle und D. Melchiors seltsame Liebesschwärmerey aus vollem Halse lachen muß.

Sefiora Baus gab die Rolle der Dame mit großer Gewandtheit, aber keineswegs mit jenem Anstand, den wir bey der Chirinola gewohnt sind. Diese Künstlerinn scheint dazu geboren, die Rollen in Tirso de Molino's Schauspiele darzustellen, und das Publikum zollt ihrem Spiel und ihrem schönen Anstand immer den rauschendsten Beyfall. Auch Guzman zeichnete sich, wie gewöhnlich, in diesem Stücke sehr vortheilhaft aus.

Diese hier erwähnten Stücke werden gewöhnlich auf dem Theater del Principe gegeben. Aber nicht ohne Verwunderung haben wir in den spanischen Zeitungen bemerkt, daß auf dem Theater de la Cruz, abwechselnd mit den dramatischen und musikalischen Produktionen, auch die Künste abgerichteter Hunde vorgezeigt werden (habilidades de los perros sapientes), wie es auf dem Repertoir dieses Theaters heißt.

Ankündigung.

Bey dem herannahenden letzten Vierteljahresschlusse werden die P. T. HH. Pränumeranten ersucht, die weiteren Pränumerations-Beträge (wie solche unter dem Titel angeführt sind) im Komptoir des österreichischen Beobachters in der Dorotheergasse bald zu entrichten, um die Auflage gehörig darnach einrichten zu können.

Auswärtigen in allen Provinzen des Kaiserstaates dient zur Nachricht, daß die k. k. Obersthof-Postamts-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien auf dieses Blatt auch vierteljährige Pränumerationen zu 18 fl. 30 kr. W. W. vom 1. Oktober bis Ende des Jahrs annimmt, weßhalb man sich entweder unmittelbar hieher an gedachte Expedition, oder an die jedem Liebhaber zunächst gelegenen k. k. Postämter zu wenden beliebe.

Noch sind einige komplette Exemplare vom laufenden und von den fünf früheren Jahrgängen vorräthig und um die Pränumerationspreise zu haben.

Modenbild XXXVIII.

Ein Perkal-Kleid, daran die kurzen Ermel und die Garnirung von Vapeur. Die Binde von Maroquin mit einer goldenen Schnalle. Der Strohhut mit Taffet gefüttert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

P. v. St. del.

Fr. Stöber sc.

XXXVIII. Wiener Moden. 113. 1821.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 22. September 1821.

114

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein koloritres Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

(Fortsetzung.)

Der hohe Greis, schon an des Grabes Rande, empfing den Jüngling sitzend, angelehnt an die purpurnen Polster seines reichgeschmückten Thronstuhles. Sein Silberbart wallte lang und glänzend auf sein Purpurkleid herab, die hohe Stirn bedeckte zur Hälfte das Käppchen von dunkelm Sammt, darunter schneeweiße Locken herabfielen, seine großen Augen hefteten sich leuchtend und forschend auf Darineo, auch wenn sie schwiegen, sah man den Geist der Wohlredenheit auf den edelgeformten Lippen thronen. Julius II. reichte Darineo die mit köstlichen Ringen geschmückte Rechte, und fragte liebreich nach seinem Begehren. Blick und Rede des Herrlichen drang wie ein Sonnenstrahl in Darineo's Brust, und rief seine geheimsten Gedanken an das Licht. Alles sagt' er ihm, was ihm seit der zartesten Kindheit begegnet, mit steigendem Antheil hörte der Greis ihm zu.

„Du bist ein wackerer Kämpfer für die gute Sache gewesen, Guglielmo Darineo," sprach Julius, „und diese That macht dich nicht zum ruchlosen Mörder, denn du kämpftest, Mann gegen Mann, im offnen Felde. Ehe du hier noch angelangt, habe ich alles erfahren, was dir begegnet war; auch ohne dieß würde ich aus deinen Reden die Wahrheit erkannt haben. Nur selten wird ein Mensch von Gott so hoch erkoren, daß er unschuldig leide, und auch du, Darineo, trägst die Schuld deiner That. Was war es, was dich antrieb deine Geliebte zu später Abendzeit allein im Park zu sehen? Wolltest du nicht den Reiz des Geheimnisses zu Hülfe nehmen, um dein Glück zu erhöhen? War dieß der Weg, um eine Edle des Landes zu werben? Wie unsträflich dein Beginnen dir auch erscheinen mochte, so verstieß es gleichwohl gegen das Hergebrachte; die sittliche Weltordnung, die nur die innere Stimme zum Gesetzgeber, nur die Meinung zum Richter hat, ist von Schranken und

Mauern umgeben, die unsichtbar, doch nie unbestraft übertreten werden. Hätte deine Erwählte dir diesen Zuspruch nicht gestattet, so würdest du an jenem Abend ihre Thränen nicht falsch gedeutet haben, du würdest dem jungen Felesmondi in den Arm gefallen seyn, und hättest ihn um sein Beginnen vor dem Kampfe noch befragt, und er wäre nicht als Opfer der beyderseitigen Verblendung gefallen. Der Mensch soll immer mit Milde und Liebe nach den Ursachen des Beginnens seines Bruders forschen, denn Gott geht durch den Geist, der Mensch nur durch sein Herz zur Wahrheit ein.

Tief betrübt heftete Darineo den in Thränen schwimmenden Blick auf den hohen Greis, der nun, den Ernst seines Bezeigens mildernd, mit sanftem Tone zu ihm sprach: „Muth gefaßt! Reue und Buße werden euch mit Gott und mit euch selbst versöhnen. Geht und sucht den Frieden am heiligen Grabe, die Schatten der Olivenbäume am Bache Kidron werden euch das Herz kühlen!"

Und mit seinem Segen entließ er Darineo.

Als Girolamo von seinem Freunde erfuhr, daß er nach dem heil. Grabe wallfahrte, rief er ihm zu: „Wohlan, beyde sind wir morgen in der Frühe reisefertig!" doch sanft schüttelte der Pilger das Haupt, und sprach: „Nicht so, mein Freund! das würde keine Buße seyn, wenn ich in Freundes Schutz, an Freundes Hand, diese Wallfahrt machte! Eile vielmehr, mein Girolamo, Viktoria aufzusuchen, ihr Trost zu bringen, ihr von meiner Reue und meiner Pilgerschaft zu sagen, damit die Fromme mich in ihr Gebeth einschließe." „Ja, das will ich, rief Girolamo und schloß den Bruder an sein Herz. Zähle auf mich," rief er aus, „in Noth und Tod, ich will alles für dich erschöpfen, was Treue heißt, daß Treue der Trost deines Lebens sey! Deiner Güter nehme ich mich an, deiner Ehre und deiner Braut, sie soll dir ihr Herz nicht entziehen; ihre Angehörigen will ich dir gewinnen, und die Meinung mit deinem Nahmen versöhnen!" „Ich glaube dir," sprach Guglielmo bewegt, „und dieser Glaube nur erhält mein Leben." Dann drückte er ihm die Hand, mit nassem Blick in sein Auge schauend, und verschwand in den nahen Wald.

Während Guglielmo mit dem Pilgerstab sich an des Meeres Ufer begab, um sich nach Jerusalem einzuschiffen, war Girolamo nach Neapel geeilt, wo er Viktoria seinen Besuch, unter der Versicherung, er bringe ihr wichtige Bothschaft, ansagen ließ, da er gleich bey seiner Ankunft erfahren hatte, daß ihre Mutter gestorben sey. Sie willigte ein, ihn zu sehen, und er fand sie in tiefer Trauer und in Thränen, welche ihre sanften Blicke wunderbar verklärten. Geblendet vom Himmelsstrahl der Schönheit im Leid, beugte sich Girolamo tief vor ihr, und konnte einige Minuten lang nicht sprechen, denn eine geheime Scheu sie zu verletzen, und sie durch Darineo's Nahmen zu erinnern, daß sie Antheil an Giovanno's Tode habe, versagte dem Ritter das Wort. Zugleich auch leuchtete aus Viktoriens seelenvollen Blicken eine so süße Ruhe der Unschuld im gottergebnen Leid, daß Girolamo wohl empfand, hier sey kein Trost, den er zu bringen vermöge, kräftig, und er verstummte in Zweifel und Scheu, beklommen, und zugleich himmlisch beseligt vom herzdurchdringenden Strahl ihrer Schönheit. Viktoria fragte ihn mit gesenktem Blick und sanfter Stimme, was ihn bewogen habe, sie bey ihrem Oheim aufzusuchen? Zögernd sprach Girolamo: „Ich weiß Alles, und nur dieß kann meine Kühn-

heit entschuldigen; auch spreche der Umstand für mich, daß ein, euch und mir unaussprechlich theures Wesen mich sendet, Erbarmen durch Reue in eurer sanften Brust, himmlisches Fräulein, zu wecken! Der Gottheit schönste Allmacht ist Vergebung, wird ein Engel sie versagen?" Bey diesen Worten, mit solcher Bangigkeit hervorgebracht, glaubte Viktoria, daß Girolamo von Minnefrieden an sie gesendet sey, die noch durch keine Spur etwas von sich kund gethan, und sie vermeinte, einen Zusammenhang zu entdecken. Dunkle Röthe überflammte ihr noch eben so bleiches Antlitz, Schmerz und Unwille versagte ihr die Sprache, sie warf einen durchbohrenden Blick auf Girolamo, den sie im Gewühl dunkler Vorstellungen für Minnefriedens Geliebten, ja für den Mörder ihres Bruders hielt, der es wage vor ihr zu erscheinen! Je günstiger sich ihr Herz bey seinem Anblick ihm entgegen geneigt, je schmerzlicher glühte der Unwille in ihrer Brust. Sie schwieg, und Girolamo staunte sie betrübt und ängstlich an, denn er glaubte, die Erwähnung Darineo's betrübe sie, und sey Ursache ihres Zornes, und er fürchtete, in den Strömen des Herzblutes ihres geliebten Bruders sey ihre Neigung zu seinem Mörder erloschen.

Endlich faßte sich Viktoria und sprach: „Nicht von meinem Erbarmen kann hier die Rede seyn, sondern nur vom himmlischen Erbarmen, und ein bußfertiges Herz weiß den Erlöser zu finden. Wo ich helfen kann, soll es treulich geschehen, dieß aber wünschte ich bald und nicht durch euch zu erfahren, um künftig verschont zu bleiben und meine unversiegbaren Thränen um den Erschlagenen ohne Haß zu weinen, und seines Mörders nie gedenken zu müssen!" „Nicht dieß ist Noth," rief hocherglühend Girolamo, „wenn ihr von einem so großen und edlen Herzen keine bessere Meinung hegt, als diese, so muß ich trostlos von euch scheiden!" Betroffen und fragend sah Viktoria den Jüngling an, der, das Gepräge der Unsträflichkeit und Tugend auf seiner Stirn, wie ein zürnender Apollo vor ihr stand. Ihre seltsame und bittre Antwort ermuthigte ihn, zu sagen: „So schuldig und so unschuldig als ihr, mein Fräulein, war auch Darineo bey diesem entsetzlichen Kampfe, grundlos und schuldlos angefallen von eurem Bruder! Er mußte sich vertheidigen. Seine standhafte Liebe, sein ehrerbiethiges Werben um euch kennt ihr, nur von seiner Buße, seiner schmerzlichen Reue, sollt' ihr erst durch mich erfahren."

„Ihr sprecht im Fieber, Ritter," rief Viktoria erzürnt, „ich kenne den Marchese Darineo nicht, und erfahre nur mit tiefem Kummer, daß ein so edler Glaubensheld meinen Bruder erschlagen! Nie habe ich ihn gesehen, nie von der Liebe eines Mannes zu mir erfahren, so wahr mir Gott helfe!"

Der Strahl der Wahrheit drang so siegreich aus Viktoriens Blicken in des Jünglings Herz, daß er betroffen stammelte: „Hier muß ein schrecklicher Irrthum walten; meine Vernunft begreift ihn nicht, aber mein Herz steht der beruhigenden Gewißheit offen, daß ihr, edle Viktoria, ganz ohne Antheil an eurem Unglück seyd! Um aller Heiligen willen, übet Milde, und helft mir diese Nebel zerstreuen!" Hiermit sank Girolamo auf die Knie vor Viktoria nieder, die laut weinte, als wolle das Herz ihr brechen. Trostlos und stumm vor Kummer blickte Girolamo auf sie hin, sein Herz wogte selig und bang auf ihrer Thränen Fluthen, er fühlte die Macht der Liebe zum ersten Mahl.

Als Viktoria sich wiederum gefaßt, sagte sie mit Ernst und Hoheit: „Wer, Herr Ritter, hat euch zu mir gesandt?" „Mein Waffengesell und Freund, Darineo," erwiederte der Jüngling, „er sagte mir, daß er euch, edles Fräulein, in zarter Kindheit schon geliebt, euch, irrend auf den Meeresbahnen, in Kampf und Todesnoth, in seinem Herzen getragen, wiederkehrend nach der Heimath zuerst die Stelle aufgesucht, wo er mit euch so glücklich war, dort euch wiedergefunden, und sich in schweigender, zarter Liebe euch zum ewigen Eigenthum gelobt. Nachdem er an dem unvergeßlichen Abend, wo euer edler Bruder, unerkannt von ihm, von seiner Hand fiel, nach Neapel geflüchtet, ging er nach Rom, wo ich ihm begegnet, und sein bußfertiges Herz treibt ihn zum heiligen Grabe nach Jerusalem. Er fleht um eure Verzeihung, um den Segen eures reinen Herzens, um euer Gebeth, holdseligste der Frauen!"

„Steht auf, Ritter," sprach Viktoria sanft, doch immer mehr erbleichend. „Ich habe die Villa Felesmondi seit einem Jahre nicht gesehen, doch ich durchschaue den Zusammenhang. Des Gärtners Walter Tochter, oder Pflegekind, die durch ein seltsames, jedoch nicht unerhörtes Spiel der Natur einige Ähnlichkeit mit mir hat, und sogar das kleine Mahl, wie ich, auf der linken Wange trägt, ist seit meines Bruders Tode von Felesmondi verschwunden, und muß die Urheberinn dieses Irrthums seyn, der meiner Ehre droht! Wie konnte der Marchese Darineo glauben, eine Felesmondi werde bey Abendzeit ihm im Garten Gespräche verstatten? O, er muß furchtbar getäuscht, schlangenhaft betrogen seyn, und ist das Opfer der Verstellung der elendesten Gauklerinn, der auch mein Bruder zum Opfer gefallen! Wie habe ich sie geliebt, wie habe ich sie gegen meine zürnende Mutter, die ihr allein die Schuld von Giovanno's Leidenschaft beymaß, vertheidigt, wie hielt ich sie für einen Engel — eine Schlange, mir am Busen, hab' ich genährt!"

„Es ist entsetzlich," fiel Girolamo ein, „wie? eine Ehrvergeßne durfte euren Nahmen mißbrauchen? euren Ruf gefährden? Sie durfte eure Stelle in dem Herzen einnehmen, das, seit es sich bewußt ist, euch angehört?" Hocherröthend antwortete Viktoria: „Das gewiß nicht, Herr Ritter! Stets war der Marchese mir gänzlich unbekannt, und es muß Minnefriede gewesen seyn, die er geliebt, denn ich weiß es noch, daß Giovanno als Knabe schon auf ihn eifersüchtig war, weil er Minnefrieden seine Braut hieß, und daß er ihn tödten wollte" — setzte sie schaudernd hinzu, denn der Ernst des kindischen Wortes trat furchtbar vor ihrem Blick hin. Die Erinnerung an den Bruder wurde von Neuem so schmerzlich rege, daß ihre Thränen wieder flossen; Girolamo trauerte mit ihr. Unter allen Schmerzen dieser Stunde tönte ein entzückendes Wort in des Jünglings Seele wieder, das Wort Viktoriens: „Ich habe noch keines Mannes Liebe erfahren, so mir Gott helfe!" Wie Nachtigallenlied durch den Sturm wehte dieser Laut durch die Wehklage der Betrübten in Girolamo's Ohr, und rief den Keim süßer Hoffnung in das Leben.

Während Girolamo Weh und Heilung aus Viktoriens verschämten Blicken trank, eilte Guglielmo Darineo mit günstigem Winde nach Jerusalem, schweigsam und trübe, unbekümmert um die lärmenden Genossen der Fahrt. Dazumahl, wie immer in der Welt, war es manchem Menschen mit dem

Heiligen rechter Ernst, und manchem nicht; so traf es sich dann, daß nur wenige der Pilger das Grab des Erlösers aus wahrem Herzensdrang suchten, diese hielten sich auf dem Schiffe so zusammen, wie sich im Gewühle des Lebens die rechten Pilger gleichfalls zu halten pflegen auf dem Marktschiffe der Welt zumeist um einen stillen Raum und gottergebene Gefährten bekümmert. Unter den Pilgern, die das lärmende Gewühl vermieden, zog besonders der Eine Darineo's Aufmerksamkeit auf sich, er war schlank und knabenhaft zart von Gestalt, obschon hoch von Wuchs und stolz in der Haltung; sein Antlitz trug er stets dicht verhüllt und sprach niemahls, indem er, wenn er befragt wurde, Zeichen gab, die auf ein Gelübde des Schweigens zu deuten waren. Darineo beobachtete ihn stets aufmerksam, ein leises Schluchzen, das er oft vernahm, schnitt durch sein Herz, und er fühlte sich unaussprechlich wehmüthig von dieser Gestalt angezogen.

Alles Irdische vergaß Guglielmo, als er, angelangt in Jerusalem, an der Schwelle des heil. Grabes herzreinigende Thränen der Reue vergoß. Einsam war die Gruft, die Lampen brannten trübe, das Benedicamus Domino klang wie von Engelsstimmen von der nahen Kapelle in die dunkle Wölbung hinein; es war Guglielmo, als löse sich sein Herz in diesen Tönen auf, als wolle es auf ihren Flügeln hinaufwogen in die bessere Heimath. Süß wurden seine Thränen, sein Bangen schwieg, und es überkam ihn ein Befremden über der Menschen verworrenes Drängen durch einander, und die nie rastenden Wünsche ihrer Brust, da der Port offen stehe, und immer nahe sey. Ein hoher Greis im schlichten Gewande trat an den Altar und ließ sich im stillen Gebeth an den Stufen nieder. Als er wieder aufgestanden, bemerkte er Darineo, und fragte ihn auf lateinisch mit einladender Milde: „Fremd hier, Jüngling? Aus welchem Lande? Diese Züge gemahnen mich als bekannte!" Als Guglielmo seinen Nahmen und sein Land genannt, rötheten sich von freudiger Überraschung des Greises Wangen, und er rief in italienischer Sprache: „Ein Landsmann, und der Villa Felesmondi so nahe? O, saget mir, wie geht es daselbst, ich kann immerdar zu keiner Nachricht gelangen, und danke Gott, der euch mir sendet!" „Laßt uns," antwortete Darineo trübe, „diese Stätte verlassen, so sollt ihr, was ihr wünschet, erfahren."

„Kommt mit mir, Marchese," sprach der Greis, „ihr seyd der Sohn einer edlen Frau, die ich wohl gekannt. Sie war ein Opferlamm, das an den Dolchstichen harter Worte langsam verbluten mußte. Lebt euer Vater noch?" Darineo verneinte es. Der Greis fuhr fort zu sprechen: „Noch weiß ich nicht, welch' ein Leid euch so früh zu diesem Hafen geführt, doch sagt meine Seele mir mit Bangen, daß dieß Leid auf irgend eine Weise dem meinigen verwandt seyn müsse; ich bin der Marchese Felesmondi!"

(Der Schluß folgt.)

Beym Anblick Prags.

Sey mir gegrüßt, die so viel Herrschersöhnen
Des Lebens und der Krone Glanz verlieh'n,
Den Felsen gleich, die Böhmens Grenzen krönen,
Erhebst du deine Mauern fest und kühn,

Wo fruchtlos drohend mit des Sieges Tönen
Einst Friedrich, der Gebiethende, erschien,
An jener Mauern Kreis, in deren Mitten
Um Kronen und um Glaube ward gestritten.

Jahrhunderte erbauten diese Mauern,
Jahrhunderte und Menschen starben hier,
Doch wie die Ewigkeit zu überdauern,
Winkst du, erhab'ne Königstochter, mir.
Von der Vergänglichkeit geheimen Schauern
Spricht leise nur die flieh'nde Welle dir,
Die von dem Drang der Mündung fortgezogen,
Sich wälzt durch deiner Brücke Siegesbogen.

Du, die den Tag begrüßt mit tausend Zinnen,
Wann er auf Ziska's Gipfel senkt die Gluth,
Du sah'st in dir des Lebens Strom entrinnen,
Wie jenen, der zu deinen Füßen ruht;
Es drängt die Zeit die Gegenwart von hinnen,
Wie ihre Sanduhr rauscht der Moldau Fluth,
Doch fest, wie sie, die trugen Böhmens Krone,
Liegst du gelagert auf der Berge Throne.

A. v. Maltitz.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

Erster Besuch.

Die Säle sind wieder geöffnet, fremde und einheimische Schaulustige drängen sich in Menge hinzu, die Wände sind meist mit Arbeiten angefüllt, dennoch kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch lieber nach dem Beyspiel weit größerer Städte, wie z. B. Paris und Berlin, nur ein Jahr um das andere eine Kunstausstellung seyn möchte, aber dann, wo bedeutendere Früchte gereift seyn konnten, auch mit strengerer Auswahl. Das Walten des jetzigen modernen Zeitgeistes ist dießmahl überaus sichtbar, nähmlich: ein löbliches Streben nach Einfachheit, Charakter und Gemüthlichkeit, eine tadelnswerthe Vorliebe für das Harte, Eckige, Trockne und Bunte, und ein trauriger Mangel an Grazie, Farbenschmelz, Helldunkel und Luftperspektive. Diese Eigenheiten werden unsere jetzige Kunstperiode immer bezeichnen, was einmahl nach vierzig bis funfzig Jahren aus der gegenwärtigen Gährung erblühen wird, dieß, dürfen wir hoffen, kann etwas sehr Erfreuliches werden, und gerade bey diesem Kunststreben fällt einem immer Goethe's Spruch ein: „Die Welt geht vorwärts, aber — spiralförmig!"

Lassen Sie uns nun zuerst das Professorzimmer genauer betrachten. Der kürzlich aus Rom zurückgekehrte und nun bey unserer Akademie angestellte Professor Vogel, dessen treffliches Porträt des Papstes vor einigen Jahren schon die größte Aufmerksamkeit erregte, beschenkte uns mit mehreren seiner Arbeiten. Sein Karton: Adam und Eva vorstellend, welche der Engel aus dem Paradiese vertreibt, Figuren in Lebensgröße, zog mich besonders an. Der Styl dieser Komposition ist edel und grandios, die Formen sind bestimmt und rein, der Ausdruck ungesucht und zum Herzen sprechend. Die stille, ernste Trauer des Engels, Adams heftiger verzweiflungsvoller Schmerz bey seinem Rückblick in das noch offene Eden, Eva's tiefgebeugte Wehmuth und die schuldbewußte Trauer, womit sie ihr Gesicht mit ihren Händen verhüllt, sind trefflich dargestellt, man fühlt Eva's Thränen, ohne sie zu sehen. Jetzt thut das Ganze dem Sinn so wohl, da man, indem es nur noch Zeichnung ist, sich der guten Früchte der neuen Schule daran erfreuen kann, ohne durch ihre Manier gestört zu werden. Letzteres ist schon etwas mehr der Fall bey einem Öhlgemählde desselben Meisters: die Taufe Christi im Jordan vorstellend, Figuren in halber Lebensgröße. Es ist mit viel Fleiß

und Liebe vollendet, doch theilt es sich in die Vorzüge und Mängel der Neueren, obgleich die letztern hier noch keineswegs grell erscheinen. Ein breiter Lichtstrahl, der sich von oben auf den ganz in der Mitte stehenden Erlöser senkt, macht eine gute Wirkung. Der Kopf des Heilandes ist sehr ausdrucksvoll, fromm und demüthig, das Senken des Hauptes und das Falten der Hände ist wunderschön, aber die übrige Gestalt gehört fast der gemeineren Natur an, ihr mangelt die höhere Schönheit und Würde. Die seitwärts knienden Engel sind sehr bunt, und ganz den Meistern vor Raphaels Zeit nachgebildet, so wie der Christus viel von Francia hat; echt originell und herrlich ist aber der knieende Johannes, eine Gestalt voll Kraft und Lebens- und Herzenswärme. Ausgezeichnet schön ist auch das lebensgroße Porträt des Domherrn von Ampach, welches Prof. Vogel noch in Rom mahlte; es ist Kniestück, im Hintergrund ist die Aussicht von der Villa Pamphili auf die Peterskirche hin angedeutet. Wahrheit und Leben sprechen aus jedem Zuge dieses herrlichen Porträts; hier sieht man, wie warm verschmolzen und meisterhaft dieser Künstler mahlen kann, sobald er einzig der Natur folgt und jede Manier verschmäht. Die herabhängende Hand ist wundervoll schön gemahlt, Gewänder und Nebendinge sind kräftig und sorgsam behandelt und weichen doch gehörig zurück; kurz, hierbey bleibt nichts zu wünschen übrig. Weniger ist dieß von dem Porträt eines Kindes zu sagen, welches der fleißige Künstler jetzt mahlte, es ist weit entfernt, die echte Kindlichkeit und Grazie zu haben, die man an den Kinderporträts von Vogel's verstorbenem Vater so sehr bewunderte. Die Idee, das Kind in der Ecke eines Zimmers auf einem Bänkchen sitzend darzustellen, mitten unter seinen auf dem Teppich umherstehenden bleyernen Soldaten, Schildwachen und Flintchen, ist naiv und allerliebst; aber die Ausführung des Kindes selbst ist ein wenig hart, die Formen sind zu bestimmt für ein so zartes Alter, indeß ist das Kolorit von schöner Klarheit und die Füßchen sind besonders gelungen.

Mit wahrer Freude betrachtet man immer wieder eine größere Komposition des wackern Veit Hanns Schnorr, Direktor der Leipziger Akademie, die er sehr brav in Öhl ausführte. Kein Gegenstand konnte für diesen gemüthvollen Künstler passender seyn als dieser, es ist nähmlich der sterbende Evangelist Johannes, zu dem sich alle seine Freunde und Anhänger drängen, und dessen letzte Worte sind: „Kindlein liebt euch!" Es ist in halber Lebensgröße, 24 Figuren umgeben den freundlichen, schon halb verklärten Greis, der in der Mitte auf einem Ruhebett gerade vorwärts gerichtet liegt. Ein wundersamer Geist der Milde und Liebe durchhaucht das Ganze; fast alle Gestalten, besonders die der Frauen, sind von rührender Schönheit. Man könnte wünschen, daß die Gruppen sich bestimmter absonderten, die Wirkung des Ganzen würde dadurch unstreitig gewinnen; aber für den Sinn des Bildes ist selbst dieß enge Aneinanderschließen bedeutend und schön. Den Männern wäre etwas mehr Kraft zu wünschen, so wie den Kindern mehr ungesuchte Natur; die Würde der Greise aber, so wie die Anmuth der Frauen und Jünglinge, ist vortrefflich. Das Helldunkel, worin viele Köpfe stehen, so wie das Spiel der Schlagschatten und halben Farbentöne auf denselben, ist herrlich, klar und durchsichtig. Ungestörte sanfte Harmonie herrscht in dem Ganzen. Es ist recht erfreulich, daß der treuherzige, liebe Künstler sich selbst stehend, am äußersten Rand des Bildes mit darstellte. Ganz besonders schön ist das Mädchen im grauen Gewand mit dem grünen Schleyer, welche auf der entgegengesetzten Seite hereintritt, und die knieende weibliche Gestalt mit dem hellblauen Gewand über das Haupt, welche ganz im Helldunkel gehalten ist. Man sieht es der Reinheit aller dieser Gesichtszüge eben so sehr an, daß es Griechen, als ihrer Frömmigkeit, daß es echte Christen der ersten Zeit sind. Dieser Künstler hat von Natur das Gemüthliche, welches die neue Schule haben möchte, aber er hat nicht ihre Manier, sondern er folgt nur seinem Herzen und der Natur.

Professor Hartmann beschenkte uns mit einem sehr lieblichen kleinen Gemählde von eigener Erfindung: „Eros und Anteros kosen auf den Knien ihrer Mutter der Venus." In früher Jugend mahlte dieser sinnige Künstler schon den Eros und Anteros und dichtete die herrliche Arabeske dazu, die jenes berühmte Bild umschließt. Es ist interessant, ihn jetzt noch einmahl zurückkehren zu sehen zu dieser anmuthigen Mythe.

Dieß zart ausgeführte Gemählde hat etwas ganz eigenthümlich Klares und Sinniges. Unter einer Laube von Weinlaub, zwischen welches sich schwellende Trauben drängen und in welche das reinste Ätherblau hereinschimmert, sitzt Venus, sie blickt nachdenkend herab auf die beyden holden Kinder: Liebe und Gegenliebe, die sich an ihre mit einem Rosa-Gewand umhüllten Knie schmiegen. In ihrer rechten Hand, die sich neben das blonde Lockenköpfchen des Eros herabsenkt, ohne es noch zu berühren, hält sie einen Myrthenkranz, ihre Linke spielt mit ihrem aufgelösten blonden Haar, welches über ihre Schulter wallt; mit glühender Sehnsucht eilt der kleine Eros auf Anteros zu und berührt ihm leise streichelnd die Wange. Anteros scheint das braunlockige Köpfchen bedenklich zu wiegen, und sich noch mit mädchenhafter Schüchternheit zurückzuhalten von dem stürmischen kleinen Gespielen, zu dem ihn das Herz doch mächtig hinzieht. Seitwärts zwischen Rosenbüschen liegt die Fackel des Eros, um welche her mehrere bunte Schmetterlinge spielen, zarte, sorglose Psychen. Der Kopf der Venus ist sehr anmuthig, nur ist es Schade, daß ihre Haltung zu steif und ihr Oberkörper unstreitig zu lang ist, die ganze Gruppe würde unendlich gewinnen, wenn dieß vermieden wäre. Beyde Kinder sind herrlich gezeichnet und gemahlt, besonders ist das im Helldunkel stehende Köpfchen des Eros höchst ausdrucksvoll. Die Laube würde sich schöner ausnehmen, wenn nicht allzugleiches Licht über dieselbe verbreitet wäre; magischere Farbenbrechungen durch hineinspielende Schatten machen nun einmahl in der Mahlerey mehr Wirkung als die ewig heitere olympische Klarheit, welche freylich das Element der holden Göttinn ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juny.

** (Dieser Schluß unsers, in Nr. 70 und 71 dieser Zeitschrift enthaltenen Schreibens ist durch einen seltenen Zufall verspätet worden; wir denken aber mit Schiller: „Spät kommt Ihr — doch Ihr kommt" und geben ihn lieber erst jetzt, als gar nicht, da er eine in Berlin noch immer sehr besprochene, wichtige Kunsterscheinung bespricht, und der Inhalt auch übrigens durch den Aufschub nichts verloren hat.)

Und nun zu einer merkwürdigen Kunsterscheinung, auf die die Kunstfreunde durch öffentliche und Privatnachrichten aus Paris längst schon gespannt waren; es ist dieß ein grosses Gemählde von 11 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite, ein Altarblatt für den neuen Berliner Dom bestimmt, das unser kunstsinniger König bey einem seiner Pensionnaire, Hrn. Carl Begasse aus Heinsberg bey Cölln, in Paris hatte mahlen lassen. Dieser junge Mann, ein Schüler der Pariser Schule, nahmentlich Gros und Girodet's hat durch dieses sein zweytes größeres Werk bewiesen, daß die Kunstgeschichte der deutschen Mahlerey wahrscheinlich mit ihm eine neue Epoche beginnen werde.

Hier haben Sie mit zwey Worten das Urtheil der Kenner und Dilettanten, denn obgleich das Gemählde erst später öffentlich exponirt werden soll, und jetzt nur erst privatim auf dem Schlosse gesehen werden kann, so staunten Alle, die das große Werk bisher sahen, nicht weniger, als das Pariser Publikum, als man in Paris im Conservatorio das Bild aufgestellt hatte, wo die Pariser Mahler in ihrer Extase gleich damit anfingen, das Werk als Landsmann zu reclamiren, da der Mahler in ihrer Schule ja gebildet sey. Es bedarf aber nur des ersten Blickes auf das Bild, um zu sehen, daß Begasse von den Parisern nur ihre zwey Hauptvorzüge nahm, Kolorit und Zeichnung, im Übrigen aber ganz die ewigen Muster, die Alt-Italiener, auch zu seinem Ideale nahm. Sein Gegenstand ist: Die Erscheinung des heil. Geistes am Pfingstfeste. Die Jungfrau ist mit den heiligen Frauen und den Aposteln im Tempel versammelt, und der heilige Geist, dessen Erscheinen ihnen offenbart war, ist so eben über sie herabgekommen. Noch sieht man die Taube in der Höhe des Tempels in glänzendem, sehr meisterhaft gehaltenem Lichte. Wenn wir später Gelegenheit haben werden, einige Lichtpartien zu tadeln, so wollen wir dagegen gern diese Haupt-

beleuchtung als höchst gelungen herausheben, um so mehr, da sie dem Bilde seinen eigenthümlichen Charakter gibt. Die Jungfrau nimmt das Centrum ein; sie kniet auf einer Erhöhung vor einer Säule, die Arme in halber Beugung erhoben, ihr Kopf ist geneigt und die Augen sind gen Himmel gewandt. In ihren edlen Zügen mischt sich Schönheit und tiefer Schmerz; ihr bleiches Antlitz zeigt hinlänglich, was sie duldet, aber ein Blick nach oben erheitert die Wolken auf ihrer Stirn, denn sie weiß, daß sie nun ihren Sohn im Ruhme wiedersehen wird. Hinter ihr, noch mehr erhoben, sieht eine bejahrtere Frau mit ganz gekrümmtem Körper, geblendet vom Glanz der Erscheinung; mehr die Mitte nimmt ein anderes jugendlicheres Weib ein, die nächst der Jungfrau den Hauptgesichtspunkt des ganzen Gemähldes ausmacht. Ihr Körper ist halb gebeugt; sie ist im Begriffe, vor der wunderbaren Erscheinung demüthig niederzusinken, und man trennt sich ungern von dieser schönen Figur, in welcher der Künstler mit besonderer Liebe seinen Pinsel geführt zu haben scheint. Innig durchdrungen, wie er es ist, von den Mustern der Kunst aus ihrer höchsten Blüthenzeit, glaubt man zuweilen nur eine Kopie von Raphael, von Correggio zu sehen, wie denn nahmentlich der oben genannte Kopf sehr an Raphael erinnert; aber der Künstler weiß alsbald durch Gruppirung und andere Vorzüge sein selbstständiges Talent zu dokumentiren. Nächst diesen Frauen ziehen nun Christi eifrigste Apostel Petrus, Jakobus und Johannes das Auge des Schauers auf sich. Alle drey knien. Zur Linken der geliebte Jünger, eine Hand auf der Brust, fast extatisch seine Liebe zum Heiland betheurend; er sieht den Himmel offen, und in seinem schwärmerischen, weit geöffneten Auge lebt freudige Hinneigung. Rechts kniet Petrus, einen Arm auf den Schenkel gestützt, oder vielmehr auf die Schrift, die ihm anvertraut ward; unerschütterlich, männlich fest drückt er den ruhigen, unwandelbaren Glauben aus. Hinter ihm ist Jakobus, das Auge nach vorn gewandt und die Hand zum Bilde herausstreckend; schon hier, deutet der Künstler an, drängt es ihn, das Evangelium zu verbreiten und Christi Lehre in die Welt zu tragen.

Die andern Personen bezeichnen alle, in verschiedenen Gruppen, tiefe Empfindungen, Furcht, Liebe, Glaube, Hoffnung. Nach den Bezeichnungen der Schrift sieht man in den Aposteln Männer aus dem Volke: es sind keine ideale, aber edle, schöne, wenn gleich einfache Physiognomien. In kräftigster Zuversicht auf den Heiland kniet einer von ihnen im gelben Mantel in der Mitte an der Säule in so tiefer Andacht, wie es scheint, versunken, daß nicht einmahl das, was so eben außer ihm vorgeht, ihn erweckt. Vortrefflich ist eine Gruppe von drey Weibern gehalten im glücklichsten Kontrast von Alter, Gefühlen und Stellungen. Alles im Bilde ist ohne Zwang und leicht aus der Seele des Mahlers hervorgegangen: die Figuren sind ohne Mühe vertheilt und leicht wieder in Gruppen gesammelt; die Jungfrau und das hinter ihr stehende Weib bilden den Mittelpunkt, an sie schließen sich die Hauptapostel und im Hintergrunde reizen wieder die Männer- und Weiber-Gruppen der Beschauer Aufmerksamkeit. Was aber den Eindruck des Ganzen trefflich erhöht, ist die poetische und neue Idee des Künstlers, die Beleuchtung, die vom heiligen Geiste ausströmt, im Tempel selber anzubringen, statt daß man sie sonst immer von außen hereinfallen ließ. Wir haben oben schon vorläufig von diesem Vorzuge gesprochen und dabey erwähnt, daß an einigen Stellen im Bilde die Lichter weniger gut gerathen seyen. So ist offenbar Johannes zu dunkel gestellt, was freylich bey dem noch neuen Gemählde weniger auffällt, als man es vielleicht mit noch mehr Recht in einer Folgezeit tadeln wird. Genial und von trefflicher Wirkung ist das Kolorit durchaus gehalten; ein Vorzug, in dem Begasse eben so weit die neu-deutsche, als die neu-französische Mahlerschule übertroffen hat. Auch den Laien frappirt, wie wir dieß öfters beobachteten, beym ersten Anblick die Kraft der Farben, und wenn man von diesem Bilde, in den Pallast Luxemburg tritt (bekanntlich die Galerie für neu-französische Mahler), so bedünkt es einen, nur halb fertige Gemählde oder verbleichte zu sehen. Was die Zeichnung betrifft, so müssen wir unserm Landsmann danken, daß er weder der Aftermanier so vieler jüngeren deutschen Mahler gefolgt ist, die mit bedauernswerther Richtung des Gemüths ordentlich darauf studieren, das Talent, was vielleicht in ihnen lebt, zu ersticken und sklavische Nach-

bether einer Kunstepoche zu werden, die nur historisch-genetisch denkwürdig bleiben sollte, die uns wahre Fehler als Schönheiten, und langgezerrte Fratzen für ideale menschliche Gestalten verkaufen möchten, — noch auch, daß er in den fast entgegengesetzten Fehler der Schule verfallen ist, die ihn bildete, eine anatomische Korrektheit der Formen für Schönheit zu halten, und so das Nackte auf eine übertriebene Weise wieder in die Mahlerey einzuführen. Wenn freylich bey den neu-französischen Mahlern schon die Wahl ihres Sujets diesen Vorwurf entschuldigt, so schloß der Gegenstand des Hrn. Begasse schon an sich selbst eine zu große Enthüllung der Formen aus. Was man in seinem Gemählde an Köpfen, Händen, Füßen, Brust u. s. w. sieht, zeigt von seinem fleißig fortgesetzten Studium, und wie sehr er auch hierin seinen großen Mustern nachstrebt. Die Draperie ist imposant, und vollendet mit einem brennenden Glanz der Farben den tiefen Eindruck, den das schöne Gemählde beym ersten Anblick auf den Beschauer macht.

Schauspiel.

Hoftheater nächst der Burg. Den 13. wurde nach langer Abwesenheit der leichtsinnige Lügner, Lustspiel in drey Aufzügen von Schmidt, wieder vorgeführt. Das Stück hat einen frischen, lebendigen Anstrich, und Alles ist so gestellt, daß es die theatralische Wirkung befördert. Auf Handlung muß man Verzicht leisten, der Lügner braucht zu vielen Spielraum; die Scenen haben zwar Beweglichkeit genug, drehen sich aber wie die Flügel einer Mühle, und der Lügner gibt den Wind dazu. Die Wendung, daß dieser sich aus Eitelkeit selbst in's Gefängniß lügt, ist glücklich; daß er sich wieder hinaus lügt, eine komische Zugabe gleicher Art. Der Hauptcharakter besteht aus einem Drittheil Schwätzer, einem Drittheil Heuchler, und einem Allerley von Wildfang, Prahler, Flattergeist, die durch den Lügengeist zu einem Ganzen wohl verbunden sind. Glücklich unterscheidet er sich von dem boshaften Lügner, dieser gibt aber wirksamere Motive zu einer dramatischen Handlung. Das reuige Schlußbekenntniß ist für den lustigen Lügner etwas zu zerknirschend. Dieses Stück wurde zur Preisbewerbung bestimmt, nachdem der Herausgeber des Morgenblattes für das beste Lustspiel die Summe von hundert Dukaten ausgesetzt hatte, und gewann das Akcessit. Es wurde neuerdings auf dieser Bühne mit vorzüglichem Beyfall gegeben, wozu die vortheilhafte Besetzung nachdrücklich beytrug.

Hr. Korn stellte den Felix in eine solche Beleuchtung, daß die charakteristischen Züge kräftig und erheiternd sich entfalten konnten; wenn der Ton der Zweydeutigkeit, wodurch der Lügensinn sich selbst verräth, hier und dort zu stark hervorklang, so diente er die Wirkung zu vermehren; eigenthümlich ist er dem Lügner aus Gewohnheit oder Leichtsinn nicht. Mad. Anschütz gab Florinen eine angenehme Haltung; mit Zartheit beschämte sie den Lügner, als sie hinter dem Schirm hervorgetreten war, mit sanftem Nachdruck schärfte sie ihm die Lehre ein, am Schluß. Die eifersüchtigen Aufwallungen des Advokaten (Hr. Kettel) entwickelten sich im ersten Theil der Scene des zweyten Aufzugs frey und folgerecht; nach der Rückkehr gelang der Ton nicht mehr so sicher, wie vorher. Der Stadtdirektor (Hr. Costenoble) brachte eine äußerst komische Lebhaftigkeit mit auf die Scène, die sich bis zum Ende gleich blieb; die Verständlichkeit litt zuweilen darunter.

Den 15. wurden drey Kleinigkeiten zugleich aus der Vergessenheit hervor gezogen. Erstens: Der Mann von vierzig Jahren. Lustspiel in einem Aufzug, nach dem Französischen des Fayan bearbeitet, von Kotzebue.

Dieselbe Idee liegt ungefähr Iffland's Hagestolzen zum Grunde, nähmlich daß ein Mann in einem Alter, wo er nicht mehr auf Gefallen Anspruch machen kann, unvermuthet Gegenliebe findet. Die Ausführung ist aber dort weit anziehender. Natürlicher scheint es auch, daß ein unbefangenes Landmädchen für einen solchen Mann aufrichtige Zuneigung empfindet, als ein siebzehnjähriges Mädchen aus der Stadt, und gerade für den Vormund! Es liegt etwas Widerstrebendes in diesem Verhältniß; man

denkt sich den Oheim leicht hinzu. Die Geckenhaftigkeit des Kammerjunkers bringt einige komische Züge hinein, das Übrige ist weder recht lustig, noch recht ernsthaft. Hr. Wothe gab die letztgenannte Rolle ziemlich unterhaltend, streifte aber aus dem Geckenhaften doch zu sehr an Albernheit. Indessen muß man zugeben, daß er diesen Mißgriff durchzuführen wußte. Mlle. Weber als Julie zeigte eine ununterbrochene Reihe von Bestrebungen, in den geschraubten, schwierigen Situationen dieses Charakters zu genügen. Wirklich kann eine junge Person kaum in eine größere Verlegenheit gerathen, als wenn sie sich genöthigt sieht, dem Vormund dictando ihre Liebe zu gestehen, der obendrein in einem solchen Alter noch so unerfahren oder so verzweifelt schüchtern ist, daß er den Brief an seinen Nebenbuhler sendet. Bey einer noch so fleißigen Schauspielerinn kann doch ein kleines Nachstudium oft nicht schaden. Wenn Julie z. B. äußert, daß nur in französischen Komödien die Vertrauten an der Tagesordnung sind, so schien sich die Darstellerinn des Gedankens, daß sie wirklich jetzt Komödie spiele, nicht entäußern zu können, weil sie den Nachdruck auf das Beywort legte, da doch gar von keiner andern, als der französischen, die Rede ist. Die Worte des Abgangs von Wiesen: „Ich lasse Sie allein, und glaube genug gesagt zu haben" — sollten mit dem gleichen Ausdruck, wie die vorhergehenden, gesprochen werden, weil ein bedeutsames Lächeln der Erklärung einen leichten Anstrich von Koketterie gibt. Mancher treffende Zug gelang in der Scene des Diktirens, wo das Verhältniß eigentlich am gezwungensten erscheint, denn es ließe sich weit eher denken, daß ein Mädchen von vierzig dahin gebracht würde, sich gegen einen jungen Menschen auf diese Weise zu erklären, der, aus andern Gründen zweifelhaft, den Brief an einen Sechziger spedirte. Hr. Krüger würzte seinen Landedelmann (von Baarkopf) durch diese und jene glücklich angebrachte komische Eigenthümlichkeit. Wiesen wurde von Hrn. Koberwein mit vieler Gemüthlichkeit gegeben.

Hierauf folgte: Das Konsilium. Lustspiel in einem Aufzug und in Versen, von Johanna Weissenthurn.

Die Einleitung ist etwas lang, und dennoch würde es Mühe genug kosten, einen Grund für die Hauptsache zu finden; nicht besser steht es mit dem Übrigen. Um das Alles zu ordnen und zu berichtigen, dürfte leicht ein zweytes Konsilium nöthig seyn, das aber schwerlich einen so günstigen Erfolg haben möchte, wie das erste. Die Scene zwischen dem echten und dem falschen Doktor ist belustigend. Hr. Kettel gab den letzteren mit guter Wirkung. Mlle. Weissenthurn traf in mehreren Stellen Ton und Haltung glücklich, unter andern da, wo die Elevinn mit ihrer französischen Weisheit prunkt. Einiges durfte weniger markirt seyn, und oft schlug der Takt des Alexandriners zu hörbar durch. Es ist kaum möglich, einen schwach gezeichneten Charakter mit mehr Leichtigkeit, noch sprechender auszubilden, als Hr. Koch den Gröbleinsdorf, dem der Ton gutherziger Beschränktheit so geläufig war. Die treue Kopie einer antiken Haushälterinn zeigte Brigitta (Mad. Costenoble). Der Doktor gehört unter die ernsthaften Vertrauten, die auch in einem Konsilium nicht viel zum Worte kommen. Der altfranzösische Sprachmeister hatte die erforderliche Theater-Appretur.

Endlich sahen wir das unterhaltende kleine Stück wieder: Die beyden Billets. Hier ist lauter Handlung, die Intrigue leicht und lebendig, die Charaktere sind bestimmt und frey gezeichnet, keine überflüssige Scene läuft mitunter und alles eilt dem Ende zu. Kaum erhielt eine andere Kleinigkeit sich länger auf der deutschen Bühne. Im Original spielt Arlequin noch seine Rolle. Die Bearbeitung kann mit vollem Recht gelungen heißen. Einige sächsische Provinzialismen würde der ehrliche Anton Wall, der einmahl ein Liebling der Lesewelt war, bereitwillig zurücknehmen; die lokalen Zusätze unseres dießmahligen Barbiers möchten ihn schwerlich behagen. Die Darstellung dieses Schnaps (Hr. Moreau) war aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, und gab kein Ganzes; von der regsamen Geschwätzigkeit und spionirenden Verschmitztheit wollte nichts zum Vorschein kommen: die komische Seite zeigte sich im Einzelnen. Röschen und Gürge wurden mit veredelter Natur gegeben. Hr. Wothe behandelt solche treuherzige Bursche mit großer Ungezwungenheit, und weiß ihnen einen leichten, sichern Gang zu geben. Mad. Anschütz vereinigte als Röschen Zierlichkeit

mit ländlicher Einfalt. Der Ausdruck des Unmuths gegen den Verleumdeten wurde leicht und treffend bezeichnet; ein glückliches Gegenstück zeigte sich im Ausbruch der Freude nach erfolgter Überlistung des Betriegers.

Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor, den 11. d. Othello, Oper in drey Aufzügen, nach dem Italienischen von Grünbaum, Musik von Rossini.

Mad. Krüger-Aschenbrenner, Kammersängerinn und Mitglied des großherzoglichen Hoftheaters in Darmstadt, gab als Desdemona ihre erste Gastrolle. Man kann sie mit Recht unter die vorzüglichen Sängerinnen der deutschen Bühne zählen. Die Stimme ist rein und kunstmäßig gebildet, die Intonation sicher, die Mitteltöne und die Tiefe sind besonders angenehm. In der Höhe ist der Ton zu scharf, wenn sie mit leidenschaftlichem Ausdruck singt. Die Passagen zeichnen sich durch Nettigkeit und Rundung aus; am besten gelingen die aufwärts steigenden, doch nimmt die Sängerinn in diesem Fall oft einen zu starken Anlauf und der letzte Ton greift allzu schneidend durch. Im Vortrag des ersten Rezitativs zeigte sie eine bewundernswürdige Kraft und Lebendigkeit, die durch Präzision und leichte Verknüpfungen des mimischen Ausdrucks, der sich vorbereitend und begleitend in den leisesten Schattirungen offenbarte, ungemein erhöht wurden. In dem folgenden Duett forderte die Klarheit und Energie des Gesanges zum lauten Beyfall auf. Manches in der Arie und dem Finale des zweyten Aufzugs befriedigte durch die vorhin erwähnten scharfen Anklänge weniger; aber die Romanze, obgleich hier keine laute Anerkennung noch erfolgte, wirkte durch einfache, seelenvolle Akzente innige Theilnahme, und der Vortrag des Gebeths, worin sich Tiefe des Gefühls mit Würde und Gediegenheit vereinigte, riß die Zuhörer zur Bewunderung hin.

Die Leistung des Hrn. Forti als Othello hielt mit seinen früheren in dieser Rolle gleichen Schritt, ja übertraf sie wohl in schön gelungenen Einzelnheiten. Hr. Rosner sang den Part des Rodrigo mit Kraft und Lieblichkeit, die vorzüglich in der Arie belebend wirkten.

Den 13. erschien die Gastspielerinn als Rosa in den Sängerinnen auf dem Lande. Musik von Fioravanti. Die Stimme war an diesem Abend nicht recht frey, was sich gleich in dem ersten Duett deutlich bemerken ließ. Am Schlusse des Solo's, in welchem Rosa dem Kapellmeister ihre Virtuosität zum Besten gibt, war die Fermate mit Verzierungen ein wenig überladen und die Anstrengung minderte den Eindruck. Eine leichte Parodie ist hier ebenfalls nicht außer ihrem Platz, wenn sie sich bestimmt als solche zu erkennen gibt. In ihrem Glanz trat die Sängerinn hervor, als sie die, auch in den früheren Vorstellungen dieser Oper eingelegte Arie aus dem Lotterieloos: Nein, nein, ich singe nicht! mit Grazie, Lieblichkeit und einem äußerst fein nüancirten Spiel vortrug. Rauschender Beyfall folgte dieser Ausführung, und auch die folgende Arie, die der Kapellmeister akkompagnirt, wurde mit Kunstfertigkeit gesungen. Durch Gefälligkeit und Eleganz zeichnete sich die Darstellung aus; auch entspricht die angenehme Heiterkeit der Gesichtszüge und der muntere Blick solchen Charakteren auf das beste, da sie die Farbe tragischer Situationen anzunehmen weniger geeignet sind.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Amaryllis Belladonna. Westindische Amaryllis. Von den Caraibischen Inseln.
Calothamus quadrifida. Aus Neuholland.
Epidendrum ciliare. Gefranzter Baumwurzler. Von Martinique.
Globularia longifolia. Langblättrige Kugelblume. Von Madera.
Jasminum azoricum. Azorischer Jasmin. Von den Azorischen Inseln.
Jatropha panduraefolia. Geigenblättrige Brechnuß. Von Kuba.
Psoralea bituminosa. Harzige Psoralea. Auf Hügeln am Meere in Italien.
Salvia amarissima. Bittere Salbey. Von Mexico.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 25. September 1821.

115

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Minnefriede.

Novelle.

Von Helmine von Chezy.

(Schluß.)

Und wie nun Darineo bleich und erstarrt zu dem freundlichen Greis hinblickte, dem sein Schwert so viel Leides zugefügt, nahm ihn dieser liebreich bey der Hand, und führte ihn mit sich nach seiner Wohnung; bey Sonnenbrand durchstreiften die Zwey ein sandiges Thal, bis sie ein Gebäude erreichten, das im Schatten der Palmen und Olivenbäume, an eines rieselnden Bächleins Rande, den Wanderern gastlich winkte. Hier ließen sich Beyde auf einer Steinbank unter dem grünen Laubdach nieder, ein Knabe brachte Wein, Datteln und Feigen herbey, und der Greis sprach zu Darineo, indeß sich dieser auf seine Bitte erquickte, folgender Maßen:

„Hier lebe ich nun schon fünfzehn Jahre, theurer Darineo, und hier soll, so es Gott gefällt, meine Gruft seyn. Diese Palmen und Olivenbäume sind meine Freunde, ihr Säuseln hat Sprache für mich, auch der Bach singt mir ein Lied, davon meine Seele den Sinn vernimmt. Sonnenblicke, die in den Fluthen spielen, und sich hold und bedeutsam in der Stille der Frühstunden an meines weißen Gemaches ungeschmückter Decke spiegeln, Wolkenschatten, die über das Thal hinfliegen, Abendlichter, welche die fernen himmelanstrebenden Felsmassen in Purpur tauchen, singende und ziehende Vöglein, denen die Natur Weg und Richtung zeiget, Blüthen des Frühlings und des Winters Blüthenschnee, all das stille, ewig schöne Walten der Natur erhebt mein Herz und entzückt mein Auge mit immer neuen Wonnen. Von der Welt wünsche ich nur zu erfahren, um an dem Geschick meiner Angehörigen Antheil zu nehmen. So sagt mir denn, lebt die edle Erminia Felesmondi, meine Nichte? leben ihre Kinder? Ist Giovanno zu einem stattlichen Jüngling erwachsen, und ist das Kind, dessen meine Nichte noch nicht genesen war, als ich Verblendeter ihren Gatten erschlug und mein Vaterland floh, am Leben und glücklich?"

Ein Strom von Thränen beantwortete diese herzzerschneidenden Fragen, und der Marchese fuhr fort zu sprechen: „Ich sehe es wohl, ihr habt mir viel Schmerzliches zu verkünden, theuerster Darineo. Woher der tiefe Antheil an meinem Kummer, an den Ereignissen, welche die Meinigen treffen?"

Lange kämpfte Darineo mit sich selbst, eh er dem Marchese das Vorgegangene zu berichten vermochte, doch mit gehaltener Fassung hörte der Greis ihn an, und sprach: „Ihr wart Alle unschuldig, hier waltet eine höhere Fügung, die wir im Staube anbethen müssen! So vergeßt dann eure Qualen, und laßt mich in euch, edler Jüngling, den Sohn finden, den euer Schwert mir geraubt! Wenn ihr Kraft zum Leben am heiligen Grabe und Vergebung der Schuld errungen, so kehret heim, und bringt meiner Nichte Viktoria und ihrer Mutter Erminia meinen Segen zu eurer Vermählung, und die Fürbitte, die ich für euch aufsetzen werde. Eurer Anwesenheit Frist will ich dazu anwenden, den zwey holden Frauen mein Vermögen zu sichern, und ihr Alle kommet wohl einmahl als fromme Wallfahrter hierher, um dem Müden die brechenden Augen zu schließen! Du aber, mein Sohn und Freund, bleibe bis zu deiner Abfahrt hier unter meinem Dache!

Tiefbewegt von solcher Standhaftigkeit der Buße und von der Herzensmilde des Marchese, vermochte Darineo nicht zu sprechen. Der Greis verstand sein Schweigen, und sich besinnend, daß ja noch ein Gegenstand seiner Liebe und Sorge, die verwaisete Minnefriede, vorhanden sey, fragte er nach ihr. Von dieser hatte Darineo nichts erfahren, kannte ihren Nahmen nicht. Da glaubte der Marchese, sie sey gestorben, und seufzte: „Ihr ist wohl, wohler als der armen Viktoria seyn mag; Mutter und Kind sind nun beysammen, und ich folge ihnen bald nach!"

So oft Guglielmo ging, am heiligen Grabe zu bethen, fand er seinen Reisegefährten, den Pilger dort, stets verhüllt und schweigend. Es drängte ihn dem Tiefbetrübten Hülfe anzubiethen, Trost zuzusprechen, doch der Pilger war stets so ganz in Andacht versunken, vermied so streng jede Möglichkeit der Annäherung, daß Darineo es nicht wagte, ihn anzureden. Nur einmahl hört' er den schweigsamen Unbekannten dem Marchese, der ihm freundlich zugesprochen hatte, mit sanfter Stimme sagen: „Wer in frohen Stunden des Erlösers mit Schmerz und Liebe gedächte, der brauchte nie sein Grab zu suchen, um es mit Thränen der Reue zu benetzen, und wer im Glück sich losrisse, die Wiege des Heils zu begrüßen, der würde hier neue Wonnen finden, und nur vor Freuden weinen!"

Diese Stimme erschütterte Darineo, sie klang ihm, wie süße Melodie eines lange nicht vernommenen, bekannten, lieben Liedes; doch wie sehr es ihn antrieb nach dem Pilger zu forschen, unterließ er es, weil der Marchese ihm anzeigte, ein Schiff sey zur Rückfahrt nach Italien bey günstigem Winde bereit, und seine Bothschaften und Briefe liegen fertig. Am Morgen schon ging das Schiff unter Segel. Mit tausend Thränen, sorgvoll über die Einsamkeit, in welcher der Marchese zurückblieb, schied Darineo von ihm, und seltsam genug war es ihm bey der Abfahrt gar nicht zu Sinn, als eile er der Geliebten entgegen, sondern als bliebe Herz und Leben in Jerusalem zurück.

Noch immer hing sein Blick sehnsuchtsvoll an den Zinnen der heiligen Stadt, und ein schneidender Schmerz zuckte durch seine Brust, als die letzte

Bergspitze des gelobten Landes seinem Blicke verschwand. Auch verließ ihn unter Weges die Kraft, die er am heiligen Grabe gefunden. Kaum angelangt in Italien, sank er auf der Heerstraße ohnmächtig, wie sterbend, nieder. Er wurde in ein Kloster der barmherzigen Brüder gebracht, wo er langsam von einem verzehrenden Fieber genas, und freundlich mit Erquickungen und Geschenken zur fernern Wallfahrt beladen, nach dortiger Sitte, unbefragt über Stand, Abkunft und Verhältnisse, entlassen wurde.

Wie so anders, als der freudige, siegprangende Krieger vor etwas mehr als einem Jahre, kam Darineo dießmahl in Neapel an! Abgemattet, blaß, in abgetragener Kleidung, das sonst so stolz und kühnprangende Leben gefristet durch die Barmherzigkeit armer Klosterbrüder! Durch und durch müde, wund und zum Tode betrübt, unternahm es Darineo nicht, schon am Tage seiner Ankunft nach der Villa zu reisen, sondern blieb in einer Osteria, deren heitre Lage am Meeresstrande, einem prangenden, von schönen Gärten umgebenen Pallast gegenüber, ihm gefiel. Nachdem er sich in der ihm angewiesenen Kammer erquickt, schlummerte er ein, in seine verworrenen Träume hinein klang Jubelgesang, Harfenspiel, Paukenschlag, und auf einmahl erweckte ihn ein Glanz, hell wie die Mittagssonne. Darineo erhob sich von seinem Lager und sah aus dem rosigen Dämmern der schönsten Frühlingsnacht das gegenüberliegende Schloß, glänzend von Freudenfeuern, wie eine Zauberwelt, wie aus Flammen aufgebaut. Verschlungen in Kränzen von Rosen und Myrthen, aus grünen und purpurnen Gluthen gewoben, erkannte Guglielmo die Buchstaben V und G, wobey er unwillkührlich an Viktoria und Guglielmo gedachte. Der Pallast mit dem Säulensims von gediegener Gluth, mit den himmelanstrebenden Lichtmassen seiner Kuppel und den mit Thürmen gekrönten Flügeln, spiegelte sich unnennbar im Meere; Gebirg und Horizont leuchteten in weiter Ferne ringsum im Widerscheine. Der lieblichste Gesang, von sanftgedämpften Instrumenten begleitet, erhob sich in die Lüfte, und durch die offenstehenden Fenster des Schlosses nahm Guglielmo reichgeschmückte Jünglinge und Frauen, schlanke, mit Blumen gekränzte Mädchen wahr, die wie Selige im Lichtstrom wogten. Gefesselt von der Pracht und Lieblichkeit des Anblicks blieb Darineo am Fenster stehen, und schaute bald nach dem Schlosse, bald nach den Gärten, wo gleichfalls holde Gestalten beym Wunderglanz der Erleuchtung in den Gebüschen wandelten, wo Blumen ihre Düfte hauchten, und vom Licht erweckte Vöglein die Morgenröthe zu begrüßen wähnten, mit ihren freudigen Melodien hinein singend der Nachtigall Klagen, indeß die Wasserkünste im Lichtglanz, wie mit Feuerfluthen, hoch zu den Baumwipfeln hinauf in den lieblichsten Farben, wie Regenbogen, emporstiegen und die Zwischenpausen der Musik mit freudigem Rauschen erfüllten. Darineo's Seele war berauscht von Düften, Glanz, Gesang und glühender Sehnsucht. Viktoria! seufzte sein ganzes Herz; da sah er sie, sie selbst erscheinen!

In einer Hoheit und Pracht, wie er sie nie gesehen, schwebte sie vor seinem Blicke einher. Wie ein Gedanke zart und ätherisch waren ihre Bewegungen, voll kindlicher Anmuth und süßer Huld; ihre großen, dunklen Augen strahlten, wie das Doppelgestirn in Westen, nach welchem sie träumerisch hinaus blickte; das sanftgegründete Haupt schwebte über dem zarten Halse,

wie der Blumenkelch am schlanken Stängel. Ein diamantenes Netz hielt den Reichthum des schönsten Haares gefangen, der leichte, weiße, perlenbestreute Silberstoff ihres Kleides umfloß sie, wie ein schimmerndes Thaugewölk die Morgensonne, und ob sich jede Pracht der Erde vereinigt zu haben schien, sie zu schmücken, war doch nur sie der schönste Schmuck vor Allem, was sie umgab.

Darineo traute seinen Augen nicht, denn so bezaubernd auch ihr Anblick, so unverkennbar ihm auch beym Glanz der Erleuchtung der dunkle Punkt auf ihrer Rosenwange bey allem Fremdartigen ihrer Erscheinung, daß sie es selbst sey, zu beurkunden schien, war sie doch so ganz verschieden von dem Bilde, was er immer in sich trug, im ländlichen Gewande, Thränen der Wehmuth im süßen Blick. Auf diesem Antlitz blühte die Seligkeit eines befriedigten Herzens, und die zarten Lippen brannten tief purpurn, wie vom Kuß der Liebe. Wie kam der Jubel in das Haus der Trauer? Wem galt dieß Fest? Warum war Viktoria geschmückt, wie eine Braut? — Wie, wenn — er wagt' es nicht auszudenken, die Sinne vergingen ihm, denn gleichsam als träte der noch ungeborne Gedanke in das Leben, erschien Girolamo am Fenster, schloß Viktorien an sein Herz und drückte den innigsten Kuß auf ihren Rosenmund. — Einen dumpfen Schrey ausstoßen, sein Zimmer verlassen, durch Wachen und Diener hindurch zu dem Treuvergeßnen hinüber dringen, war das Werk weniger Minuten. Wie ein zürnender Geist mit funkelnden Blicken, bleich, wie dem Grabe entstiegen, stand Darineo zitternd vor Wuth und Schmerz, dräuend vor dem glücklichen Paare; versteinert von Entsetzen lauschten die Gäste im Kreise umher, ohnmächtig sank die Braut in Girolamo's Arm.

„Dieß ist deine Treue?" rief Darineo, als Girolamo ihn zweifelnd anstarrte, „dieß war die lügnerische Stimme, die mich wieder in das Leben rief? Elender, unwürdig deines Nahmens, deines Schwertes und meines Zornes! Ehrvergeßne, die jetzt der Donnerstrahl des strafenden Bewußtseyns zur Erde schmettert! Geht, genießt die gestohlenen Wonnen, schwelgt in Küssen über meinem Grabe, ihr seyd zu niedrig für meine Rache, Schande dem Schwerte, das sich mit so schnödem Blute befleckt!"

„Ein Wahnsinniger!" riefen die Gäste, doch Girolamo lehnte sanft seine bleiche Viktoria in des bekümmert herbeyeilenden Kosimo Arm, ging auf Darineo mit offenen Armen zu und rief: „O Bruder! erkenne deinen unseligen Irrthum, betrachte diesen holden Engel, und sieh, daß es deine Verlobte nicht ist; die du liebtest, war des Gärtners Tochter Minnefriede, sie war es, die dich täuschte und verrieth." — „Minnefriede!" rief Darineo, und im Augenblick erinnerte er sich alles dessen, was der Marchese ihm von ihrer Abkunft erzählt, und ein forschender Blick, den er auf Viktoria warf, die sich zu erhohlen begann, zeigte ihm, sie sey es nicht, deren Ähnlichkeit mit ihrer Halbschwester ihn nur aus der Ferne täuschen konnte. Er warf sich in Girolamo's Arme und rief weinend: „Vergib mir, mein Bruder, ich kränkte die Treue eben so schwer, als ich dich für fähig hielt, daß du es gethan. Weh dem, dessen Herz nicht Augen hat; denn das sinnliche Auge ist der Täuschung unterworfen, aber ein fester Glaube kann nicht trügen!"

Als Girolamo's Gäste sahen, daß hier ein tieferer Zusammenhang sey, zerstreuten sie sich in den umliegenden Zimmern, und ließen den edeln Greis

Kosimo mit seinen Kindern und dem fremden Pilger, den keiner unter ihnen kannte, allein; die zärtlichsten Erläuterungen des Vergangenen nahmen nun ihren Lauf. Tief gerührt war Viktoria bey der Nachricht vom Leben des Marchese, von seiner Buße und seiner Vorsorge für ihr Loos, doch zu Kosimo und Girolamo gewandt, sprach die liebliche Braut, indem sie die Schenkungsakte der Güter des Marchese, die Darineo mit hinübergebracht, ihnen zeigte: „Ich nehme dieß Geschenk an, um meinen Oheim zu ehren; doch das Glück hat so verschwenderisch für mich seine Gaben gespendet, daß ich beschließe, diese seine neue Huld nicht anzunehmen. Die verwaiste, verlaßne Minnefriede, die bey weitem nicht so schuldig ist, wie wir es dachten, wird zu finden seyn. Ein Theil dieser Schätze werde daran gesetzt, ihren Aufenthalt zu erspähen, das Ganze gehört ihr!" Kosimo umarmte Viktoria zärtlich und sprach, sie verdiene jedes Glück, da ihr Herz so groß und edel sey.

Sanft und wehmüthig beseligt zogen sich unsere Freunde in die Stille der abgelegensten Zimmer zurück, überließen die fröhlichen Gäst ihrer Lust, und leerten in vollen Zügen den süßen und schmerzlichen Becher der Erinnerung. Alles mußte Darineo, und mußte es immer wieder erzählen. Über Giovanno's Tod vermieden Alle viel zu sagen; Darineo's Buße und Jammer hatte die zarte Viktoria dem unglücklichen Mörder ihres Bruders versöhnt, und schweigend empfanden alle klar, daß Federiko und Giovanno in den Stürmen ihrer wilden Leidenschaft untergehen mußten.

Das Bangen um Minnefrieden und ihr Geschick, die Ungeduld, sie, und wäre es im entferntesten Winkel der Erde, aufzusuchen, der Kummer, sie vielleicht schon verloren zu haben, indem eine Gruft oder ein Kloster sie den Ihrigen entrissen haben konnte, dazu der schnelle Übergang und Wechsel der Empfindungen an diesem entscheidenden Tage, warf Darineo von Neuem auf das Krankenlager hin. Ein heftiges Fieber drohte sein blühendes Leben zu zerstören, er lag hoffnungslos lange Zeit. Während er mit den grausamsten Qualen kämpfte, schien es ihm zuweilen, als empfinge er den Labetrunk von der schneeweißen Hand des verhüllten Pilgers, den er am heiligen Grabe verlassen; oft auch glaubte er den Marchese zu sehen, doch verschmolzen diese Bilder, und selbst Minnefriedens holdselige Erscheinung, die, wie von seiner innern Sehnsucht gerufen, vor ihn hinschwebte, wiederum in seine Träume, und düstre Wolken hüllten seine Besinnung ein.

Endlich quoll Himmelsthau der Genesung in die von Fiebergluthen verzehrte Brust. Eines Morgens, als nach einer sanften Nacht der erste Sonnenstrahl durch das Fenster blickte, verließ den Genesenden der Schlummer, und im nähmlichen Moment, noch eh er die Augen aufthat, fühlte er sich angeweht vom Odem eines süßen Veilchenduftes, der alle die seligsten Erinnerungen der Kindheit und des Wiedersehens seiner Minnefriede in ihm erweckte; jetzt sah er auf und erblickte Minnefriede mit Viktoria Hand in Hand, bleich, Thränen in den Veilchenaugen und den Veilchenkranz im blonden Haar, im knappen, dunkelblauen Gewande, wie er sie zuerst am Quell erblickt. Der Marchese, Kosimo und Girolamo standen zu Häupten seines Lagers, die Pracht der aufgehenden Sonne über Gebirg und Meer funkelte zu den offnen Fenstern herein, frische, liebkosende Lüfte durchzogen das helle Gemach, in welchem die schönen und geliebten Gestalten, wie Memnons Säule vom Morgenstrahl berührt, erglühten.

„Er ist erwacht!" rief Viktoria freudig, da winkte der Marchese Minnefriede, die hocherröthend nahte, nahm Darineo's Hand und vereinigte sie segnend der Hand Minnefriedens, beyde mit kostbaren Ringen schmückend. „Minnefriede!" rief Darineo nun, „der verhüllte Pilger auf dem Schiffe warst du!"

„Sie war es," sagte der Marchese, „sie hatte dich in Rom gesehen, wohin derselbe Drang, ihr Vergehen zu büßen, sie, wie dich, hingeführt, sie hatte früher als du den heil. Vater gesprochen, der euch Beyde nach dem Port des heiligen Grabes hinwies, wohl wissend, ihr würdet dort, wenn nicht das irdische Glück, doch den Frieden der Seele finden, der höher ist, als alle Schätze der Erde. Die strenge Verhüllung wurde der büßenden Minnefriede durch ihr eigenes Zartgefühl gebothen, und es war ihr süß, inmitten ihrer Leiden, unsichtbar und unsträflich um dich seyn zu dürfen, mit dir zu sterben, wenn die Wellen dein Schiff verschlängen oder Räuber es anfielen. Es war ihr süß neben dir zu weinen und zu bethen; du reisetest ab, eh sie von deiner Abreise etwas wußte, doch als der erste Schmerz vorüber, schien es ihr, als sey es gut, denn sie wollte von dir nicht entdeckt werden; so wie sie aber deiner Abfahrt gewiß war, legte sie die verhüllende Tracht ab und erschien als Pilgerinn am heiligen Grabe, wo ich an ihrer Ähnlichkeit mit Gianettinen und an dem dunklen Mahl auf der Wange, mehr noch an ihrem herznagenden Kummer sie erkannte. Als ich erst Alles von ihr erfahren, da hielt ich die Erscheinung des Kindes, welches Gianettina mir im Sterben empfohlen, und dem ich den Vater in Giovanno, in mir durch dieselbe That den Beschützer geraubt, für einen Wink der Vorsehung, vom gelobten Lande zurück nach Europa zu gehen, Minnefrieden ihrem Guglielmo zu bringen. Ich verließ den Hafen und ging auf's Neue, des Meeres Bahn zu versuchen, doch die Wellen waren milde, sie gaben mich der Heimath und meinen Lieben zurück!"

Darineo zog nun seine Minnefriede an sein Herz, sie weinte in diesem seligen Augenblick ihrer Liebe erste süße Thränen, jedes Glück vereinigte sich die schwergeprüften Liebenden mit seinen reichsten Blüthen zu krönen, und sie für Reue und Entsagung huldvoll zu trösten.

Diese kleine Geschichte schrieb ich nieder, weil sie, wie ein ernst freundliches Frauenbild in Gemählden aus alter Zeit, vor uns hintritt und einen Zettel im Munde führt, darauf geschrieben stände: Unter allen Dingen ist Wahrheit das Köstlichste im Himmel und auf Erden!

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Fortsetzung.)

Mit Freuden begrüßen wir unsern genialen Moritz Retzsch wieder hier, dessen Arbeiten man voriges Jahr so sehr vermißte. Höchst phantastisch und humoristisch ist sein kleines Öhlgemählde, den Kampf zweyer Satyrn vorstellend. Im dichtesten Waldesdunkel ringen die beyden ziegenfüßigen Halbgötter kräftig zusammen, in kühner Stellung, die unter dem krausen Haar hervorsprossenden Hörnerchen gegen einander stoßend. Zeichnung und Ausführung sind vortrefflich; das Ganze ist mit so kecker Laune erfunden, und doch kann auch der zarteste Sinn nichts Anstößiges darin finden, dieß war bey diesem Gegenstand eine schwere Aufgabe. Von fern lauschen ein Schäfer und eine

Schäferinn auf den Ausgang des Kampfes der Waldgötter. Von demselben Künstler ist noch ein männliches Porträt hier, ganz mit der Zartheit und Durchsichtigkeit der Farbentinten behandelt, die ihm so eigen ist.

Professor Matthäi stellte ein männliches Brustbild aus, wo man in jedem Zug wieder die sichere Meisterhand erkennt, eine Familiengruppe von ihm erwartet man noch.

Professor Pochmann gab einen Orpheus in Lebensgröße, wie er durch die Töne seiner Leyer die Thiere der Wildniß an sich lockt und sie sänftigt. Die Werke dieses Künstlers haben eine so geschwisterliche Ähnlichkeit unter einander, daß man über alle nur einerley sagen kann: sie sind stets mit einer technischen Vollendung gemahlt, das Kolorit ist blühend und kräftig, der Pinsel geübt und saftig, aber an ideale Form sowohl als an tieferes Charakterstudium ist nicht zu denken; seine Köpfe und Gestalten sind sich alle ähnlich, die feinen, der Natur abgelauschten Züge mangeln völlig; für Nichtkenner bleibt so etwas aber doch ein wirkungsvolles Bild. Es ist diese Art von akademischer Sicherheit und von „Fertig seyn" im Reich der Kunst, welche die neue Schule sehr mit Recht tadelt und verwirft.

Die Sepiazeichnung des Professor Seydelmann, die Madonna della sedia vorstellend, ist mehr in technischer als in geistiger Hinsicht ihres Meisters würdig.

Reich ausgestattet ist auch dießmahl wieder das Landschaftsfach. Der geniale junge dänische Künstler Dahl kehrte aus Italien zurück und theilt uns hier mehrere seiner Skizzen und Studien mit. Besonders schön aufgefaßt ist die Ansicht von einem Ausbruch des Vesuvs. Der Standpunkt ist ganz dicht bey dem glühenden Lavastrom, in der Nähe des Kraters, genommen; wir sind auf der Höhe des Vulkans, wir sehen das langsame Hinwogen der Gluthmasse, dichtes Dampfgewölk steigt vor uns auf, der Boden brennt, die Schlacken häufen sich, der Wind treibt den Rauch seitwärts, aber aus diesem Elementenkampf senkt sich unser Blick hinab, und in reizender Ruhe sehen wir hier das Meer und Neapel und die Inseln in duftiger Ferne liegen. Meisterhaft ist diese schwere Aufgabe gelöst. Weit weniger befriedigt die Ansicht von der See her bey einem nächtlichen Ausbruch des Vesuvs. Wellen und Wolken können wohl bisweilen in der Natur gerade so erscheinen, wenn sie aber so hart aussehen, sind sie nicht mahlerisch. Dasselbe gilt von einer Skizze einer Tyroler Gegend. Herrlich ist dagegen ein Birkenstamm, treu nach der Natur gemahlt, es ist unmöglich, Leben und Wahrheit in diesem Fach weiter zu treiben. So sind gleichfalls die Studien von einem mit Schling- und Farrenkräutern dicht umzogenen Felsenstück aus dem Plauenschen Grunde, und von einer Bäuerinn aus der Gegend von Rom, in ihrer Nationaltracht, sehr brav; auf jener kleinen Skizze, welche römische Gebäude darstellt, schimmert Roms glühendes Sonnenlicht, welches alles so bestimmt beleuchtet, und man fühlt überhaupt die Wahrheit eines jeden Zuges. Dasselbe gilt von der Handzeichnung, die uns zwey dortige Esel darstellt. Mit großer Freude sehen wir den künftigen ausgeführten Werken dieses Künstlers entgegen.

Von unserm Landschaftsdichter Friedrich sind leider nur zwey kleine Gemählde hier, ahnungsreich und schauerlich, wie alle seine Werke. Der Eingang zur Höhle ist besonders interessant: kahle Felsenwände thürmen sich empor, kein Ende derselben ist sichtbar, so wenig wie Luft und Himmel. Starr und kahl ragen oben einzelne Fichtenstämme aus dem Geklüft, die Öffnung zu der innern Schlucht krümmt sich durch das Gestein hinein; sind es herabgerollte Felsentrümmer oder verwitterte ehemahlige Stufen, welche hier den Weg zu erleichtern, dort ihn zu hemmen scheinen? Dürre abgehauene Baumstämme strecken hier vorn ihre Wurzeln gleich Riesenkrallen aus und umklammern damit Kies und Steine. Ein junger Wanderer sitzt hier, er muß durch die Höhle', ihm grauet dafür, er verhüllt sich das Gesicht mit beyden Händen, wohlgemuth steht sein Bruder vor ihm und scheint ihm zuzureden, nur vorwärts zu gehen, ihm erscheint nichts so schauerlich und gespenstisch, da er alles prosaischer ansieht. Die andere kleine Landschaft stellt eine Felsenwölbung vor, durch welche man in ein Thal sieht, sanftes halbgetrübtes Mondlicht beleuchtet das Ganze, zarte Ranken flattern um den dunkeln Felsen, ein Spiel des Nachtwindes.

Von unserm ehrwürdigen Veteran, Professor Klengel, sind vier kleine und eine

größere Landschaft hier, letztere ist besonders anziehend, sie stellt die Gegend bey Kulm in Böhmen vor, es ist Abenddämmerung, die Sonne sank eben unter den Horizont, der westliche Himmel leuchtet in sanfter Gluth und diese verbreitet Glorienschimmer um ein hölzernes, hochstehendes Muttergottesbild, vor dem andächtige Landleute knien und bethen. Die Wirkung des Ganzen ist recht schön. Noch hat der fleißige Greis ein kleines Bildchen im niederländischen Styl ausgestellt, eine Bauernfamilie, welche des Abends bey der Lampe am Ofen sitzt. Naivetät und treue Wahrheit ist immer in seinen Darstellungen dieser Art, nur wäre ihnen mehr von der zarten Behandlung und dem durchsichtigen Farbenschmelz der Niederländer zu wünschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

K. k. Burgtheater, d. 17. d. wurde das Schauspiel: Fridolin, oder: der Gang nach dem Eisenhammer, nach langer Feyer wieder aufgeführt. Wir sahen einen jungen Schauspieler zum ersten Mahl in der Rolle des Fridolin und waren Zeuge der aufmunternden Theilnahme, deren er sich zu erfreuen hatte. Sein jugendliches Wesen und die Gemüthlichkeit des Tons kamen ihm vorzüglich gut zu Statten. Das Organ liegt etwas zu tief, ist aber dennoch biegsam, und er wußte es oft mit Glück in höhern Akzentuirungen zu verwenden. Wenn auch eine gewisse innere Lebendigkeit noch zu wünschen war, wodurch die allzu große Passivität des Charakters etwas mehr Spannung erhalten hätte, so ist diese Anforderung nur im strengsten Sinn zu nehmen, und die Leistung kann einem Anfänger auf der Bühne, dem die freye Bewegung fehlt, erlassen werden. Es fragt sich hier hauptsächlich, ob der Versuch im Allgemeinen zu günstigen Erwartungen berechtigte, und der Erfolg entschied in diesem Fall zum Besten des Debutirenden, dem als Mitglied dieses Kunstvereines ein weites Feld zur Entwicklung seiner Fähigkeit sich öffnet. Sehr zart gehalten waren die Scenen mit der Gräfinn. In einigen häufig wiederkehrenden Tongängen und in gewissen Bewegungen, besonders beym stummen Abgang, glaubten wir eine Kopie zu bemerken, die, wenn das Bedeutendste hinzukommt und wenn sie sich in Eigenthümlichkeit verwandelt, dem Lehrling nur zu desto größerm Vortheil gereichen kann.

Hr. Anschütz gewann enthusiastischen Beyfall im Charakter des Grafen von Savern, der sich in der Schlußscene des vierten Akts am lautesten erhob. Wir möchten diese aber, der das Maß überschreitenden Kraftfülle wegen, nicht gern höher stellen, als die ganze Scenenreihe des letzten Akts, und verschiedene Momente, wo der Sturm der Leidenschaft sich nur in dumpfen Ausbrüchen und scharfen Abstufungen des Tones verrieth; wohin die gegen den Vogt ausgesprochene fürchterliche Drohung zu rechnen ist.

Die glückliche Verschmelzung der Herzlichkeit mit Rauheit war in der Darstellung des Hrn. Lembert als Felseck ungemein ansprechend. Vor allen ausgezeichnet verdient die Hauptscene zu werden, wo Thränen des Mitleids durch den wilden Unmuth brechen und der heftig Erschütterte seine Verzweiflung durch den Trunk zu betäuben sucht. Im fünften Akt geht der Charakter zu sehr in Weichheit über und der Darsteller darf etwas an sich halten. Mit Anstand und ungewöhnlicher Milde führte Mlle. Lefevre die Gräfinn durch, und in frischer Blüthe jugendlicher Liebe stellte Mad. Anschütz Luitgarde dar.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 27. September 1821.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteli. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Eine arabische Erzählung.

Aus dem Englischen.

Von Georg von Gaal.

Zu Groß-Kairo lebte einst ein Emir, dessen Gesellschaft man allenthalben, nicht sowohl seines Ranges, als seiner vorzüglichen Geistesgaben wegen, suchte. Eines Tages war er sehr mißmuthig, und wandte sich an einen seiner Aufwärter, indem er sagte: „Ich bin doch heute gar zu verstimmt, ohne daß ich die Ursache davon anzugeben wüßte. Erzähle mir eine Geschichte; vielleicht verscheucht dieß meinen Kummer." Al Raoui, dem jeder Wink des Emirs für ein Geboth galt, antwortete sogleich: Mit Rechte haben die Großen von jeher Erzählungen für das wirksamste Gegengift des Kummers gehalten; wenn du es erlaubst, o Herr! so will ich dir mit meiner eigenen Geschichte dienen.

In den Tagen meiner Jugend verliebte ich mich in ein überaus schönes Mädchen. Ihre Gesichtszüge waren höchst anziehend, und ihre Haut weiß, wie Schnee. Sie wohnte bey ihren Ältern, und ich ging sehr oft an ihrer Thüre vorbey, um sie zu sehen. Als ich eines Tages wieder des Weges kam und niemand im Hause bemerkte, fragte ich die Nachbarn, wohin denn die guten Leute gezogen wären. Man gab mir zur Antwort, sie hätten ihren Aufenthalt geändert, und wären nach dem Lande der Kamehle gereist, um sich dort niederzulassen. Dieses betrübte mich im Innersten. Meine Neigung zu dem Mädchen hatte eine solche Stärke über mich gewonnen, daß ich ohne dasselbe nicht mehr leben zu können glaubte, und mich entschloß, alles zu verlassen, um ihren Aufenthalt aufzusuchen. Denselben Abend sattelte ich mein Kamehl, gürtete meinen Säbel um, und machte mich auf den Weg.

Die Nacht war dunkel, der Weg beschwerlich, überall hinderten Berge und Ströme mein Fortkommen, und zu meinem größten Elende fand ich mich auch von wilden Thieren umgeben. Doch lobte ich Gott für alles, was mir begegnen mochte, und setzte meine Reise ununterbrochen fort. Endlich fühlte

ich mich zu sehr ermüdet; der Schlaf bewältigte mich, und ich schlummerte auf meinem Thiere ein. Während ich aber schlief, nahm mein Kamehl einen unrechten Weg, und da es langsam ging, erwachte ich nicht eher, als bis ich von dem Aste eines weitausgedehnten Baumes einen derben Schlag an dem Kopfe bekam. Eben brach der Tag hinter der grauen Dämmerung heran, und da bemerkte ich, daß ich weit von meinem Wege abgekommen seyn müßte. Auch gut! sagte ich zu mir selbst, wir vermögen nichts gegen den Willen Gottes; und so mußte ich mit meinem Loose zufrieden seyn. Indem ich mich mit derley Gedanken beschäftigte, blickte ich nach allen Seiten hin, und ersah bald die schönsten, von glänzenden Bächen durchschlungenen Gärten, und allerley herrliche Vögel, die die herannahende Morgenröthe mit ihren süßen Jubelliedern begrüßten. Da stieg ich von meinem Kamehle, führte es am Zaume hinter mir her, und ging zu Fuße weiter, bis ich in das Land Alfla gelangte.

Hier faßte ich frischen Muth, bestieg mein Thier wieder, und überließ es, da ich nicht wußte, in welcher Gegend ich wäre, geradezu der Führung des Himmels. Nachdem ich eine sehr schöne Gegend durchwandert hatte, befand ich mich abermahl in einer Wüste. Da bemerkte ich aber plötzlich ein prachtvolles Zelt, dessen ausgespannte Wände von einem blendenden Weiß waren und von den Lüften des Morgens gaukelhaft hin und her geweht wurden. Bey manchem Blick, den ich darauf hinrichtete, sah ich den innern Glanz desselben wie einen Blitzstrahl mir entgegenleuchten. Kühe und Ziegen weideten umher; ein Pferd und ein Kamehl standen in der Nähe an einen Pfahl gebunden, aber nirgends zeigte sich eine menschliche Seele. Dieß ist sehr sonderbar! sagte ich zu mir selbst. Endlich trat ich getrost hinan und rief: Wer da? bewohnt ein guter Muselmann dieses Zelt, der einen armen, verirrten Reisenden auf den rechten Weg zurückweisen wollte? — Sogleich kam ein Jüngling hervor, schön, wie der Mond, wenn er durch den blauen Äther schwebend hinter leichten Wolken hervorbricht, und voll Holdseligkeit und Anmuth, welche seine geschmackvolle Kleidung erhöhte. Er begrüßte mich überaus freundlich und sagte: „Du scheinst dich verirrt zu haben, Bruder Araber." — „Ja," antwortete ich, „so ist es leider! doch zweifle ich nicht, du werdest mich zurechtweisen." — „Bruder," versetzte er: „der Weg ist schlecht, es regnet nun, die Nacht wird finster seyn, und in dieser Gegend sind viele wilde Thiere. Steige ab, und ruhe bey mir aus, morgen will ich dich auf den rechten Weg geleiten." Bey diesen Worten stieg ich ab; er band mein Kamehl fest, gab ihm Futter, und wies mich in sein Zelt. Als ich mich gesetzt hatte, verließ er mich, und ging nach einem Schafe. Nachdem solches geschlachtet, und mit schmackhaften Kräutern zubereitet war, setzten wir uns zu Tische. Während des Mahles aber bemerkte ich, daß der Jüngling oft seufzte und sogar weinte. Ich vermuthete, daß Liebe die Quelle seiner Thränen sey, und dachte, da ich selbst liebte, auch er müsse sehr verliebt seyn. Man weiß nicht, was Honig ist, bevor man ihn nicht gekostet hat. Ich wünschte den Zustand seines Herzens zu erkunden, fürchtete aber unbescheiden zu scheinen.

Als wir zur Genüge gegessen hatten, brachte er in einem goldenen Gefäß zwey Flaschen von Krystall: eine mit Rosenwasser, die andere mit Wein ge-

füllt, nebst einem Handtuche von Seide, das mit goldenen Fransen besetzt war. Ich wusch meine Hände und bewunderte die Pracht und den Geschmack, womit mein Wirth mir aufgewartet. Nachdem wir uns eine Weile mit einander unterhalten hatten, führte er mich in das Innere seines Zeltes, zeigte mir eine prächtige Matratze von grüner Seide, welche mit Vorhängen von derselben Farbe umgeben war, und verließ mich, indem er mir eine gute Nacht wünschte. Ich legte meine Kleider ab, und versank alsobald in Schlaf. Nie hatte ich einer süßern Ruhe genossen. Meine Einbildungskraft voll dessen, was ich gesehen, und meine Seele auf's wohlthätigste von der Gastfreyheit und dem freundlichen Wesen meines Wirthes beruhigt, spiegelte mir Träume voll Vergnügens und Friedens vor.

Nach einigen Stunden Ruhe weckte mich eine Stimme, die so lieblich klang wie eine Flöte. Ich öffnete den Vorhang ganz leise, und erblickte ein junges Frauenzimmer bey meinem Wirthe, das schöner war, als die Erste der Houris. Bald vernahm ich allerley Geflister. Anfangs hielt ich die Schöne für eine Tochter der Genien, die sich in den Jüngling verliebt habe und hierher um seiner Liebe gezogen sey. Denn ihr Blick verbreitete einen Glanz um sie her, wie die Sonne. Bald aber fand ich, daß sie weiter nichts, als eine Tochter Arabiens sey.

Da ich bemerkte, daß Beyde beym Hereinkommen einander an der Hand nahmen, vermuthete ich, daß sie sich liebten, und ermangelte nicht, ihr Loos zu segnen. Sogleich zog ich meinen Vorhang zu, legte meinen Kopf auf mein Kissen, und schlief wieder ein.

Als ich mich des Morgens angezogen, gewaschen und mein Gebeth verrichtet hatte, ging ich zu meinem Wirthe. Wir nahmen unser Frühstück zusammen ein, aber ich unterließ, mich über das, was ich gesehen hatte, zu erkundigen. Nachdem unser Mahl vorüber war, sagte ich: „Nun hoffe ich von deiner Güte, du werdest mir einen Weg zeigen, wodurch denn alle mir erwiesene Gunstbezeigung mich dir noch mehr verpflichten wird." „Wisse," antwortete hierauf mein Wirth, „daß es der Araber Sitte ist, ihre Besuche auf drey Tage auszudehnen; überdieß bin ich dir ja für deine Gesellschaft verbunden, und wenn es dir beliebt noch länger bey mir zu bleiben, so wird es mich freuen." Seinem Verlangen zu entsprechen, und die drey Tage bey ihm zu verweilen, schien mir auf jeden Fall das Beste. Während dieser Zeit bemerkte ich aber jede Nacht, daß das Mädchen zurückkam. Nach Verlauf derselben aber konnte ich mich nicht länger enthalten, ihn zu fragen, wer er sey? Er antwortete mir: „Ich bin einer aus dem Geschlechte des Bein Asra," und nannte mir sowohl seinen und seines Vaters Nahmen, wie auch jene der Brüder desselben. Als ich diese gehört hatte, wußte ich, daß er der Sohn meines Oheims, und wirklich von dem großen Geschlechte des Bein Asra sey. Ich unterrichtete ihn hiervon und sagte ferner: „Warum hast du dein erhabenes Vaterhaus verlassen, um in dieser Wüste allein zu wohnen?" Schnell erwiederte er: „Mein lieber Vetter! ich schlug meine Wohnung hier auf, weil hier der Aufenthalt meiner Geliebten ist, und diese ist die Tochter meines Oheims, des jüngern Bruders meines Vaters. Ich warb um ihre Hand bey ihrem Vater; er aber versagte sie mir, und verlobte sie an einen andern Verwandten, welcher, nachdem er mit ihr verbunden war, sie nach seinem

Wohnsitze brachte. Während eines ganzen Jahres war ich außer mir vor Schmerz, und da es mir unmöglich war, von ihr entfernt zu leben, verließ ich alles und kam hierher. Sie, die meine Seele liebt, wohnt am Fuße jenes Berges, und kommt jeden Abend, eine Stunde mit mir zuzubringen. Um diesen Trost zu genießen, bleibe ich hier, und hoffe, daß durch Gottes Hülfe alles gut gehen werde." — Da antwortete ich ihm: „Wenn sie diesen Abend kommt, und du willst sie auf mein Kamehl setzen, so nimm alles, was du von Werth besitzest, mit dir, und folgt mir beyde. Der Schritt meines Thieres ist so schnell, daß ihr vor dem Anbruche des Tages schon sehr weit von hier seyn werdet. Dann sollst du ohne alles Hinderniß das Vergnügen genießen, bey deiner Geliebten zu seyn, so wie auch die Freyheit, deinen Wohnsitz aufzuschlagen, wo es dir beliebt, denn das Land Gottes ist groß. Was ich vermag, so will ich dir gern in allem behülflich seyn." Mein Vorschlag gefiel ihm, und er nahm ihn mit besonderer Zufriedenheit an. Wir erwarteten mit Ungeduld, bis der Abend herannahte, um zu hören, was das Mädchen sagen würde.

Als der Abend herandämmerte, gingen wir nach der Thüre und sahen ihrer Ankunft mit Ungeduld entgegen. Jedes Geräusch schien uns den Tritt ihres Fußes zu verkündigen. Er suchte ihren Wohlgeruch aus der Luft einzuathmen. Aber wir harrten so lange vergebens, daß mein Vetter endlich mit zitternder Stimme ausrief: „Gewiß ist ihr ein Unglück unter Weges begegnet! Erwarte hier meine Zurückkunft, ich will gehen, nach ihr zu sehen." Indem er dieses sagte, ging er in sein Zelt, nahm sein Schwert, und eilte fort.

Nach zwey Stunden kam er zurück und brachte ein Bündel unter seinen Armen. Todtenblässe deckte sein Angesicht; zitternd und ganz verstört eilte er auf mich zu, und indem er fallen ließ, was er mitgebracht, sank er wie leblos zu meinen Füßen hin. Nach einer Weile schien wieder Leben in ihn zurückzukehren, aber seine Ohnmacht wich nur, um den schmerzlichsten Klagen Raum zu geben. Voll Verzweiflung rief er endlich aus: „Ein Löwe überfiel meine Geliebte — ach, und zerriß sie! Siehe! hier ihr Gewand, ihr Schleyer und ihr Blut! Dieß ist alles, was mir von ihr übrig blieb!" Nachdem er dieses gesprochen hatte, blieb er eine ganze Stunde in dumpfer Betäubung und heftete seine Blicke mit lautlosem Starren auf ihre Kleidung. Dann schien er etwas ruhiger und sagte: „Bleibe indessen! ich gehe, und werde bald wiederkommen."

Nach einer Stunde kam er in das Zelt zurück. Er hatte den Kopf des Löwen in der Hand, warf ihn auf den Boden, verlangte Wasser von mir, und nachdem er das geronnene Blut an demselben abgewaschen hatte, küßte er dessen Mund. Seine Thränen flossen nun aufs Neue. Er blickte mit starren Augen auf den Gegenstand seines Schreckens, welcher bis jetzt in einen Theil ihrer Kleidung eingehüllt war, und brach in einen heftigen Seufzer aus, der mir mein Innerstes zu durchbohren schien.

Ich nahte mich ihm; da ergriff er meine Hand und sagte: „Bey der Liebe unserer Verwandten, bey der Freundschaft, welche wir einander zugesichert, beschwöre ich dich, diese Begebenheit vor unsern Verwandten geheim zu halten. Lasse sie nie über deine Lippen kommen! Möge das Gedächt-

niß meines Unglückes sowohl als meiner so kurzen Seligkeit immer mit mir in Vergessenheit hier begraben liegen. Ich werde bald aufhören zu seyn. Wenn ich todt bin, wasche mich, kleide mich mit den Kleidern meiner Geliebten, und begrabe mich mit ihren Resten unter den Eingang dieses Zeltes. Alles, was es enthält, ist dein. Mögest du es glücklicher genießen, als ich!" Auf diese Worte begab er sich in das Innerste des Zeltes. Nach einer Stunde kam er wieder, sank zu Boden, drückte meine Hand und — verschied.

Bestürzt über diesen Anblick, wünschte ich mir anfangs selbst den Tod; bald aber erinnerte ich mich dessen, was er mir aufgetragen hatte. Nachdem ich ihn gewaschen, begrub ich ihn nach seinem Willen, und blieb drey Tage bey seinem Grabe um zu weinen. Dann aber kehrte ich tief betrübt über diesen traurigen Zufall — statt nach dem Lande der Kamehle zu reisen, nach dem Orte meines vorigen Aufenthalts zurück, denn das Unglück, von welchem ich hier Zeuge gewesen war, hatte mich ganz von meiner Liebe geheilt."

Die Einsiedeley
im Garten zu Mitroviz.

Mein Sorgenfrey,
So nenn' ich meine
Geliebte kleine
Einsiedeley. Bürger.

Lieblich glänzt im Abendschimmer
Die Einsiedeley,
Gut ist es dem Menschen nimmer,
Daß allein er sey;

Zwar es säuget den Gedanken
Groß die Einsamkeit,
Überfliegend alle Schranken
So von Raum als Zeit:

Doch dem Willen erst verbunden
Reifet er zur That.
Nütze einsam deine Stunden
Zu des Lebens Saat,

Aber nicht vereinzelt lebe
Wie Simurgh im Nest,
Sieh! um Ulmen schlingt die Rebe
Ihre Ranken fest.

Einsam, wie die Adler horten,
Bringet nicht Gewinn.
Eines sey in That und Worten,
Eins von Herz und Sinn,

Eins die Zügel, die du lenkest,
Eins mit deinem Freund,
Alles, was du einsam denkest,
Sey für ihn gemeint.

Soll Einsiedeley ich lieben,
Laß mich nicht allein,
Komm o meine gute Sieben,
Komm zu mir herein.

J. v. Hammer.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Fortsetzung.)

Zweyter Besuch.

Eben kehre ich von der Ausstellung zurück und eile, Ihnen meine Freude zu schildern über ein ganz herrliches weibliches Porträt, welches Professor Vogel noch hingab. Dieß ist ein wahres Meisterstück, zarter und treuer kann nichts der Natur abgelauscht seyn. Die reinste Klarheit herrscht in diesem wundervoll gemahlten Kopf, und doch ist alles lebenswarm und weichgerundet. Frauen im mittlern Alter, so wie diese, werden gewöhnlich den Künstlern sehr schwer; hier ist Wahrheit, Grazie und Einfachheit in Anordnung und Ausführung. Wie schön sind die vollen schwarzen Locken behandelt und wie heben sie das zarte Kolorit! sie werfen einen kleinen Schlagschatten auf die rechte Seite der Stirn, durch den die ganze Physiognomie an Interesse gewinnt. Wie sprechend sind diese Augen, die weichen Formen um Wangen und Kinn sind wahrhaft modellirt, die Feinheit des Mundes ist unnachahmlich; eben so meisterhaft ist der Hals gemahlt, in dem reinsten Farbenschmelz. Ein goldenes Netz umschließt die Hinterhaare, ein Amaranth-Gewand von Kachemir mit schmaler türkischer Kante schmiegt sich an die Brust, und ein prächtiger grüner Pelz fällt über die Schultern und wird von der rechten Hand gefaßt. Hier zeigte der Künstler, wie trefflich er diese Farbe zu behandeln weiß, und der braune Vorstoß von Peltzwerk umspielt den weißen Nacken so weich und wohlthuend. Der Hintergrund ist ganz einfach. Man braucht nur dieß eine Gemählde zu sehen, um anzuerkennen, daß Prof. Vogel einer der trefflichsten Künstler unserer Zeit ist. Seine kleine getuschte Zeichnung: „Susannens Rechtfertigung durch Daniel," ist eine ausdrucksvolle und edle Komposition.

Recht fleißig waren die beyden Landschaftsmahler, Traugott Faber und Eusebius Faber, welche jetzt beyde Mitglieder der Akademie sind. Es ist interessant zu beobachten, welchen verschiedenen Weg diese beyden verdienten Künstler gehen. Der erstere beobachtet die Natur getreu bis in die kleinsten Details und sucht sie pünktlich, mit gewissenhafter Wahrheit, wieder darzustellen, so, wie sein spähendes Auge sie sorgsam erforschte. Der andere wird begeistert von dem Totaleindruck einer lieblichen Gegend, einer magischen Beleuchtung. Mit trunknem Blick faßt er den Farbenzauber auf von dem Nebelduft, der im Morgenschimmer vor fernen Bergen schwebt, von dem farbig goldenen Herbstlaub, von der träumerisch dunkeln, warmen Sommernacht. Er bewahrt alles, was er mit diesem Sinn erblickt, im liebenden Gemüth, und trägt es dann, idealisirt, auf die Leinwand über. Seine Gemählde haben dadurch eine schöne innere Poesie und einen bestechenden Glanz, doch ist es sehr zu wünschen, daß er sich oft an bestimmte, nach der Natur gemahlte Gegenden feßle, um frey von Manier zu bleiben und um besonders die Mannigfaltigkeit des Baumschlages ernst zu studieren: die Natur ist reicher und unerschöpflicher, als keine noch so dichterische Phantasie. Indeß hat dieser brave Künstler seit einigen Jahren sehr erfreuliche und auffallende Fortschritte gemacht, er arbeitet im größern und freyern Styl als sonst.

Unter den zehn Landschaften, die er ausstellte, ist keine, die nicht dem Auge wohl thät, und viele haben ausgezeichneten Kunstwerth. Zu diesen rechne ich besonders die beyden kleinern Stücke nach der Natur: Ehrenberg in der Abendbeleuchtung und Kriebstein. Seine große Mondscheinlandschaft ist fast zu dunkel gehalten, der Künstler hätte hier besser gethan, wenn er angegeben hätte, was er sich bey der traumähnlichen Erscheinung dachte, die man vorn unter den uralten Bäumen und Ruinen sieht. Der Künstler, der solche nächtliche Scenen darstellt, muß besonders darnach streben, die Dunkelheit sichtbar zu machen, nicht die bestimmten Gegenstände unsichtbar. Bey der kleinen Darstellung der Kirche zu Greifendorf im Mondschein, ist die Beleuchtung nicht völlig richtig angegeben. Die großen Idealllandschaften haben etwas sehr Reizendes, nur bleibt einem der Wunsch, daß der Künstler sich nicht diesem Fach, zu dem er entschiedenes Talent hat, überlassen möge, ohne genaue Studien nach der Natur damit zu verbinden.

Eben so sehr möchte man dem Traugott Faber empfehlen, sich nicht zu streng zu binden, sondern seiner Phantasie bisweilen etwas freyern Spielraum zu gestatten; die Landschaft, wo er dieß that, ist unstreitig sein gelungenstes Werk, sie stellt eine Felsengegend in Morgenbeleuchtung vor, durch eine umbüschte Felsenwölbung sieht man ein in Stein gehauenes Madonnenbild, ein Einsiedler kehrt von seinem Gebeth dabey zurück. Aussichten von solchen Höhen herab, wie sie der Künstler auf seinem, von dem Spitzhaus der Hoftösnitz aus aufgenommenen, Gemählde darstellte, sind undankbare Gegenstände für die Kunst, sie biethen mehr Schwierigkeiten dar, als Schönheiten.

Die in Wasserfarben gemahlte Landschaft von Hammer, die Ruinen der Mönchskirche in Bautzen vorstellend, hat Kraft, Zartheit und Wahrheit; sie kommt an Wirkung und schöner Behandlung den Öhlgemählden eben so gleich, wie die in Öhl gemahlte Landschaft des Prof. Günther an die Aquarellmanier erinnert.

Bey meinem nächsten Besuch kehre ich wohl noch einmahl in dieß Zimmer zurück, in welchem man dießmahl die Arbeit des Prof. Rösler ganz vermißt; heute will ich nun noch frey durch die andern Säle streifen und Ihnen erzählen, was mir am meisten darin auffällt.

Mein Gott! wie viel Madonnen erblicke ich in diesem mittelsten Saal! wahrlich, nicht absichtslos scheinen die vier kolossalen, brav gezeichneten Jupiterköpfe hier so gestellt zu seyn, daß sie zürnend auf all diesen Madonnenunfug losschreiten, wohl möchte der Donnerer seine finstern Braunen mißbilligend darob schütteln! Warum wollen die jungen Künstler sich frevelnd immer gleich an das Erhabenste und Heiligste wagen, ehe sie im Stande sind, eine Mutter mit ihrem Kinde aus dem gewöhnlichen Leben treu und schön darzustellen! —

Die drey bessern Madonnenbilder hier wurden in Italien gemahlt, und wir verdanken ihre Mittheilung der Güte des Hrn. von Quandt, der sie nebst manchem andern schönen Kunstwerk aus seinen reichen Sammlungen der Ausstellung lieh.

Eine dieser Madonnen ist eigne Erfindung von Julius Schnorr; sie steht an einem mit Weinranken umzogenen Fenster, das Jesuskind schmiegt sich liebkosend an sie, ihre linke Hand ruht auf einem aufgeschlagenen Buche. Der Ausdruck und Charakter beyder Köpfe, besonders des Kindes, ist ausgezeichnet schön, voll Liebe und Innigkeit. Die Behandlung und Farbengebung zwar kräftig, aber äußerst hart, alle Kontoure sind geschnitten; der Farbenton wäre gut, wenn nur Schmelz und Weichheit darin herrschten. Die Zeichnung ist überdem mangelhaft und möchte an vielen Stellen, wie z. B. dem Hals der Maria, gar nicht zu entschuldigen seyn. Selbst das Weinlaub ist ganz dunkel und undurchsichtig gemahlt. Die andern beyden Madonnen sind Kopien nach Raphael; die eine von Louise Seidler, nach der Maria im Pallast Tempi in Florenz, scheint recht treu zu seyn, das Köpfchen des Jesuskindes ist besonders gut, doch wußte die Künstlerinn nicht genug die ursprüngliche Reinheit des Originals zu errathen, sie kopirte manches mit, was nicht Raphael's Pinsel, sondern dem trübenden Hauch der Jahrhunderte angehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Leopoldstädter Theater, den 15. zum ersten Mahl: Der alte Geist in der modernen Welt. Lokales Zauberspiel mit Gesang in zwey Aufzügen, vom Hrn. J. A. Gleich. Musik vom Hrn. Kapellmeister Volkert.

Ein Geist wird eines Fehltritts wegen in der Unterwelt verurtheilt, eine Zeitlang auf der Oberwelt umher zu wandern, und dort den Freygeistern zum Gespött zu dienen, bis es ihm gelingt, einem Leichtgläubigen Furcht einzujagen. Auf dieser Wanderschaft findet er seit sechzig Jahren Alles verändert, geißelt die Thorheiten, sucht Gutes in seiner Familie zu stiften, und verheirathet ein junges Mädchen, seine Nichte, mit einem jungen Menschen, dessen reichen, übermüthigen Oheim er durch Schrecken einzuwilligen zwingt, und wird wieder in das Geisterreich zurück berufen.

Der Stoff ist gut gewählt und hat, trotz seiner Ähnlichkeit mit andern Gespenster-

Erscheinungen dieser Art, ein eigenthümliches Interesse, das aus dem Kontrast der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit entspringt. Diese Zusammenstellung gibt zu einer Menge glücklicher Einfälle und scharf treffender Züge Anlaß, die für den etwas schleppenden Gang der Scenen im ersten Theil entschädigen. Der zweyte Akt geht rascher, die Erscheinungen folgen aber bunter auf einander, die Komik ist überladen, das Interesse verschwindet allmählig, so wie der Eindruck, den der freye Scherz mit dem Schauerlichen und dem Aberglauben Anfangs erregt, verlöscht, und der Schluß ist ein Holterdipolter von gewöhnlicher Art, dem ein ziemlich räthselhaftes allegorisches Gemählde zur Folie dienen soll. Mancherley belustigende Personagen treten in dieser Zauberposse auf, worunter die charakteristischen Verwandlungen des antiken Geistes (Ignaz Schuster), der sich gleich von vorn herein in einen alten Stutzer modernisiren muß, um in der neuen Welt Figur zu machen, die Oberhand behaupten. Am frappantesten war seine Erscheinung als alter Armenier und die Ausführung der hieher gehörigen Scenen vorzüglich. Nach der ersten Vorstellung soll manche vortheilhafte Abänderung Statt gefunden haben. Bey der dritten war das Haus gefüllt. Auf das Urtheil der Menge ist hier nicht viel zu bauen, denn die Erfahrung lehrt, daß für das Volkstheater der sichre Maßstab am wenigsten gefunden wird. Wo man des Lachens wegen hingegangen ist, wünscht man in demselben Augenblick ein tragisches Meisterwerk zu schauen, und da, wo dieses hingehört, möchte man doch einmahl gar zu gern einen Geist auf der Bastey sehen. O welche Freude! Indessen ist auch zwischen Possen und Possen allerdings ein Unterschied zu machen. Glücklicher Weise pflegt dem Verf. dieser jüngsten nach einem Fehlgriff leicht ein Treffer zu gerathen.

Literarische Anzeige.

Bey Ackermann in London ist unlängst erschienen: Geschichte von Madeira, mit 27 kolorirten Kupfern. (Ein Band in 8., Preis 2 Guineen.) Man findet in diesem Werk eine Schilderung der Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen der Bewohner dieser Insel, nebst 6 charakteristischen Figuren in einem besondern Anhang.

Es ist auffallend, daß bey dem Reichthum an Topographien, vorzüglich in England, früher weder Zeichnungen noch Beschreibungen von Madeira vorhanden waren, wozu diese Insel doch den Stoff in vollem Maße liefert. Ihre Lage und der Einfluß, den sie auf den brittischen Handel ausübt, machten sie von jeher bedeutend, noch mehr ist dieß der Fall in neueren Zeiten geworden, nachdem man, während der Besetzung durch englische Truppen, um sie den unbegrenzten Planen der Eroberungssucht zu entziehen, sich von der ungemeinen Gesundheit ihres Klima's überzeugt hat. Diese Geschichte ist eben so gründlich, als anziehend behandelt; freundlich reichen Unterhaltung und Belehrung sich die Hände.

Ein anderes interessantes Werk, das aus dieser Verlagshandlung hervorgeht, führt den Titel: Geschichte des kleinen Johnny, Findling des Dr. Syntax. Ein Gedicht in 12 Monaths-Nummern. Im vorigen August ist Nr. 1 erschienen, die Fortsetzung folgt monathlich.

Das englische Publikum hat an der Geschichte des genannten Doktors ein lebhaftes Interesse genommen. Bey diesem Findling vertritt er Vaterstelle und hat sich mit wahrhaft väterlicher Liebe seiner angenommen. Man findet daher in diesem, wie in seinen eigenen Erzeugnissen, Weisheit und Thorheit, Laune und Phantasie, kurz Alles so wie dort, in einer echt humoristischen Mischung vereinigt. Leser, die auf Verstand und Gemüth Anspruch machen können, werden in diesem kleinen Johnny eine Art von englischem Gil-blas finden.

Modenbild XXXIX.

Kleid von Alexandrine, unten mit Dünntuch geziert. Die obere Garnirung und das Tüchelchen von Blonden. Hut von Krepp mit Blonden und Blumen geziert.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

F. v. St. Del. Fr. Stöber.

XXXIX. Wiener Moden. 11/1820

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 29. September 1821.

117

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljs. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer vierteljs. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monathsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Friedensfeyer zu Nürnberg.

Furchtbar hatte durch dreyßig Jahre fast in allen Gegenden Deutschlands der Verheerungskrieg getobt, als ihm endlich im Jahre 1650 mit dem Nürnbergerfrieden das Ziel gesetzt wurde. Die Hoffnung auf frohere Tage gab dieser Friedensfeyer viel Glanz und Jubel, und später auch den Stoff zu mannigfachen Beschreibungen, von denen eine vor mir liegt, die sich mit freudig schwatzhaftem Titel also ankündiget:

„Geburtstag deß Friedens, oder rein Reimteutsche Vorbildung, wie der großmächtigste Kriegs- und Sieges-Fürst Mars auß dem längstbedrängten und höchstbezwängten Teutschland seinen Abzug genommen, mit Trummeln, Pfeiffen, Trompeten, Heerpaucken, Musqueten- und Stücken-Salven begleitet, hingegen die mit vielmalhunderttausend feurigen Seufftzern gewünschte und nunmehr erbetene goldgüldene Irene, mit Zincken, Posaunen, Flöten, Geigen, Dulcinen, Orgeln, Anziehungen der Glocken, Feyertägen, Freudenmalen, Feuerwerken, Geldaußtheilungen und andern Dankschuldigkeiten begierigst eingeholet und angenommen worden, — entworfen von Johann Klaj, der Hochh. Gottes Lehr ergeben und Gekr. Kaiserl. Poeten. Nürnberg. In Verlegung Wolffgang Endters, 1650." in 4.

An diesem festlichen Tage ward auch der Kleinen nicht vergessen. Tausend der jüngsten Bürgerkinder der kunstfleißigen Stadt ritten auf Steckenpferden vor der Wohnung des Herzogs Amalfi auf, wie es einige hundert Jahre früher während Kaiser Friedrich IV. (III) Anwesenheit ebenfalls der Fall war, und jedem derselben reichte man eine viereckige Denkmünze von Silber:

Das Müntzgepräge bringt dem Kaiser einen Gruß,
(Vivat Ferdinandus III. Romanorum Imperator Vivat).
Dann einen Knaben zeigt, der reit und geht zu Fuß.
(Um ihn stehen die Worte: „Frieden Gedachtnus in Nurnberg, 1650.")

Wir wollen die Lust der Kleinen uns von dem gemüthlichen Klaj selbst berichten lassen:

Austheilung der Friedenschilling.

Damit die Kinder auch des Friedens möchten denken,
Hat man, die friedlich sind, beschenkt mit Geld-Geschenken,

Das unvergessen bleibt. Wir Großen gehen bald
Zum großen Haufen hin; bey'n Alten wird bald alt,
Was jüngsten ist geschehen, — ein minder Jahr erzählet,
Was klein ist, minder klein. Kein Kind etwas verhehlet,
Es breitet es nur aus; es sagt's vom zehnten Jahr,
Bis ihm das Alterthum bereifet Bart und Haar.
Als Kaiser Friedrich hier der Kinder Meng' vernommen *),
Hat er aus Anbefehl die lassen vor sich kommen,
Die nur zweimal fünf Jahr; sobald dieß kund gemacht,
Wird Jung, Alt, Klein und Groß in große Freude bracht.
Die Kindermütter Lust, die Kinder Freude haben —
Die durch der Mütter Schmuck wie Himmels-Edelknaben
In weißen Kleidern gehn; die Locken sind gekräuft,
Die Scheitel, die gekämmt, ein Blumenkranz umschleuft;
Die Muscheltöchter-Zier der Perlen sie bezieret,
Nicht minder Kettengold, sie werden abgeführet
In das Schloßzwinger-Grün, der Kaiser sieht die Blüh'
Der edlen Teutschen Frucht. Ist eine Blume früh
Buntfarbig, wohlgestalt, was wird zu Mittag werden,
Wann sich der Kopf aufthut? So war die Zier der Erden,
Der jungen Kinder Wuchs; je kleiner auch ein Kind,
Je größre Zuneigung sich gegen ihme find't,
Auch gar bey großen Herrn; daß Zepter, Kron' und Thronen
Sich senken Erdenab, der Hoheit Würden schonen,
Wie Friedrich hier gethan, die Kinderjahr bedacht,
Mit kleiner Kindergab' sich dannoch groß gemacht. —
Dieß ist auch hier geschehn; Gott weiß von welcher Zungen
Ein Wort entsprungen war, — die Alten mit den Jungen
Die rufen hin und her: „Man theilet Schilling aus,
Wo Fürst Piclomni liegt in jenem schönen Haus!"
Die Pferde, die geputzt, ganz ungefüßet stehen,
Die Reiter reiten fort und doch zu Fuße gehen.
Nun wie der Reiter ist, so ist des Reiters Pferd:
Denn solcher Reitersmann ist solches Pferdes werth.
Der Reiter ist ein Kind, das Pferd ein langer Stecken,
Das soll ein Rappe seyn dieß hier, und jens ein Schecken,
Das ein Podolisch Roß. Die junge Reiterey
Reit't auf den Weinmarkt zu; sie rücket nun herbey,
Und wird vom Friedefürst **), weil sie dem Fried' geholdet,
Mit neuem Friedensgeld begnadet und besoldet:
Das Müntzgepräge bringt dem Kaiser einen Gruß,
Dann einen Knaben zeigt, der reit't und geht zu Fuß! —
Wie nun die Kinder noch den dritten Friedrich singen,
So wird's dem Ferdinand dem dritten auch erklingen;
Der Kinder Zung und Mund und seine milde Hand
Wird seyn bey Kindeskind auf Kindeskind bekannt.

Haben die neuesten Tage wohl viele Feste als die ihren zu nennen, welche das reine Gefühl so wohlthuend in Anspruch nehmen, wie die hier bezeichnete

*) Hoc, praeter reliquos, observavit etiam Conradus Celtes, cujus caput VII. de Norimberga evolvendum.

**) Als J. F. G. Mildgebigkeit stadtkundig worden, findt auch Kinder, an derselben Theil zu suchen, bewogen worden, deme zu folgen, von den gemeinen Bürger-Knaben über 1000 in der Anzahl sich versammelt, jedweder auf einem Steckenpferd zu Fuß, vor dero Einlager geritten, denen allen eine viereckigte Silbermünze außgetheilt worden.

Kinderlust, von erlauchten Männern mit weisem Sinn als Beyhülfe benutzt zu geschichtlichen Überlieferungen der wichtigsten Ereignisse ihrer Zeit?

Julius Max Schottky.

Die Moraiten.

(Nach A. L. Castellan lettres sur la Morée et les îles de Cérigo, Hydra et Zante.)

Der Peloponnes, diese Wiege der Heroen der Fabelwelt, die Bühne denkwürdiger Ereignisse, das Vaterland der herrlichsten Männer, hat Alles verloren, und nur das ist geblieben, was ihm der Mensch nicht rauben konnte. Dahin sind seine Denkmähler, Kunstgebilde, seine Städte und Heldengeschlechter, aber unvergänglich ist die Schönheit seines Klima's, die seltene Fruchtbarkeit seiner Gebirgslandschaften. Und so ist dieß Morea heute gewisser Maßen wieder dasselbe, was es zur Zeit der alten Heroenwelt war; seine Bewohner sind fast wieder so wild und unwissend, wie damahls, und der Boden ist durch lange Versäumung eben so jungfräulich geworden.

Hohe Waldungen beschatten die vielen Berge und die zahlreichen Quellen; die Ebenen grünen von Kräutern, Getreidehalmen und Gesträuchen; die Ufer des Meeres prangen mit Öhlbäumen, schöner als die an Italiens Küsten; Orangen und Zitronen blühen wild in mahlerischen Gruppen und verschönern die Einöden.

Einst war die Bevölkerung dieser reizenden Halbinsel so groß, daß ganze Kolonien auswanderten, welche die benachbarten Inseln, die Küsten Italiens und Siziliens mit neuem Leben erfüllten. Auch jetzt noch wandern die Moraiten aus, aber nur um ein Vaterland zu fliehen, das ihnen verhaßt gemacht ist. Ihre Städte, ohne Handel, ohne Industrie, ohne Schutz und Recht, fallen in Trümmer; das Land gleicht einer Wildniß, nur von umherirrenden Hirten und ihren Heerden bewohnt, die keine feste Wohnung haben.

Diese Hirten Morea's sind noch gerade so, wie sie Theokrit in den Idyllen mahlt, oder wie wir sie in griechischen Basreliefs sehen. Sie haben das antike Kostüm in seiner ersten Einfalt behalten; die Milde des Klima's gestattet die halbe Bekleidung; ein einfaches Baumwollenkleid (das chiton der Alten), das bis an's Knie reicht, und mit einem Gürtel um den Leib gebunden ist, macht die ganze Bedeckung aus. Die höheren Gebirgsbewohner tragen, statt der Baumwolle, Lämmerfelle. Ein weißes, um den Kopf geschlagenes Tuch schirmt sie gegen die Sonne, ein Stück mit Riemen befestigtes Leder bedeckt ihren Fuß.

Die Berghöhlen und unzugänglichen Grotten sind die Wohnungen der moraitischen Hirten, wo sie mit ihren Heerden übernachten, und die sie mit einem kunstlosen Hag von Reisern oder mit aufgehäuften Steinen verschließen, daß die Schafe nicht davon laufen. Matten aus Palmenblättern geflochten, Decken von Ziegenhaar sind ihr Bett, irdene Gefäße zur Bereitung der Nahrung, hölzernes Geschirr zum Einsammeln der Milch und kleine Körbe für die Käse, das ganze Hausgeräth.

Dieses einsame, höchst frugale und freye Leben hat für die Moraiten den größten Reiz. Sie sind arm und roh, aber glücklich. Man hat Mühe sich zu bereden, daß so in der Nähe der kultivirten Welt noch Menschen,

ja Völkerschaften, ganz im Geist und in der rohen Einfalt einer patriachalischen Vorwelt wohnen.

Der den späten Enkeln immerdar heilige Boden, auf welchem einst Arkadien und Korinth, Lazedämon und Messene blühten, bedarf nur einer weisen Regierung, um wieder eines der schönsten, reichsten Länder der Welt zu werden. Kein Jahrhundert würde verfließen, und der Peloponnes wäre die Niederlage und der Stapelplatz des levantischen Handels und herrschte wieder im Angesicht Ägyptens über die östliche Hälfte des Mittelmeeres. Jetzt sind die meisten Städte Ruinen und Zeugen barbarischer Kriege.

Die Stadt Koron, amphitheatralisch an ihrem prächtigen Golf hingelagert, wichtig durch ihre Lage am Eingang des Archipels und des adriatischen Meeres, zeigt noch Spuren vom Kriege von 1770.

Die grottenreiche Kette des taygetischen Gebirges steigt auf der anderen Seite des koronischen Golfs empor; ein Anblick wilder Größe, die höchsten Gipfel mit Schnee bedeckt und von Wolken umschwärmt. Dort ist die Zuflucht und die unbezwingbare Veste der Mainoten, der Enkel des spartanischen Volkes. Am Fuße des Taygetes, eine halbe Stunde von Mistra, liegen die traurigen Reste Sparta's, zum Theil durch Erdschutt und Regen verschwemmt. Einige Spitzen alten Gemäuers und eine verfallene Wasserleitung ragen noch über der Erde hervor. Sogar der einst mächtige Eurotas schleicht heutigen Tages wie ein geringer Bach durch die Ebene.

Patras, die nördlichste Stadt der Halbinsel, am Eingange des lepantischen Meerbusens, in der Nähe der jonischen Inseln, ist die bedeutendste von Morea. Sie hat gegen 30000 Einwohner. Zu den Produkten ihres Bodens gehören Korinthen, Wolle, Käse, Olivenöhl, gebrannte Wässer, Getreide, Gerste, Gummi Tragant, Seide, Korduan, Baumwolle u. s. w. Auch diese Stadt wird durch ein Schloß beherrscht, worin muselmännische Besatzung liegt.

„Wir reiseten," sagt unser Gewährsmann „an einem schönen Juny-Abend von Koron ab, um nach Philatrea, einem Städtchen am Fuße des arkadischen Gebirges, zu kommen. Es hatte den Tag geregnet; die Erde war erquickt; die Abendlüfte bewegten sanft das Haupt der Palmen und die schwebenden Schnüre von Weinlaub und Trauben, die von Baum zu Baum rankten, oder glitten wellenförmig über Dura's goldene Saaten, und über die erhabenen Stängel des Kalambrok, einer Ährenfrucht, dem holcus spicatus nicht unähnlich.

Einzelne Landleute, von ihrem Tagewerk heimkehrend, kamen uns mit ihren zweyrädrigen, mit Kraut beladenen Karren entgegen. Diese Karren haben in ihrer Form und durch die vollen Räder, Ähnlichkeit mit den hetruskischen. Sie wurden von Ochsen gezogen, deren Haupt mit Palmenzweigen oder einer bogenförmig gekrümmten Ruthe geschmückt waren, von der Netze und Troddeln von Wolle herabhingen. Diese guten Leute grüßten uns freundlich, und riefen uns ihr Kalli-Spera und Kalli-Nikto (guten Abend! gute Nacht!) fröhlich zu.

In der Nacht zogen wir an Modon, dem Methone der Alten, vorüber. Eben tönte von den hohen Minarets der Stundenruf der Muezzetins oder Wächter, welche Feuer und Licht zu bewahren mahnten. Durch die graue Dämmerung traten dunkel die hohen Stadtthürme mit ihren Schießscharten hervor.

Beym Sonnenaufgang fürchteten wir uns in den Gebüschen und Waldungen verirrt zu haben, als wir glücklicher Weise ein Lager nomadischer Moraiten erblickten. Einige Hunde verwehrten uns den Eingang des umzäunten Lagers. Auf ihr Anschlagen erschienen die Hirten, deren Gastfreundschaft wir forderten. Sogleich sprang einer von ihnen davon und brachte einen betagten Mann herbey, der uns in italienischer Sprache begrüßte und einführte. Während wir das Lager durchwanderten, bereitete man uns ein Mittagsmahl, dieses bestand aus Kuchen von Kalambrok, Ziegenmilch und aus einer Ziege, die an einen Stecken gespießt, dessen Enden auf zwey Steinen ruhten, gebraten worden war. Früchte und frischer Käse machten den Nachtisch.

Die Kraft unseres Weines machte den Alten heiter und zutraulich. Er hatte viele Reisen und Erfahrungen gemacht, und besonders während des russisch-türkischen Krieges i. J. 1770 harte Schicksale erduldet. Er erzählte uns die Ankunft der Eskadre des Grafen Orlow zu Vitolo an der Westküste von Maina, den Aufstand des Eingebornen, den Kampf gegen Agi-Isman-Bei, der mit einer Armee Albaneser und Türken herbeygeeilt war, und den unglücklichen Ausgang der Unternehmung.

Als der gastfreundliche Morait seine Erzählung geendet hatte, setzten wir unsere Reise nach Navarin fort. Umsonst hatten wir Bezahlung angebothen. Nur ein Musselintuch hatte er zum Andenken angenommen und vor unsern Augen um seine rothe Kappe gewunden. G. R. v. C***.

Über die Dresdner Kunstausstellung im August 1821.

(Fortsetzung.)

In dieser Hinsicht ist die andere Kopie von Carl Schmidt reiner gehalten und schöner gemahlt; auch hier ist das Kind gelungener als die Maria, doch darf man hier nicht so streng richten, da das Original selbst unvollendet ist, und es wahrscheinlich blieb, weil die eckige und gesuchte Stellung der Maria gewiß Raphaeln selbst nicht befriedigte und der naiven Wendung des lieblichen Kindes nicht entsprach.

Ganz furchtbar schlecht ist die danebenhängende Madonna von Grünler erfunden und gemahlt. Mit wahrem Schmerz sieht man diesen jungen Künstler, der als Miniaturmahler Hoffnungen gab, ganz untergehen im manierirten Wesen. Hier ist keine Spur von Styl, Natur, Zeichnung oder Kolorit mehr, alles verschwimmt im Nebeldunst affektirter Süßlichkeit. Nur durch strenges Studium nach der Antike und der Natur unter steter Leitung eines tüchtigen Lehrers wäre er noch zu retten.

Nicht ohne Wehmuth sieht man auch hier an einem ersten Versuch des jungen Wilhelm von Kügelgen, wie wenig der Geist und die Anmuth seines verewigten Vaters sich auf diesen Jüngling forterbten. Er wollte eine Maria darstellen, welche in einer Landschaft kniend mit dem Jesuskinde bethet. In der Art der Auffassung des Gegenstandes liegt wohl etwas Frommes, aber die Köpfe sind gemein, die ganz engen faltenlosen Gewänder der Maria sind unmahlerisch, ihr Fuß ist häßlich. Es ist sehr störend, bey dieser Darstellung ein Jesuskind von dieser Größe ganz unbekleidet zu sehen. Nur der Ton des landschaftlichen Hintergrundes hat etwas Gefälliges. Weit schneller würden Schüler die Mißgriffe ihrer Darstellungen bemerken, wenn sie Gegenstände

aus dem wirklichen Leben wählten, wo nicht Schwärmerey, sondern Natur ihr Führer wäre. Einzig die technische Behandlung von dem Körper des Kindes ist an diesem Bildchen zu loben.

Recht zur Erhohlung von all diesen Marien trete ich in das Nebenzimmer, welches den Arbeiten der Kunstschule bey der königl. Akademie gewidmet ist. Unter diesen Leistungen der jüngern Zöglinge findet man dießmahl ungemein viel brave und erfreuliche Zeichnungen, doch vor allem fühle ich mich angezogen durch die trefflichen Bildhauerarbeiten des jungen Carl Mächtig, eines Schülers unsers braven Prof. Pettrich. Äußerst edel und ausdrucksvoll ist der in Gyps geformte aufwärtsblickende Christuskopf, unaussprechlich reizend der kleine in Thon bossirte Amor; hier möchte man sagen, der geniale junge Künstler täuschte sich selbst, er glaubte einen Liebesgott zu bilden, es ist aber der Engel der kindlichsten Unschuld, welcher zufällig Amors Köcher fand und nun schüchtern einen Pfeil heraus zieht und nachsinnt, was mit dem Ding wohl anzufangen sey? Reines Gefühl für Schönheit und echtes Kunsttalent waltet hier; wie geübt dieser junge Künstler auch schon in der Bekämpfung des harten widerspänstigen Stoffes ist, zeigt die trefflich in Stein gearbeitete Arabeske von Asterblättern und Blumen. An dem schönen Geiste, der jetzt in der Plastik waltet, erhohlt man sich von den wunderlichen Irrsalen der Mahlerey.

Unter den Landschaften, die im mittlern Saal aufgestellt sind, zeichnet sich besonders eine von Ernst Öhme erfundene und in Öhl gemahlte sehr vortheilhaft aus. Es ist ein Klosterhof; tiefe winterliche Abenddämmerung ruht auf den hohen gothischen Hallen, wir sehen die offene Kirche mit dem hellen Schein der geweihten Kerzen auf dem Hochaltar, ihre spitzgewölbten Fenster schimmern von innen heraus im friedlichen Glanz, während Schneegestöber und Winterreif sie von außen umweht; dürr und schmucklos ist die Natur, still gehen die Mönche zur Kirche. Mit echter Genialität betritt dieser junge Künstler die Bahn, welche Friedrich zuerst eröffnete; dieß sehr gelungene Gemählde berechtigt zu den höchsten Erwartungen.

Arnold führte wieder ein großes Altargemählde aus, es stellt die Marter des heiligen Bartholomäus vor und ist weit vorzüglicher und besser ausgeführt, als seine vorjährigen Arbeiten. Es ist Gefühl und Charakter in der Gestalt des an einen Pfahl gebundenen Märtyrers, und der kalte teuflische Hohn, womit der eine der Henkersknechte sein Messer mit zögernder Grausamkeit auf die Brust des Heiligen richtet, so daß man im Geist schon die grausamste der Martern ahnen kann, ohne sie in greller empörender Wirklichkeit zu sehen, ist sehr richtig ausgedrückt, eben so wie die rohe Schadenfreude des andern, der seine Füße noch fesselt. Recht wohlthuend ist bey dem ganzen Bild der Lichtstrahl und die Glorie, wo Engel sich mit Krone und Palmen tröstend zu dem Märtyrer neigen.

Zwey Öhlgemählde von Eggers aus Rom sind ganz im Geschmack der byzantinischen Schule und haben in ihrer Art wahres Verdienst; es ist das Köpfchen einer heiligen Katharina und ein Ecce Homo, beyde auf Zierrathen und Strahlen von Gold gemahlt in jenem dunkeln bräunlichen Kolorit, wie es bey den neugriechischen Gemählden üblich ist. Die Behandlung ist zart und fleißig. Sehr lieblich ist jenes kleine Öhlgemählde, eigene Erfindung von Renner, Christus darstellend im Gespräch mit Martha und Maria. Die beyden Mädchen sind reizend dargestellt in schwesterlicher Ähnlichkeit und charakteristischer Verschiedenheit. Maria zu den Füßen des Heilandes sitzend, hängt schwärmerisch an seiner Rede, zarte Gewänder umhüllen die sinnige Jungfrau im mahlerischen Faltenwurf; leichtgeschürzt, mit dunkelm Gewand, im bloßen Arm den zierlichen Krug tragend, eilt die liebevoll geschäftige Martha herbey, eben so anmuthig in ihrem raschen Eifer, wie jene in ihrer stillen Andacht. Die Köpfe der um den Tisch sitzenden vier Apostel sind recht schön, weniger befriedigt die Gestalt des Heilandes. Möchte doch der talentvolle Künstler dieß Bildchen einst größer ausführen, ihm sind die Grazien hold, die jetzt ihre Gaben so selten spenden! — Wie sehr vermißt man sie bey jenem Öhlgemählde in Lebensgröße von Carl Peschel, Psychen darstellend, die einsam auf dem Felsen sitzt und zu welcher Zephyr aus den Wolken herabschaut. Hier ist alles gemahlt, nicht schlecht gerade, nicht ohne Schule, aber doch nur gemahlt,

wie es auf einem gewöhnlichen Theatervorhang auch seyn könnte, nicht gefühlt und gedacht!

Das große Gemählde von Aug. Schmidt, Abrahams Dankopfer darstellend für die Erhaltung des Sohnes, befriedigt auch wenig. Der Kopf des Greises ist das Beste daran, aber der Isaak ist doch gar zu schwach und ärmlich; neben dem mehr massiven als grandiosen, unermeßlichen Mantel Abrahams erscheint er allzu kleinlich.

Unter den Porträts zeichnet sich das Bild seiner Schwester als Kniestück gemahlt von Theodor Demiani, Schüler des Professor Hartmann, sehr vortheilhaft aus. Das reine, zart jugendliche Kolorit ist vortrefflich dargestellt, die Stellung ist edel und natürlich, es war sehr schwierig, das klare Blüthenweiß der Arme und Hände auf dem ganz weißen Gewand gehörig herauszuheben, doch es gelang trefflich; der Faltenwurf ist sehr schön, die Nebendinge sogar, wie der über der Stuhllehne hängende grüne Shawl und das niedlich geflochtene Arbeitskörbchen, sind mit löblichem Fleiß behandelt, das Ganze hat Haltung, Lieblichkeit und Harmonie.

Von den übrigen Porträts werde ich bey meinem nächsten Besuche sprechen. Jetzt nur noch ein Paar Worte über einige Tableaux de Genre. Hofmahler Kehrer aus Ballenstädt sendete uns wieder zwey Öhlgemählde von seiner Erfindung, die von recht viel Gefühl und Talent zeigen, nur möge sich der wackere Künstler ernstlich hüten, nicht in das Harte, Bunte, Geschminkte zu gerathen, mit Schmerz bemerkt man besonders an seinem kranken Antiochus, bey dessen Lager Stratonice vorbeygeht, indem der Arzt seinen Puls befühlt, wie gefährlich ihm diese Klippe ist, hieran scheitert wahre Kunst gänzlich. Viel besser, aber doch nicht ganz frey von diesen Fehlern, ist sein größeres Gemählde: Kolumbus auf der Insel Guanahani landend, oder: die Entdeckung von Amerika. Die mittlere Gruppe der eben ans Land gestiegenen Europäer ist mit Geist und Gefühl geordnet; stolz und freudig schreitet Kolumbus voran, während der Priester die Kreuzesfahne pflanzt und manche Seefahrer entzückt den langentbehrten Boden küssen, andere dankbar fromm ihre Hände erheben. Recht brav sind die neugierig staunenden Wilden dargestellt, die sich seitwärts nähern, so wie die Landschaft mit ihren Aloestauden und Palmen sehr gut ist. Nur der Kolumbus selbst hat etwas Theaterheldenmäßiges, was man um des übrigen braven Bildes willen verändert wünschte.

Nach langer Zeit erfreut uns der in diesem Fach so geschickte Kersting wieder durch eines seiner Werke. Es stellt den Abschied des Kriegers von seiner Familie vor. Das Ganze ist weich, duftig und in schöner Luftperspektive gehalten, die bey solchen Darstellungen von so großer Wirkung ist. Mit verhülltem Antlitz sitzt die thränenmüde Mutter am Tische, verweisend zeigt der Vater neben ihr auf die vor ihnen liegende Bibel, doch hat er selbst Mühe, die Zähren zu unterdrücken, sein Bruder steht betrachtend daneben; diese Gruppe ist sehr gut. Die Hauptgruppe in der Mitte bildet der Krieger, der in dunkler Uniform völlig reisefertig noch Abschied von der Gattinn nimmt, indem er mit der Rechten tröstend gen Himmel zeigt. Ich wünschte, diese Gestalt wäre schlanker und edler, besonders stört der kurze Hals; auch die Stellung der Gattinn ist nicht ausdrucksvoll genug, sie legt kosend Hand und Köpfchen auf sein Epaulet, seine linke Hand mit der ihren fassend, inniger umschlingt das liebende Weib den in Todesgefahr eilenden Gatten! Recht lieblich ist es aber, wie das kleine Töchterchen und der treue Hund sich noch wehmüthig bittend nahen, während im Hintergrund die Wärterinn das kleinste Kind fortträgt zu der einen Thüre hin und des Kriegers Diener den Mantelsack zur andern hinauszieht. Es ist Wahrheit und Leben in dem Ganzen, nur Schade, daß gerade die beyden Hauptfiguren am meisten zu wünschen lassen; doch sind sie einfach und natürlich, dieß versöhnt mit jedem Mangel.

(Die Fortsetzung in folgenden Blättern.)

Schauspiel.

Theater an der Wien, den 18. d. zum ersten Mahl: Die Grafen von Walmor, oder: Verbrechen aus Vaterliebe. Drama in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Frederic.

Der alte Graf Walmor wurde von seinem Verwandten Ruttweel ermordet; beyden waren fast zu gleicher Zeit zwey Söhne geboren worden, und der Mörder, um dem

seinigen den Besitz der ihm entzogenen Güter zu verschaffen, machte den Anschlag, die Knaben mit einander zu vertauschen, so daß der Erbe des Erschlagenen entfernt, und sein eigner Sohn unter dem Nahmen Eduard von Walmor, dessen Vormundschaft Ruttweel übernimmt, erzogen würde. Oldmann, ein alter Hausoffiziant, der, um den Sohn seines unglücklichen Herrn zu retten, die Ausführung des schändlichen Plans übernimmt, täuscht ihn aber, indem er während seiner Abwesenheit den rechtmäßigen Nachfolger unterschiebt. Ruttweel sendet in der Folge den Andern, ohne zu ahnen, daß es sein Kind ist, unter dem Nahmen Theobald, in die dem Schlosse nah gelegenen Bergwerke, wo er zu den härtesten Arbeiten bestimmt, unter grausamen Mißhandlungen ein qualvolles Leben führt und endlich die Flucht ergreift, um sich über das Meer zu retten. Unterwegs gelingt es ihm, dem jungen Grafen, der mit seinem Pferd von einem jähen Abhang in die Fluthen stürzt, das Leben zu erhalten, folgt ihm nach dem Schlosse und wird von ihm in Freyheit gesetzt. Eduard liebt die Tochter Oldmanns, und Ruttweel, der das Verhältniß zerstören will, sucht jene Beyden zu entfernen; seine Lage wird dadurch bedenklicher, und die Gefahr, von dem Mitwissenden verrathen zu werden, zeigt sich immer drohender. Außerdem hat der Aufseher in den Bergwerken durch zufälliges Lauschen die beabsichtigte Verwechslung, aber nicht den wahren Bestand der Dinge erfahren. Plötzlich wird Theobald überfallen und auf ein Schiff gebracht, um dort den Untergang zu finden. Zwischen Eduard, dem nun der Mörder seines Vaters bekannt geworden ist, und Ruttweel kommt es endlich zu einer Erklärung, worin dieser, zwischen Vaterliebe und Verzweiflung kämpfend, die wahre Triebfeder seines Verbrechens enthüllt, und den vermeintlichen Sohn, für den er diesen Fluch auf sein Gewissen lud, zur Rache auffordert. In dem Augenblick, da der erschütterte Jüngling sich in seine Arme wirft und ihm verzeiht, erscheint Oldmann mit der Nachricht, daß Theobald sein wahrer Sohn, und Eduard der rechtmäßige Erbe des Grafen Walmor ist. Von Entsetzen ergriffen, stürzt Ruttweel fort, sich selbst der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern; zu gleicher Zeit kehrt auch Theobald zurück, der seiner schrecklichen Bestimmung wunderbar entronnen ist, indem die Barke scheiterte, worauf er sich befand, und wird belohnt für unverdiente Leiden.

In der Anlage unterscheidet sich diese Rettungskomödie von andern ihrer Gattung dadurch, daß die Hand der Nemesis furchtbar in die Handlung greift. Der Vater überliefert seinen eigenen Sohn, um dessen willen er zum Mörder ward und einen zweyten Mord beschließt, den grausamsten Martern, selbst dem Tode; ganz gegen seine Absicht erhält er aber dem Sohne des Erschlagenen Leben und Güter, die er ihm rauben wollte, und erzieht ihn zum Nachfolger und Rächer seines unglücklichen Vaters. So weit läßt sich die Sache ziemlich ernsthaft an; allein in der Verwicklung und Entwicklung hat die zürnende Nemesis, der ebenfalls, wie es scheint, wider ihren Willen die Leitung der Begebenheiten aufgebürdet wurde, ermüdet von der undankbaren Arbeit, ihr Werk dem Zufall überlassen, der nun mit wetterlaunischer Willkühr darin hanthiert, Alles durch einander wirft, Tragisches und Komisches, wovon Eins das Andere vernichtet, und die kleinlichsten Mittel anwendet, um eine große Wirkung hervor zu bringen, die im Keime schon erstickt wird. Selbst die entscheidende Scene des dritten Aufzugs, wo Ruttweel das Äußerste anwendet, um Eduards Mitleid und Verzeihung zu gewinnen, spannt zwar die Aufmerksamkeit im Anfang, läßt sie jedoch bald wieder in Erschlaffung sinken, weil man mit den Verhältnissen beyder schon bekannt ist, und dieser in Zärtlichkeit sich krümmende Verbrecher, in dessen Herzen die Natur eine so verdrehte Sprache redet, uns von seiner Vaterliebe nicht wohl überzeugen kann. So wird diesem verhängnißvollen Drama nicht einmahl das Glück gewöhnlicher Rettungskomödien zu Theil; nicht aber dem dramatischen Rettungswesen läßt sich eigentlich die Schuld beymessen, sondern vielmehr dem Schicksal, das sich darein verwickelt hat, und mit dem nun einmahl kein Prozeß zu führen ist.

Die Darsteller der Hauptrollen gaben sich alle mögliche Mühe, den Erfolg zu sichern, gewannen aber nur einzelne Vortheile für sich selbst.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.